SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

NOV 1920 UNIV. OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

79. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Nr. 39

Die Segnungen des Parlamentarismus. Von Priscus . . . 329
Frankreich auf dem Sprung! 332
Zur rheinischen Frage. Von Linksrheiner 337
Das französisch-belgische Militärabkommen. Von Prof. K. Hampe . 340
Petljura und wir im Winter 1918/19. Von Major G. Frantz . 344
Die Seeschlacht. Von Graf Felix von Luckner 351
Der Bürger. Von Pandur 357
Offenherzigkeiten. Von Zibo, Mulay Hassan und Verrina . . . 358
Noch ein Kandidat — Dirnen und Lakaien — Was war, wird wieder sein, sonst war es nie gewesen
Drinnen und draußen 360
Zur Volksabstimmung in Kärnten — Auslandsdeutsche. Von Oskar Scholz
Bücherschau 364

Ausgegeben am 29. September 1920.

2.— Mark das Heft
4.— Mark das Doppelheft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

18.— Mark vierteljährlich

Grundbegriffe der Politik

Heft 1:

Kleines politisches Wörterbuch

Herausgegeben von **Dr. Max Hildebert Boehm**
101.—125. Tausend. Preis 1,50 M.

Das Buch bietet zuverlässiges Erklärungsmaterial, das im allgemeinen nur in umfangreichen Spezialwerken zerstreut liegt.

Heft 2:

Valuta und Staatsbankrott als soziales Problem

Von **Dr. Alexander Ringleb**
Preis 2,50 M.

Die Schicksalsfrage unserer nächsten Zukunft wird in dieser Schrift klar und ausführlich behandelt.

Heft 3:

Soldatenräte oder Vertrauensleute?

Ein Beitrag zum Aufbau unseres neuen Heeres
Von Hauptmann **Hans-Wilhelm Fell**
Preis 2,50 M.

Eine eindringliche Schilderung des unheilvollen Wirkens der Soldatenräte bei Durchführung der Revolution. Nur der folgerichtige Aufbau der Einrichtung und Aufgaben der Vertrauensleute als Auslese des Heeres kann uns wieder, wie der Verfasser überzeugend ausführt, ein neues, zuverlässiges Heer schaffen.

Heft 4:

Arbeitsgemeinschaft

Von **Otto Leibrock**
Preis: 7,00 M.

Die Rettung der deutschen Wirtschaft durch die Arbeitsgemeinschaften wird hier auf Grund ausgezeichneten Materials erschöpfend behandelt.

Demnächst erscheint:

Körperschaft und Gemeinwesen Von M. H. Boehm.
Auslanddeutschtum Von Moeller van den Bruck.

Die Sammlung wird fortgesetzt!

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Botscharow
der
Großkaufmann
Aus einer russischen Kleinstadt
M. 6.—
Durch jede Buchhandlung
K. F. Koehler
Abtlg. Grenzboten
Leipzig und Berlin

Unkeler Winzer-Verein
zu Unkel a. Rhein,
Bahn- u. Dampfschiffstation, empfiehlt naturreine und leicht verzuckerte **Rot- und Weißweine,** fass- und flaschenweise — Man verlange Preisliste.

Auskunft umsonst bei
Schwerhörigkeit
Ohrengeräusch., nerv. Ohrschmerz
über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln „Echo". Bequem u. unsichtbar zu tragen. Ärztl. empf. Glänz. Dankschreib.
Versandhaus Urania
München S 19. Waltherstraße 38.

Die alte Armee und ihre Verirrungen
Eine kritische Studie von Generalmajor G. v. Gleich
Zweite Auflage / Preis M. 4.
gebunden M. 6,50
K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Nierenleidende, Zuckerkranke
erhalten kostenlos belehrende Schrift von
Dr. Jul. Schäfer, Barmen 46.

Halle S. **Dr. Harang's Anstalt**
Vorbereitung zur Abit.- und Einj.-Prüfung, sowie für alle Schulklassen.

Technikum Hildburghausen
Programm frei
Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zitzmann.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Grenzboten

79. Jahrgang. Viertes Vierteljahr

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

79. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Berlin

K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten

1920

UNIV. OF
CALIFORNIA

AP30
G7
v.79:4

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1920. Viertes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär.

Aix-les-Bains, Von — bis Brüssel, von Menenius 40/41, 34
Amerikanischen Standpunktes, Zur Erläuterung des —, von Albert Weyde 40/41, 44
Athen und London, von Menenius . . . 49, 255
Außenpolitische Lage, Deutschlands —, von Prof. Dr. O. Hoetzsch 52, 317
Bürokraten-Briefe, von Unterstaatssekretär a. D. Frh. v. Falkenhausen 44/45, 46, 160; 47/48, 211; 49, 239; 50/51, 269 106
Danzig und Polen, Zum Staatsvertrag zwischen —, von Kammergerichtsrat Dr. Sontag 42/43, 68
Deutsche Einheit, Um die —, von einem preußischen Junker 50/51, 265
Deutschnationalen Volkspartei, Die Heerschau der —, von Prof. Karl Pflug . 44/45, 134
Elsaß-lothringische Lehre, Die —, von Max Hildebert Boehm 47/48, 185
England und Amerika, von Menenius 50/51, 301
Frankreich und die Lage in Europa, von Menenius 47/48, 220
Freiherr vom Stein, Der — als Erneuerer des berufsständischen Gedankens, von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski . . . 46, 165
Gedichte, von Pandur 40/41, 39; 42/43, 88; 44/45, 134; 46, 174; 47/48, 223; 49, 258; 50/51, 305
Genf und das koloniale Problem, von Gouverneur a. D. Hahl 44/45, 97
Grenzboten-Weihnachten, von Fritz Kern 52, 313
Grenzland Helgoland 44/45, 138
Großmächte, Die — und die Weltkrise, von Fr. v. Berthelsdorfer 50/51, 283
Innenpolitische Lage, Deutschlands, 1920, von Pfarrer Dr. C. B. Ritter . . . 52, 322
Italien und Deutschland, von Franz v. Stockhammern, Ministerialdirektor 42/43, 61
Kärnten, Die Bedeutung der Volksabstimmung in —, von Prof. Dr. Robert Sieger 44/45, 113
Marine, Gedanken über die deutsche — in Vergangenheit und Zukunft, von Vizeadmiral a. D. v. Trotha . . . 44/45, 100

Heft Seite

Offenherzigkeiten, von Mulay Hassan, Zibo und Berrina 40/41, 39; 42/43, 89; 44/45, 135; 46, 175; 47/48, 224; 49, 258; 50/51, 305
Ostbund, Deutscher 40/41, 41
Parteitag, Zum — der Deutschen Volkspartei von Ed. Stadtler 50/51, 301
Partikularismus und Preußentum, von Prof. Dr. W. M. Becker 40/41, 4
Reichswehr und Reichsheer, von Oberst Frhr. v. Kreß 52, 328
Ruhrgebiets, Die Besetzung des —, von Menenius 46, 171
Saargebiet, von A. Lillig 40/41, 13
Seeschlacht, Die —, von Graf Felix von Luckner 40/41, 28
Serben, Zur Psyche der —, von Dr. R. F. Kaindl 44/45, 138
Slowakei, Die Lage der Deutschen in der —, von Ludwig Stein 40/41, 42
Sozialdemokratie, Die Zersetzung der —, von M. H. Boehm 42/43, 83
Studentenschaft, Der Geist der deutschen —, von Prof. Dr. Fritz Hartung . . . 40/41, 1
Südafrikanischen Union, Parteipolitische Verhältnisse in der —, von Afrikanus 50/51, 273
Totengedächtnisfeier am deutschen Friedhof in Werschetz, von Viwa 49, 259
Ubootkrieges, Ein neues Beweisstück zur Rechtfertigung des —, von Waldeyer-Hartz 50/51, 287
Um Oberschlesien, von Legationsrat Frh. von Rheinbaben 49, 233
Verhandlungen und Tatsachen, von Großadmiral von Tirpitz 42/43, 49
Wehrmacht, Deutschlands —, von Oberst Frhr. v. Kreß 52, 313
Weihnachtsbetrachtungen eines deutschen Demokraten 52, 337
Wilson und der Friede, von Prof. Dr. Dietrich Schaefer 42/43, 55

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen.

Arbeiterbewegung, Die deutsche — in der Gegenwart, von P. Rüffer 40/41, 17

485433

	Heft	Seite
Deutschen Bücherei, Der Daseinskampf der — im deutschen Bibliothekswesen, von Dr. Hans Praesent	44/45,	117
Kaufmannsvolk, Wie ein — seinen Kredit vernichtet	42/43,	52
Kohlenfrage, Die neueste Entwicklung der — in den modernen Kulturstaaten, von Heinrich Göhring	40/41,	22
Massenbildung, von Dr. R. Schacht	46,	145
Schulgelder, Zur Erhöhung der — der höheren Schulen, von Prof. Dr. Ernst Heymann	42/43,	74
Technische Nothilfe, Die —, von F. Bg.	44/45,	140
Wasserländische Siedlung, Die —, von Hermann Bousset	49,	260
Wege des Wiederaufbaus, von Fr. Edler von Braun	46,	149
Wirtschaftliche Lage Deutschlands, Die — nach dem Friedensschluß, von Geh. Rat. Dr. Nieders	47/48,	188

Literatur, Kunst, Philosophie.

Drei deutsche Christgeschenke, von Hans Schimmelpfeng	52,	334
Gefährliche Literaturwissenschaft, von Hermann Mühlberg	50/51,	294
Gesellschaftsleben, Blicke in das —, zur Zeit der französischen Konsularregierung, von Dr. Willy Müller	47/48, 49, 243	216
Neue Werke von Rudolf Borchardt, von Hans Heinrich Schaeder	40/41,	33
Paris im Sommer 1920, von Otto Grautoff	44/45,	126
Roman der Gegenwart, Zum deutschen — von J. A. Fehlert	49,	247
Tonsetzerischen Schaffen, Zum — der Gegenwart, von Hans Joachim Moser	42/43,	80
Zwei alte Jenenser (Karl von Hase und Rudolf Eucken), von Prof. Dr. Joh. Werner	50/51,	291

Bücherbesprechung.

Ballhausen, Freiherr Luzius von —, Bismarck-Erinnerungen (F. Hartung)	42/43,	92
Behncke, Vizeadm. z. D., Unsere Marine im Weltkriege und ihr Zusammenbruch	52,	341
Bernhardi, Friedrich v. Vom Kriege der Zukunft	47/48,	228
Bismarck, Hedwig v., Erinnerungen aus dem Leben einer 95jährigen	52,	341
Bradshaw, Marion, The War and Religion	46,	177
Brockdorff Rantzau, Graf v., Dokumente	50/51	308
Danilewsky, Rußland und Europa	46,	177
Demangeon, A., Le Déclin De l'Europe	46,	177
Der Krieg zur See 1914—1918, herausgegeben vom Marine-Archiv	42/43,	93
Deutschösterreich, Bücher über — (Dr. G. Fittbogen)	46,	177
Dresdener Buch, Das —, 1920—1922, herausg von Max Rosenkranz	47/48,	230
Dubnow, S. M., Die neuste Geschichte des jüdischen Volkes	50/51,	308
Erzberger, Mathias, Erlebnisse im Weltkrieg	47/48,	228
Foerster, Oberstlt a. D. Wolfgang, Graf Schlieffen und der Weltkrieg	47/48,	227
v. François, Marneschlacht und Tannenberg	47/48,	227
Freytag-Loringhoven, Frh. von, Generalfeldmarschall Graf von Schlieffen	47/48,	226
Galliéni, Memoires, Défense de Paris	50/51,	308
Goltz, General Rüdiger von der. Meine Sendung in Finnland und im Baltikum	49,	262
Graßl, Dr. Josef, Deutschlands Wiedergeburt	46,	177
Japans, Das Problem, von Prof. Joh. Sauter	50/51,	307
Kämpfer, A. H., War Bismarck ein Genie oder nicht?	52,	341
Keynes, Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages	46,	176
Krauß, Alfred, Die Ursachen unserer Niederlage	47/48,	227
Lange, Hermann, Erinnerungen an den Alten und seinen Sachsenwald	52,	341
Langemann, Prof. Dr. Ludwig, Das Evangelium Jesu Christi . . ., Deutschlands Erniedrigung . . ., Auf dem Wege zum Abgrund	47/48,	228
Laubert, Manfred, Eduard Flottwell. Ein Abriß seines Lebens	47/48,	229
Lettow-Vorbeck, Heia Safari!	49,	261
Ludendorff, Denkwürdigkeiten	50/51,	308
Marcks, Erich, Ostdeutschland in der deutschen Geschichte	52,	341
Mohl, O. v., 50 Jahre Reichsdienst	52,	341
Müller-Loebnitz, Wilhelm, Der Wendepunkt des Weltkrieges	47/48,	227
Noske, Gustav, Von Kiel bis Kapp	47/48,	228
Platzhoff, Walther, Bismarcks Bündnispolitik	52,	340
Plehn, Hans, Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung	52,	340
Posadowsky, Graf von, Weltwende	50/51,	308
Schauwecker, Weltgericht	50/51,	308
Schmoller, G., Zwanzig Jahre deutscher Politik	50/51,	308
Scholz, Dr. Ludwig, Seelenleben der Soldaten an der Front	47/48,	228
Schoenfeld, Hans, Im Schatten Kleists (Charlotte Nicse)	42/43,	99
Sidow, Max, Die Stadt (H. H.)	49,	262
Stählin, Karl, Geschichte Elsaß-Lothringens	50/51	308
Struck, Dr. Georg, Kommentar zum Gesetz über eine Vermögensabgabe usw. (Dr. jur. Winter)	42/43,	92
Stülpnagel, O. v., Die Wahrheit über die deutschen Kriegsverbrechen	50/51,	309
Volz, Wilhelm, Im Dämmer des Rimba	50/51,	309
Wahl, Adalbert, Vom Bismarck der 70er Jahre	52,	340
Waibel, Leo, Urwald, Veld, Wüste	50/51,	309
Weltkrieg, Der — im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung	47/48,	226
Wolff, Major C. J., Kriegswolken im fernen Osten	50/51,	307

Mitarbeiterverzeichnis.

Afrikanus, Parteipolitische Verhältnisse in der Südafrikanischen Union	50/51,	273
Becker, Prof. Dr. W. M., Partikularismus und Preußentum	40/41,	4
Berthelsdorfer, Fr. v., Die Großmächte und die Weltkrise	50/51,	283
Bochm, M. H., Die Zersetzung der Sozialdemokratie	42/43,	83
—, Die elsaß-lothringische Lehre	47/48,	185
Bousset, Hermann, Die Wasserländische Siedlung	49,	260
Braun, Fr. Edler von, Wege des Wiederaufbaus	46,	149
Falkenhausen, Unterstaatssekretär a. D. Frh. v., Bürokraten-Briefe	44/45, 46, 160; 47/48, 211; 49, 239; 50/51,	106; 269
Fehlert, J. A., Zum deutschen Roman der Gegenwart	49,	247
Fittbogen, Dr. G., Bücher über Deutschösterreich	46,	177
Grautoff, Otto, Paris im Sommer 1920	44/45,	126
Hahl, Gouverneur a. D. Dr. Albert, Genf und das nationale Problem	44/45,	97
Hartung, Prof. Dr. Fritz, Der Geist der deutschen Studentenschaft	40/41,	1

Heft Seite

Hartung, F., „Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Freiherrn Lucius von Ballhausen“ 42/43, 92
Heymann, Prof. Dr. Ernst, Die Erhöhung des Schulgeldes der höheren Schulen 42/43, 74
Hoetzsch, O., Deutschlands außenpolitische Lage 1920 . . . . . 49, 262
H. H., „Die Stadt“, von Max Sidow . . 49, 262
Kaindl, Dr. R. F., Zur Psyche der Serben 44/45, 138
Kern, Fritz, Grenzboten-Weihnachten . . 52, 313
Kreß, Oberst Frhr. v., Reichswehr und Reichsheer 52, 328
Lilli, A., Saargebiet 40/41, 13
Menenius, Von Aix-les-Bains bis Brüssel 40/41, 34
—, Die Besetzung des Ruhrgebiets . . . 46, 171
—, Frankreich und die Lage in Europa 47/48, 220
—, Athen und London 49, 255
—, England und Amerika 50/51, 301
Meier, Dr. Hans Joachim, Zum tonsetzerischen Schaffen der Gegenwart . 42/43, 80
Mühlberg, Hermann, Gefährliche Literaturwissenschaft 50/51, 294
Mulay Hassan, Offenherzigkeiten . . 42/43, 89; 44/45, 135; 46, 175; 47/48, 224; 49, 258; 50/51, 305
Nieders, Geh. Rat Dr., Die wirtschaftliche Lage Deutschlands nach dem Friedensschluß 47/48, 188
Nicic, Charlotte, „Im Schatten Kleists“, von Hans Schoenfeld 42/43, 94
Pandur, Gedichte 40/41, 39; 42/43, 88; 44/45, 134; 46, 174; 47/48, 223; 49, 258; 50/51, 305
Pflug, Prof. Dr. Karl, Die Heerschau der Deutschnationalen Volkspartei . . . 44/45, 134
Praesent, Dr. Hans, Der Daseinskampf der Deutschen Bücherei im deutschen Bibliothekswesen 44/45, 117
Rheinbaben, Legationsrat Frh. von, Um Oberschlesien 49, 233
Rinn, Pfarrer Dr. C. B., Deutschlands innerpolitische Lage 1920 . . . . . 52, 322

Heft Seite

Rüffer, P., Die deutsche Arbeiterbewegung in der Gegenwart 40/41, 17
Schacht, Dr. H., Massenbildung 46, 145
Schaeder, Hans Heinrich, Neue Werke von Rudolf Borchardt 40/41, 33
Schaefer, Prof. Dr. Dietrich, Wilson und der Friede 42/43, 55
Schimmelpfeng, Hans, Drei deutsche Christgeschenke 52, 334
Sieger, Prof. Dr. Robert, Die Bedeutung der Volksabstimmung in Kärnten . 44/45, 113
Sontag, Kammergerichtsrat Dr., Zum Staatsvertrage zwischen Danzig und Polen 42/43, 68
Stadtler, Eduard, Zum Parteitag der Deutschen Volkspartei 50/51, 301
Stein, Ludwig, Die Lage der Deutschen in der Slowakei 40/41, 42
Stockhammern, Franz von, Ministerialdirektor, Italien und Deutschland . 42/43, 61
Tirpitz, Großadmiral von, Verhandlungen und Tatsachen 42/43, 49
Trotha, Vizeadmiral a. D. v., Gedanken über die deutsche Marine in Vergangenheit und Zukunft 44/45, 100
Verrina, Offenherzigkeiten 40/41, 40; 44/45, 137
Viva, Totengedächtnisfeier am deutschen Friedhof in Verschetz 49, 259
Waldeyer-Hartz, Ein neues Beweisstück zur Rechtfertigung des Ubootkrieges 50/51, 287
Wehde, Albert, Zur Erläuterung des amerikanischen Standpunktes . . . 40/41, 44
Werner, Prof. Dr. Joh., Zwei alte Jenenser (Karl von Hase und Rudolf Eucken) 50/51, 291
Winter, Dr. jur., „Kommentar zum Gesetz über eine Kriegsabgabe usw.“, von Dr. Georg Strutz
Zibo, Offenherzigkeiten 40/41, 39; 42/43, 91; 47/48, 226

Der Geiſt der deutſchen Studentenſchaft

Von Profeſſor Dr. Fritz Hartung

In den Blättern der Parteien, die ſich bis zu den letzten Reichstagswahlen ſtolz die Mehrheitsparteien nannten, dann freilich die Wandelbarkeit der Volksgunſt erkennen mußten, macht ſich ſeit langem eine auffallende Feindſeligkeit gegen den Geiſt der deutſchen Studentenſchaft bemerkbar. Die Frankfurter Zeitung, die mit aller Unduldſamkeit, wie wir ſie bei Sekten gewöhnt ſind, die wahre Demokratie zu verfechten vorgibt, hat ſich ſogar zu der Behauptung verſtiegen, „daß die Art und Weiſe, wie gerade ein großer Teil der akademiſchen Jugend ſich in den Rahmen des neuen Deutſchlands einordnet, mit zu dem Niederſchmetterndſten und Beſchämendſten gehört, was dieſe Zeit, die auch reich an Schönem ſein könnte, zu bieten hat“ (2. Juni 1920, Abendblatt). Wenn ſchon bürgerliche Kreiſe ſo urteilen, dann iſt es kein Wunder, daß die proletariſchen Maſſen der Großſtädte von blindem Haß gegen die Studenten erfüllt ſind. Wird doch keine Gelegenheit verſäumt, im Parteiintereſſe dieſen Haß immer wieder zu ſchüren. Die Marburger Studenten werden als feige Mörder harmloſer Arbeiter verſchrien, ohne Rückſicht darauf, daß noch gar kein endgültiges Urteil vorliegt. Was aber unſere Studenten in den Kämpfen der Märztage von einer verhetzten Bevölkerung zu leiden gehabt haben, davon ſpricht kein Menſch, erfährt die Öffentlichkeit überhaupt nichts. Auf Dank dafür, daß ſie mit Aufopferung des Lebens — hier in Halle, wo die Unruhen bekanntlich erſt mehrere Tage nach dem Sturz der Kappregierung ausgebrochen ſind, haben 13 Studenten das Leben verloren — für Ruhe und Ordnung, für die Regierung Bauers eingetreten ſind, haben ſie erſt recht nicht zu rechnen.

Selbſtverſtändlich ſoll hier keineswegs der Verſuch gemacht werden, das deutſche Studententum der Gegenwart als Idealgeſtalt zu preiſen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es die rechte Form gegenüber der neuen Zeit noch nicht gefunden hat. Daß das Verbindungsweſen mit Couleur und Beſtimmungsmenſur wie ein Anachronismus auf uns wirkt, daß der offizielle Werktagsfrühſchoppen einen ſchreienden Widerſpruch gegen die Forderung der

Arbeit angesichts unserer heutigen Not bedeutet, das habe ich schon vor einiger Zeit in Nr. 21 der Grenzboten hervorgehoben. Gewiß handelt es sich dabei nur um eine kleine Minderheit der Studierenden. Aber auch gegenüber der fleißig arbeitenden Mehrheit steigen Bedenken auf, ob sie sich nicht unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse allzu einseitig auf das Fach- und Brotstudium verlege und die auf der Universität gebotene Möglichkeit allgemeiner Bildung und geistiger Stellungnahme zu den Problemen des Lebens darüber vernachlässige. Zeigt doch auch die politische Betätigung der Studenten eine gewisse Unreife, die durch entsprechende Entgleisungen der proletarischen Jugend nicht genügend entschuldigt wird, weil wir an die gebildeten Schichten eben größere Anforderungen stellen müssen.

Aber wenn die überwiegende Mehrheit der Studentenschaft dem neuen Deutschland in seiner bisherigen Erscheinungsform ablehnend gegenübersteht, so liegt die Schuld nicht an ihr, sondern an der geistigen Armut der Partei, die im neuen Deutschland den Ton angegeben hat, der Sozialdemokratie. Für diese Armut Beweise zu erbringen, ist überflüssig angesichts der Tatsache, daß die Mehrheitssozialdemokratie es in den anderthalb Jahren ihrer Vorherrschaft nicht vermocht hat, das Kernstück ihres Programms, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, der Lösung auch nur näher zu bringen. Noch niemals hat der Kapitalismus so schrankenlos, so brutal, so bar aller Rücksichten auf das Gesamtinteresse geherrscht wie in dem letzten Jahre der sozialistischen Zwangswirtschaft; man braucht nur die offen in Gestalt von Dividenden und Bonus zutage tretenden Gewinne der großen Kohlenwerke und Papierfabriken sich anzusehen und sie zu vergleichen mit der Not, unter der alle auf diese Stoffe angewiesenen Betriebe leiden. Andererseits sind die bereits sozialisierten Betriebe wie Post und Eisenbahn bis zum vollständigen Bankrott heruntergewirtschaftet und werden, statt der Allgemeinheit Gewinne abzuwerfen, auf Kosten der Steuerzahler aufrechterhalten. Selbstverständlich wird man die Schwierigkeiten der Übergangsperiode mit zu berücksichtigen haben. Aber nicht daran ist die sozialdemokratische Partei gescheitert, sondern an ihrem Unvermögen, die Aufgaben der heutigen Zeit geistig zu bewältigen. Darum hat sie sich auch selbst das deutlichste Armutszeugnis ausgestellt, indem sie nach den Wahlen auf jede Mitarbeit an der Regierung verzichtet und sich in den Schmollwinkel zurückgezogen hat, um hier auf das große Wunder zu warten, durch das der Zukunftsstaat doch noch gebracht werden soll.

Nicht besser steht es mit den Unabhängigen. Auch sie würden, sobald sie zur Regierung gelangt wären, erfahren, daß sie nur zerstören, nicht aufbauen können. Denn der Sozialismus des Klassenkampfs, den sie vertreten, ist etwas schlechthin Negatives, das auch durch die Umkehrung der Machtverhältnisse nicht positiv schöpferisch werden kann. Er verneint die wahrhaft soziale Idee der Gemeinschaft zugunsten der Bereicherung einer einzelnen Klasse. Und gerade diese Negation ist es, die die Studenten, d. h. die geistig entwickeltsten Kreise der deutschen Jugend, abstößt. Von kapitalistischen Interessen ist bei der überwiegenden Mehrheit unserer Studenten so wenig die Rede, daß heute vielmehr häufig bittere Not herrscht. Sie stammen eben in der Regel aus den wenig begüterten Kreisen des Mittelstandes, die dem Tanz ums goldene Kalb

immer fern geblieben sind, weil sie das Ziel des Lebens nicht im Gelderwerb, sondern im Dienst für ein Höheres und Allgemeineres, in der Hingabe an eine Idee gesehen haben. Dieser Idealismus ist auch heute noch lebendig, geprüft und gestählt in langen, harten Kriegsjahren; und er wehrt sich begreiflich gegen die Herabziehung der Idee des Vaterlandes, für das unsere Jugend gekämpft und gelitten hat, sowie gegen die Erdrückung alles geistigen Lebens und Strebens durch den platten Materialismus unserer Zeit der Schieber und der Streiks.

Daraus erklärt sich der Gegensatz zwischen Studententum auf der einen Seite, dem sogenannten neuen Deutschland auf der andern Seite. Er ist, wie gesagt, nicht wirtschaftlicher Natur, denn das heutige Proletariat braucht keinen Studenten, überhaupt keinen geistigen Arbeiter mehr wegen seines bequemeren Daseins zu beneiden, sondern er ist geistlich-sittlicher Natur. Die alten staatlichen Autoritäten, die es lange Zeit in Furcht und Schranken gehalten haben, hat das Proletariat zerstört. Nun sollen auch die geistigen Autoritäten an die Reihe kommen. Und dagegen wehrt sich die akademische Jugend, und mit Recht. Mit der neuen Staatsform kann sie sich und wird sie sich abfinden. Aber nimmer kann und darf sie das aufgeben, was nach Goethes tiefem Wort niemand mit auf die Welt bringt und worauf doch alles ankommt, „damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei", die Ehrfurcht, die gleich weit entfernt von blinder Furcht und Unterwerfung wie von zügelloser Freiheit und Unordnung, dem einzelnen Ziel, Maß und Würde verleiht.

Das befreit natürlich die Studentenschaft nicht von der Pflicht, sich das Verständnis für die Aufgaben der neuen Zeit ernsthaft zu erarbeiten. Nicht alles, woran wir geglaubt haben, hat die Feuerprobe des Krieges bestanden. Es wäre töricht, die neuen Kräfte zu ignorieren, die heute Berücksichtigung erheischen und verdienen. Aber gerade von geistig geschulten Leuten sollte man nicht verlangen, daß sie von heute auf morgen blindlings umlernen. Sie haben das Recht und die Pflicht, ihr bisheriges Urteil methodisch zu prüfen und das Neue kritisch zu durchdenken. Wenn die stärksten Parteien des heutigen Deutschlands, die doch nur einen Teil der Jugend von gestern und vorgestern darstellen, mit der geistigen Jugend von heute nichts anzufangen wissen, so ist das ein Vorwurf für sie, nicht für diese. Der Weg für die einzelnen Studenten wie für die Universitäten im ganzen wäre bequemer, wenn sie sich auf den beliebten Boden der Tatsachen stellen und der stärksten Macht fügen würden, die ihnen allerhand Steine in den Weg legen kann und anscheinend auch will. Schon einmal haben die deutschen Studenten und die deutschen Hochschulen die Ungunst der staatlichen Machthaber, kleinliche Schikane wie gehässige Verfolgung, zu erdulden gehabt. Aber diese Jahre der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenverfolgungen sind trotz aller Not, die sie für die einzelnen — es sei nur an Fritz Reuter erinnert — die größte Zeit der deutschen Universitäten gewesen. Sie haben damals nicht allein in vielen Wissenschaftszweigen Glänzendes geleistet, sondern sind zugleich auch die geistigen Führer des deutschen Volkes gewesen. Die politische Befreiung des Jahres 1848, auf die sich unsere Demokratie so gern beruft, und die politische Einigung des Jahres 1870/71, in der aller heutigen Kritik ungeachtet die unbefangene Geschichtsforschung stets einen Höhepunkt der deutschen Geschichte erblicken wird, sind ohne die geistige Arbeit jener Jahre

nicht denkbar. Wer geſchichtliche Kräfte zu würdigen weiß, ſollte ſich darum hüten, die geiſtigen Schichten des heutigen Deutſchlands zu verketzern und zu verfolgen, ſondern ſollte ſich bemühen, ſie beim Neubau des deutſchen Staates nutzbar zu machen. Denn ſie hegen das koſtbare Erbe der Vergangenheit, das eine unentbehrliche Vorausſetzung der Geſundung unſeres Volkes iſt: den Gedanken der ſelbſtloſen Hingabe an die Gemeinſchaft, des Dienſtes um der Sache, nicht um des perſönlichen Vorteils willen.

Partikularismus und Preußentum

Von Profeſſor Dr. Wilhelm Martin Becker

Die Löſungen politiſcher Probleme ſind nie reine Löſungen. Die Forderungen vorgefaßter Programme ſcheitern an den Tatſachen. Keine Partei iſt imſtande, alle ihre Forderungen rein zu verwirklichen, und je fanatiſcher ſie vertreten werden, deſto mehr iſt man zu dem Schluß genötigt, daß die Führer der Partei nicht zu ſtaatsmänniſcher Leiſtung befähigt ſind. Auch die Löſungen des deutſchen Problems von Partikularismus und Geſamtſtaat ſind von je angefochten worden. Und ſeitdem es in dieſen Tagen wieder in neuen Formen und mit neuen extremen Forderungen an das deutſche Volk herantritt, wird wohl aus der Abſchätzung der beiderſeitigen Kräfte wieder ein Kompromiß zu erwarten ſein, in deſſen Schaffung ſich die von beiden Seiten her eingeſetzten Kräfte aufbrauchen, das aber den Parteien nicht Genüge tut.

Im Kriege ſchien der Partikularismus verſchwunden zu ſein. Es galt die Rettung des Gemeinſamen, das alles Partikulare umſchloß.

Heute ſteht es anders. Weiten Kreiſen ſcheint heute die Bedrohung nicht nur von außen, ſondern auch von innen zu kommen. Die Vereinheitlichungsbeſtrebungen des neuen Regimes bedrohen den Reſt des gewohnten Sondertums der Landſchaften, und ſelbſt im Elend des verlorenen Krieges bringt der Deutſche zur Verteidigung dieſer letzten individualiſtiſchen Hochburg noch Kräfte auf, die von den neuen Männern der Regierung nicht geahnt wurden. Wir dürfen alſo objektiv feſtſtellen, daß wir es hier mit einer vorläufig unausrottbaren Macht zu tun haben; ein Staatsmann würde dem Rechnung tragen. Bismarck hat das getan, entſprechend der zu ſeiner Zeit mit noch ſtärkeren Kräften in die Rechnung einzuſetzenden Sonderung. Er hat das Maß gefunden, das dem damaligen Zuſtande entſprach. Heute gilt es ein anderes Maß zu finden. Der Partikularismus iſt ſchwächer geworden, aber er darf nicht vernachläſſigt werden bei der Aufſtellung der Formel für die ſtaatliche Fügung im neuen Deutſchland.

Überhaupt ſehen wir den Partikularismus heute in anderer Verteidigungsſtellung als früher. Der Kampf gegen den Unitarismus in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war gleichzeitig ein Kampf gegen das Preußentum. Auch dieſer Begriff hatte damals bereits ſeinen Inhalt gewechſelt. Erſt ſeitdem das dem

Süden besonders unsympathische Kalt-Absolutistische aus ihm geschwunden war, seitdem Preußen sich zwar stark und gelegentlich rücksichtslos, aber nicht verschlossen gegen die liberalen Wünsche der deutschen Gebildeten gezeigt hatte, waren die moralischen Eroberungen im Süden stark genug, um im Nationalverein eine Grundlage für den Anschluß an den Führerstaat zu schaffen.

Heute sind es zum großen Teile dieselben Schichten, die damals der Einigung durch die preußische Führung zujauchzten, die dem Einheitsstaat Widerstand leisten. Die Front steht nicht mehr gegen das Preußentum, sondern gegen einen sogar mit starkem süddeutschen Einschlag versehenen Unitarismus, der nicht mehr von einem Staat ausgeht, sondern von einer Klasse oder Partei. Der preußische Einzelstaat hatte Verständnis für die Sonderungen, denn er beruhte selbst auf einer solchen. Die heutigen Bestrebungen auf Vereinheitlichung des Reiches dagegen sind keine organischen, sondern mechanische, auf der Gleichsetzung jedes Menschen mit jedem anderen beruhende Versuche, wie wir sie auch im Gefolge der französischen Revolution finden. Revolutionen haben eben das Bedürfnis, die Erinnerung an historisch Gewordenes zu verdrängen. Aber wie man in der deutschen Revolution von 1918 vergebens die dem Deutschen gemäße politische Idee sucht — die Demokratisierung und Parlamentarisierung des Staatswesens sind keine solchen und gingen ihr zudem schon voraus —, aber nur teils französische, teils russische Schemata findet, so ist auch die Ausrottung der gewachsenen Staatsindividualitäten, mit denen sich tausenderlei Sonderleben verknüpft, oder ihre Verwandlung in bloße Verwaltungseinheiten dem deutschen Wesen nicht gemäß.

Doch mit dieser Verschiebung des Problems ist die preußische Frage wohl zurückgedrängt, aber nicht aufgehoben. Auch bei geschwächten Einzelstaaten stellt die Zusammenballung des norddeutschen Großstaates noch eine Macht vor, die durch ihr bloßes Schwergewicht die Staats- und Stammesindividualitäten vornehmlich des Südens bedrängt. Preußentum und außerpreußisches Sondertum werden sich auch im neuen Reich, sofern es nicht ganz zum Einheitsstaat wird, auseinandersetzen müssen. Noch ist Preußen als Staatsnation nicht in Deutschland aufgegangen, und die Versuche, das Schwergewicht auf autonome Provinzen zu verteilen, sind noch in ihren Anfängen.

Wenn in einer Frage, so ruft in der Schicksalsfrage vom Verhältnis der Teile zum Ganzen unsere Zeit nach einem Staatsmann, wie er unserem Volke vor sechzig Jahren geschenkt war. Zur Klärung der Anschauungen aber kann es nur dienen, wenn wir unter diesem Gesichtspunkt einen Blick auf die deutsche Krise im Jahrzehnt der Einigungskriege werfen, wo die Frage nach Partikularismus und Preußentum zur Entscheidung stand, und wo eine Fehllösung zugunsten des ersteren noch vielfach mit Leidenschaft erstrebt wurde. Wir sehen den Typus des partikularistischen Staatsmannes jener Zeit in dem hessischen Minister von Dalwigk.

Ich habe vor fünf Jahren in diesen Blättern schon einmal auf ihn als den „letzten Rheinbundminister" hingewiesen (Grenzboten 1915 III. Seite 199—208). Heute ist mein Wunsch, daß die Archive ihre Aufklärungen herausgeben möchten, zum großen Teil erfüllt worden. Es war dem Frankfurter Privatdozenten Wilhelm Schüßler vergönnt, die Tagebücher Dalwigks und mit ihnen eine große Zahl bisher

unbekannter Aktenstücke über jene Zeit der Öffentlichkeit zu übergeben *) und dadurch Persönlichkeiten und Verhältnisse mit hellem Licht zu übergießen, die bisher nur unklar und schattenhaft erkannt werden konnten. Aus der neuen Geschichtsquelle werden die folgenden Ausführungen schöpfen.

* * *

In jedem Staatsmann, der einer ist, liegt das konservative und das fortschrittliche Element. Er sieht eine Entwicklung sich vollziehen, die in dem Tempo oder in der eingeschlagenen Richtung das Wohl oder das Bestehen seines Staates bedroht, und er wirft sich ihr entgegen oder lenkt sie ab. Oder er sieht eine Möglichkeit, seinen Staat zu höherer Blüte, größerer Bedeutung zu heben und fördert, stärkt und beschleunigt den Lauf nach diesem Ziel. Er sieht seine höchste Aufgabe in der Erhaltung des Staates, aber nicht des so beschaffenen. Darum wird ein Staatsmann in einem Zeitalter, das mit revolutionärem Stoffe geladen ist, sich nicht im Bedauern über die Gefahr erschöpfen. Er weiß, daß auch die explosiven Stoffe in der Technik zu aufbauenden Zwecken verwendet werden können.

Ein solcher Staatsmann war Bismarck, und ein solcher Staatsmann war Dalwigk nicht.

Der staatliche Zustand, den beide bei ihrem Auftreten vorfanden, entsprach in keiner Weise den Ansprüchen, die ein großes Volk, und sei es auch noch so unpolitisch, an seine äußere Form stellen mußte, wollte es auch nur seine Existenz bewahren innerhalb der geographisch gegebenen Verhältnisse. Zwei anspruchsvolle Großstaaten mit außerdeutschen Aspirationen und ein Bündel Mittel- und Kleinstaaten, eifersüchtig auf ihren Rechten bestehend und mit der Fiktion der Gleichberechtigung aller, in eine Art Bund vereint, den nichts band als die Führertendenzen der Großen. Die kleinen Staaten hatten nichts zu fürchten als die durch das Gesetz der Massenanziehung und des nationalen Instinktes gegebene notwendige Weiterentwicklung der Dinge. Darum ist diese Entwicklung ihnen, ist sie Dalwigk revolutionär. Deshalb schwärmt er für die Heilige Allianz, diese Bremsvorrichtung für politisches Fortschreiten, und seufzt mit dem Zaren gemeinsam über den Untergang dieser großen Idee der Erhaltung von Recht und Legitimität, vergessend, daß diese Legitimität für einen großen Teil von Hessen-Darmstadt auf den höchst illegitimen Ereignissen der Jahre 1802 bis 1816 beruhte. Darum ist ihm jeder Versuch, aus der Stickluft der Bureaukratenherrschaft herauszukommen, eine Auflehnung gegen die Ordnung, ein Beginn des Kampfes gegen die Grundsätze von Recht, von Treue und Ehre, eines Zwiespaltes, der ganz Europa beunruhigt, und dessen Heer in Deutschland der Nationalverein, dessen Feldherren die „revolutionären" Fürsten von Preußen, Koburg und Baden sind.

Man mißverstehe mich nicht: Auch ich halte es mit Dalwigk für ein Mißgeschick, daß die Einigung Deutschlands in so hohem Maße sich als eine Aufsaugung der besten Kräfte durch das große Preußen gestalten mußte. Es war aber ein Un-

*) Die Tagebücher des Freiherrn Reinhard v. Dalwigk zu Lichtenfels aus den Jahren 1860 bis 1871 (= Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrh. Herausg. v. der Historischen Kommission bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften, Bd. 2). Stuttgart und Berlin 1920, Deutsche Verlagsanstalt.

glück, dessen Ursprünge schon Jahrhunderte zurücklagen und zum Teil überhaupt nicht in den Ereignissen, sondern im Charakter der Deutschen zu suchen sind. In der besprochenen Zeit war es zu spät, zurückzutreten. Wir befinden uns in der Periode des werdenden Imperialismus. Der erste Anlauf durch Napoleon I. war mißglückt. Er hatte in Deutschland die Verhältnisse vereinfacht, aber nicht so weit, daß der deutschen Nation der Panzer, mit dem jedes Volk sich in der Periode des rücksichtslosen Ausgreifens der Großstaaten umgeben mußte, von selbst gebildet hätte. Der politische Instinkt war aber in einem Teil des Volkes doch schon so weit erwacht, daß er den staatlichen Zusammenschluß zur Einheit als Lebensfrage empfand und danach handelte. Dieser Instinkt fand zu seiner Durchsetzung die schwersten Hindernisse nicht im Ausland — heute würde dies so sein —, sondern in der Rückständigkeit partikularer Staatsauffassungen. Er erwies sich als nicht stark genug, diese Hindernisse zu überwinden. Das zeigte die Paulskirche. Das Streben des Nationalvereins, die Kraft des preußischen Partikularismus in den Dienst des Einheitsstrebens zu stellen, stellt sich unter diesem Gesichtspunkt als Resignation dar. Das großdeutsche Ziel war unerreichbar geworden. Aber unhaltbar unter allen Umständen war die Konservierung der kleinstaatlichen Souveränität auf Kosten der nationalen Selbständigkeit.

Der Staatsmann nimmt das Gegebene, auch wenn es ein Unglück ist, und sucht das Beste daraus zu machen. Bismarck sah in der Schaffung Kleindeutschlands ein großes Ziel vor sich, und ihm durfte sie sich verschmelzen mit der Schaffung Großpreußens. Aber für Dalwigk war er darum ein Spieler, der ein anvertrautes Vermögen auf eine Karte setzt, weil der Bloßkonservative sich nicht vorstellen kann, daß ein so zustande Gekommenes Bestand habe. Warum? Weil er die lebendigen Kräfte des Zusammenstrebens nicht begreift, obgleich er sie täglich vor Augen hat und oft sorgenvolle Stunden durch sie. Gegen solche Kräfte kämpft er mit allen Mitteln, er verschmäht auch die kleinlichen nicht. Bismarck erkennt er früh als seinen Gegenpol, er ist ihm der Revolutionäre Oberster, und er braucht sich nicht vor Attentaten zu fürchten. Die Revolution, die in ihm ihr bestes Werkzeug hat, wird sich doch hüten, es zu zerstören!

Es ist eine Weltanschauung, ein Glaube, den er mit Inbrunst überall kundtut; sein Bekenntnis hat er bereits im Januar 1861 für die Großherzogin Mathilde zu ihrer politischen Orientierung niedergeschrieben. Preußen ist die Revolution, Kampf gegen die deutsche Vormacht ist mit allen Mitteln geboten.

Das ist Dalwigks Verhängnis, daß er seine Kraft auf das Negative gesetzt findet, daß ihm keine positiven Ziele sich bieten, oder doch: daß die positiven Ziele, die er sich setzt, gegenüber denen seines Feindes wie ärmliche Laternchen gegenüber einem leuchtenden Fanal sich ausnehmen; und was noch schlimmer ist, daß es nicht autonome Ziele sind, sondern in wachsendem Maße dem Ressentiment entsprungene. Und dabei ist Dalwigk doch unter den deutschen Staatslenkern seiner Zeit gewiß einer der ersten, nicht nur an Klugheit und Gewandtheit, sondern auch an Verbindungen, die ihm seine persönliche Liebenswürdigkeit bot, wozu dann noch die verwandtschaftlichen Beziehungen seines Hofes zu Rußland treten und die alte westlich gerichtete Rheinbundstradition in Hessen, deren Hauptvertreter Prinz Emil noch lange genug in die Ministerjahre Dalwigks hineinreicht, um jene Erinnerung an den Korsen auf dessen kleineren Neffen zu übertragen.

Hier liegt die Tragik, die man dem Kampfe Dalwigks gegen Bismarck nicht absprechen kann: er streitet mit ungemeiner Kraft und mit großem Geschick um eine Sache, die ein größerer Staatsmann von vornherein als verloren ansehen mußte.

* * *

Die strategische Defensive, in die sich Dalwigk bei seinem Kampf gegen die Bestrebungen des Nationalvereins gedrängt sah — obgleich er taktisch mit Offensivstößen arbeitet —, gibt der hessischen Politik vor dem Bruderkrieg von 1866 die Signatur. Es ist auch für heutige Politiker lehrreich, daß er seine bloß konservative Stellung einer wachsenden Volksbewegung gegenüber als schlecht gewählt empfand. In dem von Dalwigk redigierten Promemoria über die Beustschen Bundesreformvorschläge von 1861 wird es offen ausgesprochen, daß man den kleindeutschen Bestrebungen kein positives großdeutsches Programm entgegenzusetzen hat. „Man muß eine bestimmte Lösung der deutschen Frage in Aussicht stellen, wenn man das Volk nicht glauben machen will, daß es nur eine solche Lösung, und zwar die vom Nationalverein empfohlene, gebe." Aber die von Dalwigk vorgeschlagene Lösung durch eine Bundesreform war, abgesehen von der Unmöglichkeit, sämtliche Regierungen dafür zu gewinnen, eine Künstelei, die niemals auf Popularität rechnen konnte. Besonders gilt das von dem Schwerpunkt seiner Reformvorschläge, dem Turnus im Bundespräsidium zwischen Österreich, Preußen und einer von den übrigen Staaten zu bestimmenden Regierung, also der Verewigung der Triaspolitik in Deutschland. Und seitdem die „revolutionäre Partei" deutsche Fürsten an ihrer Spitze wußte, war sie mit solchen Mittelchen nicht mehr zu überwinden. Dalwigk überschätzte die Bedeutung des formalen Rechtes gegenüber dem natürlichen Recht nationalen Fühlens. Daß er sich von Ministerkonferenzen, von Bundestagsanträgen, von strafrechtlichem Vorgehen gegen die Umsturzpartei des Nationalvereins, ja von Einschüchterung der einzelnen Wähler zum Darmstädter Landtag Erfolg versprach gegen eine immer breiter werdende Volksbewegung, zeigt uns, wie wenig der aus der vormärzlichen Zeit stammende Minister den Druck ermessen konnte, den eine Überzeugung der breiten Masse auf alle Hindernisse ausübt.

Die Lage rechtfertigt einen Vergleich mit den Zeiten des Sozialistengesetzes. Aber während Bismarcks glänzende Außenpolitik die Fehllösungen innerer Probleme in den Hintergrund treten ließ, hat Dalwigk gerade auf dem auswärtigen Gebiet dadurch, daß er Frankreich, Rußland, gelegentlich auch England, mit innerdeutschen Fragen befaßte, der werdenden Autonomie des deutschen Volkes aufs schwerste geschadet. Dalwigk hat dafür keinen Sinn; für ihn ist, wo es gegen Mächte des Umsturzes einzuschreiten gilt, die Solidarität der deutschen und außerdeutschen gutgesinnten Regierungen das Selbstverständliche. Duldung der Nationalvereinsbestrebungen, ja l.berale Regierung, ist für ihn gleichbedeutend mit Unterstützung des revolutionären Prinzips. Nirgend hat Dalwigk diese Auffassung so energisch zu vertreten Gelegenheit gehabt als bei dem Besuche, den er dem König Wilhelm nach dem Beckerschen Mordanschlag im Juli 1861 machte, einem der merkwürdigsten Auftritte, von denen das Tagebuch berichtet.

Bei der Schwäche seiner eigenen Verteidigungsstellung richtet Dalwigk seinen Blick immer häufiger auf Frankreich, dem das Aufsteigen Preußens nicht gleichgültig

sein kann, und dessen Mißtrauen gegen Preußen der hessische Minister jederzeit zu verstärken sucht. Der Öffentlichkeit blieb dieses Zusammenspiel nicht verborgen; bald wurde im Rheinland der Gedanke herumgetragen, wer dem Nationalverein fernbleibe, bringe sich in den Verdacht französischer Sympathien.

Das Zusammengehen Österreichs mit Preußen 1864 war eine große Enttäuschung für Dalwigk; längere Zeit betrachtet er die Wiener Politik mit äußerstem Mißtrauen, sucht Eindruck zu machen mit der Gefahr französischer Kompensationsforderungen und besonders mit der Ankündigung, daß die Mittelstaaten, von Österreich verlassen, in einem Rheinbund ihre Verteidigung gegen Preußens Übergriffe suchen müßten. So war die Verweisung der schleswig-holsteinischen Sache an den Bundestag ganz in Dalwigks Sinne, sie beendete die Sonderpolitik Österreichs und führte den Entscheidungskrieg herbei, der das revolutionäre Prinzip in Deutschland endgültig vernichten sollte.

Der Krieg von 1866 wurde, wie die Dalwigkschen Aufzeichnungen beweisen, auf süddeutscher Seite noch planloser und dilettantischer geführt, als man bisher annahm. Konnte sich ein Dalwigk über die Verteilung der Kräfte so täuschen, daß er einen Sieg erwartete? Der Glaube an den Sieg der Legitimität ist es, der ihm die kühle Überlegung raubt. Er will nichts davon hören, als ihm Prinz Ludwig, der Führer der hessischen Truppen, sagt, daß seine Truppen lieber gegen die Franzosen fechten würden, als gegen die Preußen; eine solche Ansicht ist ihm eine schlechte, unpatriotische.

Freilich beruht Dalwigks Siegeszuversicht auch auf dem Vertrauen, daß Frankreichs Interessen nicht zulassen würden, daß es unbeteiligt bleibe. Mit dem französischen Gesandten werden die deutschen Angelegenheiten eingehend erörtert, und man gewinnt den Eindruck, daß Paris die Darmstädter Gesandtschaft als Hauptquelle für die Kenntnis der süddeutschen Verhältnisse benutzt. Um so größer ist die Enttäuschung, als Frankreich auch auf die dringendsten Vorstellungen hin (de ne pas refuser l'appui de la France à un état qui est des meilleurs amis de la France et qui n'a jamais cessé de compter sur sa protection) und auf den Hinweis, welche Gefahr die Besetzung von Mainz durch die Preußen für Frankreich darstelle, nicht eingriff, und daß man die Rückgabe der Provinz Oberhessen nicht französischen, sondern russischen Bemühungen verdanken mußte.

Den Bedingungen des Siegers mußte sich Hessen fügen. In den Norddeutschen Bund trat es mit dem nördlich des Maines gelegenen Landesteil, und nach langem Sträuben auch in das Schutz- und Trutzbündnis. Von dieser Zeit ab haftet Dalwigks Politik, soweit sie sich gegen Preußen richtete, jene Unaufrichtigkeit an, aus der wir die Erbitterung verständlich finden, die sich von jetzt ab bei allen Freunden der preußischen Lösung der Einheitsfrage gegen ihn kundtut. Wenn wir sein Verhalten überhaupt verstehen wollen, so kann das nur geschehen, indem wir seinen Anschluß an Preußen als mit einer Reservatio mentalis vollzogen betrachten. Großherzog Ludwig III. — dessen Bilde die Aufzählungen Dalwigks eigentlich nur den Zug hochgradiger Indolenz hinzufügen — pflegte sich über Annahme unliebsamer Verpflichtungen, die sich aus der neuen Lage ergaben, mit der Phrase hinwegzusetzen: „Cela ne durera pas!“ Das war auch die Denkweise seines Ministers.

Eine solche Politik kann, wenn überhaupt, nur durch den Erfolg gerechtfertigt werden. Darum scheint Dalwigk nicht bange gewesen zu sein. Er hofft, ja er rechnet mit Sicherheit auf einen großen europäischen Krieg, der den süddeutschen Staaten ihre Selbständigkeit wiedergeben werde. Ein neuer Kaunitz, denkt er zunächst an einen Bund Frankreichs, Österreichs und Rußlands gegen Preußen. Nur mit Dänemark dürfe man sich nicht verbünden, um das deutsche Nationalgefühl nicht zu verletzen. Dagegen wäre eine starke Schwächung Preußens als Ziel in Aussicht zu nehmen. Wiederherstellung Hannovers, durch Westfalen verstärkt, Vergrößerung Sachsens, Rückgabe Schlesiens an Österreich und nicht zum letzten: Erweiterung Hessens zu einem ansehnlichen Königreich, dessen Monarch dann, so erwog man weiter, den preußenfreundlichen Thronfolger, Prinzen Ludwig, durch den politisch noch unbelasteten Prinzen Wilhelm ersetzen könne. Daß auf Rußland nicht zu rechnen sei, wurde Dalwigk bald klar, um so sicherer glaubte er Frankreichs zu sein. Die Jahre 1867 bis 1870 sind voll von öffentlichen und geheimen Begegnungen und Besprechungen zwischen Dalwigk und französischen Politikern; 1867 war er selbst in Paris, wo ihm Napoleon die Frage vorlegte: „Combien de temps pouvez-vous encore resister?“ — „Deux à trois ans.“

Wenn es gelang, Österreich und Frankreich zum gemeinsamen Einfall in Süddeutschland zu bewegen, war für Dalwigk selbst eine Neutralität der Südstaaten, wie sie für diesen Fall von anderen Ministern erwogen wurde, nicht mehr am Platz. „Wir würden uns also wohl oder übel Frankreich und Österreich anschließen müssen, wenn wir uns auch anfangs die Miene geben müßten, mit Preußen zu marschieren.“ „Gebe es Krieg mit Frankreich, und Österreich stelle eine Armee von 100 000 Mann an der bayerischen Grenze auf, während die Franzosen eine Armee bei Mannheim über den Rhein schickten, so würden die fraglichen Schutz- und Trutzbündnisse illusorisch.“ Diese Äußerungen fallen in dieselbe Zeit, da er, wie wir aus französischer Quelle wissen, dem französischen Gesandten mit leidenschaftlichen Worten die Notwendigkeit des baldigen Krieges gegen Preußen darstellte und sich erbot, wenn es an einem Vorwand zum Kriege fehle, diesen durch den Antrag um Aufnahme Südhessens in den Norddeutschen Bund zu liefern!

Es muß hervorgehoben werden, daß Dalwigk bei aller Hinneigung zu Frankreich sein deutsches Gesicht zu wahren weiß. Schon bei Eröffnung der Bündniskampagne, im Sommer 1866, machte er Benedetti darauf aufmerksam, daß Frankreich vermeiden müsse, „durch vorzeitige (!?) Ansprüche auf deutsches Gebiet die deutsche Nation in ihren tiefsten Tiefen aufzuregen“. Es habe für seine politische Stellung schon viel erreicht, wenn es ihm gelänge, den alten Zustand wiederherzustellen und Preußen seine unrechtmäßigen Annexionen wieder zu entreißen. Es wirft ein eigenes Licht auf Dalwigks Anschauungen von den ihm doch genau bekannten französischen Zuständen, wenn er glauben kann, daß der rasch sinkenden Popularität des Kaisertums mit einem anderen Erfolge aufgeholfen werden könne, als mit einem weithin sichtbaren und greifbaren, nämlich mit Eroberung deutschen Bodens. Zudem mußte er ja in Straßburg hören, welchen Illusionen man sich in Frankreich über die Gesinnung der linksrheinischen Bevölkerung hingab. Der dortige Präfekt sagte ihm 1868, „er stehe dafür ein, daß bei einem Suffrage universel 75 Prozent

der Bevölkerung des linken Rheinufers bis Mainz für eine Vereinigung mit Frankreich stimmen würden".

Dalwigk befindet sich also in einer Selbsttäuschung. Auch über die Stimmung in Süddeutschland, wenn er Napoleon vorstellt, man werde sich dort über ein neues Jena freuen; bald sah er sich nicht nur von der öffentlichen Meinung, sondern sogar von den „verächtlichen" Souveränen von Bayern, Württemberg und Baden widerlegt. Trifft ihn nicht in höherem Maße als den preußischen Staatsmann der Vorwurf des Spielers, der alles — auch seine und seines Herrn politische Ehre — auf e i n e Karte setzt? Und er war gewarnt: Er mußte immer deutlicher erkennen, daß auf Österreich nicht mit Sicherheit zu rechnen war, und sowohl der österreichische Kanzler Beust wie der hessische Gesandte in Wien, Heinrich von Gagern, hatten ihm vorgestellt, wie bedenklich es für ihn sei, sich mit Frankreich, „dem präsumptiven Feinde", öffentlich einzulassen. Auch der kluge und weitblickende Bischof von Mainz, von Ketteler, versuchte ihm klarzumachen, daß Österreich bei ferneren Kombinationen über Deutschlands Zukunft außer Berechnung bleiben müsse. „Die Madjaren, die Polen, die Tschechen gäben einen festen Anschluß Österreichs an Deutschland nie zu." Auch in diesem Punkte glaubte Dalwigk den vagen Andeutungen des Erzherzogs Albrecht mehr Wert beilegen zu müssen.

Charakteristisch für die Auffassung der Stellung Hessens zu Frankreich und zu dem verbündeten Norddeutschland ist ein Zwischenfall, der sich 1867 mit dem hessischen Gesandten in Paris, von Enzenberg, zutrug. Dieser hatte, in dem Bewußtsein, die deutschen Interessen seien mit den hessischen identisch, die ihm zugänglich gewordenen Zeichnungen und Maße zu den neuen französischen Mitrailleusen nach Berlin gesandt. „Er meinte, da die neuen Geschütze ja doch gegen Deutschland gebraucht werden sollten, habe er nur seine Pflicht getan." In höchster Mißbilligung deutete ihm Dalwigk an, „es handle sich nicht von einem Kriege von Deutschland, sondern von Preußen mit Frankreich, und er möge den Preußen es selbst überlassen, sich die französischen Waffengeheimnisse zu verschaffen".

Folgerichtig bleibt Hessens Politik bei der Auffassung, daß es für ihren Staat aus der nationalen Verknüpfung mit Alldeutschland noch ein Zurück gebe, auch während des entscheidenden Krieges. Als am Morgen des 17. Juli 1870 der französische Gesandte vor dem hessischen Minister stand, rechtfertigte dieser die Stellungnahme seines Staates gegen Frankreich mit seiner Zwangslage und fügte hoffnungsvoll hinzu: „Sollten die Ereignisse im Laufe des Krieges der Großherzoglichen Regierung die Unabhängigkeit der Aktion zurückgeben, so behalte sich dieselbe für diesen Fall jede ihr gut scheinende Entschließung vor." Und im Herbste, als gar kein Zweifel mehr über den Ausgang des Krieges möglich war, sah er sich zwar genötigt, den Verhältnissen Rechnung zu tragen, aber der notwendig gewordene Antrag auf Eintritt ganz Hessens in den Norddeutschen Bund wurde vom Großherzog mit dem gewohnten Vorbehalt genehmigt: „Cela ne durera pas."

Ganz im Sinne seines Ministers. Nach dem Fehlschlagen aller Berechnungen, die den Weg zur Selbständigkeit Hessens bahnen sollten, brach sein Glaube nicht zusammen, daß es sich hier um ein Vorübergehendes handle, das bald wieder verschwinden werde, um einer Verwirklichung des großdeutsch-partikularistischen Gedankens Platz zu machen. Schon wieder war er in neuen Kombinationen befangen. Am 1. Februar 1871 schrieb er an seinen Freund Beust: „Ich hatte bei dem Beginn

des dermaligen Krieges die Hoffnung, daß wechselnde Chancen Preußen nötigen sollten, österreichischen Beistand zu erbitten, und daß dem alten Kaiserhause und Deutschland dadurch Gelegenheit gegeben würde, die in den Herzen fortlebende Verbindung auch äußerlich wiederherzustellen.... Inskünftig wird jede Macht, die mit Preußen Händel bekommt, Frankreich zum Bundesgenossen haben.... In Rußland nimmt der Haß gegen Deutschland, zumal gegen Preußen, zu.... Ich kann also Österreich nur raten, sich schlagfertig zu halten. Der Friede, welcher jetzt in Versailles verhandelt wird, dauert höchstens so lange, als der Kaiser Alexander lebt und Frankreich nicht zu Atem gekommen ist."

Konnte ein Staatsmann, dessen Trachten nur darauf ausging, das soeben gebaute Haus zu zerstören, im Amte bleiben? Zwei Monate nach diesem Briefe hatte Bismarck seine Entlassung durchgesetzt.

Man hat in neuerer Zeit oft Gelegenheit, über Minister zu lächeln, die, wenn ihnen die Lösung einer einzelnen Aufgabe nicht gelungen ist, sofort ihr Amt verlassen. Es ist eine Schwäche, die sich als Charakterstärke maskiert. Den umgekehrten Fall haben wir bei Dalwigk. Er behielt sein Amt auch noch, nachdem alle Voraussetzungen für die Erreichung seines Zieles weggefallen und ihr Wegfall von ihm selbst anerkannt worden war. Sein Kampf endete peinlich, wie der eines Soldaten, der noch feuert, nachdem er selbst die weiße Flagge aufgezogen hat.

* * *

Historische Situationen wiederholen sich nicht. Wenn wir aber erwägen, welche Kräfte in der geschilderten Zeit am Werke waren, so ergeben sich doch Parallelerscheinungen, die auch auf unsere Zeit und die in ihr ruhenden Kräfte und Probleme ein gewisses Licht werfen. Hier wie dort ein in seinen Grundfesten aufgelockertes Gefüge deutscher Staaten, in dem sich, besonders im Süden, eine starke Opposition gegen die Kräfte der Vereinheitlichung aufbäumt; ein beutelüsternes Frankreich, das aus den Gesinnungen der Bevölkerung des linken Rheinufers Hoffnungen nährt, und das aus dem Widerstand der in ihrer Eigenart bedrohten Süddeutschen zeitweilig gemeint hat, etwas wie einen neuen Rheinbund erwachsen zu sehen. Aber im Deutschland der Gegenwart kein fester Punkt, an den die neue wie die andere Entwicklung anknüpfen könnte: kein Bismarck, der durch die Macht seiner Persönlichkeit dem unitarischen Zuge das Fortreißende eines nationalen Prestiges geben könnte; kein Dalwigk, der durch geheime Anknüpfungen die Hoffnung Frankreichs wachhält, indem er doch nur die süddeutsche Selbständigkeit zu verteidigen meint. Und so sind auch die beiden Wagschalen anders belastet als vordem: die unitarische durch die Selbstverständlichkeit, mit der die deutsche Einheit durch eine fünfzigjährige Gewöhnung und Fortentwicklung im Bewußtsein jedes Deutschen wurzelt und sogar einer neuen großdeutschen Lösung durch den Anschluß Deutschösterreichs zudrängt; die partikularistische, durch die auf den nationalen Aufschwung des Krieges folgende Reaktion der Gemüter, durch die Verärgerung über viele Maßnahmen der Reichsregierung und vor allem durch die Gewaltsamkeit, mit der die unitarischen Fortschritte den Süddeutschen von Berlin aus aufgedrängt wurden. Der Gedanke einer Anknüpfung an Frankreich endlich ist durch die maßlose Ungeschicklichkeit der französischen Machthaber, denen es zum Heile unseres Volkes

gelungen iſt, trotz ihrer günſtigen Stellung im Herzen deutſcher Länder, alle Volksſchichten auf beiden Seiten des Rheines durch ihre barbariſche Politik des Haſſes in eine einheitliche Abwehrfront zu zwingen, auf abſehbare Zeit ausgeſchaltet.

Wenn alſo der heutige Staatsmann mit rheinbündiſchen Möglichkeiten nicht zu rechnen hat — die zeitweilig auftauchenden bayeriſch-öſterreichiſchen Partikularismen werden ſchon durch das Geſetz der politiſchen Schwerkraft beim Reiche gehalten —, ſo erwächſt ihm die Aufgabe, die in den beiden Wagſchalen liegenden Gewichte ſo richtig einzuſchätzen, daß der Kraftverluſt durch Reibung des unitariſchen und des partikulariſtiſchen Prinzips auf ein Minimum herabgeſetzt wird; denn alle Kräfte des politiſchen Lebens müſſen heute einem Ziele zugerichtet werden: dem Wiederaufbau geordneten Daſeins und ſeiner Verteidigung gegen die Beſtrebungen, die auf eine vollſtändige politiſche Zerſetzung unſeres Volkes hinwirken.

Am Tag von Königgrätz 1920.

Saargebiet

Von A. Lillig

Der Streik der Beamtenſchaft im Saargebiet, deſſen plötzlicher und zu dieſem Zeitpunkt unerwarteter Ausbruch alle Welt überraſcht hat, ſtellt eine der bisher ernſteſten Epiſoden im Kampf der Saarbevölkerung um die Erhaltung ihres Deutſchtums und ihrer Zugehörigkeit zum deutſchen Vaterlande dar. Aus allen Handlungen der Regierungskommiſſion läßt ſich mit klar erkennbarer Deutlichkeit das rückſichtsloſe, durch nichts zu beirrende Streben des Fünferrates verfolgen, das Saarland zu verwelſchen und möglichſt ſchnell Frankreich vollſtändig in die Hände zu ſpielen. Mit den gewiß nicht geringen Machtmitteln, die der Friedensvertrag der Regierungskommiſſion in die Hände gibt, um eine franzöſiſch orientierte Politik zu verfolgen, läßt dieſe ſich dabei keineswegs genügen, ſondern über den klaren Wortlaut des Verſailler Vertrages hinaus ergreift ſie fortgeſetzt Maßnahmen, die ſie im Geſchwindſchritt zu ihrem Ziele führen ſollen.

Die erſten und am härteſten betroffenen Opfer dieſer Franzöſierungspolitik ſind naturgemäß die Beamten. Das Saargebiet beſaß, ſolange es unter deutſcher Verwaltung ſtand, einen Stamm pflicht- und geſinnungstreuer Beamter in allen Verwaltungszweigen, die der Bevölkerung in jeder Beziehung zum Vorbild dienen konnten. An ihnen beſaß dieſe in den ſchweren Zeiten franzöſiſcher Militärdiktatur vertraute und verſchwiegene Ratgeber, die ihr in allen ihren Nöten mit Rat und Tat zur Seite ſtanden. Neben der Geiſtlichkeit beider chriſtlicher Konfeſſionen bildete die Beamtenſchaft das Rückgrat des Deutſchtums an der Saar, um die ſich die übrigen Bevölkerungskreiſe, von verſchwindenden Ausnahmen abgeſehen, in ebenſo treuer Anhänglichkeit an das deutſche Vaterland wie um ihre gegebenen Führer und Vermittler ſcharten. Das war natürlich den Franzoſen und ihren Sachverwaltern,

der Regierungskommission, ein Dorn im Auge, und die hauptsächlichste Sorge der Regierungskommission bildete es nach ihrem Amtsantritt, diesem schönen Zustand ein Ende zu machen. Die Bildung der Saarregierung erforderte ein Heer von neuen Beamten. Die neu geschaffenen Stellen wurden, soweit nur irgendwie möglich, mit Ausländern, vorzugsweise Franzosen, besetzt, mit denen, nachdem auch bei den Saargruben alle maßgebenden Stellen mit Franzosen besetzt waren, ein ganz neues Element in den Beamtenkörper des Saarlands gebracht wurde. Den deutschen Beamten war die neue Kollegenschaft nichts weniger als erwünscht, zumal die Fremdlinge nur in den seltensten Fällen über die nötige Vorbildung, ja nicht einmal über die Kenntnis der deutschen Sprache verfügten, aber es wurden ihnen andauernd von der Regierungskommission Versprechungen und Zusagen gemacht, daß sie nicht durch diese Art der Stellenbesetzung benachteiligt würden, sondern daß alle ihre wohlerworbenen Rechte bewahrt blieben. Aus dem Gang der Ereignisse ist bekannt, wie wenig die Regierungskommission gewillt war, feierliche Versprechungen einzulösen, wie sie im Gegenteil den Beamten ein Statut aufzudrängen suchte, das sie recht- und vaterlandslos machen und zudem in den Dienst der Verwaltungspolitik einstellen sollte. Diese Zumutung löste die lange genug mühsam zurückgehaltene Erregung in der Beamtenschaft aus und führte spontan zum Streik der gesamten Beamtenschaft des Saarreviers. Die Regierungskommission hatte in den dem Streik unmittelbar vorausgehenden Verhandlungen ihrerseits alles getan, um die Beamten durch Nichterfüllung ihrer Wünsche zu reizen und zu unbesonnenen Schritten förmlich zu drängen. Man kann nicht anders annehmen, als daß sie bewußt und gewollt auf einen Generalstreik hindrängte, um auf diese Weise den Belagerungszustand herbeizuführen und sich von den ihr mißliebigen Elementen im Saargebiet befreien zu können.

Außerordentlich erwünscht kam ihr zu diesem Zweck das „Dossier Ollmert", das ihr Gelegenheit gab, die durch das Saargebiet gehenden Zuckungen auf das Konto des sogenannten „Heimatdienstes", gegen den seit Wochen von der Franzosen- und Französlingspresse im besetzten Gebiet wie auch in Frankreich ein unausgesetzter hartnäckiger Kampf geführt wird, zu setzen. Da an den Stellen, für die diese Zeilen bestimmt sind, genaue Kenntnis über den wirklichen Sachverhalt herrscht, so ist es überflüssig, näheres darüber zu sagen. Nur diese meine Auffassung möchte ich festlegen, daß es unbedingt notwendig erscheint, so bald wie nur irgend möglich eine neue Organisation zur Betreuung des Saargebietes zu schaffen, da mit der bisherigen, soweit sie ihren Sitz im Saargebiet hat, nur mehr schwer zusammenzuarbeiten sein wird. Die bisherigen Vertrauensleute werden nach dem Terror des Belagerungszustandes mit seinen Ausweisungen und Kriegsgerichtsurteilen auch kaum mehr den Mut aufbringen, intensive Mitarbeit zu leisten.

Was den Streik und seinen Verlauf anbetrifft, so sind sämtliche Einzelheiten ja bereits nach Berlin gemeldet worden: Die Beamten entzogen sich zum allergrößten Teil dem Requisitionsbefehl der französischen Militärkommandanten durch Flucht über die Grenzen des Saargebietes. Allenthalben wurden sie gastlich aufgenommen und ihnen jede Unterstützung in ihrer schwierigen Lage zuteil. Wer von den Beamten gefaßt wurde und die Weigerung aussprach, dem Requisitionsbefehl Folge zu leisten, wurde verhaftet und dem Kriegsgericht zugeführt. Die Ausweisungen vollzogen sich in der rohesten und brutalsten Form. Ohne Lebens-

mittel, ohne Kleider, ohne Wäsche, vielfach ohne jegliche Subsistenzmittel, wurden die Betroffenen auf Lastautomobilen zusammengepfercht, über den Rhein befördert, unter Aufsicht von farbigen Truppen, die überhaupt die Besatzung des Saargebietes bildeten, da die Franzosen den eigenen Truppen zur Durchführung von Maßregeln gegen Streiks anscheinend nicht das nötige Zutrauen schenken. Die Ausweisungen verfolgten offenbar den Zweck, die markantesten Träger des Deutschtums zu treffen. Man kann nicht behaupten, daß überall dieser Zweck erreicht worden ist, da die Franzosen sich in der Hauptsache auf die Gutachten ihrer Vertrauensleute, in der Regel der übelberufensten Elemente, stützen. In Saarlouis z. B. besitzen sie als solche beispielsweise ihren ehemaligen „Zensor" Karl Bier, ehemals Kriegervereinspräsident in Roden, obwohl er beim Militär — was niemand bekannt war — Soldat zweiter Klasse war; ferner den ehemaligen Schuhmacher und „Redakteur" Lang, den Drechsler Grandhyll, den ehemaligen Schutzmann Gerlach, der allerdings jetzt, nachdem der franzosenfreundliche Bürgermeister von Saarlouis, Dr. Hector, sich gezwungen gesehen hatte, ihn aus den städtischen Diensten zu entlassen, in Saarbrücken, am Sitze der Regierungskommission sitzt, um seine Gutachten darüber abzugeben, wer von den Ausgewiesenen wieder zurückkehren darf. Der Denunziation der zweifelhaften Elemente sind angesehene Bürger aus den niedrigsten Beweggründen zum Opfer gefallen, beispielsweise der Kaufmann Sturm in Saarlouis und der Kaffeehausbesitzer Schnitzler in Neunkirchen, beide Männer, die niemals in nationalem Sinne irgendwie herausfordernd hervorgetreten sind. Die Franzosen, oder im Saargebiet ihre Sachverwalter, die Regierungskommission, suchen sich stets den Anschein zu geben, als verfolgten sie bei ihren Ausweisungen lediglich den Zweck, die sogenannten alldeutschen, aus dem Osten stammenden „Hetzer" und „Agitatoren" zu entfernen. Diesmal können sie sich jedenfalls nicht dieses Vorwandes bedienen, da die Ausgewiesenen zumeist alteingesessene Bürger sind, deren Wiege bereits im Saargebiet stand, sogar an die alten Saarlouiser Familien, die sich stets bei ihnen einer außergewöhnlichen Schonung erfreuten, obwohl sie trotz ihrer französischen Namen eine kerndeutsche Gesinnung aufweisen, wagten sie sich diesmal heran. So wurde der 66 Jahre alte Buchhändler Schreder, der urkundlich nachweisen kann, daß seine Familie seit Gründung der Stadt in dieser ansässig ist, über den Rhein befördert, nach seinem Sohne, einem Amtsrichter, wie auch nach dem Kaufmann Levacher-Déve, einem Sohn des früheren Beigeordneten und Kreisdeputierten Levacher, wurde gesucht, beide waren aber abwesend. Die katholische Pfarrgeistlichkeit, die ihnen bisher ebenfalls im allgemeinen als heißes Eisen galt, stellte diesmal ebenfalls zahlreiche Opfer der Verfolgungspolitik, u. a. den Pfarrer Dr. Prior-Dillingen, Pfarrer Bohn-Pachten, einen älteren Geistlichen aus Neunkirchen. Religionslehrer Studienrat Hein und Kaplan Braun in Saarlouis wurden gesucht, waren aber nicht auffindbar; wie bestimmt verlautet, fahndeten die Häscher auch nach dem 75 jährigen Dechanten und Ehrendomherrn Prälat Subtil aus Saarlouis, der sich aber auf Reisen befand. Ähnliche Jagden nach Bürgern, die nicht in der entferntesten Beziehung zum Streik standen, spielten sich in Saarbrücken, Neunkirchen, St. Wendel und vielen anderen Orten ab. Wie groß die Zahl der von der französischen Verfolgungswut betroffenen Opfer in Wirklichkeit ist, muß sich erst herausstellen, wenn wieder Ruhe im Saarlande eingekehrt ist.

Durch die Zeitungen ging die Meldung, der Kanadier Waugh habe ebenso wie Herr v. Boch sein Amt als Mitglied des Fünferrates niedergelegt. In der Tat hat, wie mir aus zuverlässiger Quelle mitgeteilt wird, Herr Waugh die feste Absicht bekundet gehabt, zurückzutreten, er ist aber leider von deutscher Seite verhindert worden, sie auszuführen. Man befürchtete nämlich, daß eine Regierungskommission mit dem bekannten Kleeblatte Rault, Lambert, Moltke unendliches Unheil stiften könnte, wenn niemand da sei, der eine dämpfende Wirkung ausübe. Dabei übersah man leider die wuchtige, moralische Wirkung, die der Rücktritt eines Ententeangehörigen von dem Amt eines Mitglieds der Regierungskommission auf die gesamte Welt hätte ausüben müssen. Auch auf den Rumpf der Regierungskommission wäre ein solcher Schritt gewiß nicht ohne Eindruck geblieben.

Das ist gewiß, die Franzosen beabsichtigen nicht, das Saargebiet jemals wieder herauszugeben — sie betrachten es nämlich heute schon als ihnen gehörig. Andererseits bereiten aber ihnen die unablässigen Schwierigkeiten, der sie bei ihrer Verwelschungsarbeit begegnen, schwere Sorgen. Es gibt unter ihnen zahlreiche Vertreter einer weniger gewalttätigen und imperialistischen Regierungsmethode, die sich verschiedentlich den Gedanken durch den Kopf gehen ließen, das Saargebiet mit seiner so überaus lästigen Bevölkerung ganz fahren zu lassen, aber die Gewaltpolitiker trugen immer wieder den Sieg über die vernünftigeren Leute davon. Die Hetzer sind ständig am Werk, um nur ja nicht die Vernunft zum Siege kommen zu lassen; sogar auf den Kanzeln werden die militaristisch-imperialistischen Ziele Frankreichs in zynischer Weise offen zugegeben: Der Divisionspfarrer Benard in Saarlouis erklärte in seinen Predigten, daß Frankreich von jetzt an um so eifriger die Annexion des Saargebietes betreiben werde, je widerstrebender sich die Bevölkerung zeige.

Von der Bevölkerung kann man nach wie vor nur sagen, daß sie sich musterhaft verhält — im nationalen Sinne gemeint. Vor dem Streik durfte kein Frankophile sich öffentlich bemerkbar machen, sonst konnte er sicher sein, einen derben Denkzettel davonzutragen. Heute erheben die Französlinge wieder frech ihr Haupt, aber ihre Zahl ist so klein geworden, daß man ruhig von einer geschlossenen Abwehrfront der Saarbevölkerung gegen die Übergriffe der Regierungskommission und der französischen Soldateska sprechen kann. Der Beamtenstreik hat ebenfalls die Bürger- und Arbeiterschaft geschlossen hinter den Beamten gesehen. Die Erbitterung über die maßlosen Ausschreitungen, die sich das französische Militär im Auftrag der Regierungskommission hat zuschulden kommen lassen, Ausschreitungen gegen die Sicherheit und das Eigentum der Bevölkerung sowie die Ehre von Frauen und Mädchen, haben die an und für sich schon bestehende Erbitterung bis zur Siedehitze steigen lassen. Der Haß gegen alles, was französisch oder nur franzosenfreundlich heißt, hat Formen angenommen, die für die Zukunft gefährlich zu werden drohen Die Arbeiterschaft hat die Sache der Beamten zu der ihrigen gemacht und sieht selbst die U. S. P., abgesehen natürlich von den in französischem Solde stehenden Führern, dabei an ihrer Seite. Die fortwährenden Zwischenfälle stärken nur das Zusammengehörigkeits- und deutsche Nationalgefühl und vermehren die Abneigung gegen die Franzosen. Nur muß für die nächste Zukunft damit gerechnet werden, daß durch die letzten Vorgänge die offene und freimütige Sprache, die das Saarvolk seit Übergang der Regierung an den Fünferrat zu führen gewohnt war,

wieder zum Schweigen gezwungen wird. Das Saarvolk wird nach dieser kurzen, verhältnismäßig freien Periode die Fesseln, in die es tatsächlich doch geschlagen ist, um so drückender empfinden. Die Folge wird sein, daß die nationalbolschewistische Stimmung, die breite Schichten der Bürgerschaft bereits erfaßt hat und die alles Heil aus dem Osten erwartet, weiter beträchtlich anschwillt.

Um das im Saarvolke in unverminderter Stärke vorhandene Zusammengehörigkeitsgefühl in ebensolchem Grade weiter zu halten, dürfte es erforderlich sein, daß im rechtsrheinischen Deutschland Regierung, Volksvertretung und Presse in gleicher Weise unablässig bemüht sind, das Band, das Mutterland und Saarland miteinander verknüpft, immer enger zu schlingen. Der Saarbevölkerung muß das drückende Gefühl der Verlassenheit und vollständigen Isolierung, von dem sie noch immer beseelt ist, genommen werden. Um das zu erreichen, müssen vor allen Dingen die wirtschaftlichen Beziehungen zum Saargebiet mit aller Sorgfalt gepflegt werden. An die Stelle der bureaukratischen Fesseln, die ihnen so sehr häufig angelegt werden, haben weitherzige Bestimmungen zu treten, die selbstverständlich auch in diesem Geiste zu handhaben sind. In öffentlichen Kundgebungen der Regierungsvertreter und der Parlamente sollte, was ich schon häufig betont habe, des Saarlandes weit mehr als bisher gedacht und dieses ständig der Sympathien der Brüder rechts des Rheines versichert werden. Wenn eine solche Politik von materiellen Beihilfen, wie bisher, gestützt wird, so wird ihr Erfolg nur um so größer sein.

Die deutsche Arbeiterbewegung in der Gegenwart

Von Paul Küffer

II*)

Die moderne Arbeiterbewegung ist die organisierte Empörung gegen die Leiden, die die kapitalistische Produktionsweise den Arbeitern auferlegt. Lange Arbeitszeit, niedrige Löhne, schlechte Arbeitsbedingungen sind es, die den Arbeitern das Leben schwer machen, und gegen die sich zuerst der Kampf richtet. Daher ist der Kampf der Arbeiter ursprünglich ein gewerkschaftlicher Kampf", so charakterisiert nicht mit Unrecht Hermann Liebmann die Beweggründe und das Ziel der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung der Gegenwart.

Die moderne Arbeiterbewegung — soweit sie der freigewerkschaftlichen oder sozialdemokratischen Richtung angehört — hat aber auch einen scharf ausgeprägten politischen Charakter. Karl Marx hat bereits im Jahre 1866 dieses Doppelgesicht der Gewerkschaftsbewegung in folgender Weise geschildert: „Das

*) Vgl. den Artikel in Heft 31/32 der Grenzboten.

unmittelbare Ziel der Gewerkschaften beschränkt sich auf die notwendigen täglichen Kämpfe zwischen Arbeit und Kapital als ein Mittel der Abwehr gegen die unaufhörlichen Übergriffe des Kapitals, mit einem Wort auf die Fragen des Lohnes und der Arbeitszeit. Diese Tätigkeit der Gewerkschaften ist nicht nur berechtigt, sie ist nicht nur notwendig. Sie ist unentbehrlich, so lange das heutige System fortbesteht, im Gegenteil, sie muß verallgemeinert werden durch die Gründung und die Zusammenfassung von Gewerkschaften in allen Ländern.

Auf der anderen Seite sind die Gewerkschaften, ohne daß sie sich dessen bewußt werden, zu Brennpunkten der Organisation für die Arbeiterklasse geworden. Wie die mittelalterlichen Munizipalitäten und Gemeinden es für die Bourgeoisie waren. Wenn die Gewerkschaften unumgänglich sind für den täglichen Guerillakrieg zwischen Kapital und Arbeit, so sind sie noch weit wichtiger als organisierte Förderungsmittel der Aufhebung des Systems der Lohnarbeit selbst."

Der parteipolitische Charakter der „freien Gewerkschaften" — des heutigen Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes — ist vielfach aus taktischen Gründen abgeleugnet worden, aber allen Ableugnungsversuchen zum Trotz bleibt das Wort bestehen: „Partei und Gewerkschaft sind eins" und die Nürnberger Vereinbarung vom Jahre 1906 ist ein vollgültiger Beweis für den parteipolitischen Charakter der freien Gewerkschaftsrichtung. Es ist deshalb eine Selbstverständlichkeit, daß in der politisch und gewerkschaftlich sozialdemokratischen Arbeiterbewegung ein und derselbe Geist kultiviert wurde: die materialistische Weltanschauung, die internationale Gesinnung und die sozialistische Wirtschaftsauffassung. Idealistische und materialistische Ideen ringen seit Jahrzehnten innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung miteinander. In der reinen Glut proletarischer Begeisterung kämpften die sozialistischen Arbeiter unter dem Sozialistengesetz mit der Dulderkraft religiöser Märtyrer für die Verwirklichung des Zukunftsstaates. In dem Maße aber, wie die Bewegung in die Breite ging und in dem Maße, wie politische und wirtschaftliche Vorteile errungen wurden, verblaßte der Idealismus, der Zukunftsstaatsgedanke verlor seine Farbenpracht. Die gewerkschaftlich stark fundamentierte sozialdemokratische Arbeiterbewegung richtete sich auf dem Boden des Gegenwartstaates häuslich ein. Der Materialismus triumphierte über den Idealismus. Die Revolutionsbewegung von 1918 artete zu einer Lohnbewegung größten Stils aus und von den glühendsten chiliastischen Hoffnungen ist Kautskys resigniertes Bekenntnis zum Kapitalismus von 1920 übrig geblieben: „Sofortige Wiederherstellung der Produktion heißt daher zunächst sofortige Wiederherstellung der kapitalistischen Produktion ... Ein Kommunismus des Teilens, der Plünderung der Reichen vermehrt nur die Produktionsstockung und vermehrt nur den Mangel an Produktion."

Bedenklicher noch war die Lehre von der Notwendigkeit des Klassenkampfes und der internationalen Gesinnung. Die Klassenkampfidee schuf die künstliche Kluft zwischen Bürgertum und Proletariat und die internationale Gesinnung glich den mageren Kühen im Traume des biblischen Pharao, die die fetten Kühe verschlangen, ohne selber gemästeter zu werden. Wie in den Jahrzehnten der religiösen Kämpfe die verschiedenen konfessionellen Richtungen ihr

Heil in Verbindung mit dem Auslande suchten, wie in den Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung die deutschen Fürsten ihre Hilfe bei auswärtigen Höfen erblickten; so glaubten die deutschen Arbeiter durch die Internationale ihre Erlösung erwarten zu dürfen. „Proletarier aller Länder vereinigt euch" war und ist die Parole, der mit Begeisterung gefolgt wird. Aber die deutschen Arbeiter glichen doch nur dem törichten Manne in der biblischen Parabel, der sein Haus auf den Sand baute, denn die Internationale von 1849 zerbrach, als 1870 der Kriegssturm über Frankreich und Deutschland brauste. Die 2. Internationale wurde durch das Erwachen des nationalen Geistes von 1914 beseitigt. Das vaterländische Gefühl loderte in aller Herzen. „Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt, nur wir haben sie nicht mit Namen genannt, Deutschland!" „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen," das war die Grundstimmung, die aus der deutschen Arbeiterschaft sich emporrang. Aber als die Seele des deutschen Volkes durch die furchtbaren langen Kriegsnöte zermürbt war, da schoß die internationale materialistische Gesinnung treibhausartig empor und wieder besiegte sie den nationalen Idealismus. Der Weltkrieg ging verloren, die Revolution siegte; der Weltbund kam und mit ihm die furchtbare Enttäuschung. Die Proletarier aller Länder rührten keinen Finger zur Rettung der deutschen Arbeiterschaft aus dem Sklavenfrieden von Versailles. Ihre matten Proteste gegen die furchtbaren Bedingungen des Friedensvertrages verhallten wirkungslos und noch heute — wie es jüngst auf den internationalen Kongressen in Genua und Genf geschehen ist, flammt sprühender Haß den deutschen Genossen entgegen.

Durch die Revolution hat in Deutschland der Sozialismus in marxistischer und in Rußland in bolschewistischer Form gesiegt. Über die Wirkungen des Bolschewismus urteilt der U. S. P. Professor Ballod: „Das Ergebnis ist, daß an Stelle des bestmöglichsten Sozialismus der schlechteste bzw. dümmstmöglichste durchgeführt ist. An Stelle der Produktion ist bloß der Raub und die Vergeudung der von der bürgerlichen Gesellschaft angehäuften Güter organisiert worden. Nicht die Werte schaffende Arbeit, sondern Mord und Totschlag sind die wichtigsten Hilfsmittel der russisch-bolschewistischen Machthaber." In der deutschen Arbeiterschaft aber hat die fast zweijährige Herrschaft der Sozialdemokratie ein derartiges Maß von Unzufriedenheit ausgelöst, daß die marxistischen Parteien bei der Reichstagswahl am 6. Juni mehr als 2½ Millionen Stimmen verloren haben. Das ist ein Vorgang von symptomatischer Bedeutung für die innere Entwicklung unseres Vaterlandes, denn wenn nicht alle Zeichen trügen, dann ist der Umschwung in der deutschen Arbeiterwelt da. Der Prozeß der Abkehr vom Marxismus und von der internationalen Gesinnung ist durch den Wahlausfall deutlich in die Erscheinung getreten. Der vaterländische Gedanke ist in der sozialistischen Arbeiterschaft im Wachsen begriffen. Das beweist die Haltung der Arbeiterschaft ohne Unterschied der politischen und gewerkschaftlichen Richtung im Blick auf die Erhaltung der Reichseinheit. Die Arbeitermassen waren es, die in West- und Süddeutschland, wo sich starke Absplitterungsbestrebungen in bürgerlichen Kreisen bemerkbar machten, zugunsten der Reichseinheit demonstrierten. Die deutschen Arbeiter waren es, die durch ihre Ver-

treter sich bereit erklärt haben, Überschichten zu leisten und Sonntags zu arbeiten, um die Bedingungen von Spa erfüllen zu können. Die deutsche Arbeiterschaft in Oberschlesien ist es, die in den letztvergangenen stürmischen Tagen eine bewußte nationale Haltung eingenommen hat, und schließlich den breiten Schichten der Arbeiterbevölkerung ist es zu danken, daß die Abstimmung in Ost- und Westpreußen sich zu einem Hochsiege des nationalen Gedankens gestaltet hat.

Aber auch der Klassenkampfgedanke, der in seiner Sünden Maienblüte seine Spitze gegen die eigenen Volksgenossen richtet, verliert in weiten Arbeiterkreisen viel von seiner suggestiven Kraft. Der Tag wird kommen, an dem die deutschen Proletarier die Spitze des Klassenkampfschwertes nicht mehr gegen das eigene Fleisch, gegen die eigenen Klassengenossen, gegen die eigenen Volksgenossen richten, sondern den Feind außerhalb der Grenzpfähle unseres Reiches erblicken werden. Die Zeit wird kommen, in der die Arbeiterschaft im Arbeitgebertum nicht mehr den Feind, der um jeden Preis zur Strecke gebracht werden muß, erblicken wird, sondern einen sozialgesinnten Stand, der im Geiste der Gleichberechtigung mit den Arbeitnehmern an der Blüte des deutschen Wirtschaftslebens arbeitet. Das wird die Stunde sein, wo die soziale Kluft überbrückt wird und der soziale Abgrund sich schließt. Es lebe der soziale Friede. Die Harmonie von Kapital und Arbeit ist dann hergestellt.

Aber auch die Anzeichen mehren sich, daß in der sozialistischen Arbeiterwelt ein neuer religiöser Idealismus zu wachsen beginnt. Die Arbeitermassen, die durch die Wüste des historischen Materialismus seit 40 Jahren gewandert sind, sind von einer neuen religiösen Sehnsucht ergriffen. Der Ruf nach Ethisierung des Sozialismus wird lauter und lauter erhoben und Paul Göhre hat in seinem Buche „Der unbekannte Gott" dieser erwachenden Sehnsucht nach neuen Gemütswerten ergreifenden Ausdruck verliehen. Der Morgen eines neuen Tages beginnt zu dämmern. Die Nacht ist im Verschwinden begriffen.

Dieser Erkenntnis kommt die christlich-nationale Arbeiterbewegung entgegen. Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen der Zeit, daß sich in dem weiten Rahmen der christlich-nationalen Arbeiterbewegung mehr als vier Millionen Menschen aus der Arbeiterschaft zu den christlichen und nationalen Idealen bekennen; und an die Stelle des Klassenkampfes die Solidarität aller schaffenden Stände, an die Stelle des marxistischen Internationalismus den vaterländischen Gedanken, an die Stelle des historischen Materialismus die christliche Weltanschauung und schließlich an die Stelle der sozialen Revolution die soziale Reform zu setzen gewillt sind.

Aber noch ein anderes hoffnungsvolles Zeichen flammt in der rabenschwarzen Nacht, die unser Vaterland in der Gegenwart bedeckt, empor. Es ist die deutschnationale Arbeiterbewegung, die mit jedem Tage deutlicher in die Erscheinung tritt. In der Form des Reichsarbeiterausschusses, der sich auf dem Boden der Deutschnationalen Volkspartei gebildet hat, ist diese Bewegung mit Erfolg bemüht, den deutschnationalen Gedanken in der Arbeiterschaft zu wecken und zu pflegen. Ein großer Teil von jenen 2,6 Millionen Stimmen, die der Marxismus auf das Verlustkonto bei der letzten Reichstagswahl zu schreiben hatte, ist der deutschnationalen Volkspartei als politischer Mehrwert zugewachsen. Diese Bewegung würde heute schon viel kräftiger sich in der

Öffentlichkeit bemerkbar machen, wenn nicht der furchtbare sozialistische Terror es weiten deutschnational gesinnten Arbeiterkreisen unmöglich machen würde, sich öffentlich zur nationalen Fahne zu bekennen. Ein großer Teil auch der sozialistischen Arbeiterschaft hat heute begriffen, daß zum Wiederaufbau unseres Volkes nicht nur ein starker vaterländischer Machtwille, sondern auch eine kräftige Zentralgewalt gehört, die in der Wiederherstellung des sozialen Kaisertums ihren Ausdruck finden muß.

So steht die deutsche Arbeiterbewegung in ihrer gewerkschaftlichen Form von imponierender Stärke da. Mehr als 8 Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen sind in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung organisiert und mehr als vier Millionen Mitglieder zählt heute die christlich-nationale Arbeiterbewegung. Auf gleichem Boden steht der deutsche Gewerkschaftsring (Hirsch-Dunckersche Arbeiterbewegung) und der Nationalverband deutscher Gewerkschaften. Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung ist aber in der Gegenwart keine innerlich einheitliche Masse. Der Radikalismus wirkt wie der Spaltpilz zersetzend in ihr. Daneben rankt sich der neue religiöse und nationale Idealismus an dem gewaltigen Stamme der sozialistischen Arbeiterbewegung empor. Sollte über unser schwer geprüftes Vaterland eine bolschewistische Welle gehen, dann wird vermutlich das Schicksal der sozialistischen Arbeiterbewegung entschieden sein. Ein großer Teil der politisch und gewerkschaftlichen sozialistisch gesinnten Arbeitermassen werden fraglos mit dem Bolschewismus gemeinsame Sache machen, aber in einem anderen Teile dieses Flügels der deutschen Arbeiterbewegung wird unter dem furchtbaren Drucke, den das bolschewistische Regiment ausüben wird, der neue Idealismus um so kräftiger emporflammen. Das Ende vom Liede dürfte dann der Zerfall der großen sozialistischen Arbeiterbewegung von heute sein. Aber auch ohne die bolschewistische Radikalkur wird sich die Notwendigkeit einer Neuorientierung der sozialistischen Arbeiterbewegung nach der christlichen und nationalen Seite im Laufe der Zeit immer klarer herausstellen, denn das ist sicher: Wenn der Sozialismus überhaupt eine Zukunft haben will, dann muß er sich mit neuen Idealen erfüllen; ohne den christlichen und nationalen Mutterboden wird der Sozialismus dem Baume gleichen, dem es an Nahrungszufuhr gebricht, dessen Blätter verwelken und der deshalb zum Absterben verurteilt ist. Hier liegt die Bedeutung der bewährten christlich-nationalen und der werdenden deutschnationalen Arbeiterbewegung. Sie haben beide den Erneuerungsprozeß innerhalb der sozialistischen Arbeiterwelt zu beschleunigen und sie haben andererseits sozusagen eine Aufnahmestellung für die Massen darzustellen, die innerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung kein Genüge mehr finden. Von der gesunden Entwicklung des christlich-sozialen und nationalen Gedankens innerhalb der deutschen Arbeiterwelt wird es abhängen, ob das deutsche Volk seine weltgeschichtliche Aufgabe in der Gegenwart und der nächsten Zukunft erfüllen kann: das Mutterland eines christlich und national orientierten Sozialismus, der zum Heile des deutschen Volkes und zum Segen der Kulturwelt ausschlägt, zu werden.

Zweimal in den letzten Jahrhunderten hat das deutsche Volk eine Weltkulturmission zu erfüllen gehabt. Im 16. Jahrhundert war es der Träger des protestantischen Gedankens, im 19. wurde es der Träger der nationalen Idee

und in der Gegenwart, seit dem Tage der kaiserlichen Botschaft, vom 17. November 1881 ist es zum Mutterlande der sozialen Idee geworden. Daß der Sozialismus in marxistischer Form gesiegt hat, ist unser Unglück und daß er auf dem Wege der Revolution zur Herrschaft gelangt ist, ist unser Verderben, der natürlichste Weg wäre die soziale Reform gewesen. Wie einst das Christentum die alte Kulturwelt eroberte und wie einst der römische Cäsarismus seinen Frieden mit der neuen aufsteigenden Weltmacht schloß, so wäre es das natürlich Gegebene gewesen, daß Kaisertum und Sozialismus in unserer Zeit sich die Hand zum Frieden gereicht hätten. Das deutsche Volk wäre bei dieser Entwicklung der Dinge vor namenlosem Unglück bewahrt worden. Aber noch ist die Entwicklung nicht abgeschlossen. Der Fluß der Geschichte kann in sein natürliches Strombett wieder geleitet werden. Das wird geschehen, wenn innerhalb der heutigen sozialistischen Arbeiterbewegung der neue christlich-nationale Idealismus zum Siege gelangt und wenn außerhalb der sozialdemokratischen Bewegung die christlich-nationale und die deutschnationale Richtung so stark wird, daß in Verbindung mit den neu emporwachsenden idealen Kräften innerhalb der sozialistischen Arbeiterwelt der Bann des Marxismus überwunden werden kann. Wenn das geschieht, dann wird ein neuer Tag im Leben des deutschen Volkes beginnen.

Die neueste Entwicklung der Kohlenfrage in den modernen Kulturstaaten

Von Heinrich Göhring

Nach endgültiger Feststellung betrug die Ruhrkohlenförderung vom Januar bis Juni 1920 41 019 878 Tonnen gegen 31 560 897 Tonnen in der gleichen Vorjahrszeit, ergab also ein Mehr von rund 9 ½ Millionen Tonnen. Auf die einzelnen Monate entfielen:

	1920	1919	1914
Januar ...	6 688 105	6 263 070	9 585 003
Februar ..	6 876 270	5 430 776	8 909 851
März	6 397 687	6 299 591	8 450 797
April	6 511 547	2 132 607	9 150 773
Mai	7 092 251	5 826 873	9 755 388
Juni	7 454 018	5 607 977	9 205 395

Wie man sieht, ist die Zunahme der Förderung in den letzten 6 Monaten keineswegs gleichmäßig, sondern Schwankungen unterworfen. Dies tritt besonders hervor, wenn man auch die arbeitstägliche Förderung berücksichtigt; sie betrug im Juni 1920 314 276 Tonnen gegen 305 043 Tonnen im Mai und

gegen 241 203 Tonnen im Juni 1919. Das gesamte erste Halbjahr erbrachte eine arbeitstägliche Förderung von 277 161 Tonnen gegen 213 972 Tonnen in der gleichen Vorjahrszeit. Auch in allen anderen Distrikten des Kohlenbergbaues war gegenüber dem Vorjahre eine Produktionssteigerung zu beobachten. Man nehme nur beispielsweise das mitteldeutsche Braunkohlenrevier. Nach den Veröffentlichungen der Knappschaftsberufsgenossenschaft und dem Bericht des Reichskohlenamts über die Kohlenwirtschaft im Jahre 1919 sowie aus den Ermittelungen der Syndikate ergibt sich folgendes Bild für die Erzeugung des mitteldeutschen Braunkohlenbergbaues in Tonnen:

	1920	1919
Förderung	70 000 000	65 543 000
Briketterzeugung	14 500 000	13 339 000

Leider blieb die Kohlenförderung im Juli 1920 in fast allen Kohlenrevieren hinter der Juniförderung zurück. An der Ruhr belief sich der arbeitstägliche Durchschnitt, der im Juni etwa 290 000 Tonnen betragen hatte, in der ersten Julihälfte auf nur 270 000 Tonnen.

Betrachten wir nunmehr die diesbezüglichen Verhältnisse der außerdeutschen Länder. Nach Mitteilung von „Black Diamond" betrug in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Förderung an Steinkohlen der ersten 152 Arbeitstage (1. Januar bis 26. Juni 1920) der letzten 4 Jahre: 1917: 269 229 000 Tonnen netto, 1918: 277 877 000 Tonnen netto, 1919: 210 640 000 Tonnen netto und 1920: 251 953 000 Tonnen netto. Im Jahre 1920 wurden also in der genannten Zeit 17 ½ Millionen Tonnen weniger als 1917, beinahe 26 Millionen Tonnen weniger als 1918, aber 41 ½ Millionen Tonnen mehr als im Jahre 1919 gefördert. An Anthrazitkohlen wurden schätzungsweise gefördert in der Woche:

	Tonnen	
	1920	1919
	netto	netto
bis zum 5. Juni ...	1 495 000	1 703 000
„ „ 12. „ ...	1 907 000	1 695 000
„ „ 19. „ ...	1 803 000	1 753 000
„ „ 26. „ ...	1 820 000	1 855 000

In der Zeit vom 1. Januar bis 26. Juni 1920 zusammen 41 912 000 Tonnen netto. Beträchtlichen Schwankungen waren die Förderergebnisse der englischen Kohlenindustrie unterworfen. Nach „The Board of Trade Journal" hat Großbritanien in der Zeit vom 6. Juni 1920 bis einschließlich 3. Juli 1920 folgende Förderungen zu verzeichnen:

Woche bis	12. Juni	1920:	4 769 824	Tonnen
„ „	19. „	1920:	4 873 737	„
„ „	26. „	1920:	4 685 524	„
„ „	3. Juli	1920:	4 734 651	„

Während der ersten drei Monate dieses Jahres wurden in Großbritannien nach einer Statistik der „Times“ 62 657 000 Tonnen Kohle gefördert. Über die Kohlenförderung in Belgien teilt die „Industrie- und Handelszeitung“ mit, daß die monatliche Durchschnittsförderung des Jahres 1913 1 910 710 Tonnen betrug. Im Jahre 1920 sind die monatlichen Durchschnittsziffern für Januar 1 869 640 Tonnen, das sind 98 % der Förderung des Jahres 1913, für Februar 1 683 750 Tonnen (88 %), für März 2 006 160 Tonnen (105 %), für April 1 900 750 Tonnen (99 %), für Mai 1 737 080 Tonnen (91 %). Die Gesamtausbeute der durch die Kriegsereignisse nicht in ihrer Förderung gestörten Kohlenbergwerke Frankreichs betrug: 1914: 21 085 000, 1915: 19 533 000, 1916: 21 310 000, 1917: 28 915 000, 1918: 26 259 000 und 1919: 19 996 000 Tonnen. (Nach Angaben des Ministers der öffentlichen Arbeiten in der französischen Kammer.) Mehr als in anderen Ländern hat die französische Kohlenförderung noch unter den Nachwirkungen des Krieges zu leiden. Nach einem Bericht des „Petit Journal“ hofft man in Frankreich aber allgemein, bereits Ende dieses Jahres aus dem Departement du Nord 300 000 Tonnen monatlich zu fördern, was etwa der Hälfte der Friedensförderung entspricht. Bei den Gruben von Courrières (Pas de Calais) rechnet man Januar/Februar kommenden Jahres, in Lens Ende 1921 mit der Aufnahme der Förderung. Da in Nordfrankreich Gruben mit einer Friedensförderung von etwa 9,5 Millionen Tonnen zerstört waren, kann man also wohl darauf zählen, daß im Laufe des nächsten Jahres wenigstens die Hälfte wieder im Betrieb ist, so daß die deutsche Ersatzverpflichtung sich entsprechend ermäßigt. Natürlich bleiben hiervon die Lieferungsverpflichtungen unberührt, die das Äquivalent für die aus Deutschland schon vor dem Kriege an Frankreich gelieferten Kohlen darstellen. Beträchtlich ist durch die Kriegsereignisse auch der Kohlenbergbau Jugoslawiens in Mitleidenschaft gezogen worden. Aus der Übersicht der Kohlenlage Jugoslawiens, welche von dem Direktor des Bergwerkministeriums in Belgrad herausgegeben wurde, ist zu ersehen, daß das Land eine ganze Reihe Bergwerke aufzuweisen hat, deren Förderung unter normalen Verhältnissen so fein könnte, daß sich sogar ein Überschuß zur Ausfuhr an benachbarte Staaten ermöglichen ließe. (Die Kohle eignet sich jedoch nicht zur Erzeugung von Koks, weshalb das Land gezwungen ist, Kohle zur Kokserzeugung und Koks einzuführen, um den Bedarf der Metall- und anderen Industrien zu decken.) Infolge des europäischen Krieges haben die Bergwerke sehr gelitten und sind zum Teil zerstört worden. Ihr Wiederaufbau ist mit großem Zeit- und Kostenaufwand verbunden; die Hauptschwierigkeit dabei liegt in der Beschaffung neuer Maschinen. Trotz all dieser Schwierigkeiten hätte die Förderung in der zweiten Hälfte des Jahres 1919 beinahe die Vorkriegsförderungshöhe erreicht, wenn ihr eine entsprechende Anzahl Wagen zum Abtransport zur Verfügung gestanden hätte. Vier der wichtigsten Bergwerke, welche täglich 156 Wagenladungen guter Braunkohle förderten, konnten in Anbetracht des großen Lokomotivmangels nur täglich 30 Wagen abtransportieren. Die Gesamtförderung des Jahres 1919 betrug 2 494 000 Tonnen; im Jahre 1913 wurden 3 587 432 Tonnen gefördert. Die Förderung in den einzelnen Provinzen stellte sich in den beiden Jahren 1919 und 1913 wie folgt:

	Tonnen	
	1919	1913
Serbien	103 730	311 365
Bosnien-Herzogowina .	674 930	800 000
Kroatien und Slawonien	251 293	295 000
Slowenien	1 153 338	1 471 067
Baranja (Petchoni) ...	310 767	700 000

Recht ungünstig lauten die Berichte aus der Türkei. Nach „Board of Trade Journal" ist die heutige Kohlenförderung im Verhältnis zu der Förderung vor und während des Krieges sehr zurückgegangen. In den Kriegsjahren wurde die Arbeit von angeworbenen Leuten verrichtet, während vor dem Kriege genügend Arbeiter vorhanden waren, die zu geringen Löhnen arbeiteten. Heute können die nötigen Arbeiter kaum beschafft werden. Dadurch ist die verminderte Förderung und der hohe Kohlenpreis bedingt.

Etwas günstiger liegt die Kohlenfrage in einigen anderen Ländern. So ist beispielsweise nach Mitteilungen von „Il Diario della Fiera Campionaria Internazionale di Milano" in Italien die Förderung der Braunkohle von 780 000 Tonnen im Jahre 1914 auf 953 000 Tonnen 1915, 1 305 000 Tonnen 1916, 1 772 000 Tonnen 1917 und auf 2 170 000 Tonnen im Jahre 1918 gestiegen. In Italien hegt man den Gedanken an eine internationale Ausstellung aller mit der Braunkohle und deren Bewertung zusammenhängenden Dinge und Einrichtungen im Hinblick auf die Bewertungsart der Braunkohle in Deutschland. (Auf dieser Ausstellung sollen Proben aller italienischen Braunkohlenarten mit den betreffenden genauen chemischen Analysen gezeigt werden zur Aufklärung und Anleitung der Konstrukteure aller anschlägigen Maschinen und Apparate.) Jedenfalls dürfte die inländische Braunkohle nach dem Sinken der phantastischen Kriegspreise für die italienische Industrie, wie beispielsweise in der Kalk-, Gips- und Ziegelsteingewinnung sowie in der Glaserzeugung für die verschiedenartigsten Motoren, sehr wertvoll werden können. Eine Steigerung in der Kohlenerzeugung kann man auch in Japan beobachten. Nach „Japan Times and Mail" hat die aufstrebende Entwicklung der japanischen Industrie während des Weltkrieges im allgemeinen naturgemäß ihre Wirkung auch auf den japanischen Kohlenbergbau ausgeübt. Folgende Statistik gibt Aufschluß über die Kohlenförderung sowie deren Wert der letzten Jahre:

	Förderung in Tonnen	Wert in Yen
1912	19 640 000	61 413 000
1913	21 316 000	70 956 000
1914	22 293 000	80 350 000
1915	20 491 000	65 069 000
1916	22 902 000	80 626 000
1917	26 361 000	140 010 000
1918	28 024 000	286 022 000

Der Bericht betont, daß die gegenüber dem Hochgang des industriellen Lebens in Japan verhältnismäßig geringe Zunahme der Kohlenförderung auf die ungenügende Zahl der beschäftigten Bergarbeiter und auf deren verminderte

Leistungsfähigkeit zurückzuführen ist. Im Jahre 1919 wurden 30,3 Millionen Tonnen Kohlen gefördert; die Einfuhr belief sich auf 1 074 000, die Ausfuhr auf 1 700 000 Tonnen. Verbraucht wurden u. a. von der Eisenbahn 5,7, von der Dampfschiffahrt 3,4, von der Industrie 15,5 und von der Salzfabrikation 0,8 Millionen Tonnen. Für 1920 wird eine Vermehrung der Kohlenförderung um 10 % erwartet, doch dürfte auch dies nicht genügen, um den eintretenden Mehrbedarf zu decken, so daß ein weiteres Steigen der durch den Krieg schon außerordentlich erhöhten Kohlenpreise zu erwarten steht.

Naturgemäß spiegelt sich die Schwierigkeit der Kohlenfrage in der Preisgestaltung. „Lloyd's List" berichtet am 13. Mai 1920 über die Preise auf dem englischen Kohlenmarkt, daß für Northumberland Kohlenpreise von 130—140 sh pro Tonne für beste Dampfkohlen und 120—130 sh pro Tonne für zweitklassige Erzeugnisse gefordert werden. Tyne Grus ist mit 110—120 sh pro Tonne notiert. Durham Gaskohle kostet 120—130 sh. Bunker sind sehr knapp. Schlacken sind zu 75—80 sh erhältlich. Gießerei-, Hochofen- und Gaswerkkoks kostet bei sofortiger Abnahme 140 sh. In Südwales beträgt der Preis für gemischte Kohle 106—108 sh pro Tonne, große Kohlen etwa 111—112 sh und große Dampfkohlen 115—120 sh. Kohlengrus ist mit 92 sh 6 d bis 97 sh 6 d notiert. Auch Belgien hatte einen beträchtlichen Hochgang der Kohlenpreise zu verzeichnen. Nach Mitteilungen der Industrie- und Handelszeitung" sind die belgischen Kohlenpreise wiederum ab 1. Juli erhöht worden und betragen jetzt: Fettkohle, Magerkohle, Würfel und Nußkohle 113—121 Franken pro Tonne, Feinkohle 72—83 Franken, Feinkohle zur Koksbereitung 83 Franken, gesiebte Kohle über 25 mm 115,50 Franken, Förderkohle 87—110 Franken, Briketts Typ I 136 Franken, Briketts Typ II 139 Franken, Briketts Typ Marine 143 Franken, Eierbriketts 126—128 Franken pro Tonne. Stärker noch als in Belgien sind die Kohlenpreise in Frankreich angezogen. Nach Mitteilungen des „Journal Officiel" gelten ab 1. Mai 1920 in Frankreich beispielsweise folgende Kokspreise: für Ruhrkoks 245 Franken pro metrische Tonne franko deutsche Grenze, für Gießerei- und Hüttenkoks anderer Herkunft 275 Franken, für Kokskohle einschließlich amerikanische Kohle 190 Franken pro metrische Tonne franko Grenze oder französischen Hafen. Auf Grund der deutschen Kohlenlieferungen erwartet man in Frankreich eine Kohlenpreisermäßigung. Die Wirkung des Spaaer Kohlenabkommens auf dem französischen Kohlenmarkt wird sein, daß die Lieferung deutscher Steinkohlen an Frankreich baldigst eine Preisherabsetzung der französischen Steinkohle um 25 % zur Folge haben wird. Stärker noch als in den westeuropäischen Ländern tritt die Preissteigerung in Mittel- und Osteuropa zutage. Hier wurden die horrenden Kohlenpreise in der Hauptsache durch die enormen Arbeitslöhne bedingt. Man nehme nun beispielsweise die heutigen Verhältnisse in Deutsch-Österreich. Nach Mitteilungen aus Wien hatten die Wiener Kohlenarbeiter bisher einen Wochenlohn von 592 Kronen. Bei Verhandlungen zwischen den maßgebenden Verbänden über die Lohnforderungen der Wiener Kohlenarbeiter wurde den letzteren eine Erhöhung der Löhne bewilligt, wonach sie ab 1. August 1920 einen Wochenlohn von 711 Kronen haben werden. Kein Wunder, wenn sich bei derartiger Lohnpolitik die Kohlenpreise ins Unendliche steigern. Die Entwicklung der Grubenpreise der wichtigsten

Kohlenmarken zeigt die nachstehende der „Wiener Neuen Freien Presse" entnommene Übersicht:

	Preise in österr. Kronen pro Tonne			
		Anfang	Ende	1. Mai
	1913	1919	1914	1920
Ostrauer Kohle	10,75	99,00	317,00	1150,00
Oberschlesische Kohle	11,35	99,64	751,00	1385,00
Böhmische Braunkohle	6,00	38,50	150,00	335,00
Trifailer Kohle	9,90	88,20	257,00	507,00
Köflacher Kohle	7,70	60,00	130,00	631,00

Die Preise verstehen sich ab Zeche, zu ihnen kommt also noch die Fracht.

Die Zunahme der Kohlenförderung in der letzten Zeit ist nur zum kleinen Teile der Steigerung der Arbeitslust der hier in Frage kommenden Arbeiterkategorien zuzuschreiben. In erster Linie wurde die Produktionssteigerung durch die massenhafte Einstellung von Arbeitskräften bedingt. Man nehme nur beispielsweise den deutschen Steinkohlenbergbau. Hier sind im 1. Vierteljahr 1920 gegen das 1. Vierteljahr 1919 77 696 Arbeiter mehr beschäftigt worden. Auf die einzelnen Reviere verteilt sich die Zunahme: Oberbergwerksbezirk Dortmund: 52 405, bei Aachen 243, am linken Niederrhein 2243, in Oberschlesien 18 867 und in Niederschlesien 3938 Arbeiter. In allen anderen Bergbaugebieten Deutschlands liegt die Sache nicht anders. Nach einem Bericht des Deutschen Braunkohlen-Industrievereins in Halle a. S. stieg im mitteldeutschen Braunkohlengebiet die Belegschaft von 98 600 Mann im Jahre 1919 auf 130 000 Mann im Juni 1920. Die Leistung pro Kopf und Schicht betrug:

	Tonnen Kohle	Tonnen Briketts
1914	4,7	1,50
1919	2,2	0,46
1920	1,8	0,37

Nach Mitteilungen von „Le Petit Journal" betrug die Gesamtförderung an Kohlen in Frankreich im Jahre 1915 bei einer Belegschaft von 105 675 Bergarbeitern 19 533 000 Tonnen und 1919 bei 157 374 Arbeitern nur 19 996 000 Tonnen; sie ist also trotz einer Erhöhung der Belegschaft um 50 % die gleiche geblieben. Der Grund liegt darin, daß im Jahre 1915 und 1916 8 bis 9 Stunden und während dieser Monate von 1916 sogar 10 Stunden tatsächlich gearbeitet wurde. Heute ist die reine Arbeitszeit nur 6 Stunden 17 Minuten. Bei einer Mehrarbeit der Bergarbeiter von nur einer Stunde täglich würde die Jahresförderung um 4 Millionen Tonnen steigen. In Belgien stieg die in der Kohlenförderung beschäftigte Arbeiterzahl von 157 535 im Januar auf 154 116 im Februar, 159 230 im März, 160 126 im April und 160 307 im Mai 1920. Ähnlich liegen die Verhältnisse in allen anderen Ländern.

Die Seeschlacht

Von Graf Felix von Luckner

(Fortsetzung und Schluß.)

An Backbord tauchen plötzlich mehrere englische alte Panzerkreuzer auf. Mit höchster Salvenfolge werden sie unter Feuer genommen. In wenigen Minuten sind zwei der Gegner vernichtet. Es war kein Untergehen von Schiffen, sondern ein in Atome Zerreißen gepanzerter Körper. Dicke Rauchwolken sind das einzige Überbleibsel von Menschen und Schiff. Plötzlich, was ist das? Vor uns am Horizont taucht ein halbkreisförmiges Feuermeer auf wie ein Gasrohr, an dem der Reihe nach die kleinen Flämmchen entlang laufen. Jetzt erst wird uns klar, daß das Gros der englischen Flotte eingegriffen hat. Um aus dieser taktisch ungünstigen Stellung herauszukommen, gab es nur ein Mittel: Herumwerfen der Linie. Während 100 000 Kilo Stahl alle 30 Sekunden auf unsere Spitze saust, das Meer wie ein kochender Kessel brodelt und die Schiffe in der aufgepeitschten See zu rollen beginnen, wird das unendlich schwierige Manöver wie auf dem Exerzierplatz ausgeführt. Um es zu decken, weht an allen Masten das Signal: „Torpedoboote ran an den Feind!" Die Flagge „Schwarz-weiß-rot" um die Brücke gewunden, sechs Meter lange Wimpel an den Rahen, preschen sie mit äußerster Kraft, 30 Meilen Geschwindigkeit, den Bug hoch, das Heck tief im Wasser, hervor und verschwinden hinter den Fontänen. Welche prächtigen Kerle, wir sehen sie nie wieder! Eine der ersten Flottillen war die berühmte IX. („Steinbrink"-) Flottille, deren Devise es war: „Es gibt nichts, was unklar geht." Im vollen Anlauf der Flottille an den Feind wird Steinbrinks Boot von einer schweren Granate getroffen. Es verschwindet in den Wellen, und das Rottenboot, das hinter ihm folgt, nimmt von den Überlebenden auf, was es bekommen kann, darunter den Kommandanten. Zum Zeichen, daß er weiter bei der Flottille ist, schwingt Steinbrink seine Mütze heraus, auch hier getreu seiner Devise: „Es gibt nichts, was unklar geht." Die Flottille kommt zum Angriff. Sie feuert, und da ereilt ihn sein Schicksal. Zwei, drei, vier Granaten schlagen in Steinbrinks Boot und vernichten alles.

Während des Vorstoßes der Torpedoboote entsteht um uns Grabesstille: der Feind erkennt die größere Gefahr, zieht seine Batterien von den Schiffen ab und legt das Feuer seiner Geschütze als Sperrfeuer gegen unsere Torpedoboote. Der Zweck ihres Einsatzes ist erfüllt, unsere Wendung konnte unbelästigt vom feindlichen Feuer ausgeführt werden.

Wir drehten also nach Süden in der Erwartung, daß sich der Feind am nächsten Morgen zum Gefecht stellen würde und daß wir dabei günstigere Bedingungen erringen könnten, als es an diesem Abend noch möglich war. Aber auch Sir John Jellicoe zog es vor, den Kampf nicht mehr aufzunehmen, denn er fühlte das englische Weltreich auf seinen Schultern und wollte es durch keine zweite Begegnung mit der deutschen Flotte mehr aufs Spiel setzen. Bald nachdem er in den Kampf eingetreten war, hatte sein echt englisches Siegesbewußtsein harte Stöße erlitten durch das, was er zu sehen und zu hören bekam. Er selbst erzählt, wie er beim Entwickeln der Flotte zur Gefechtslinie plötzlich eine Schiffswrack erblickt und natürlicherweise auf ein zerstörtes deutsches Schiff geraten habe. Erst bei näherer Betrachtung mit

dem Kieker wurde ihm und seinem Stabe zur größten Enttäuschung klar, daß dort alles lag, was von seinem „Invincible" übrig geblieben war.

Im Glauben, daß das ganze Deck von Sprengsplittern übersät wäre, schickt man einen Matrosen heraus auf die Suche nach Sprengstücken, besorgt, daß vielleicht der schönste Briefbeschwerer verloren gehen könnte. Der Mann kommt zurück, den Arm mit Blumenkohl beladen und bemerkt: „Sprengsplitter hev i nich funn, i glöv, de Engländers hebt mit Blomenkohl schoten." Man meint, der Mann macht einen Scherz und geht selbst hinaus: Tatsächlich, das ganze Deck ist überall voll Blumenkohl. Infolge des Luftdrucks der schweren Geschütze war das Gemüsespind geplatzt, und der ganze Kohl lag über das Deck zerstreut. Aber kein Sprengstück ist zu finden. Man kann nicht verstehen, daß unser Schiff, das so furchtbar eingedeckt war von Granaten, keinen einzigen Treffer bekommen hat, während Vorder- und Hintermann, die das Schiff in seiner Längsrichtung übersehen konnten, überschüttet von den heranjausenden eisernen Koffern, geglaubt hatten: „Der arme ‚Kronprinz', da bleibt kein Stück auf dem andern."

Während der Gefechtspause gehen wir in die Messe, um uns durch ein Glas Portwein zu stärken. Man ist nicht in erhobener Stimmung, da wir nach der Heftigkeit des Kampfes unsere eigenen Verluste, die wir noch nicht übersehen konnten, größer schätzten, als es sich später herausstellte. In der Messe ist ein ziemliches Durcheinander; Scherben und Gläser liegen herum, alle Bilder sind von den Wänden gefallen durch den Luftdruck und die Erschütterungen. Doch sonderbar, ein Bild hängt, das Bild unserer Frau Kronprinzessin, und darauf steht: „Gott schütze S. M. S. ‚Kronprinz'." Unser Schutzengel! Jeder empfindet das gleiche; ehrfurchtsvoll blicken wir hinauf mit einem stillen Dank.

Die Nacht kommt, man steht auf Kriegswache. Das erste Geschwader ist vor uns, das zweite in der Mitte, am Schluß das dritte, so daß Spitze und Queue geschützt waren von den stärksten Schiffen.

Vor uns wird die dunkle Nacht plötzlich grell erleuchtet. Wir sind geblendet, als wenn der Himmel voller Blitze wäre. Lang anhaltendes gewaltiges Donnern durchdröhnt die Nacht. Die „Pommern" flog in die Luft. Auffallend weiße Feuerarme stoßen aus ihr hervor. Der Hintermann, der wenige Sekunden später an die Stelle kam, hat nichts mehr gesehen. Niemand wurde gerettet, nur hier und dort sieht man Stücke ins Wasser schlagen. Der Rest des schönen deutschen Panzerschiffes! Nichts mehr als Atome von allem, was froh und freudig zurücksteuerte. Hier begriffen wir den Unterschied zwischen den älteren Schiffskonstruktionen und den ganz modernen. Die alte „Pommern" war durch einen einzigen Torpedotreffer erledigt worden, während die kleine aber moderne „Wiesbaden" stilliegend die ganze englische Flotte an sich vorbeipassieren und von jedem Feind sich befeuern lassen mußte und trotz allem noch bis morgens 3 Uhr geschwommen hat. An Bord ist ernste, auf alles gefaßte Stimmung. Die Wachen stehen hinter geladenen Geschützen, Offiziere und Ausguckleute halten scharfen Ausguck. Alles lauscht gespannt auf die einlaufenden Funkentelegramme. Vorn an der Spitze lebt das Gefecht mit äußerster Heftigkeit wieder auf. Feindliche Zerstörer, die an unserer ganzen Schiffslinie entlanggefahren waren und uns für das englische Gros hielten, werden von „Westfalen" erkannt und vom 1. Geschwader unter fürchterliches Feuer genommen. Im Nu gleichen sie brennenden Fackeln, aus den Ölbunkern schlagen Flammen heraus, die

Hitze drückt das Öl durch die durchlöcherten Bordwände. Wasser und Boote brennen. Wirr laufen die Menschen durcheinander, einen Rettungsweg suchend, um den Flammen zu entkommen. Die schwersten Detonationen hört man in kurzen Intervallen, hervorgerufen durch die an Deck liegenden Torpedos, die sich entzünden. Das Ganze gleicht einer brennenden Allee. Ein Anblick wundervoll und schaurig zugleich.

Der Morgen graut, die Spannung wächst, jeden Augenblick muß sich der Feind stellen. Ein feindlicher Panzerkreuzer wird gemeldet. Alles ist klar zum Kampf. Da voraus Scheinwerfer-Erkennungssignale. Als Antwort brüllt ihn „Thüringen" mit einer vollen Breitseite an. Diese Antwort war seine Vernichtung. Es war „Eurhalus", die uns für das englische Gros hielt.

Wir erreichten die deutschen Gewässer, ohne irgend etwas vom Feinde gesehen zu haben. Zwar stand Jellicoe bei Hellwerden in der Nähe von Helgoland, aber eine Linienschiffsdivision, seine Schlachtkreuzer, die leichten Kreuzer und Zerstörer waren ihm abhanden gekommen; die vielgerühmte Seemannschaft der Briten war der Aufgabe des Nachtmarsches unter ständigen Gefechten nicht Herr geworden. In diesem reduzierten Zustand seiner Streitkräfte wagte er keinen neuen Angriff.

Welch freudige Überraschung für uns, als die gegenseitigen Verluste bekannt wurden: auf englischer Seite drei Großkampfschiffe, auf deutscher nur eins; auf englischer Seite alle Großkampfschiffe im deutschen Feuer gesunken, dagegen „Lützow" in der Schlacht nur schwer beschädigt, aber noch schwimmend, erst auf der Rückfahrt mit zwei Torpedos von seiner eigenen Besatzung versenkt und diese gerettet. Auf englischer Seite außer den Großkampfschiffen drei Panzerkreuzer, zusammen sechs Schiffe, auf deutscher außer „Lützow" nur das alte Linienschiff „Pommern", durch einen Torpedotreffer erledigt.

Die Verluste an kleineren Schiffen betrugen auf unserer Seite vier kleine Kreuzer und fünf Torpedoboote, auf englischer Seite acht Flottillenschiffe bzw. Zerstörer. Das einzige Schiff, das in der Schlacht durch Artilleriefeuer des Feindes verloren ging, ist „Wiesbaden", und nur „Frauenlob" ist neben „Pommern" in der Nacht durch Torpedotreffer verloren gegangen.

Die Schlacht hat die Überlegenheit der deutschen Schiffe an Material und Feuerwirkung erwiesen, wie sich bei einem Vergleich der beiderseitigen Personalverluste ergibt: Auf unserer Seite hatten wir 2586 Tote, die Engländer aber 4646. 180 Mann haben wir als Gefangene zurückgebracht, während der Engländer nicht einen von uns gefangen hat.

Einige Tage später lief der zerschossene „Seydlitz" durch eigene Kraft in Wilhelmshaven ein. Ich besuchte den Kommandanten, Kapitän z. S. v. Egidy, auf seinem Schiff, das tief über lag, aber in wenigen Monaten wieder dienstfähig gemacht worden ist, und bat ihn, mir den Untergang der „Queen Mary" zu erzählen. Egidy berichtete:

„Nie werde ich den Augenblick vergessen: wir waren um 6^{20} nachmittags in einem Übergang begriffen von der Staffel zur Kiellinie. Meine Augen waren auf das Schiffsmannöver gerichtet, mein Ohr gehörte dem, was im Artillerieturm, halb über, halb hinter mir vorging. Das Schiff ist ja, wenn man's recht betrachtet, eine große Lafette für seine schweren Geschütze, und das Manöver muß sich, wenn man treffen will, soweit das irgend angeht, dem Schießen anpassen. Also: ‚Recht so — Schumann' (so hieß mein Gefechtsniederzwinger), weil eben eine Salve fallen und

dazu die Drehung des Schiffes aufgehalten werden soll. Immer wird mir die näselnde Hupe der Aufschlag-Melde-Uhr im Ohr klingen, nach dieser Salve. Ich sehe nach vorn, aufs Flaggschiff und den Vordermann — die Ohren weiter gespannt nach hinten-oben. Ein Augenblick Stille, als ob alles im Schiff den Atem anhielte, dann von irgendeinem Artilleriebeobachter, der als erster die Stimme wiedergefunden hatte, im halb singenden, eintönigen Melde-Staccato: ‚Die Nummer drei fliegt in die Luft' — und als einzige Reaktion auf das Ungeheure, das diese Meldung in sich barg, die ruhige, klare Stimme meines braven Artilleristen, Kapitän Richard Foerster: ‚Zielwechsel rechts!' — genau wie bei einer Schießübung. Wäre der dicke Panzer nicht zwischen uns gewesen, ich hätte den Mann umarmt für dieses ‚Zielwechsel rechts'. Vielleicht hat's der zweite Artillerist, der Axel Löwe getan, ich hörte aber ein Zwiegespräch von vier Worten: ‚Richard — sauber' und ‚Was! Axel!' — Dann waren sie beide wieder nur der stumme Geist, der seine Instrumente meisterte zur Vernichtung des Feindes.

Wie es aussah, als die ‚Queen Mary' in die Luft flog?

Ja, bester Luckner, ich sagte Ihnen ja schon, ich war beim Manövrieren, sah also aufs Flaggschiff und auf den Vordermann; jetzt kam es erst einmal darauf an, sauber ins Kielwasser das Boot einzuscheren.

Als ich dann aber durchs Torpedozielfernrohr, das sie mir solange eingerichtet hielten, zum Feind hinübersah, da hat mir wohl einen Moment das Herz im Halse geschlagen!

Da stand auf einer Entfernung von 13½ Kilometern gegen den mattblauen Himmel eine riesige, unbewegliche graue Säule. Im unteren Teile wirbelten schwarze Massen herum. Am oberen Rande schwelte dicker schwarzer Qualm. Darüber standen wie eine Aureole glutrote Strahlenbündel von Stichflammen. Und an der Basis vorbei schob sich etwas wie ein Torpedoboot. Ein Torpedoboot? Nein, das war ja die Nr. 4 der Schlachtkreuzerlinie, der ‚Tiger'. Unverkennbar an seiner Silhouette! Über 200 Meter lang, und erscheint doch winzig im Verhältnis zu der Riesensäule dort am Horizont, deren Basis muß danach 600—800 Meter und die Höhe wenigstens 3000 Meter gemessen haben. Fabelhafte Dimensionen! ‚Tiger' aber fuhr sozusagen unter seinem unglücklichen Schwesterschiff durch; denn während er die Stelle überfuhr, auf der vorher ‚Queen Mary' geschwommen hatte, prasselten um ihn aus der Luft deren Reste nieder. —

Und der zweite Höhepunkt der Schlacht, das war am Abend, nach 9 Uhr, als Scheer uns zum zweiten Stoß mitten auf die englische Linie ansetzte. Wir waren umbraust von einem wahren Feuerorkan. Treffer auf Treffer hagelte ins Schiff. Meldung auf Meldung kam von schweren Havarien, von Feuer, von Wassereinbrüchen. Dazwischen immer wieder die gespannte Frage in den Artillerieturm: ‚Foerster, hat die Artillerie kein Ziel?' — ‚Kein Ziel, Herr Kapitän.' — Vor uns stand von Nordwesten über Norden bis gegen Osten hin eine ununterbrochene feuernde Linie, aber kein Schiff war auszumachen, nur aufblitzende Salven, an denen man die Lage des Horizontes wenigstens erkennen konnte, alles übrige in ein schwefliges, giftiges Gelbgrau getaucht — ein schauerlich gewaltiger Eindruck. Der Feind war in einer graugelben Himmelswand verschwunden, wir dagegen fuhren vor dem klaren Osthorizont für ihn Scheibe. Ungleicher konnte das Glück seine Gaben nicht verteilen.

Da, Meldung von der Funkenbude: ‚FT vom Flottenchef: Die Panzerkreuzer ran an den Feind.‘ Das bedeutet aus der Signalsprache übersetzt: Der Verband ist selbständig, die Schiffe sind zur Entscheidung voll einzusetzen. ‚Donnerwetter, dachte ich, noch mehr ran an den Feind? — nun geht's nach Walhalla!‘ Gleich daneben drängte sich der Gedanke: ‚Wie kannst du deinen braven 1300 Leuten unten im Schiff noch eine letzte Freude machen, ihnen noch eine letzte Begeisterung in die Knochen gießen — daß sie hochgestimmt, mit innerem Schwung auf die große Reise gehen?‘ — Mir fiel nichts Besseres ein als: ‚Vom Kommandanten an alle im Schiff: Signal vom Flottenchef, die Panzerkreuzer ran an den Feind.‘ — Gleichmütig gaben's die Befehlsübermittler weiter durch Sprechrohre, Schallrohre, Telephone. Die Wiederholung durch die Empfänger unten im Schiff tönte ebenso seelenruhig zurück. Dann einige Sekunden Stille, wieder hielt das Schiff den Atem an — und nun kam ein Echo zurück ans Ohr des Kommandanten, in seiner Allgewalt das gewaltige Tosen der Schlacht übertönend: ein einziger Freuden- und Jubelschrei: ‚Hurra! — drauf Seydlitz‘ (der Ruf, mit dem die Seydlitz-Kürassiere vor 170 Jahren attackierten und den auch wir uns als Schlachtruf gewählt) — die ‚Wacht am Rhein‘ — ‚Haltet aus‘ — ein Harmonika setzte ein — mit den Kohlenschaufeln machten die Heizer einen Höllenlärm gegen die Bunkerwände — das ganze Schiff *ein* Jubel! Wahrhaftig, mir würgte es heiß die Gurgel herauf. In einem einzigen beseligenden Augenblick kam mir so die soldatische Arbeit von Jahren als Dank und Quittung meiner Besetzung zurück. Ja, *dies* Schiff, *diese* Besetzung war in meiner Hand! — Herrliches Deutschland! Ein einziger Impuls umfing und trug uns alle.

Und kurz darauf ein plötzliches Nachlassen, dann bald Aufhören des englischen Feuers! Es war der Augenblick, da unter dem Eindruck unseres gesammelten Stoßes Jellicoes Nerven zusammengebrochen und mit ihnen die englische Linie auseinandergebrochen war, vor dem überlegenen Willen und Können Scheers. Es war der Moment, wo unsere angreifenden Torpedoboote keinen Gegner mehr fanden!

Luckner, da hab ich's gefühlt — und wir wollen's unseren Kindern und Kindeskindern übermachen als stolzes Erbe —: Wir sind den Engländern überlegen gewesen. Also werden wir's auch wieder sein — wenn die Vorsehung es wieder drauf ankommen lassen will.“ —

Das ist der Tag vom Skagerrak, da so herrlicher deutscher Seemannsgeist dem großen Gegner solche Wunden geschlagen hat. Wie bedauern wir, die wir heute auf keinen Planken mehr stehen, daß dieser Geist erst nach jahrelanger erzwungener Zurückhaltung der Schiffe auf der Jade sich betätigen durfte, als es zur Auswirkung solcher Erfolge in weiteren Kämpfen bereits zu spät geworden war.

Neue Werke von Rudolf Borchardt

Von Hans Heinrich Schaeder

An dieser Stelle konnte unlängst auf die Bedeutung der neu herausgegebenen Jugendgedichte von Rudolf Borchardt hingewiesen werden. Die damals geäußerte Hoffnung, daß uns bald weitere Werke des Dichters neu erschlossen werden möchten, ist durch das Erscheinen von drei weiteren Bänden inzwischen erfüllt worden. Sie bedeuten ebenso wie das Versbuch ein Ereignis in unserem literarischen Leben, das die aufmerksame Beachtung aller derer in Anspruch nimmt, denen an einer Festigung und Klärung unserer literarischen Situation gelegen ist. Dem Verlage Ernst Rowohlt, Berlin, gebührt für die außerordentliche Sorgfalt, die er auf die Herausgabe des Borchardtschen Werkes verwendet, besonderer Dank.

„Der Durant. Ein Gedicht aus dem männlichen Zeitalter," 1904 entstanden, erneuert Form und Ethos des großen mittelhochdeutschen Versepos in seiner durch den Persönlichkeitsgehalt der deutschen Meister über die höfische Konvention zu einem Ewigkeitswert emporgehobenen Gestalt. Es zwingt die Leidenschaft des eigenen, zwischen Unseligkeit und Seligkeit bewegten Lebens in die Schlichtheit und gleichmäßig fließende Bewegung der knappen, dreihebigen Reimpaare, die zu einer Dichtheit und Spannung zwingen, wie kein anderer epischer Vers. Eine tiefste Wesensverwandtschaft seiner eigenen geistigen Welt, vertieft und erfüllt durch streng erarbeitete Einsicht in das Wesen und die gemäße dichterische Form des „männlichen Zeitalters", ermöglichte ihm diese Neuschöpfung und Erfüllung einer vorgefundenen Form, — kein verständnis- und gegenstandsloserer Vorwurf konnte gegen diese Dichtung erhoben werden, als derjenige eines befangenen Beurteilers, der hier lediglich das Zeugnis historischer und philologischer Bemühung sehen wollte. Diese Bemühung ist einmal nicht Ausdruck eines wissenschaftlichen Spezialistentums, sondern der Einsicht in die Notwendigkeit, die Gehalte und Ausdrucksmöglichkeiten einer vergessenen hohen Kultur ins Bewußtsein zu bringen, so daß mit ihrer Hilfe Inhalte unseres eigenen Erlebnisbereiches faßbar werden, die anders keine Gestalt, also keinen objektiven Bestand erlangen würden; sie ist anderseits nirgends ein zutage tretendes gelehrtes Wissen, vielmehr eine bereits selbst durchgeformte und einheitliche geistige Haltung, die die Voraussetzung einer ebenso beziehungsvollen wie selbständigen Neuschöpfung ist. Ein besonderes geschichtlich-künstlerisches Bewußtsein äußert sich hier, das den Historismus überwindet, indem es in der geschichtlichen Anschauung selber Gestalt gewinnt, das die Unformen des landläufigen historischen Romans, der historischen Ballade endgültig in ihrer Unfruchtbarkeit bloßstellt und ein Neues und Festes an ihre Stelle setzt.

Der Band „Swinburne" ist, so darf man hoffen, berufen, diesem Dichter, dem nach unserer Überzeugung kein Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts an die Seite zu setzen ist, auch in Deutschland die ihm gebührende Stellung zu verschaffen. Außerdem liegt hier eine Verdeutschungsleistung vor, die an ihrem Teile geeignet ist, der unerhörten Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit, die die deutsche Übersetzungsarbeit in den letzten Jahrzehnten zumeist kennzeichnet, das verdiente Ende zu machen. Es werden uns von Borchardt hier außer einem lyrischen Stück aus

der Atalanta in Calydon und dem Misterienspiel von David und Bathseba, in das der großartige Aufzug der Königinnen eingefügt ist, eine Anzahl von Gedichten geboten, unter denen vor allem die drei herrlichen Balladen vom Leben, von Lasten und vom Traumland hervorragen.

Schließlich finden wir in dem Bande Prosa I eine Reihe von teilweise früher schon veröffentlichten Aufsätzen, die zumeist dem von Borchhardt geschaffenen neuen Typus einer literarischen Kritik angehören, in der über die Beurteilung der ihrerseits auf das genaueste untersuchten dichterischen Elemente zu einer zentralen Erfassung des Ethos und der geistesgeschichtlichen Stellung einer Dichtung fortgeschritten wird. Es kann an dieser Stelle nur auf die Gegenstände hingewiesen werden. Die Kritik von Stefan Georges großem Werk „Der siebente Ring" zusammen mit der Analyse der Georgebewegung „Intermezzo" stellt eine Beurteilung Georges und seines Kreises dar, die unseres Erachtens heute so endgültig und richtig ist, wie sie es bei dem ersten Erscheinen der Aufsätze vor zehn und elf Jahren war. In „Dante und deutscher Dante" wird, von der Würdigung von Georges Übertragungen aus der Commedia und der Entlarvung einer Arbeit von Hauser, die sich als Übertragung der Vita Nuova ausgibt, ausgehend, das Problem der Danteverdeutschung in all seinen ästhetischen und historischen Voraussetzungen entwickelt. Ähnlich führt eine Beurteilung von Hoffmannsthals Alkestisdichtung zu einer tiefdringenden Erhellung der Gestalt und Auffassung des griechischen Mythos in seiner Formung durch die Tragödie. Das Meisterstück des Bandes aber ist der erste Aufsatz, „Villa", der mit divinatorischer Schärfe eine landschaftspsychologische Betrachtungsweise verwirklicht, in der, an dem Beispiel des modernen italienischen Landhauses, die Wechselwirkung von Landschaft und Seele synthetisch erschaut wird.

Möchten diese wenigen und unzulänglichen Bemerkungen genügen, um diejenigen, die in der Flut literarischen Angebots nach geistig strengen und vollkommenen Leistungen ausschauen, auf das Werk Rudolf Borchardts hinzuweisen.

Weltspiegel

Von Aix-les-Bains bis Brüssel. Während des Krieges waren es die Friedensströmungen, die Kriegsmüdigkeit und die Revolutionen in den feindlichen Ländern, dann kamen Wilson und die vierzehn Punkte an die Reihe. Beim Waffenstillstand hieß es: ja, aber der Friedensvertrag, beim Friedensschluß verwies man auf die Revision (oder die Weltrevolution) und auf die „Einsicht", die drüben doch mal kommen mußte. Dann wurden wir auf Spa vertröstet und als Spa sich als Mißerfolg herausstellte, hieß es: aber Genf! Und als Genf auf sich warten ließ, begnügte man sich mit dem Hinweis auf Luzern, auf Aix-les-Bains, auf Brüssel und zur Abwechslung dazwischen auf den bevorstehenden Fall von Warschau. Immer aber auf etwas außer uns Liegendes, unserer Einwirkung Entzogenes. Wie Nora hofft Deutschland immer noch auf „das Wunderbare". Um nach jeder gescheiterten Hoffnung feststellen zu müssen, daß niemand „für Deutschland eintritt", daß jeder „nur an sich selbst" denkt.

Die Ausländer behaupten bekanntlich, daß der Deutsche nicht eitel, wohl aber empfindlich oder um das hier genauere Fremdwort zu gebrauchen „leicht zu pikieren" ist. Es ist möglich, daß das stimmt, denn wer sich in gesellschaftlichem Umgang unsicher fühlt — und das trifft ja für sehr viele Deutsche zu — und

sein Selbstbewußtsein, nur um es nicht unter der Einwirkung fremden Einflusses zu verlieren, jeden Augenblick krampfhaft ausspielen muß, der ist ja wirklich leicht pikiert. Vielleicht hängt damit zusammen, daß der Deutsche die Ursache seines Unglücks nie in sich selbst, sondern immer außer sich und in der abgrundtiefen Schlechtigkeit der übrigen Menschheit sucht. Das muß er sich abgewöhnen. Nirgends gilt der Satz „Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen" so wie in der Weltpolitik, und hier wie im Leben geht es durchaus nach dem Spruch „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat." Es ist nicht nötig, dies mit Beispielen zu belegen.

Hören wir endlich auf, uns auf Dinge zu verlassen, die außer uns liegen. Machen wir uns klar, wohin wir wollen. Es geht nicht an, daß große Teile des deutschen Volkes, ohne den Schatten einer realen Macht hinter sich zu haben, die Revision des Versailler Vertrages fordern, während andere wimmern: Wir können ihn zwar nicht erfüllen, wollen es aber trotzdem. Und wenn schon die Franzosen (aus Profitgier, aber auch — das darf nicht übersehen werden — aus innerpolitischen Bedenken) es nicht über sich gewinnen können, uns rechtzeitig die Gesamtsumme ihrer Forderungen zu nennen und mit uns gemeinsam die Wege zu beraten, wie diese Forderungen für beide Teile am leichtesten erfüllt werden, so entschließe man sich endlich bei uns, ohne kleinliche Kuhhandelskünste nach sorgfältigster und ehrlichster Erwägung des wirklich Durchführbaren und politisch Erreichbaren, und unter Anführung aller Varianten, die sich aus eintretenden Eventualitäten (Oberschlesien!) ergeben könnten, ein Angebot zu machen und Wege vorzuschlagen, die so gehalten und motiviert sein müssen, daß Frankreich, wenn es sie nicht annimmt, vor der übrigen, äußerst ruhebedürftigen Welt moralisch und politisch isoliert dasteht, von denen man sich aber auch durch die Drohung mit Gewaltanwendung unter keinen Umständen abbringen läßt. Eine andere Rettung gibt es nicht.

Die Brüsseler Konferenz zeigt die Lage in einem selten klaren Lichte. Die Vereinigten Staaten verhalten sich den politischen Verwicklungen Europas gegenüber politisch indifferent. Mit Partnern, die ihnen vertrauenswürdig erscheinen, knüpfen sie Geschäfte an, und damit fertig. Englands außenpolitische Kraft erlahmt infolge der irischen Wirren und der Kämpfe mit den Arbeitern jeden Monat mehr. Frankreich behauptet einstweilen, bis sich Rußland wieder militärisch konsolidiert hat, was auf keinen Fall vor dem nächsten Sommer der Fall sein wird, eine fast unbestrittene Hegemonie in Europa, die es ihm ermöglicht, auf einer Konferenz, die sich zur Besprechung der internationalen Wirtschaftslage zusammengefunden hat, jede Erwähnung des Versailler Friedensvertrages zu verbieten. (Etwa als ob ich einem Arzt, der mich heilen soll, die Untersuchung von Lunge, Leber, Herz untersage.) Gerade dies aber muß den übrigen Staaten deutlich zum Bewußtsein kommen lassen, wie wenig es in ihrem Interesse liegt, Deutschland zu helfen. Denn solange Frankreich nicht gezwungen werden kann — und wer vermöchte es zu zwingen? —, die Höhe seiner Ansprüche zu fixieren, so lange hat es auch die Möglichkeit, den Raum jeder Deutschland gewährten Hilfeleistung für sich mit Beschlag zu belegen und eben hierdurch seine Vormachtstellung in Europa weiter zu befestigen. Jede Hilfeleistung würde einen Tribut an Frankreich darstellen, und schon aus diesem Grunde besteht wenig Hoffnung, daß uns geholfen wird, wenn auch andererseits nicht geleugnet werden soll, daß durch gegenseitige Fühlungnahme der Finanzleute aller Länder die schwebenden Probleme zum allgemeinen Segen geklärt werden können. Die Gerechtigkeitsfanatiker aber, die bei uns, natürlich ohne gangbare Wege vorzuschlagen, ständig restlose Erfüllung des Vertrages verlangen, sollten in keinem Fall vergessen, daß für all diese Verwicklungen und Verhandlungen, all diese Gereiztheit, die den Kriegszustand über den Friedensschluß hinaus verlängert, nicht Deutschland, sondern in erster Linie Frankreich verantwortlich ist. Man beachte nur, was André Tardieu jüngst wieder in der „Illustration" über die Vorgeschichte der Wiedergutmachungs-

bestimmungen berichtet. Danach sind es immer wieder die französischen Staatsmänner gewesen, die aus Furcht, zu wenig zu bekommen, eine Festsetzung der deutschen Verpflichtung verhindert haben. Und wer ist es denn letzten Endes anders gewesen, der die Zulassung deutscher Delegierter auf der Friedenskonferenz verhindert hat, als die Franzosen? Und nun wundern sie sich, wenn sie für die Folgen dieses Verfahrens verantwortlich gemacht werden?

Unter diesen Umständen wird man guttun, auf die Hoffnung nach „Einsicht" auf seiten der Franzosen nicht allzu fest zu vertrauen, sondern sich klarzumachen, was eintritt, wenn diese Einsicht nicht kommt oder sich nicht durchsetzt. Mit seltenem Freimut hat kürzlich in einem dem Berichterstatter der Liberté gewährten und durch Unterlassung jeder überflüssigen Deklamation sich wohltuend auszeichnenden Interview Walter Rathenau die Lage skizziert. Danach bestehen sechzig Prozent Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Reich in einer vielleicht schon nahen Zukunft in drei Teile zerfällt: Bayern, dem sich die Trümmer Österreichs zugesellen werden, die Rheinlande, die jedes Interesse daran haben, die ihnen von Frankreich gebotenen Vorteile anzunehmen, und den Rest Preußen, Hessen, Sachsen, Hannover, der, der Grundlagen seiner Existenz beraubt und nicht imstande, sich selbst zu erhalten, den Sprung in den Bolschewismus zu tun gezwungen sein wird, unter diesen Umständen die einzig normale und logisch mögliche Lösung. (Vgl. dazu auch die Ausführungen Needras in Heft 37/38 der „Grenzboten".) Man kann über die weiteren Äußerungen Rathenaus über die deutsche Form des Bolschewismus und über dessen Expansionsmöglichkeiten verschiedener Meinung sein, daß das Reich unmittelbar vor dem Zerfall steht, kann nur dem entgehen, der nicht sehen will. Den Franzosen kommen allerdings in letzter Stunde Bedenken, daß der bayerische Partikularismus am Ende nur eine Gesundung des Reiches auf neuer Grundlage anstrebe, aber die Dinge sind schon zu weit gediehen, als daß man sie aufhalten könnte, es ist nicht möglich, eine lange Zeit planmäßig betriebene Politik plötzlich umzusteuern, eine Zeitlang fährt jedes mit Hochdampf geleitete Schiff noch in der alten Richtung weiter. Dr. Heim spricht in Budapest schon mit aller Seelenruhe von der bevorstehenden bayerischen Restauration und zwischen München und Wien wird eifrig verhandelt, daran vermögen alle offiziellen Beschwichtigungsversuche nichts zu ändern. Diese Vertuschungsversuche können nur üble Überraschungen zur Folge haben. Man decke endlich die Karten auf und zeige, was gespielt wird. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder Bayern macht, seinen Sonderinteressen zuliebe, die Berliner Politik nicht mehr mit und schlägt eine Bahn ein, die, zufällig oder nicht, auch Frankreichs Regierung einzuschlagen für geboten hält. Oder Bayern steht unter allen Umständen in erster Linie zum Reich, verlangt aber an Preußens oder Berlins Stelle die Führung in Deutschland. Dann wird eine offene Aussprache, die dringend notwendig ist, nur heilsam sein können. Auf jeden Fall aber mögen sich die bayerischen „Föderalisten" vor der verhängnisvollen Illusion hüten, daß ihr Weg ihr Land vor den Folgen des Versailler Vertrages retten könnte. Die bayerische Industrie zum mindesten würde sofort französischen Interessen dienstbar, aber auch der ersehnte Bauernstaat müßte nur der französischen Politik in Zentraleuropa als Brücke dienen. Auch glaube man in München nur nicht, das Mittel zur Angliederung Österreichs an Deutschland gefunden zu haben. Hätte Frankreich die unumschränkte Macht nicht, die es wirklich besitzt, wäre England an der Donau noch so mächtig wie es vor einem Jahre war, es möchte gehen. Jetzt geht es nicht. Im gleichen Augenblick, da der entscheidende Schritt in Bayern geschieht, sind von Frankreichs Gnaden auch die Habsburger wieder auf dem Plan und wird es zwischen Habsburg und Wittelsbach die gleichen Reibungen geben wie zwischen Bayern und Preußen. Bayern gibt sich Frankreich gegenüber ganz ähnlichen Illusionen hin, wie das Reich England oder Italien gegenüber. Frankreich wird Bayern nicht „helfen", sondern es lediglich, weil es der Stärkere ist, zur Verwirklichnng seiner eigenen Pläne benutzen.

Diese sind, wie die Entwicklung in Zentraleuropa und auf dem Balkan beweist, großzügig und weitausgreifend und haben drei Ziele: Die Bildung eines

großen Antibolschewistischen Blocks (zusammen mit Polen), die Abschnürung Deutschlands nach Südosten, die Konsolidierung eines Balkanblocks (unter Zuhilfenahme der nationalistischen Türken in Kleinasien) nebst Vorbereitung (Nebenziel der Wrangel-Politik!) einer neuen, sich auf dem Balkan die Hand reichenden französisch-russischen Koalition gegen Englands immer schroffer hervortretende Konstantinopelpolitik. Die einzige Schwäche dieser Pläne ist nur, daß es verschiedene Pläne sind, deren Verwirklichung im einzelnen die Verwirklichung der andern durchkreuzt. So braucht man zur Abschnürung Deutschlands den Donaubund, den aber Italien nicht will, dessen Vermittlung man wieder in Kleinasien nicht entbehren kann. So braucht man zur Bildung des Antibolschewistenblocks ein kräftiges Ungarn, das gerade die Nachbarstaaten nicht wollen. Tatsächlich ist denn auch der erste dieser Pläne an dieser Kompliziertheit der Gesamtpolitik gescheitert.

Die Abmachungen zwischen Ungarn und Frankreich sind öffentlich nicht bekannt geworden (was auf das parlamentarische Regime in Ungarn ein recht sonderbares Licht wirft), die Informationen Poincarés aber (in der „Revue des deux mondes" vom 15. 9.) werden gegründet sein. Danach sind nicht nur der französischen Industrie bedeutende Vorteile eingeräumt worden, sondern Frankreich bekommt auch die Kontrolle der ungarischen Eisenbahnen, Wasserstraßen, sowie der Kreditbank. Ungarn begibt sich also (und auch dies sollte in Bayern zu denken geben) ganz in Frankreichs Hand. Sogleich entspringt aber die Frage nach der Gegengabe. Die kann außer in der Duldung der monarchischen Restauration nur in der teilweisen Revision des Friedensvertrags von Trianon bestehen. Da Frankreich Ungarns Heer zur Unterstützung der Polen verwenden wollte, mußten die Abrüstungsbestimmungen geändert werden, da dabei aber beide Teile ihre Rechnung fanden, werden die Ungarn auch Abänderung der Grenzen verlangt haben, und da Frankreich, schon im Hinblick auf seine Antibolschewistenaktion auf ein enges Einvernehmen zwischen Rumänien und Ungarn, für das in beiden Ländern starke Tendenzen bestehen, hinarbeitete, so kamen nur entweder die Grenze gegen die Tschechen oder gegen die Südslawen oder beide in Betracht (gegen das ohnmächtige Österreich helfen sich die Ungarn schon selbst). Unter diesen Umständen war es klar, daß sich die bedrohten Nachbarstaaten, im russisch-polnischen Konflikt ohnehin zur Festhaltung an unbedingter Neutralität entschlossen, zu gemeinsamer Abwehr und zur Garantie des Friedensvertrags von Trianon zusammenfanden, und daß, im Hinblick auf die im latenten, — wie man behauptet durch Ungarn, in Wirklichkeit aber in gleichem Maße auch durch die tschechische Gewaltpolitik — ständig genährten Aufruhrzustand befindliche Slowakei, der tschechische Außenminister es war, der die Initiative ergriff und mit Südslawien die sog. Kleine Entente schloß. Dieser Schritt hat durch seine Eigenmächtigkeit in Frankreich stark verstimmt; man erblickte in ihm (mit Recht) das erste Anzeichen dafür, daß sich die Sukzessionsstaaten von der Führung durch die Westmächte emanzipieren, ja, man sah in der Kleinen Entente bereits Naumanns Mittel-Europa heraufdämmern (diese Andeutung mag den Kundigen genügen!), und auch die Bedenken Rumäniens, dem neuen Bunde beizutreten, waren nur ein geringer Trost, da die begeisterten Beteuerungen des Frankreichenthusiasten Take Jonescu, Rumänien werde nie einer gegen Frankreich gerichteten Kombination beitreten und alles tun, Österreich vom Anschluß an Deutschland abzuhalten, gerade in ihren gegen die Bolschewisten gerichteten Formulierungen von den Politikern in Bukarest mit Rücksicht auf die Sonderfriedensunterhandlungen mit den Sowjets und auf die Regelung der beßarabischen Frage, die in jedem Falle vorsichtiges Abwarten erheischt, dementiert wurden.

Immerhin aber sprang aus der Bildung der Kleinen Entente für Frankreich der Vorteil heraus, daß Italien es im Hinblick auf seinen Konflikt mit den Südslawen (und auf seine Interessen im Orient) für geraten hielt, sich Frankreich zu nähern. Italien wird, es bleibt ihm gar nichts anderes übrig, die alte Schaukel-

politik, die es vor dem Kriege zwischen Dreibund und Entente betrieb, jetzt zwischen Frankreich und England fortsetzen müssen. Es wird in der Türkei aus der Gegnerschaft Frankreichs und Englands Vorteile ziehen. Es erreichte in Aix les Bains gegen Anerkennung des Versailler Vertrages als unerschütterlicher Grundlage der neuen europäischen Verhältnisse (Millerand nennt ihn jetzt mit Vorliebe die „Charte des neuen Europa") Neutralität Frankreichs im Adriakonflikt, eine Zusicherung, die wegen der Gerüchte von einem französisch-südslawischen Militärbündnis sehr nötig war, ließ sich aber bezeichnenderweise den Versailler Vertrag betreffend eine Hintertür offen, indem es hinsichtlich der Genfer Konferenz auf die notwendige Zustimmung Englands verwies. Das war gute italienische Politik und wer etwa in Deutschland anderes erwartet hatte, bewies nur, daß er Giolittis Ziel, eben italienische Politik zu machen, nie begriffen hat, genau so wenig, wie die Industriellen Italiens, die das neutrale Verhalten ihrer Regierung in ihrem Konflikt mit den Arbeitern verbrecherisch nannten, begriffen haben, daß diese anscheinende Passivität in Wirklichkeit den ersten Schritt zur inneren Gesundung, sofern sie überhaupt schon möglich ist, darstellt.

Im Osten hat sich, wider allgemeines Erwarten, die militärische Lage auch weiterhin zuungunsten der Bolschewisten entwickelt, die jetzt in Riga klein beigeben. Charakteristisch ist dabei der allgemeine Wettlauf um die Gunst der Ukraine, deren Selbständigkeit jetzt von allen Seiten, selbst von Wrangel anerkannt ist, und die Versuche des jetzt in den Besitz eines großen Teils der polnisch-galizischen Erdölproduktion gelangten Frankreich, die Rigaer Verhandlungen durch weitgehende, durch Geschehenes freilich gerechtfertigte Diskreditierung der bolschewistischen Unterhandlungsmethoden zu sabotieren. In erster Linie geschieht das natürlich Wrangel und der Möglichkeit der oben erwähnten späteren russisch-französischen Entente gegen Englands Konstantinopelstellung zuliebe, dann aber auch unzweifelhaft mit der Berechnung, daß die Bolschewisten, im Westen in die Enge getrieben, ihren Druck nach Asien, wo sie neuerdings in Chiwa und Buchara besonders tätig sind, verlegen, und auf diese Weise England von den europäischen Angelegenheiten ablenken werden. Und selbst wenn die türkischen Nationalisten dadurch verstärkt würden, wäre dies Frankreich trotz der in Cilicien noch immer bedrohlichen Lage recht, da man durch Vermittlung Italiens die Anatolier gegen Englands Konstantinopelstellung zu verwenden hofft. So wird die Lage beherrscht durch den auch aus dem englisch-französischen Botschafterwechsel erhellten Gegensatz zwischen England und Frankreich, bei dem Italien der Gewinner, Deutschland — der Prügelknabe bleibt.

Menenius.

Ich herrschte im Rathaus . . .

Ich herrschte im Rathaus: ein aufrechter Mann
Mit Neigung zur rötlichen Sphinx hin,
Und als die Geschichte zu wackeln begann,
Da rückt' ich noch heft'ger nach links hin.

Ich herrschte im Rathaus und stimmte zum Schluß,
Zwecks Fortfalls jeder Verfeindung
Und dem Frieden zu Lieb — Pax Dominicus! —,
Für die größere Eingemeindung.

Dann übergab ich die Macht mit Hurra
Den mächt'gen Vertretern der Massen;
Über Einzelheiten würden sie ja
Schon mit sich reden lassen.

Doch weit entfernt, daß das Schelmenstück
Zu inn'ger Verbrüderung führe,
Setzt man ganz plötzlich, mit heftigem Ruck,
Uns allen den Stuhl vor die Türe.

Sie kehren uns aus dem Rathaus hinaus,
Sie kehren mit eisernem Besen.
Hätt's einer geahnt, als wir Herr'n noch im Haus,
Wir wären wohl schlauer gewesen.

Und höhnend seh'n wir das Weistumswort
Nun täglich vor Augen uns hangen:
Man geht vom Rathause klüger fort,
Als man hinein gegangen.

Pandur.

Offenherzigkeiten

Die russische Organisation.

Die russische „Organisation", die Dr. Simons etwas zu diplomatisch im Augenblick bolschewistischer Erfolge gerühmt hat, besteht aus vollkommen sumpfartiger Desorganisation der Wirtschaft, der Verwaltung, der Moral. Aber eines steht fest und groß da: die Macht des Staates, die Autorität der Regierung, freilich mit Mitteln des Terrors, auf die altgewohnte russische Weise blutiger Despotie. Kulturwerke hat der Bolschewismus trotz Dr. Simons nicht geschaffen, aber er hat ein Heer aufgestellt, und stellt immer neue Heere auf, wie der Zar. Wir wissen von den scharenweis nach Ostpreußen übergetretenen russischen Kämpfern, daß nur eiserner Zwang, nicht irgendwelche Überzeugung oder Begeisterung die russischen Armeen beisammenhielt. Aber die Menschenmassen Rußlands sind einfach zu schwach, um sich gegen eine Handvoll energischer Menschen aufzulehnen, die zwar nicht verwalten, aber mit erbarmungsloser Hand regieren. Daß ihr Herrscher meist ein Fremdherrscher ist, scheint nun einmal das Los des weichen Russen. Später wird er an seinen augenblicklichen jüdisch-tatarischen Zwingherren einen schauderhaften Pogrom vollziehen, wie er den letzten Zaren aus deutschem Herrscherhaus ermordet hat. Aber erst muß sich deren Autorität und Macht durch die Erschöpfung des industriearmen Reichs selbst aufgezehrt haben, bevor das Volk die Hand zu erheben wagt gegen die Gesalbten der Sowjets. Was lernen wir aus dieser „russischen" Organisation? Daß selbst eine schlechte Regierung eine Macht sein kann, wenn sie nur regiert. Wir haben zuviel Organisation in Deutschland und zu wenig Regierung. Die Menschen würden aufatmen, wenn sie eine Autorität fühlten. Das mangelnde Talent zu regieren eignet bei uns allen Parteien gleichmäßig. Besäßen es die extremen Linken, so würde uns nichts vor dem Bolschewismus retten können, und trotz allen trostlosen Berichten aus Rußland geht etwas wie Sehnen nach einem Diktator, hieße er gleich Lenin, durch unser verwaistes Land.

Unterernährt.

Der künftige Geschichtsschreiber wird als mildernden Umstand für vieles, was seit 1917 in Deutschland geschah und geschieht, physische Erschöpfung und seelische Störung, die Nahrungsentziehung mit sich bringt, in Rechnung stellen.

Ein beispielloses Geschehen: daß eine ganze Nation verhungert und heruntergekommen aussieht und auch entsprechend handelt. Wir fühlen es unter uns gar nicht mehr so. Schicken wir aber einmal Landsleute für ein paar Monate nach der Schweiz oder nach Holland, so sehen wir erstaunt sie mit frischeren Farben, glänzenderem Haar, breiterer Gestalt, ausgeglicheneren Nerven, festerer Entschlußfähigkeit zurückkehren. Zieht aber eine deutsche Abordnung über die Grenze, um mit Fremden zu verhandeln, so fällt sie (außer wenn sich fette Schieber in den Vordergrund drängen wie seinerzeit Erzberger) unter den Fremden auf wie eine mattere, ausgehöhlte Rasse, wie Hindus neben Engländern. Denn auch Indien ist ein übervölkertes Land.

Das Ausland kann uns jetzt den Brotkorb hängen, wie es will und gegen Brot alles von uns verlangen. Nie war eine bis vor kurzem als Weltmacht auftretende Rasse in einer beengteren Lage. Zibo.

Das Volk der Sehnsucht.

Amerikaner und Engländer wissen in jedem Augenblick, was sie sind. Die Vergangenheit ist ihnen unbekannt, fremd und gleichgültig und die Zukunft stört sie nie im klaren Erfassen des Gegenwärtigen. Wir dagegen sind das Volk, das einmal etwas war und das die Zukunft mit der Gegenwart allzusehr verwechselt. Nur wenige wissen heute, woran wir sind, die meisten rechnen noch mit dem mächtigen Deutschen Reich von einst oder von übermorgen. Wenn wir etwas haben, so sorgen wir nicht dafür, es uns zu erhalten, und wenn wir nichts mehr haben, so trösten wir uns zu leicht mit dem, was wir hatten oder in der Einbildung leicht und schnell wieder haben werden. Angst und bange wird einem, wenn ein Deutscher, sei er Staats- oder Privatmann oder gar Parlamentarier, mit einem Ausländer verhandelt. Denn immer steckt dabei der Mann der praktischen Gegenwart den unpraktischen Träumer in die Tasche.

Friedrich Theodor Vischer hat gesagt: „die Deutschen können das Glück und die Größe nicht recht vertragen. Ihre Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie es einmal haben und nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: unsere Heere habens ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge.„

Das war 1870. Heute leben wir noch zum Teil in dem Traumgefühl eines mächtigen Staates, während wir doch in Wirklichkeit die armseligsten Heloten geworden sind. Deshalb haben wir auch noch nicht einmal die rechte Sehnsucht wieder und wissen auch noch nicht aus der Vergangenheit das herauszuziehen, was uns heute hülfe. Wir sprechen nicht von der Größe unserer Leistungen und unseres Heldentums im Kriege — wie vergessen ist im Gegenteil schon dieses wunderbarste Heldenlied aller Zeiten, das noch vor zwei Jahren Wirklichkeit war! — wir sprechen von unseren Brutalitäten bei der Verwüstung Frankreichs, Serbiens usw., als ob wir es uns leisten könnten, den Feinden noch weitere Unterlagen für ihre Ansprüche zu geben. Wir wirtschaften noch immer aus dem vollen, geistig und materiell und tun so, als ob eine gute Zukunft nahe und bequem vor uns läge, als wenn die französische und polnische Herrschaft nur ein unnatürliches, rasch vorübergehendes Schauspiel wäre. Vergangenheit und Zukunft umgaukeln uns. Wir leben in dem, was wir waren oder sein werden, aber nicht in dem, was wir sind.

Vom politischen Instinkt.

Die Entente überschreitet fortwährend den Vertrag von Versailles, während wir geglaubt hatten, unsere Waffen wegwerfen zu dürfen, da wir ja einen international verbürgten Vertrag dafür erhielten, Recht für Macht. Bei diesen Verletzungen des Friedensvertrages aber, z. B. bei den Drohungen mit der Besetzung des Ruhrgebiets, hören wir niemals aus einem feindlichen Mund das verächtliche

Wort: „Der Friedensvertrag ist nur ein Stück Papier." Er wird so behandelt, aber gerade deshalb wird das nie ausgesprochen. Man redet stattdessen in den betreffenden Fällen zum hunderteinstenmal von der deutschen Schuld am Krieg, den deutschen Verwüstungen in Frankreich usw.

Als wir im August 1914 in Belgien einmarschierten, besaßen wir ein altes preußisches Durchzugsrecht. Darüber hatte sich Bethmann-Hollweg nie unterrichtet. Wäre er aber ein Politiker, wäre er Engländer oder Franzose gewesen, so hätte er dennoch niemals verächtlich die belgische Neutralität ein „Stück Papier" genannt, sondern ein Durchzugsrecht improvisiert, wenn keines bestanden hätte. Und auf Grund der Ententeschuld am Krieg hätte er jedes deutsche Unrecht an Belgien abgeleugnet.

Es schien den meisten Deutschen so unendlich weise, an Stelle der Macht das Recht zu setzen, und nichts hat Bethmann bei Freund wie bei Feind mehr Dank eingetragen, als das Wort von dem Unrecht, das wir an Belgien begehen. Das war überhaupt das Merkwürdige an Bethmann und seiner Erzbergerschule, daß ihre Leistungen den Feinden ebensogut wie den Deutschen gefielen. Damals schöpften wir aus dem Vollen. Heute, wo wir im Leeren liegen, ist uns eines geblieben: wir beziehen immer noch Lob und Tadel für unsere Politiker gern abgestempelt aus dem Ausland. Bismarck und Tirpitz hatten dagegen es sich zum Lob angerechnet, daß das Ausland sie nicht leiden mochte.

Professor Hoetzsch wirft Bethmann außer Schwäche und Entschlußlosigkeit auch einen gewissen Machiavellismus vor, mit dem er spielte, indem er seine diplomatischen Fähigkeiten überschätzte. Hoetzsch denkt hierbei an das unselige Doppelspiel um die Jahreswende 1916/17. Er hätte auch den „Scrap of Paper" vom 4. August 1914 anführen können. Denn Bethmann glaubte sich damals in echtdeutscher Sentimentalität das Air eines rücksichtslosen Machtpolitikers geben zu müssen. Gerade da er es nicht war, gab er sich einen Ruck, um zu sagen, daß er es wäre, was ein echter Machtpolitiker kaum jemals sagt. Gewissenhaft glaubte er, zum Politiker gehöre Gewissenlosigkeit, und heuchelte, obwohl es ihm schwer fiel, Frivolität. Und weil er so sentimental war, ließ er sich in eine seiner Kriegsreden von Riezler den Satz hineinschreiben: „Wir haben die Sentimentalität verlernt."

Vierklör

Jüngst war ich in Kiel an einem Tag, da man flaggte. Da sah ich schwarzweißrote, rote, schwarzrotgoldene, schwarzweiße und blauweißrote (schleswig-holsteinische) Farben. Ach ja .. und draußen der Hafen, der vor kurzem noch zu eng war für des Reiches Kriegsmarine, lag öde und leer, kein Schiff und keine Flagge mehr. Da mußte ich an den einen Union-Jack, an die eine Trikolore denken, die ohne Konkurrenz in jedem Weltwinkel flattern, wo Briten oder Franzosen leben. Was hat uns unsere bunte Vielspältigkeit genützt? Daß wir nichts mehr schwimmen haben zur See, und kaum mehr das Fahnentuch für unsere vielen eigensinnigen Flaggen bezahlen können. Wir sind das Volk der zweierlei Konfession, der zweierlei Schrift, der zweierlei Reichsfarben, das Volk der Mainlinie, der Elblinie, das Volk Weimar kontra Potsdam (und beide erloschen), München kontra Berlin, und wo sonst eigentlich ein Volk, ohne Kontras? Deutsche Mannigfaltigkeit, bis 1914 ein kostspieliger, aber anregender Luxus, heute ein Gespött für den Fremden. Verrina

Drinnen und draußen

Deutscher Ostbund. Unter diesem Namen wurde am 26. September d. J. im Reichstage zu Berlin die Fusion des Reichsverbandes Ostschutz in Berlin mit dem Deutschen Heimatsbund Posener Flüchtlinge in Frankfurt a. O. eingegangen. Es ist ein erfreuliches Zeichen, das im Gegensatz zu dem Gründungsfieber, daß wir im Osten unmittelbar nach den Tagen des Zusammenbruchs erlebten, jetzt ein Bestreben folgt, das parallellaufende Organisationen zum Zusammenschluß und damit zur Verstärkung der in ihnen

tätigen Energien treibt. Der Reichsverband Ostschutz war zunächst eine Vereinigung von verschiedenen Verbänden, die erst später durch Ortsgruppen im Reich einen weiteren Hintergrund und Aufnahmeboden fand. Demgegenüber wurde der Heimatbund Posener Flüchtlinge, wie schon sein Name sagt, von ostmärkischen Flüchtlingen gegründet, die vor dem Frieden von Versailles noch an die Wiedererlangung ihrer Heimat glaubten, später aber zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen zusammenstanden. Der Deutsche Ostbund führt beide Gruppen in eine gemeinsame Front. Zunächst hat er die Forderungen der Flüchtlinge gegenüber dem Staat zu vertreten, die rechtliche Lage ihrer Verhältnisse und Ansprüche klarzustellen, neue Wege zu finden für eine Betätigung in der alten Heimat, und endlich soll der Deutsche Ostbund durch seine auf das ganze Reichsgebiet verstreuten Mitglieder der stille Mahner sein, durch den die Heimatlosen dem deutschen Volk die Probleme der Heimat überhaupt und auch die Verpflichtung gegenüber der verlorenen Heimat jenseits der Grenzen nahelegen.

Die im Reichstag vollzogene Fusion bedeutet noch nicht die Sammlung aller Ostmärker im Reiche. Es handelt sich in der Hauptsache um die Flüchtlinge aus dem ehemals preußischen Teilgebiet des Freistaates Posen. Die übrigen Teile der von Grenzen durchzogenen und auch volklich zerrissenen Ostmark haben besondere Organisationen geschaffen, die erfreulicherweise auch immermehr zu gemeinsamer Arbeit geneigt sind. Als Kerntruppen sind zu bezeichnen: der neugegründete Reichsverband heimattreuer Ost- und Westpreußen, die Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier und die im Deutschen Schutzbund vereinigten Heimatorganisationen an der Grenze selbst. Alle diese Gruppen sind bestrebt, gemeinsam mit dem Deutschen Ostbunde auf neutralem Boden gleichlaufende Richtlinien für ihre Organisation und den Inhalt ihrer Arbeit aufzustellen. Die Leiter dieser Gruppen vertreten das Ostkartell im Deutschen Schutzbund und geben durch diese persönliche Fühlungnahme Zeugnis für die Geschlossenheit der Ostmarkenfront im Reich. Die Bedeutung dieser Front kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie will in allen Parteien und über allen Parteien wirksam sein. Sie will zusammenschließen, weil hinter ihr das Erlebnis der Zerrissenheit liegt. Sie fordert, daß die Zwietracht im eigenen Hause sich legt, solange vor den Toren das Wort Friede noch Phrase bleibt.

Die Aufgaben des so gesehenen erweiterten Deutschen Ostbundes gehen also weit über seinen Satzungszweck hinaus. Wenn es in Deutschland nicht gelingt, eine öffentliche Meinung zu schaffen, die sich für Flüchtlingselend einsetzt und den Niederschlag eines echten Mitgefühls für die unerhörte Bedrängnis unserer deutschen Landesgenossen polnischer Staatsangehörigkeit darstellt, dann sind alle Proteste vergeblich, dann bleibt es bei den Klagen, die bei der letzten großen Flüchtlingstagung im Reichstag am 27. vorigen Monats der Regierung entgegengehalten wurde. Das Deutschtum in Polen, das systematisch ausgerottet wird, dessen Glieder als Flüchtlinge den Deutschen Ostbund mehr und mehr verstärken werden, soll durch diese Mobilisierung der öffentlichen Meinung eine nachhaltige Stütze in seinem schweren Kampf erfahren. Selbstverständlich genügen zum Aufbau weder Organisationen noch Massen. Sie sind nur die Faktoren, mit denen der politische Führer sein Werk gestaltet. Der Deutsche Bund hatte keinen Mangel an Köpfen, aber der große Mann, der ihn auflöste, um seine Ziele zu erfüllen, fehlte ihm ebenso, wie dem Deutschen Ostbunde, von dem wir wünschen möchten, daß diese eigenartige Flüchtlingsorganisation, die unter dem Ehrenvorsitz des größten Ostmärkers Hindenburg steht, das Instrument eines großen Ostpolitikers wird, der den hemmenden polnischen Korridor freimacht für deutsches Heimatrecht und deutschen Lebenswillen.

Die Lage der Deutschen in der Slowakei. Die Deutschen in fernem Außenlande, in fremden, oft feindlich gesinnten Staaten, kämpfen zähe um ihr Deutschtum. Besonders die neugebildeten Staaten konnten sich in der Verfolgung und in dem Hasse gegenüber den Deutschen nicht genug tun. Sie wurden französischer als die Franzosen und deutschfeindlicher als Clemenceau. Es wäre wirklich der Mühe wert, die Leiden

dieser Deutschen näher kennen zu lernen, denn nicht nur in Deutschland, sondern auch außerhalb der Grenzen seines Stammlandes besteht jetzt der Deutsche eine große und schwere Prüfung.

Die Lage der Deutschen in der tschechoslowakischen Republik ist nicht beneidenswert. Ihr nationaler Kampf teilt sie in drei Gruppen. Die Deutschböhmen, die Deutschmähren und die Deutschen der Slowakei kämpfen in drei getrennten Gruppen für ihre Sprache und für ihr deutsches Nationalgefühl. Die schwächste dieser Gruppen bilden die Deutschen in Oberungarn, weil sie in zerstreuten und kleinen Sprachinseln, isoliert und ganz auf sich und ihre Ausdauer gestellt, um ihr Dasein arbeiten und kämpfen.

In der Geschichte des „gewesenen" Ungarn haben die Deutschen Nordungarns eine bedeutende und wichtige Rolle gespielt. Sie waren Lehrer und Erzieher aller Nationen Ungarns. In dieser schweren Arbeit wurden sie durch das immer zunehmende Slowakentum bedrängt und ihre Zahl verminderte sich teils durch die Expansion der Slowaken, teils dadurch, daß die Auswanderung der Deutschen nach den ungarischen Gebieten eine sehr rege wurde. Besonders die Zips überflutete mit ihren hochbegabten und intelligenten Söhnen die ungarischen Städte. Die Folgen davon waren jedoch, daß der Kräftezustand ihrer Heimatsstädte und -dörfer geschwächt und sie durch den lebhaften Verkehr mit den ungarischen Landteilen der ungarischen Sprache zugänglicher wurden. Sie behielten trotzdem ihre Sprache und die traditionelle Anhänglichkeit an ihre Gebräuche, aber sie waren gleichzeitig immer die stärksten Anhänger des ungarischen Staates.

In den ersten Zeiten des Umsturzes haben die Deutschen den größten Widerstand gegen die Tschechen in Oberungarn geleistet und noch jetzt sind sie die härteste Nuß für die tschechischen Bestrebungen. Die tschechischen Pläne wollen die deutsche Sprachinsel, welche die Slowakei in zwei Teile teilt, gänzlich entnationalisieren. In den Schulen wird tschechisch und slowakisch unterrichtet, die deutsche Sprache ist verboten und zu ihrem evangelischen Bischof wurde ein berüchtigter tschechophiler Slowake ernannt. Diese deutsche Kirche wurde seit Jahrhunderten auch von Deutschland aus unterstützt, teils durch Legate, teils durch Stipendien; in den Kirchen wird deutsch gepredigt und deutsch gebetet, und jetzt wird sogar das Gotteshaus tschechisiert.

Und noch eine offene Wunde der oberungarischen Deutschen, die ihnen großen Schmerz verursacht — die Tatrafrage. Das wunderbare Gebirge der „Hohen Tatra" wurde durch den emsigen Fleiß der dortigen Deutschen der Menschheit erst wirklich zugänglich gemacht, bekannt und berühmt. Der Karpathenverein wurde immer von Deutschen geleitet; sie waren die Seele des Vereins, sie arbeiteten, propagierten unermüdlich für diesen schönen, herrlichen Fleck Erde, sie bauten dort Wege und Touristenheime, und nur ihrer Arbeit war es zu verdanken, daß sich damals der ungarische Staat der Tatra annahm. Und jetzt soll alles nicht nur slowakisch, sondern sogar tschechisch werden. Die Tatra wurde von Tschechen überflutet und die deutsche Arbeit wurde auch hier von Tschechen enteignet.

Der ganze Administrationsapparat ist darauf eingerichtet, den Tschechen oder Slowaken überall Vorteile und Vorrechte zu geben. Eine große Anzahl tschechischer Handwerker und Handelsleute wurden angesiedelt. Slowakische Zeitungen wurden herausgegeben und in jeder Beziehung werden die Deutschen drangsaliert. Aber sie halten fest und unerschütterlich aus. Ihr deutsches Nationalgefühl wuchs zu neuem Leben und sie halten eng zusammen. Der tschechischen Politik gelang es, sich in den ersten Zeiten einige Verräter zu kaufen, diese werden jedoch von jedermann verachtet und gemieden.

Auch die Polen haben auf das Zipser deutsche Gebiet Anspruch erhoben, weil angeblich Maria Theresia für die verpfändeten deutschen Zipser Städte bei deren Zurücknahme die Pfandsumme nicht zurückzahlte. Dreihundert Jahre waren diese Städte unter polnischer Herrschaft und jeder zitterte dort nur bei der Erwähnung der Möglichkeit, daß sie wieder unter das polnische Joch kommen könnten. Es ist nicht dazu gekommen, sie gehören der tschechischen Republik an, und jetzt haben sie wenigstens die Hoffnung, bei der Zersetzung des heutigen Staats ihre Freiheit

und ihre Tatra zurückzubekommen. Denn daß es zur Zersetzung kommt, davon ist jeder Gipfer überzeugt, und auch, daß ihre Prüfungszeit durch die tschechische Beamtenschaft und Regierung, nicht mehr sehr lange dauern kann, da das ganze Land von inneren Gegensätzen aufgewühlt ist.

Ludwig Steier.

Zur Erläuterung des amerikanischen Standpunktes.

Ein Lehrer in Amerika schreibt uns:

Mit vielem Interesse las ich Großadmiral v. Tirpitz' Aufsatz über die außenpolitische Neuorientierung Deutschlands in Nr. 31/32 des Grenzboten. Bis auf seine Bemerkungen über Amerika kann man ihm nur voll und ganz beistimmen. Besonders klar scheint der Grundsatz der unüberbrückbaren Gegensätze Deutschlands und Englands, und daß ein Wiederhochkommen Deutschlands nur mit dem Programm der Solidarität der Interessen der Völker des europäischen Kontinents erreicht werden kann. Weiter schreibt er wörtlich: „Zu den transatlantischen Völkern werden wir dabei nicht in einen Gegensatz treten, selbst nicht zu Amerika, trotz dessen Kriegsbeteiligung gegen uns. Wesen und Auffassung des amerikanischen Volkes darf nicht gleichgestellt werden mit der verflossenen Politik des Präsidenten Wilson".

Ich möchte demgegenüber auf Beobachtungen hinweisen, die den engen Zusammenhang Englands und Amerikas bezeugen.

Der Schwerpunkt aller amerikanischen Kultur liegt in den Staaten Neu-Englands. Die tonangebende Gesellschaft dort kultiviert nicht nur den englischen Akzent und englische Sitten, sondern auch englische Gesinnung. Wer da nicht mitmacht, dem bleiben Tür und Tor verschlossen. Der Mann aus dem Volke, reich geworden, welcher sich noch erlauben sollte, alten amerikanischen Traditionen treu zu bleiben, findet für Frau und Tochter keinen Willkomm in sogenannten besseren Kreisen. Somit erliegt er früher oder später der Gesellschaftslüsternheit seiner Damen. Die hohen Schulen, ganz und gar abhängig von den Gaben der Begüterten, sind gezwungen, oftmals gegen ihren Willen, im englischen Interesse auf den Geist ihrer Schüler zu wirken. Ein Übriges vermittelt der Neuigkeitsdienst der Associated Preß, wie Upton Sinclair kürzlich in seinem Buche „The Brass Check" so deutlich klargelegt hat.

Nicht ganz so schlimm stehen die Sachen im Westen. Hier gelingt es noch hin und wieder, einen wirklichen Patrioten in Amt und Würden zu setzen. Solche Leute können aber unter den obwaltenden Umständen niemals in die Stellen gelangen, von wo aus die Richtung der Bundespolitik angegeben wird. Darum konnten Johnson und La Follette nicht die Nomination zur Präsidentschafts-

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis.

kandidatur erlangen, darum bekämpft man unsern braven Bürgermeister Thompson. In leitende Stellungen kommen eben nur solche Männer, die sich als willige Räder in der politischen Maschine so drehen, wie die leitenden Kreise der Oststaaten angeben.

Das sogenannte Volk hat nicht ein Spürchen Liebe zu England, doch da Gesinnung des Volkes nach Wunsch durch offizielle Berichte gedrechselt wird, ist es ratsam, den Wünschen der anglophilen Gesellschaft des Ostens bei weitem die meiste Beachtung zu schenken. Im allgemeinen gutmütig und ehrlich, fehlt dem gewöhnlichen Mann doch der Mut zur überzeugungstreuen Handlung, wenn dieselbe von der Regierung nicht gebilligt wird. „Our Country! In her intercourse with foreign nations may she be always in the right; but our country, right or wrong," ist der herrschende Grundsatz. Furcht vor Spott und Strafe bedingt, daß man die elementarsten Gesetze der Gerechtigkeit und Ehre mißachtet, sobald von oben ein Wink gegeben wird.

Vor wenig Tagen ließ sich Sir James Aikins, Präsident der Genossenschaft kanadischer Rechtsanwälte, vernehmen. Er sagte: „Sollten uns die reuelosen Mächte Mitteleuropas bedrohen, Schulter an Schulter würden wir nach Osten Front machen; kommen die Asiaten, so drehen wir gemeinschaftlich gen Westen" usw. Die Chicago Tribune unterstützte ihn in einem Leitartikel, welchem sie jedoch in einem längeren Aufsatz am folgenden Tage einigen Vorbehalt zufügte, — ohne mehr oder weniger Vorbereitung darf man nämlich dem gemeinen Mann doch nicht zu dick auftragen.

Vor mir liegt Stedmans „An American Anthology". Bei einem nur flüchtigen Durchsehen des Buches finde ich acht Lobhymnen auf Mutter-England. Wie viel Wert man dem Dichterwort beilegen kann, sei dahingestellt. Die meisten Namen haben hier einen guten Klang. Da ist Washington Allsten. Er singt „Our Fathers native soil" und schließt seine Dichtung mit den Worten „We are One". Ein anderer, Maurice Thompson, drückt in acht Versen unter dem Titel „The Lions Cub" seine Liebe zum Mutterlande aus, wie auch Charles Leonard Moore. Edith Matilda Thomas endet ihren Sang mit den Worten „And if for thee should dawn some darkest day — At cry of thine, how proudly would they dare!" Dann sind da noch George Edward Woodberry „America to England"; Helen Gray Cone „Fair England" und Grace Ellen Channing-Stetson

Demnächst erscheint:

Graf von der Goltz:

Meine Sendung in Finnland und im Baltikum

Mit zahlreichen Bildern und Karten. Preis gebd. 50 Mark

Kein Sortimentszuschlag

Aus jeder Zeile dieses ungemein fesselnden Buches spricht die kraftvolle Persönlichkeit eines Mannes, der als selbständiger Feldherr den deutschen Namen und Waffenruhm im Ausland trotz der Widerstände von allen Seiten noch ein Jahr lang nach der Revolution hochhielt.

Seine Erfolge als Bekämpfer des Bolschewismus, als Befreier und Organisator Finnlands trugen diesem „politischen General" Anfang 1919 auch das Kommando im Baltikum ein, wo Graf Goltz weniger mit den Bolschewisten als mit der Vielheit der Entente, Letten, der eigenen Soldatenräte, der deutschen Regierung und Presse dauernd Kämpfe und Schwierigkeiten zu bestehen hatte. Dennoch vermochte er sich lange Monate erfolgreich zu behaupten und damals Deutschland vor dem Bolschewismus zu bewahren.

Das Buch eines Tat- und Willensmenschen, eines ausgeprägten deutschen Mannes, der stets das der Sachlage entsprechende rechte Wort zum Handeln fand.

Kein Kriegsbuch üblicher Fassung, sondern eine packende Schilderung eigenartiger Verhältnisse und Entschlüsse, deren Tragik und Tragweite in Deutschland noch viel zu wenig erkannt wurden.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

„England". Besonders passend für unsre Tage ist George Henry Bokers „To England"

Lear and Cordelia! 'twas an ancient tale,
Before thy Shakespeare gave it deathless Fame.
The times have changed, the moral is the same:
So like an outcast, dowerless, and pale,
Thy daughter went; and in a foreign gale
Spread her young banner, till its sway became
A wonder to the nations. Days of shame
Are close upon thee: prophets raise their wail.
When the rude Cossack with an outstretched hand
Points his long spear across the narrow sea, —
„Lo; there is England"! when thy destiny
Storms on thy strawcrowned head, and thou dost stand
Weak, helpless, mad, a byword in the land, —
God grant thy daughter a Cordelia be!

Das gewöhnliche Volk Amerikas stimmt begeistert zu, wenn auf England geschimpft wird, aber ich halte diese Abneigung der zwei blutsverwandten Völker für die Weltpolitik nicht für einschneidend. Jedenfalls wird Amerika meiner Ansicht nach immer eine ernstliche Bedrohung der englischen Weltherrschaft auch mit seinen Mitteln abzuwehren suchen.

Chicago, am 6. September 1920.

Albert Wehde

Notizen

Soeben erschien: Ein packender blutiger Bericht über französische Brutalität, Niedertracht und Gemeinheit, über deutschen Heldenmut und Ausdauer, schneidige Fluchtversuche usw. von Hellmuth Korth, Wir weißen Sklaven, Erlebnisse in französischer Gefangenschaft. Verlag Mühlmann (Grosse) Halle a./S. Näheres Anzeige in dieser Nummer.

Verantwortlich: i. V. Hans von Sodenstern in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallschreiberstr. 34/35.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Dr. W. Rothschild-Berlin bei, der auf den soeben erschienenen wichtigen 2. Band des „Handbuchs für Politik" hinweist.

Ein praktisches Handbuch der deutschen Polizei

Großstadtpolizei

Etwa 460 Seiten mit 330 Abbildungen von
Dr. jur. Gustav Roscher, Polizeipräsident von Hamburg 1900—1915
Preis broschiert M. 19.50, in Leinen gebunden M. 22.50 in tadelloser Friedensausstattung
Zu beziehen durch jede Buchhandlung
Otto Meißners Verlag Hamburg, Hermannstr. 44

Don Antonio. Novelle. Von Klara Gräfin Preysing. Geb. 8.40 M.
Über dem Roman liegen die leuchtenden Farben der dalmatinischen Inselwelt, in jeder Persönlichkeit pulsiert warmes Leben, wir werden mitten in den Mikrokosmos eines Hafenstädtchens hineingestellt, wir leben die wirtschaftliche Not und die politischen kroato-italienischen Kämpfe mit; am tiefsten aber packt uns der Kampf in Don Antonios großer Seele — erschüttert und doch gehoben legen wir das Buch aus der Hand.

Aus tiefem Brunnen. Das deutsche Sprichwort. Von K. Faustmann. Geb. 12 M.
Dieses Buch will Volkshochschule sein, in welcher Volk zum Volke spricht, schult u. Schule macht. Des Volkes Stimme dringt jetzt machtvoller durch wie je. Das Sprichwort wird sie klar und rein und stark machen.

Denk Jesu nach! Ausgewählte deutsche Christusgedichte aus allen Jahrh. Mit einer literaturhistorischen Einleitung herausgegeben von K. Jakubczyk. Geb. 22.50 M.
Das Buch hat die herrlichsten Blüten der Jesuslyrik aus acht Jahrhunderten, vom 12. bis zum Beginn des 20., gesammelt und damit eine Fülle verborgener Schätze gehoben, aus denen Katholiken wie Protestanten, Gelehrte und Ungelehrte, Freude, Belehrung und, was zumal zumal in unsern Tagen so nottut, reichen religiösen Trost schöpfen werden.

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. J. Plaßmann. 30. Jahrg. 1914—1919. Mit 253 Bildern auf 33 Tafeln u. im Text. Geb. 30 M.
„... Man muß gestehen, daß es dem Herausgeber voll gelungen ist, ein Buch zustande zu bringen, in dem die verschiedenen Mitarbeiter mit einheitlichen Arbeiten vertreten sind, die durchweg nicht allein das Interesse und Verständnis jedes Gebildeten in Anspruch nehmen, sondern vielfach auch direkte Ratschläge für die Praxis vermitteln ...." (Kölnische Volksztg. 1920, Nr. 93).

Max Butziwackel, der Ameisenkaiser. Ein Buch für Kinder und große Leute. Nach L. Bertelli deutsch bearbeitet von Luise v. Koch. Mit Buchschmuck von K. Ellender. Geb. 15 M.
Eine entzückende Wanderung durch einen großen Teil des Wunderreiches der Insektenwelt. In dem Buche steckt viel Moral, aber kein Moralisieren, viel feiner Humor, der auch dem Erwachsenen die Lektüre würzt. Kinder finden darin Unterhaltung und Belehrung zugleich; Erwachsene werden es mit Freude und Genuß zur Hand nehmen. Der Bildschmuck ist dem Inhalt ebenbürtig.

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. / Durch alle Buchhandl. zu beziehen.

Verhandlungen und Tatsachen

Von Großadmiral von Tirpitz

Die deutsche Regierung hat sich der Tagespresse zufolge in Verhandlungen mit der französischen hinsichtlich der finanziellen Bedingungen des Friedensvertrages begeben. Sie hofft außerdem auf das Zustandekommen der in Spa in Aussicht gestellten Konferenz über dieselbe Frage mit den Vertretern aller feindlichen Regierungen. In diesem Zusammenhang ist in der deutschen Presse eine Fülle von Auslassungen erschienen, um der Welt und besonders unseren Feinden den Nachweis zu bringen, daß der Versailler Frieden unausführbar sei, und Deutschlands Wirtschaft durch ihn zum Stillstand käme. Nach ähnlicher Methode versuchten wir auch während des Krieges den Nachweis zu erbringen, daß wir den Ausbruch desselben weder erstrebt noch veranlaßt hätten, daß wir uns nur verteidigen wollten und daher keine Verbrecher wären. Wir übersahen, daß die Leitung unserer Feinde das alles auch ebenso, wenn nicht noch besser wußte als wir selbst, und sie uns nur deshalb nicht glauben wollten, weil das ihren eigenen Absichten nicht günstig schien. Ebensowenig werden uns jetzt irgendwelche Appelle an höhere Überlegung oder an die Großmut unserer Feinde Erleichterung der Fronbedingungen bringen, welche die derzeitigen Machthaber Deutschlands grundsätzlich anerkannt haben.

Die Entscheidung der kommenden Monate ist vielmehr lediglich darauf eingestellt, ob unsere Feinde, deren Wesen in dem Dioskurenpaar Clemenceau und Lloyd George personifiziert ist, den größeren Vorteil in der völligen Vernichtung Deutschlands und des Deutschtums sehen, oder ob sie ein etwas gemäßigteres Sklaventum des deutschen Volkes für angenehmer und materiell lohnender halten. Bloße Deklamationen werden uns sicher nicht helfen, sie schaden vielmehr. Tatsächlich ist die Methode, die mit der Erklärung unseres Unrechts an Belgien begann, in der Juli-Resolution 1917 den Verlust des Krieges nach sich zog und im Herbst 1918 ins Groteske gesteigert wurde, die Hauptursache der verzweifelten Lage, in der wir uns heute befinden. Diese Geistesrichtung, welcher leider auch ein erheblicher Teil unserer Intelligenz folgt, hat den Sieg der Revolution erst ermöglicht und als Folge dieses Verbrechens an unserem Volk die Notwendigkeit

geschaffen, daß wir jetzt alle beliebigen, auch noch so schweren Bedingungen der Feinde hinnehmen müssen. Vermeidbar dagegen ist auch heute noch, daß wir die Zerstückelung Deutschlands gewissermaßen als ein Recht unserer Feinde anerkennen; vermeidbar ist vor allem die Würdelosigkeit, mit der unsere Machthaber in den ersten anderthalb Jahren ihrer Herrschaft verfahren haben, eine Art des Benehmens und Auftretens, welche sich auch auf einen erheblichen Teil unserer Presse übertragen hat. Man lese die Berichte deutscher Reporter aus London und Paris, man schaue, mit welcher Beflissenheit, ja fast Behagen, ein Zusammentreffen Lloyd Georges mit Millerand oder eine Parlamentseröffnung des sogenannten Freistaates Danzig in deutschen illustrierten Zeitungen dargestellt wird, ohne daß ein größeres Publikum sich dagegen auflehnt. Man beobachte, wie auf der Frankfurter Messe die Flaggen unserer Feinde, selbst solcher, mit denen wir heute noch formell im Kriegszustand leben, von den Veranstaltern dieser Messe reihenweise aufgepflanzt werden. Nicht nur nationales Anstandsgefühl, sondern auch der Verstand müßte solchen Lakaienseelen sagen, daß Schweifwedeln nicht nur keinen ausländischen Geschäftsmann nach Frankfurt herbeilockt, sondern daß die, welche ohnehin kommen, mit ihrem stärkeren nationalen Taktgefühl sich durch einen derartigen Übereifer eher abgestoßen fühlen müssen, wie das in der ausländischen Presse fast täglich zu lesen ist. Es sollte doch auch von Menschen, die rein materialistisch denken, eingesehen werden, daß Würde und Haltung zu den wenigen Mitteln gehören, die wir noch haben, um unsere Lebensmöglichkeiten vielleicht etwas zu erleichtern. Ist es wirklich so schwer zu begreifen, daß die Verachtung, welche das Benehmen unserer „Demokratie" in der ganzen Welt erzeugt hat, unseren Feinden erst die zynische Grausamkeit ermöglicht hat, mit der sie uns behandeln? Nie hätte Wilson an der Auferlegung solcher Waffenstillstandsbedingungen sich beteiligen können, nie wäre ein so wahnsinniges Friedenstraktat wie das von Versailles zustandegekommen, wenn wir uns national zusammengefaßt und den Gegnern zu fühlen gegeben hätten, daß es auch bei unserem besiegten Volke Grenzen der Demütigung gäbe. Erst weil sie das Gegenteil wahrnahmen, ist es ihnen möglich geworden, auch die edleren Schichten der feindlichen Völker zu überzeugen, daß uns gegenüber Schonung oder gar Milde unangebracht oder gar unnötig sei. Nur aus diesem Grunde konnte Lloyd George den deutschen Reichskanzler in Spa wie einen Schuhputzer anschnauzen. Um recht zu fühlen, was das heißt, rufe man sich in Erinnerung die ritterliche Art, mit welcher 1870 unser alter Kaiser dem gefangenen Empereur gegenübertrat und wie damals auf Kosten der Belagerungsarbeiten, also unter erheblicher Benachteiligung unserer Kriegführung viele Tausende Güterwagen mit Lebensmitteln bereitgestellt wurden, um das hungernde Paris sofort nach Eintreten der Kapitulation zu versorgen. 1918 aber wurde die Hungerblockade von England auch nach erfolgter völliger Wehrlosmachung Deutschlands fortgesetzt, ein Akt barbarischer Grausamkeit, der Hundertausende deutsche Kinder und Schwache hinwegraffte und in seiner Ungeheuerlichkeit seinesgleichen in der Weltgeschichte nicht aufweist. Der Henker und Mörder konnte auf diese Weise viele Monate lang sich an dem Hinsterben seiner Opfer delektieren.

Glaubt man, daß es bei Hannibal Achtung und Schonung erzeugt haben würde, wenn sich seinerzeit die römische Demokratie im Gegensatz zum Senat an

ihn herangeworfen hätte? Einem solchen Volk gegenüber braucht das Wort nicht gehalten zu werden. Das Versprechen der 14 Punkte Wilsons hatte im November 1918 vielmehr seine Schuldigkeit getan.

Wie kann aber nach so furchtbaren Erfahrungen ein Deutscher glauben, daß die Denkweise unserer Feinde sich seitdem geändert hätte? England und Frankreich haben seit 1904 auf den Krieg ja gerade deshalb hingearbeitet, um die wirtschaftliche Blüte und die politische Kraft unseres Volkes zu vernichten. Weshalb sollten sie jetzt, um im Laufe langer Jahre Milliarden von uns zu bekommen, eifrig dabei sein, uns wieder emporzuhelfen? Das Emporsteigen des deutschen Volkes kann nur aus seiner eigenen Willenskraft heraus erfolgen, seien die augenblicklichen Verhältnisse auch noch so furchtbar und schwer. Wenn bei den Feinden der Wille besteht, die Vernichtung unseres Volkes fortzusetzen, so werden wir weder mit Selbstbezichtigung noch mit Darlegungen, noch mit Liebedienerei daran etwas ändern. Sollten die wahnwitzigen Friedensbedingungen bestehen bleiben und wegen ihrer Unerfüllbarkeit auch noch weitere Teile Deutschlands besetzt werden, so wird trotz alledem für die Zukunft sichtbar die Frage offenbleiben, ob 80 Millionen Deutsche an Rhein und Weichsel, Nordsee und Donau wirklich auf die Dauer in Sklavenketten gehalten werden können. Ich persönlich will an der Hoffnung festhalten, daß unserem Volk einmal die Binde von den Augen fallen und sowohl der utopische Wahnsinn als die partei-egoistische Niedertracht, welche uns zum Abgrund führten, einst von allen Deutschen abgelehnt werden. Von diesem Augenblick an wird aufhören die unnatürliche Zerrissenheit unseres Volkes in Teile, die sich nicht mehr verstehen, von denen jeder eine andere Sprache spricht. Ist dann die nationale Einheitsfront und die deutsche Arbeitsgemeinschaft wiederhergestellt, so werden die Sklavenketten, mit denen das deutsche Volk vom internationalen Kapitalismus und von Räubern jetzt gefesselt wird, zerbrechen wie Glas, und eine spätere Generation wird die Mission Deutschlands erfüllen, deren die jetzige nicht würdig war. Ich selbst rechne nicht darauf, den Aufgang der Sonne am deutschen Horizont noch zu erleben, vielleicht wird die ganze jetzige Generation ihn nicht mehr sehen. Was wir aber jetzt leisten können und müssen, auch bei dem Schlimmsten, das wir von unseren Feinden noch zu erwarten haben, und was, weil unvergänglich, höher zu bewerten ist als aller materieller Schaden, der uns treffen kann, das ist das Wiederfinden unserer Würde in äußerster Not. Daran allein werden kommende Geschlechter sich aufrichten und den Fluch lösen können, den unsere heutige Generation sich zugezogen hat. Dann wird das ewig wahre, heute nicht mehr verstandene Wort unseres großen volkstümlichen Dichters wieder Geltung finden:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre."

Wie ein Kaufmannsvolk seinen Kredit vernichtet

Ein führender Finanzmann schreibt uns: Die Engländer beginnen zu bemerken, daß die deutsche Geschäftswelt keine sonderliche Eile verspürt, wieder Guthaben in England anzulegen, und deshalb hat der englische Botschafter in Berlin es für nötig befunden, uns amtlich zu versichern, daß die Guthaben und Forderungen, die wir nach Friedensschluß in England bilden, der Zurückbehaltung oder Liquidation nach Artikel 297 des Versailler Friedens nicht ausgesetzt seien. Wir verstehen, daß den Engländern einigermaßen daran liegt, ihre Stellung als Bankier der Welt wiederzugewinnen. Ihr früher bester Kunde, Deutschland, ist zwar durch sie selbst halb tot geschlagen, aber da bei der mühsamen Vernichtung Deutschlands der lachende Dritte, Amerika, einen guten Teil der früheren englischen Kraft an sich gezogen hat, so wäre es der City doch recht erwünscht, wenn die Reste des deutschen Auslandsgeschäfts sich wie früher ihren Umschlagsplatz in London wählten.

Ich glaube aber nicht, daß diesen Lockungen irgendein deutscher Geschäftsmann folgen wird, denn diese Äußerung der englischen Botschaft ist nichts als eine pfiffige Falle! Besteht doch nach § 18 der Anlage II hinter Artikel 245 des Friedensvertrags, einer sogenannten Repressalienklausel, kein Zweifel darüber, daß auch die nach dem Friedensvertrag in England erwachsenden deutschen Guthaben vollständig vogelfrei sind. Da man an der deutschen Zahlungsfähigkeit zweifelt, so sollen eben auch die neu entstehenden Guthaben als Sicherheit für die englischen Forderungen dienen. So entstand der in der Geschichte aller Friedensschlüsse beispiellose Kautschukparagraph, der über allen deutschen Vermögen bis auf weiteres in den Ländern der Sieger das Damoklesschwert aufhängt.

Jedoch nicht aller Sieger! Die Amerikaner denken gar nicht daran, die kleinliche und rohe Verfolgungsmethode der Engländer nachzuahmen. Amerika ist aus diesem Grund wie aus verschiedenen anderen das Land, in dem der deutsche Kaufmann gegenwärtig und vielleicht noch auf lange Zeit hinaus den ausländischen Fußpunkt findet, den er früher in London zu suchen gewöhnt war. Der geistige Zustand, welcher hier zwischen den englischen und amerikanischen Methoden klafft, möge hier an dem Beispiel des sogenannten „kleinen Eigentums" verdeutlicht werden.

Die Note Clemenceaus vom 22. August 1919 über das sogenannte „kleine Eigentum" und die späteren Beschlüsse des Botschafterrates geben die Besitztümer der Deutschen in den feindlichen Ländern frei, soweit sie wirtschaftlich unter den Gesichtspunkt „minima non curat praetor" fallen. Insbesondere die Engländer haben immer aufs neue versichert, sie würden sich großzügig verhalten, das Privateigentum wäre ihnen vor wie während des Krieges heilig gewesen, und sie dächten nicht daran, die kleinen Leute, um deren Besitz es sich hierbei handelte, zu berauben. Als gute Deutsche haben wir das den biederen Engländern um so lieber geglaubt, als dieses reiche und stolze Volk ja wohl einigen Anlaß hatte, dem verhungerten deutschen Vetter gegenüber das Wort „Noblesse oblige" nicht ganz zu vergessen. Indes, wie steht es in Wirklichkeit? Kleinlicher konnte sich

auch Montenegro oder Uruguay kaum gegenüber dem gestürzten Deutschland verhalten. Ja noch mehr, gerade die armen Tschecho-Slowaken beschämen das große England, indem sie freiwillig auf die sich aus dem § 297b des Friedensvertrages erfließenden Liquidationsrechte verzichten. Was nun das „kleine Eigentum" betrifft, so wollen die Engländer nach den neuesten Mitteilungen das deutsche Privateigentum nur bis zum Höchstbetrag von 500 Pfund Sterling freigeben, und sie belasten es mit Hunderten von Pfund für Verwaltung, Fracht usw. Ein armer Deutscher, der vor dem Krieg in England sein Dasein (doch wesentlich auch zum Nutzen Englands selbst) gefristet und heute alles verloren hat, darf sich seine Möbel bis zu 500 Pfund herüberkommen lassen, wenn er — etwa 300 Pfund für Lasten bezahlt! Das nennt man Großmut des Siegers! Die Engländer wissen ganz gut, daß die „kleinen Leute", um die es sich hierbei handelt, diese 300 Pfund gar nicht aufbringen können. Wir sind ja bettelarm! Aber auch die Engländer scheinen doch nicht mehr so wohlhabend zu sein, wie man nach ihren sonstigen Reden annehmen sollte. Sonst wäre es doch kaum denkbar, daß sie sich dermaßen schofel verhielten und den Hausrat der kleinen Leute im Sinn eines galizischen Krämers aus Whitechapel nur mit Feilschen und Wuchern herausgeben wollen.

Diese „Arme-Leute-Poesie" der englischen Regierung, deren sich wohl mancher englische Liberale selber schämen dürfte, ist aber nur ein malerischer Nebenpunkt im Vergleich zu der Frage: Wird England den deutschen Wertpapierbesitz, der in England ruht, freigeben?

Daß die Amerikaner ihn freigeben, ist heute so gut wie sicher. Die Demokraten haben in dieser Hinsicht mancherlei bedenkliche Mißgriffe ihrer Beamten in Vergessenheit zu bringen. Die Republikaner sind aus einer großzügigen Auffassung der amerikanischen Weltmission heraus selbstverständlich dafür, das deutsche Eigentum nicht einzubehalten. In Amerika wird der deutsche Besitz also nicht liquidiert. Infolgedessen gewinnt die Welt, natürlich nicht nur Deutschland allein, zu Amerika das Zutrauen, daß es auch in künftigen Weltkrisen ein zuverlässiger Treuhänder für Privateigentum sein wird. Amerika ist der künftige Bankier der Welt. Es ist schon heute ohne allen Vergleich das reichste Land der Erde. Daß der Dollar besser ist als das Pfund Sterling, diese Kenntnis hat sich in einem Zeitalter, wo die Börsengeschäfte zum allgemeinen Gesellschaftsspiel geworden sind, aus den Kreisen der Devisenhändler heraus verbreitet und im Gehirn so ziemlich jedes Zeitungslesers festgesetzt. Die Engländer müßten eigentlich alles tun, um die erschütterten Aussichten Londons auf dem Weltfinanzmarkt durch erhöhte Zuverlässigkeit wiederherzustellen. Jetzt rufen die englischen Banken nach Deutschland hinüber: Weshalb schicken Sie uns keine Depots? Darauf antworten wir: Weil uns die Bank von England nicht mehr sicher ist. Der Zentralverband des deutschen Bankgewerbes hat schon eine entsprechende Warnung ergehen lassen. Bevor England nicht auf § 18 der Anlage II hinter Artikel 245 verzichtet hat, wird überhaupt kein deutsches Geld sich mehr dem englischen Rachen anvertrauen.

Aber auch ganz abgesehen hiervon: Falls die Engländer das ihnen vor dem Krieg in Verwahrung gegebene deutsche Privateigentum jetzt wirklich liquidieren, wozu sie formal zweifellos im Recht sind, wird sich auch außerhalb Deutschlands der Ausländer zweimal überlegen, ob er nach den Erfahrungen,

welche in diesem Kriege die Gegner Englands gemacht haben, sein Privateigentum nach England legen will statt nach Amerika, wo die finanziellen Aussichten ohnehin bessere sind. England kann einen geschlagenen Gegner weiter mit Zwangsgewalt drangsalieren, das steht ihm völlig frei. Aber was es nicht vermag, ist, die Reste freier Willensbestimmung, die in Deutschland heute noch bei den Privatleuten vorhanden sind, und die künftige Willensfreiheit sämtlicher privater Eigentümer des nicht englischen Erdballs zu verleiten, sich in der Höhle des Löwen schlafen zu legen. Wird der deutsche Wertpapierbesitz nach Artikel 297 b des Friedensvertrags von den Engländern liquidiert, so können wir dagegen nichts machen. Aber auch der Engländer kann nichts dagegen machen, daß er zu gleicher Zeit einen großen Teil seines Weltkredits liquidiert.

Die These der Engländer lautet: Uns ist das Privateigentum heilig, außer wo nationale Notwendigkeiten die Nationalisierung des Privateigentms fordern. Es muß sich in den nächsten Monaten zeigen, in welchem Umfang die nationalen Notwendigkeiten Englands dazu führen, den Wiederaufbau der europäischen Solidarität gegenüber Amerika durch die Zerstörung seines eigenen Bankierkredits zu verhindern. Ist es mit England schon so weit gekommen, daß es entgegen dem kaufmännischen Gewissen seiner Bürger die alten Depots seiner deutschen Kunden raubt und die Petroleumlampen der ehemaligen deutschen Kellner in London nur mit ungeheuerlichen Spesen belastet herausgeben kann, dann wird eben das Übergewicht Amerikas sich um so rascher vollziehen, und kein Mensch kann heute sagen, ob das zum Nutzen oder zum Schaden der nicht englischen Völker Europas ist. Daß es nicht zum Nutzen Englands ist, kann man wohl mit Bestimmtheit behaupten.

Nachwort.

Die oben ausgesprochene Vermutung, daß sich in England selbst mancher der Schäbigkeit seiner Regierung schämen dürfte, hat sich rasch erfüllt. Die „Westminster Gazette" vom 1. Oktober bringt einen offenen Brief an den Herausgeber, überschrieben „Ein Schrei nach Gerechtigkeit". Der Verfasser führt aus, daß es im höchsten Grade „unfair" sein würde, die kleinen Leute, die ihr Leben in England zugebracht hätten, im Vertrauen darauf, in einem anständigen und gerechten Land zu leben, zu plündern. Diese Leute wären schon durch die Internierung und die sonstigen Nachteile, als Feinde behandelt zu werden, aufs äußerste drangsaliert. Die moralische Einbuße, die sich England durch eine weitere Verfolgung zuzöge, stände in keinem Verhältnis zu dem etwaigen materiellen Vorteil. Man solle aber nicht sagen, diese Leute würden durch die deutsche Regierung entschädigt werden, denn eine wirkliche Entschädigung wäre bei der Entwertung der deutschen Mark ja gar nicht denkbar. Bezeichnend für den Terror eines engherzigen Chauvinistentums in England ist es, daß der Einsender dieses offenen Briefes nicht wagt, mit vollem Namen zu unterzeichnen. Am Ende ist es Mr. Asquith selbst, dem als Vertreter der altliberalen englischen Weltanschauung ja schon manches auf die Nerven gefallen ist, was die Knockoutmänner zur Erschütterung des kaufmännischen Ansehens Englands geleistet haben.

Wilson und der Friede

Von Prof. Dr. Dietrich Schäfer

Binnen kurzem jährt sich zum zweitenmal der Tag, an dem die deutsche Reichsleitung sich bereit erklärte, auf Wilsons Friedensgrundlagen, wie sie am 8. Januar 1918 in den 14 Punkten kundgegeben waren, einzugehen. Seit mehr als Jahresfrist sind wir im Friedensstand mit der ganzen Welt, nur nicht mit den Vereinigten Staaten. Der Friedensbringer sein wollte und bei Freund und Feind als solcher angesehen wurde, hat ihn dem eigenen Volke noch nicht zu geben vermocht. Das berechtigt, das verpflichtet, noch einmal zu prüfen, wie dieser Mann überhaupt zur Friedensfrage stand.

Der durch seine Stellung zum Urteil Nächstberufene, Deutschlands Bevollmächtigter in den Vereinigten Staaten, hat bis heute die Ansicht vertreten, daß Wilson ehrlich, als Unparteiischer, habe vermitteln wollen und erst durch den Übergang zum rücksichtslosen U-Bootkrieg bewogen worden sei, in den Krieg einzutreten. In Amerika war das die allein herrschende Auffassung während des Krieges; sie ist es heute nicht mehr. Allzu deutlich redet das Geständnis, zu dem der Präsident sich auf die Anfrage des Senators McCumber vor versammeltem Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten gedrängt fühlte, daß Amerika am Kriege teilgenommen haben würde, auch wenn Deutschland keinerlei Feindseligkeit oder Unrecht gegen amerikanische Bürger begangen haben würde (we would have entered the war even if Germany had committed no act of war or no act of injustice against citizens).

In den Verhandlungen unseres parlamentarischen Untersuchungsausschusses hat der damalige Reichsminister Dr. David sich bemüßigt gesehen, mit großem Aufgebot von Beredsamkeit und Entrüstung darzulegen, daß unsere Regierung soundso oft gehandelt habe, ohne daß „das deutsche Volk irgend etwas darum wußte". Es gehört eine politische Beschränktheit dazu, wie sie ein Kabinettsmitglied, ohne sich unsterblich lächerlich zu machen, doch wohl nur im deutschen Volke aufbringen kann, zu glauben, daß auswärtige Angelegenheiten ohne eine weitgehende Geheimhaltung mit Erfolg geleitet werden können, zumal in kritischen Zeiten. Selbst in Sowjetrußland verkündet man wohl solche Grundsätze, hütet sich aber sehr, sie anzuwenden. In Amerika denkt man nicht daran. Insbesondere hat Wilson seine entscheidenden politischen Schritte mit einem schier undurchdringlichen Schleier zu umgeben verstanden, den er nur für nächste Vertraute gelegentlich lüftete. In der Veröffentlichung des Department of State kurz vor Amerikas Eintritt in den Krieg waren mit Billigung oder wenigstens Zulassung Wilsons wichtige Aktenstücke weggelassen worden. Im Senat darüber zur Rede gestellt, entgegnete Lansing: „Wir können es uns am Vorabend unseres Eintritts in diesen schrecklichen Krieg nicht leisten, alle Welt wissen zu lassen, daß wir von einer Blase von Lügnern regiert werden: We cannot afford on the eve of entering this terrific war, to let all the world know, that we are ruled by a bunch of liars. Der chairman teilte nicht Herrn Davids Meinung. Er erklärte, es handle sich um die einfache Frage, ob Krieg

oder nicht, und da könne man al stimmen without having the facts or calling for the facts.

Nach und nach erfahren Einzelheiten eine grelle Beleuchtung. Noch im Jahre 1914 haben der von Roosevelt, der von Taft, der von Wilson in Paris bestellte Vertreter — Bacon, Myron Herrick, Sharp — die französische Regierung, die sich mit Friedensgedanken trug, ermahnt, auszuharren; Amerika werde helfen, sobald nur die Stimmung genügend vorbereitet sei; jetzt seien wohl nur 50 000 Amerikaner für den Krieg; es werden aber bald 100 Millionen sein. Eine mächtige Agitation hatte eingesetzt; „Gold floß wie Wasser." Zu Anfang des nächsten Jahres erklärte Oberst House, der politische Vertraute Wilsons während des ganzen Kriegs, der sich auch um seine Präsidentschaft die größten Verdienste erworben hatte, dem bekannten französischen Publizisten Josef Reinach, Wilson sei durchaus überzeugt von dem Recht der Entente, und es sei sein Grundsatz, nach seinen Überzeugungen zu handeln; er habe aber auch den Ehrgeiz, nur in Übereinstimmung mit der Mehrheit seiner Mitbürger zu handeln; daher werde er erst später eingreifen. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß Wilson schon seiner Abkunft nach eine andere Stellung kaum habe einnehmen können. Seine Mutter war eine Engländerin (ihr Familienname Woodrow gilt bei uns allgemein als Wilsons Vorname), er selbst durchaus englischer Abstammung. Von Europa kannte er nur England; dorthin unterhielt er lebhafte Verbindungen, brachte dort seine Erholungszeiten zu. Man hat von ihm gesagt: „Er arbeitete in Amerika und lebte in England"; eine englische Zeitung hat ihn den „besten lebenden Engländer" genannt und ihm mit diesem Lobe kein Unrecht getan.

Es bedarf aber dieser Zeugnisse nicht einmal, um zu belegen, daß Wilson entschlossen war, einen deutschen Sieg nicht zu dulden, nötigenfalls einen Frieden, wie er ihm paßte, zu erzwingen. Es ergibt sich das mit unverkennbarer Deutlichkeit aus seinen amtlichen Äußerungen, wie sie in öffentlichen Erklärungen und Ansprachen vorliegen.

Schon in der Botschaft an die beiden Häuser des Kongresses vom 8. Dezember 1914, also aus derselben Zeit, in der Amerikas Vertreter in Paris die Hilfe der Union in Aussicht stellten, tritt klar zutage, daß Wilson an Mitwirkung bei den Friedensverhandlungen dachte: „Wir sind die Vorkämpfer des Friedens und der Einigkeit unter den Völkern, und auf diese Auszeichnung, die wir zu verdienen getrachtet haben, sollten wir sehr eifersüchtig sein. Gerade jetzt sollten wir besonders eifersüchtig auf sie acht geben, weil es unsere liebste Hoffnung ist, daß uns dieser Charakter und Ruf, so Gott will, bald eine Gelegenheit geben wird, wie sie selten einem Volke zuteil wurde, den Frieden in der Welt und eine Versöhnung und Gesundung vieler Elemente zu beraten und zu bewerkstelligen, die die Freundschaft unter den Nationen abgekühlt und unterbrochen haben."

Kann der Wunsch, sich einzumischen, von einem Staatsmann deutlicher ausgesprochen werden, ohne eine Dummheit zu begehen? Allerdings Wilson verschanzt ihn hinter Amerikas „Charakter und Ruf". Er weiß beide bei dieser

Gelegenheit und bei hundert anderen seinen Landsleuten in einschmeichelndster, wirkungsvollster, ihrer Denkweise durchaus angepaßter Form zum Bewußtsein zu bringen: „Wir sind auf keinen Wettbewerb im Handel und ebensowenig auf irgend eine andere friedliche Errungenschaft eifersüchtig. Wir wollen unser eigenes Leben nach unserem Willen leben; wir wollen aber auch andere leben lassen. Wir sind die aufrichtigen Freunde aller Völker der Welt, weil wir niemanden bedrohen, niemandes Besitz begehren und niemanden vernichten wollen. Unsere Freundschaft kann ohne Vorbehalt angenommen werden und wird es auch, weil sie in einem Geist und zu einem Zweck angeboten wird, die niemand anzuzweifeln oder zu verdächtigen braucht. Darin liegt unsere Größe." Man könnte jeden dieser Sätze durch sein genaues Gegenteil ersetzen und würde so ziemlich das Richtige treffen. In Wahrheit hat es kaum einen großen Staat gegeben, der rücksichtsloser und nachdrücklicher den eigenen Nutzen zur Richtschnur seines Handelns nahm und der rascher und erfolgreicher seine Macht mehrte als die Vereinigten Staaten. In diesem Urteil liegt entfernt kein Tadel; es handelt sich um die Natur der Staaten, der sie folgen müssen. Wer aber solche und ähnliche Auseinandersetzungen, wie sie Wilson immer und immer wieder in schier unerschöpflicher Wandlung zur Hand hat, irgendwie als Leitsätze des Handelns gelten läßt, der verfügt über die völlige Bewußtlosigkeit politischen Denkens, wie sie einem großen, ja weit überwiegenden Teile unseres Volkes aus allen Lebensstellungen leider eigen ist. Wilson wußte, wie es allein möglich war, sein Volk in die Bahn zu lenken, die er einzuschlagen wünschte, und handelte nach dieser Erkenntnis. Verstand er doch das Instrument der öffentlichen Meinung seines Landes meisterhaft zu spielen. Damit soll natürlich in keiner Weise bestritten werden, daß das amerikanische Volk ehrlich der Meinung war, von solchen Gesinnungen erfüllt zu sein und ihnen entsprechend zu handeln. War doch sicher auch die Mehrzahl der Engländer und Franzosen überzeugt, für Freiheit und Wohlfahrt der Menschheit zu kämpfen. Der Fehler steckt nur in der Vorstellung, daß diese Völker in ihrer erdrückenden Mehrzahl in politischen Fragen anders als streng national überhaupt denken können.

Vier Monate nach dieser Botschaft, am 20. April 1915, hat Wilson in Neuyork zur Jahresversammlung der Associated Press, der größten Nachrichtenagentur der Vereinigten Staaten und der Welt, geredet. Er spricht wieder von seinem Volke als der einzigen großen Nation, die am Kriege noch nicht beteiligt sei: „Unsere Atmosphäre ist noch nicht mit jenen störenden Elementen geladen, die jede Nation Europas durchdringen müssen. Ist es deshalb nicht wahrscheinlich, daß sich die Völker der Welt eines Tages an uns um eine kühlere Einschätzung der beteiligten Elemente wenden werden? Ich habe dabei nicht etwa den unmöglichen Gedanken, daß wir über sie zu Gericht sitzen sollten — keine Nation ist geschaffen, über eine andere zu Gericht zu sitzen —, ich denke daran, daß wir eines Tages berufen sein werden, beim Wiederaufbau des Friedens mitzuhelfen. Unsere Hilfsquellen sind unangetastet; wir werden durch die Gewalt der Verhältnisse mehr und mehr zum Mittler der Weltfinanzen. Wir müssen zu einem Ent-

schluß darüber kommen, was wir zu tun haben, und wie wir es tun müssen. Und dann müssen wir unser Geld und unsere Energie, unsere Begeisterung und unser ganzes Fühlen daran wenden und Herz und Sinn für jenen Tag läutern und bereiten."

Man sieht, wie der Mann auf der betretenen Bahn schon eine Strecke weit gekommen ist. Er mahnt schon, der Mittel eingedenk zu sein, die erforderlich sein werden, der Teilnahme an Friedensverhandlungen das rechte Gewicht zu geben. Er weiß die Pille auch so zu verzuckern, daß sie genommen wird. Handelt es sich doch um Menschenpflicht, beileibe nicht um irgendwelchen Vorteil: „Lassen Sie uns an Amerika denken, bevor wir an Europa denken, damit Amerika dazu taugt, Europas Freund zu sein, wenn der Tag der Probe auf die Freundschaft kommt. Die Probe für die Freundschaft wird jetzt nicht durch Vorliebe für die eine oder die andere Seite erbracht, sondern dadurch, daß wir uns bereit halten, beiden Seiten zu helfen, wenn der Kampf vorbei ist. Das Wesen der Neutralität ist nicht Gleichgültigkeit und auch nicht Eigennutz. Das Wesen der Neutralität ist Liebe zur Menschheit. Es ist im Grunde Aufrichtigkeit und Wohlwollen, Unparteilichkeit des Geistes und des Urteils. Ich wünschte, alle unsere Mitbürger wären sich dessen bewußt." Kann man einschmeichelnder darlegen, daß es eine sittliche Pflicht ist, die Opfer zu bringen, die zur Sicherung einer erfolgreichen Friedensvermittlung nötig sein werden?

Die Worte sind aber nur eine Einleitung zu Darlegungen über die Zusammensetzung des amerikanischen Volkes, die für seine Stoßkraft nach außen in Frage kommt: „Wir sind die Mittlernation der Welt. Ich meine damit nicht etwa, daß wir uns in Dinge mischen wollen, die uns nichts angehen, und vermitteln wollen, wo andere Völker miteinander streiten. Ich nehme das Wort in einem weiteren Sinne. Wir sind aus den Völkern der Welt zusammengesetzt." Er eröffnet damit den Feldzug gegen die hyphenated Americans, die „Bindestrich-Amerikaner", die Amerikaner deutscher und irischer Abkunft, den er dann mit steigender Leidenschaftlichkeit geführt hat, und der zu so ruchlosen Gewalttätigkeiten gegen wirkliche oder angebliche Prodeutsche Anlaß gab. An der Spitze der Nation, die ihre Politik seit ihrem Entstehen ausschließlich und allein durch den eigenen Vorteil hat bestimmen lassen, wagt er es, „Liebe zur Menschheit" als Beweggrund ihres Handelns zu verkünden. Als Leiter eines Staates, der auf Grund der willkürlich erweiterten Monroedoktrin die Vormundschaft über ganz Amerika beansprucht, wagt er zu erklären, daß keine Nation geschaffen sei, über die andere Gericht zu sitzen. Er hat die Dreistigkeit, zu behaupten, daß Amerika „keinen störenden Ehrgeiz als Weltmacht besitzt". Es habe zwar Land in Besitz genommen, aber es stets „für Pflicht gehalten, das betreffende Gebiet nicht für sich, sondern für das in ihm lebende Volk zu verwalten, habe stets sein Gewissen mit der Bürde belastet, nicht zu glauben, daß die Sache seinem Gebrauch gehöre, sondern sich als Treuhänder derjenigen zu betrachten, denen sie wirklich gehört, mit der Absicht, es jederzeit, wenn das Geschäft das erlaubt, dem Eigentümer zu übergeben!" Wilson wußte genau, was er seinen Hörern bieten konnte, wie er sie zu nehmen hatte. Es ist aber kein Wunder, daß jetzt, nun seine Rolle ausgespielt ist, „Wilsonism", bei seinen Landsleuten gleich-

bedeutend ist mit Irreführung, Verstellung, Heuchelei, überhaupt mit jedem Gebrauch der Sprache, der betrügerischer Täuschung dient.

Am 11. Oktober 1915 sprach Wilson in Washington zu den „Töchtern der amerikanischen Revolution". Das war ein besonderer Anlaß, noch einmal die Reinheit seines Wollens in eindrucks- und schwungvollen Worten zu betonen: „Wir streben nicht bloß danach, Schwierigkeiten fernzubleiben; wir sind vielmehr bestrebt, die Grundmauern zu erhalten, auf denen der Friede wieder aufgebaut werden kann. Der Friede kann nur auf den alten anerkannten Grundlagen des Völkerrechts wieder aufgebaut werden, nur auf den Dingen, die die Staaten wieder an ihre gegenseitigen Pflichten und — was tiefer geht — an ihre Pflichten gegen die Menschheit erinnern. Amerika vertritt eine große Sache, die sich nicht auf den amerikanischen Erdteil beschränkt; es ist die Sache der Menschheit selbst. Das einzige, dem die Welt auf die Dauer nicht widerstehen kann, ist die sittliche Kraft großer, siegreicher Überzeugungen." Wie hätten die „Töchter der amerikanischen Revolution" nach solchen Worten nicht freudig bereit sein sollen, die „Schwierigkeiten" auf sich zu nehmen, die das Eintreten für einen Menschheitsfrieden mit sich bringen konnte. Soweit sie nicht völlig in Gefühlen aufgingen, waren sie auch deutlich gewarnt, daß es ohne solche Schwierigkeiten kaum abgehen werde.

Der Präsident ließ sie deutlicher in die Erscheinung treten, als er am 4. November vor dem Manhattan-Klub in Neuyork eine Vorlage zur Verstärkung von Heer und Flotte in einem für die Vereinigten Staaten in Friedenszeiten ganz ungewöhnlichen Umfange ankündigte. Sie war, wie er am 7. Dezember den beiden Häusern des Kongresses vortrug, bestimmt, Amerika „die volle Freiheit zu sichern, die unparteiische Rolle in diesem Erdteil und in der Welt zu spielen, die ihm nach unser aller Glauben von der Vorsehung bestimmt ist". Es schloß sich ihr die Sendung des Obersten House an, die bezweckte, Deutschland zum Aufgeben des U-Bootkrieges zu bewegen. Deutschland sollte die Waffe aus der Hand genommen werden, die allein geeignet war, vor der Aushungerung durch Englands völkerrechtswidrige Sperre zu retten, die ihm den Sieg verschaffen konnte. Als am 8. Februar 1916 deutscherseits trotzdem der verschärfte U-Bootkrieg erklärt wurde, ist es Wilson gewesen, der durch seine Note vom 20. April den berechtigten und damals noch aussichtsvollen Entschluß durchkreuzt hat.

In unmittelbarem Anschluß an den folgenden Notenaustausch setzten, *von Washington her angeregt*, die deutsch-amerikanischen Verhandlungen über eine Vermittlung ein. Vor dem Handelskongreß in Detroit setzte Wilson am 10. Juli 1916 auseinander, wie er sich ihr Ergebnis dachte: „Eines ist völlig klar, nämlich daß die Vereinigten Staaten eine neue Rolle spielen werden, und daß es eine Rolle beispielloser Gelegenheiten und unendlich gesteigerter Verantwortung sein wird. *Die Zeit der provinziellen Denker ist vorüber. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen eine große Rolle in der Welt spielen.* In Zukunft wird der Handel in Ausblick und Ziel mit Staatskunst, internationaler Staatskunst verwandt sein. Sie wird gründliches Verständnis für die Handels- und Unternehmungsbedingungen auf dem ganzen Erdball haben müssen, weil

Amerika seinen Geist seinen Waren vorausschicken muß, wenn es sie absetzen will." Ob irgendeiner der Hörer dem Redner geglaubt hat, daß Amerikas Staatskunst sich bis dahin noch nicht um den Außenhandel bekümmert habe? Es war auch nicht einmal etwas Neues, daß es sich jetzt um den ganzen Erdball handelte. Wer hat denn z. B. seinerzeit in denkbar brüskester Weise den Anstoß zur Aufhebung des Sundzolles gegeben? Amerika, das „auf keinen Wettbewerb im Handel eifersüchtig ist", bereitete sich vor, in der Vertretung seiner Interessen planmäßig in der ganzen Welt einzugreifen, wie es das auf dem eigenen Kontinente seit langem getan und auch in Ostasien begonnen hatte.

Die Annahme der zweiten Präsidentschaftskandidatur am 2. September 1916 hat Wilson neuen Anlaß gegeben, sich über den Frieden auszusprechen: „*Sowohl unsere Hilfsquellen wie unsere Politik müssen wir in Bereitschaft setzen.* Es muß ein gerechter und ausgeglichener Friede werden, und wir in Amerika müssen die volle Kraft unserer Begeisterung und unseres Ansehens als Nation dazu beitragen, um diesen Frieden auf weltweiten Grundlagen zu errichten, die nicht so leicht zu erschüttern sind. Kein Staat kann gegenüber mutwilligen Störungen des Weltfriedens neutral bleiben. Kein Staat stehe völlig beiseite, wenn Leben und Interessen aller in Verwirrung und Gefahr geraten." Kann irgend jemand glauben, daß der Redner bei den mutwilligen Störungen des Weltfriedens, bei der Verwirrung und Gefahr, in die Leben und Interessen aller geraten, an Handlungen von Engländern und Franzosen gedacht hat, daß gegen sie Amerikas Hilfsquellen und Politik in Bereitschaft gesetzt werden müßten? Die Flut der schweren Beschuldigungen, die Wilson unter Hintansetzung jeglichen Wahrheitssinnes gelegentlich der Kriegserklärung am 2. April 1917 über Deutschlands Regierung ergoß, sind ein genügender Beleg, daß davon nicht die Rede sein kann. Wenn er gleichzeitig zwischen dem deutschen Volk und seiner Regierung unterschied und Österreich-Ungran gegenüber den Friedensstand beibehielt, so war das nichts als wohlberechnete Kriegslist. Der Erfolg ist ihr leider nicht versagt geblieben; sie ist zugleich ein Beweis dafür, daß die amerikanische Politik über die Lage in Mitteleuropa besser unterrichtet war, als ihre wohlwollenden deutschen Interpreten auch heute noch wahr haben wollen.

Es ist weiter kein Wort darüber zu verlieren, in wie schamloser Weise Wilson die Grundsätze preisgegeben hat, die nach unermüdlich und in den verschiedensten Formen wiederholten Versicherungen seine Friedensarbeit leiten sollten. Seine feierlichen Erklärungen, daß er nicht das deutsche Volk, sondern nur dessen angeblich autokratische Regierung bekämpfe, haben sich als eitel Lug und Trug, als echter Bauernfang erwiesen. Nicht eine der gegebenen Versprechungen ist gehalten worden. Wilson hat sich vollständig unfähig gezeigt, seine schiedsrichterliche Stellung gegenüber Clemenceau und Lloyd George zur Geltung zu bringen; er hat das, soweit bis jetzt unsere Kenntnis reicht, gar nicht einmal ernstlich versucht. An Stelle des Weltfriedens, den er als Losung ausgab für den Eintritt seines Landes in den Krieg, ist ein Zustand verwirrender Feindseligkeiten getreten, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht sah. Sein Eingreifen hat unendlich viel mehr zerstört als aufgebaut. Ob Amerika die Früchte ernten wird, die sein Präsident erwartete, steht dahin. Jedenfalls hat gerade

er es dahin gebracht, daß das deutſche Volk, das der Entwicklung der Union ſeit ihrer Begründung ſo teilnehmend und hilfsbereit gegenüberſtand wie kein anderes, deſſen Angehörige ſtets mit an vorderſter Stelle genannt werden müſſen, wenn es gilt, Amerikas Entwicklung zu erklären, zum Paria der Nationen geworden iſt und in drohender Gefahr ſchwebt, dauernd zum Sklavenvolk herabzuſinken. Dafür kann es ſich in erſter Linie bei Herrn Wilſon bedanken.

In zweiter Linie allerdings bei ſich ſelbſt. In der Mitteilung an die proviſoriſche Regierung von Rußland vom 9. Juni 1917 hat der Präſident feierlich Einſpruch erhoben, daß der Krieg enden dürfe „mit der Wiederherſtellung des status quo ante“. Das ſei das Streben der „kaiſerlich deutſchen Regierung und derer, die ſich von ihr gebrauchen laſſen“. Aber „die Macht, die die kaiſerlich deutſche Regierung im Reich, und die weitreichende Herrſchaft, die ſie außerhalb des Reiches ausübte, ſind es geweſen, die dieſen grauſigen Krieg herbeigeführt haben!“ Das geſchah zu der Zeit, als Erzberger, der Vertrauensmann der Habsburger, die Reichstagserklärung über einen Verſtändigungsfrieden vorbereitete! Der Präſident der Vereinigten Staaten hatte amtlich verkündet, daß er das Deutſche Reich nicht erhalten, ſondern ſchwächen wollte! Die ſchönen Redewendungen über Gerechtigkeit und Selbſtregierung im Völkerleben, mit denen die Erklärung verbrämt war, konnten an ihrem Inhalt nichts ändern. Die Agitation, die längſt eingeſetzt hatte, Stimmung und Geſinnung des deutſchen Volkes zu zermürben, hatte durch den Einſatz amerikaniſcher Mittel einen rieſenhaften Aufſchwung genommen. Unſer Volk iſt ihr in ſeiner ſchier unbegreifbaren politiſchen Urteilsloſigkeit erlegen. Den Deutſchen, der heute noch glaubt, daß Wilſon es je ehrlich mit Deutſchland meinte, ſtellte vor kurzem nicht ohne guten Grund ein amerikaniſcher Freund vor die Wahl, ſich entweder als Schurke oder als Tropf zu fühlen. Unter allen, die am Grabe unſeres Volkes geſchaufelt haben, hat keiner fleißiger, geſchickter und erfolgreicher gearbeitet als Thomas Woodrow Wilſon. Das iſt das Urteil, das man jetzt fällen muß, und es wird das der Geſchichte bleiben.

Italien und Deutſchland

Von Franz von Stockhammern, Miniſterialdirektor im Reichsfinanzminiſterium

Mit der in Deutſchland, wie in Italien ſympathiſch beurteilten Beglaubigung des Herrn von Berenberg-Goßler als Botſchafter des Deutſchen Reichs in Rom ſind die völkerrechtlichen Beziehungen Deutſchlands zu Italien in vollem Umfang wieder aufgenommen. Hamburg, die Stadt weltumfaſſender Intereſſen und großer volkswirtſchaftlicher Traditionen hat in Herrn von Goßler dem Deutſchen Reich den zweiten Vertreter auf wichtigem Poſten im Ausland gegeben. Das Freiſein von jeder geiſtigen Beengtheit wirtſchaftlicher oder politiſcher Natur, das den führenden Männern unſerer alten Hanſaſtädte eigen iſt, dürfte dem neuen Botſchafter in Italien zur Empfehlung gereichen.

Nachdem wir nunmehr mit Italien in das Verhältnis korrekter amtlicher Beziehungen getreten sind, obliegt der öffentlichen Meinung Deutschlands die nicht leichte Aufgabe, die Pflege dieser Beziehungen mit Takt und Sorgfalt zu unterstützen. Sie wird hierbei sowohl den zum Teil irrtümlichen Vorstellungen Rechnung zu tragen haben, die in Deutschland über die Kriegspolitik Italiens bestehen, als auch den nicht geringen Schwierigkeiten, mit denen die italienische Außenpolitik für die nächste Zukunft belastet ist. Man wird sich in Deutschland davor hüten müssen, gegen Italien in unverständigem Groll wegen der Intervention im Jahre 1915 zu beharren. „De toutes les politiques" schreibt in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein französischer Geschichtsforscher, und zwar mit Bezug auf das damalige Verhältnis zwischen Italien und Frankreich, „la plus décévante est la politique de la rancune". Man wird aber auch über der zweifellos freundlicheren Stimmung, die sich für Deutschland selbst in geistig und politisch führenden Schichten des italienischen Volkes zu regen beginnt, nicht vergessen dürfen, daß die maßgebenden Kreise Italiens einschließlich der Regierung ihre außenpolitische Haltung nur nach bestimmten Gesichtspunkten kluger Zurückhaltung und vorsichtiger Rücksichtnahme auf die Verbündeten bemessen können. Die italienische Mentalität ist, des leidenschaftlichen Pathos ungeachtet, dessen sie im Affekt fähig ist, kühl, nüchtern, skeptisch. Überschwang von deutscher Seite, Betonung von Gefühlen, Erwartungen und Hoffnungen unsererseits sind daher verfehlt. Verfehlt sind auch Anknüpfungen an gewisse historische Begriffe und Vorstellungen, die Italien dem deutschen Geist und dem deutschen Gemüt nahegebracht haben. Italien will nicht mehr das Land der Museen, nicht mehr das Land von Romeo und Julia, nicht mehr das Land der Fremden sein. Italien hat im Weltkrieg unzweifelhafte Proben eines durch Mißerfolge nicht zu beugenden und mit den Schwierigkeiten der Lage nur erstarkenden bewundernswerten Patriotismus gegeben. Italien, dessen Armee sich in den Angriffsschlachten am Isonzo wie im Hochgebirgskampfe bewährte, Italien, das seine zu Kriegsbeginn nicht sehr große Industrie auf neue Grundlagen gestellt hat, ist ein modernes Land geworden und wünscht als modernes Land beurteilt und behandelt zu werden. Die historischen Reminiszenzen aller Art, auf die man sich in Italien lange Jahrzehnte zugute tat, der Stolz auf die klassischen Traditionen, auf die Kunst des Mittelalters und der Renaissance, all dies tritt heute zurück hinter den realen politischen Aufgaben und Forderungen der Gegenwart.

Bedauerlicherweise ist die öffentliche Meinung Italiens über die Entwicklung, die im Juli 1914 zur Katastrophe führte, fast noch weniger unterrichtet, wie jene Deutschlands. Man weiß in Italien nicht, daß das deutsche Volk auf Grund der Darstellung, die ihm die damals allein maßgebenden amtlichen publizistischen Quellen gaben, sich 1914/15 von Italien vertragswidrig verlassen glaubte, und daß es aus dem bitteren Empfinden heraus, das diese Darstellung in ihm erregen mußte, die Teilnahme deutscher Armeen an den österreichischen Operationen des Herbstes 1917 mit Sympathie begrüßte. Umgekehrt ist man sich in Deutschland nicht darüber klar, daß die brüske Art, mit der man von Berlin aus in den unheilvollen Juliwochen 1914 Italien bewußt und absichtlich von den mit Wien über die Belgrader Démarche geführten Verhandlungen ausschloß, die italienische Regierung nicht nur auf das tiefste verstimmen mußte, sondern ihr auch im Hinblick auf die klaren Bestimmungen des Dreibundvertrages die Handhabe bot, den Fall der Bündnispflicht nicht an-

zuerkennen. Die heute, vom Standpunkt ruhiger, geschichtlicher Rückschau aus unverzeihliche und unbegreifliche Heimlichtuerei, in der man sich in Wien und in Berlin in jenen Tagen gegenüber Rom gefiel, machte es der Consulta wirklich sehr schwer, sich ein auch nur einigermaßen klares Bild von den Absichten der damaligen deutschen und österreichischen „Staatsmänner" zu machen. Nicht einmal einem so erprobten Freunde Deutschlands und so bewährten Anhänger des Bündnisses, wie dem Botschafter Bollati, gelang es, den Schleier zu lüften, der über die gegen Serbien anzusetzende Aktion von Wien und Berlin ausgebreitet worden war. Die Verstimmung Roms gegen ein Vorgehen, das Italien als quantité absolument négligeable erscheinen lassen mußte, war umso begreiflicher, als die Stellung, die die italienische Regierung ein Jahr vorher anläßlich des Wiener Projektes einer Aktion gegen das ihm unbequeme Serbien eingenommen hatte, keinem Zweifel Raum hatte lassen können, daß Italien in diesem Punkt besonders empfindlich sei und im Hinblick auf lebenswichtige eigene Interessen eine besondere Rücksichtnahme erwarten würde.

Bekanntlich haben sich die Kabinette von Wien und Berlin nicht damit begnügt, den italienischen Verbündeten über die schicksalsschweren Verhandlungen, die im Juli 1914 zu dem unseligen Ultimatum an Serbien führten, völlig im Dunkeln zu lassen, sondern die damalige deutsche Reichsleitung hielt es darüberhin offenbar für eine besondere Stärkung des Bündnisgedankens, an Rußland und Frankreich von deutscher Seite aus den Krieg zu erklären. Italien sah sich hierdurch vor eine Zwangslage gestellt, für die es jede Verantwortung ablehnen konnte. Die italienische Regierung, die sich über die Antezedenzien des Ultimatums nur auf Umwegen unterrichten konnte, hatte sich gegen diese verhängnisvolle Aktion, die sie natürlich mit äußerster Energie bekämpft hätte, überhaupt nicht aussprechen können. Man hat die Italien gegenüber beobachtete Zurückhaltung mit dem Hinweis auf die damalige Intimität zwischen St. Petersburg und Rom entschuldigt, die ein vorzeitiges Bekanntwerden der Aktion an der Newa habe befürchten lassen. Die italienische Regierung hätte dem Weltfrieden, und sie hätte insbesondere auch Deutschland, keinen größeren Dienst erweisen können, als wenn sie das Ultimatum an Serbien rechtzeitig zu Fall gebracht hätte. Sie ist jedoch nicht in der Lage gewesen, das Ultimatum zu verhüten, und sie hat auch keinen irgendwie gearteten Einfluß auf die Beurteilung gehabt, die in Wien die zu 90 Prozent, wie gar nicht bestritten werden kann, entgegenkommende Antwort der serbischen Regierung gefunden hatte. Italien machte in dieser für eine verbündete Großmacht peinlichen Lage von seinem formellen Recht Gebrauch, als es angesichts der doppelten Kriegserklärung Deutschlands an Rußland und Frankreich das Vorhandensein des Bündnisfalles bestritt und seine Neutralität erklärte.

Die Unkenntnis dieser Vorgänge hatte, als die Neutralitätserklärung Roms in den ersten Augusttagen 1914 bekannt wurde, zur naturgemäßen Folge, daß in Deutschland eine gereizte Stimmung gegen Italien einsetzte, die durch die Intervention Italiens 1915 erheblich verschärft wurde und ihren Höhepunkt erreichte, als Italien Ende August 1916 an Deutschland den Krieg erklärte. Diese Stimmung des deutschen Volkes war umso begreiflicher, als man in Deutschland wie über die Vorgeschichte des Ultimatums an Serbien, so auch über die langwierigen Verhandlungen, die während der sogenannten Neutralitätsperiode (August 1914 bis

Mai 1915) zwischen Italien, Österreich-Ungarn und Deutschland wegen des Trentino geführt wurden, völlig im unklaren gelassen worden war.

Es wird einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, Licht in diese dunklen Seiten der deutschen Politik des Winters 1914/15 zu bringen. Sie wird aktenmäßig festzustellen haben, welche Schwierigkeiten man der römischen Mission des Fürsten Bülow gemacht hat, nicht um der Sache, sondern um kleinlicher persönlicher Motive willen. Die künftige Geschichtsschreibung wird die schwächliche Politik aufdecken, die zwar dem Fürsten Bülow Entgegenkommen gegenüber den italienischen Wünschen endlich freigab, Österreich gegenüber aber diese allein richtige Haltung so wenig nachdrücklich vertrat, daß in Wien die Meinung entstehen konnte, man wäre in Berlin mit dem Fürsten innerlich doch nicht recht einverstanden und finde den österreichischen Standpunkt mindestens begreiflich, vielleicht sogar richtig. Sie wird auch zu untersuchen haben, wie es kam, daß der österreichisch-ungarische Botschafter, Baron Macchio, wiederholt bei Sonnino das Gegenteil von dem zu erklären hatte, was der deutschen Botschaft von Berlin aus als der entschiedene Wille des Ballplatzes bezeichnet worden war. Sie wird zu ermitteln haben, warum die dringenden Vorstellungen des Fürsten Bülow, der im Hinblick auf den Ernst der Situation einem loyalen und möglichst baldigen Entgegenkommen gegenüber dem im Dreibundsvertrag begründeten territorialen Forderungen Italiens das Wort redete, unbeachtet geblieben sind. Sie wird auch die Frage zu beantworten haben, warum wir Österreich-Ungarn, durch das wir uns in den Krieg hatten treiben lassen, und um dessentwillen wir mit Italien, von dem keine irgendwie gearteten Interessen uns trennten, in den Kriegszustand geraten sollten, in seiner Halsstarrigkeit freie Hand gelassen, und warum wir dem Baron Burian ermöglicht haben, Italien bis Anfang Mai 1915, also bis zum Vorabend der Entscheidung, in vollkommener Unklarheit über die Aufrichtigkeit und Grenzen der Wiener Absichten bezüglich des Trentino zu lassen. Und warum wurde Fürst Bülow, der vor seiner Abreise nach Rom von Kaiser Wilhelm II. mit einer langen gnädigen Aussprache beehrt worden war, und der während seiner Anwesenheit in Rom wiederholt freundliche Telegramme des Kaisers erhalten hatte, nach seiner Rückkehr von Rom, wo er seine beste Kraft für die Sache des Friedens eingesetzt hatte, vom Kaiser überhaupt nicht empfangen? Soviel Fragen, soviel Rätsel.

Es ist begreiflich, daß die öffentliche Meinung Deutschlands wie Italiens sich nur langsam und schwierig durch die trüben Dünste von Mißverständnissen und Zweifeln hindurch, die über den Jahren 1914/15 liegen, zu der reineren Atmosphäre objektiver Beurteilung werden durcharbeiten können, in der die nüchterne Politik allein gedeihen kann. Und dennoch ist eine derartige gegenseitige Aufklärung der Vergangenheit die unerläßliche Voraussetzung für die Wiederanknüpfung jener wirtschaftlichen Beziehungen, deren beide Länder unter korrekter Wahrung ihrer vollen gegenseitigen politischen Unabhängigkeit im gemeinsamen Interesse bedürfen. Den Zwecken dieser Aufklärung sollen sowohl die Veröffentlichung einer Auswahl meiner Berichte an den Grafen Hertling, wie diese Ausführungen dienen. Der frühere Botschafter in Wien, Graf Wedel, hat sich zu den erwähnten Berichten, wie auch zu einem Artikel der „Hamburger Nachrichten", in dem Dr. Spickernagel das Thema Deutschland und Italien behandelt, geäußert. Soweit hierbei, von mir nicht veranlaßt, persönliche Rancune speziell gegen meine Person zutage tritt, lasse ich sie unbeachtet, da

es bei der von mir aufgenommenen Diskussion nach meiner Ansicht lediglich auf die Sache ankommt, die vom Grafen Wedel vertreten wird. Um die steht es aber nicht gerade glänzend. Dr. Spickernagel war in seinem Artikel auf die von Giolitti im Herbst 1914 in der italienischen Kammer abgegebene Erklärung zurückgekommen, daß Österreich schon 1913 sich mit Angriffsplänen gegen Serbien getragen habe, welche Absichten damals durch den italienischen Einspruch im Keime erstickt worden wären. Graf Wedel bestreitet, daß eine solche Bedrohung Serbiens bestanden habe. Das Vorhandensein solcher Velleitäten in Wien schon vor dem Unglücksjahr 1914 ist aber doch schwer in Abrede zu stellen. Der Wiener Publizist Nowak hat in seinem bekannten Buch, das im Auftrage des Feldmarschalls Konrad von Hoetzendorff geschrieben und von diesem ausdrücklich approbiert wurde, keinen Zweifel darüber gelassen, daß der genannte ausgezeichnete österreichische Heerführer während des ersten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts keinen brennenderen Wunsch hatte, als sowohl gegen Serbien wie gegen Italien einen frischen, fröhlichen prophylaktischen Krieg zu führen, an dieser Absicht aber durch die vom Fürsten Bülow geleitete deutsche Politik verhindert worden wäre. Der damalige k. k. Minister des Äußern, Graf Ahrenthal habe sich übrigens dem Standpunkt des Fürsten Bülow angeschlossen. Das wird wohl richtig sein. Fürst Bülow hat es bei allen Zwischenfällen, wie sie die Politik nun einmal mit sich bringt, und insbesondere während der bosnischen Krisis von 1908/1909 immer vermieden, jene Grenze zu überschreiten, wo kein anderer Ausweg als der Krieg bleibt. 1914 dagegen „schlitterten" wir, um einen Ausdruck des Großadmirals von Tirpitz zu gebrauchen, in den fürchterlichsten aller Kriege hinein.

Wenn der österreichische Botschaftsrat in Berlin im Sommer 1914 dem Grafen Wedel sagte, die Zentralmächte könnten sich den ganzen Krieg ersparen, wenn Deutschland Elsaß-Lothringen an Frankreich abträte, so wird dieser ihm gewiß geantwortet haben, daß der Krieg ja gar nicht wegen Elsaß-Lothringen ausgebrochen, sondern durch das österreichische Vorgehen gegen Serbien hervorgerufen worden sei. Daß ein derartiges schroffes Ultimatum wie das von Österreich an Serbien gerichtete Schriftstück — Sir Edward Grey bezeichnete bekanntlich in einer Unterredung mit dem deutschen Botschafter in London das Ultimatum unmittelbar nach dessen Übergabe in Belgrad als das schroffste Dokument, das ihm je vorgekommen wäre — den Weltfrieden in ernsteste Gefahr bringen würde, war für ein Kind mit Händen zu greifen. Wie war es möglich, diese rein sachliche, von persönlichen Stimmungsmomenten unabhängige, und daher wohl in Ruhe beantwortbare Frage möchte ich an den Grafen Wedel richten, daß gegenüber der ungeheuren Gefahr, die dieses Ultimatum in sich barg, wir unsere Zustimmung zu dessen Absendung nicht von bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen abhängig machten? In erster Linie mußten wir fordern, daß das Wiener Kabinett sich vor Übergabe des Ultimatums und jedenfalls vor einem militärischen Vorgehen gegen Serbien die Kooperation Italiens durch die Abtretung des Trentino sicherte. Graf Wedel schreibt, Herr von Bethmann und Herr von Jagow hätten, als der Ausbruch des Krieges unvermeidlich schien, Wien zu bewegen gesucht, das Trentino an Italien abzutreten, Wien habe aber schroff abgelehnt. Die völlige Abhängigkeit, in die unsere Politik Wien gegenüber geraten war, tritt aus diesen Worten in wahrhaft betrübender Weise hervor. Wir „suchen zu bewegen", Wien „lehnt schroff ab"! Dies ist das Leitmotiv, mit dem die Welt-

tragödie einsetzt, und das unser Verhältnis zur Donaumonarchie bis zu den Tagen des elenden Verrats durch Kaiser Karl beherrschte. Wien durfte unser Plazet zu seinem Vorgehen nicht erhalten, bevor es sich nicht die Kooperation von Italien gesichert hatte. Wenn Kaiser Franz Joseph, als die Verhandlungen über das Trentino scheiterten, und damit der Krieg zwischen Österreich und Italien unvermeidlich wurde, ausgerufen haben soll, dies sei der erste gute Tag seit langer Zeit, so ist diese Auslassung ein tragischer Beweis dafür, daß der ehrwürdige Monarch über die Situation seines Landes und die Weltlage von seinen Ratgebern mehr als mangelhaft informiert worden war. Der Zauber, den das Land Tirol auf jeden Deutsch-Österreicher und, wir können ruhig hinzufügen, auf jeden Deutschen ausübt, ist ein Erbteil unserer Geschichte, berechtigt und sympathisch. Es handelte sich damals aber nicht um ganz Tirol, sondern um dessen italienischen Teil, der übrigens erst seit 100 Jahren ein integrierender Bestandteil der habsburgischen Monarchie war. War der Besitz des Trentino für Österreich wirklich wichtiger als der Fortbestand der Doppelmonarchie? Und war insbesondere für uns die Zugehörigkeit des Trentino zu Österreich von größerer Bedeutung als die Frage, ob wir in dem fürchterlichsten aller Kriege uns außer so vielen anderen Feinden noch eine Großmacht auf den Hals ziehen wollten? Wer sich diese Frage ruhig überlegt, wird wohl zu der Ansicht gelangen, daß wir vor Klärung der österreichisch-italienischen Beziehungen, d. h. vor der Regelung der Trentinofrage, Österreich an der Leine behalten, und statt dem Grafen Hoyos carte blanche mitzugeben, alles tun mußten, was geeignet schien, den Leichtsinn des Grafen Berchthold zu zügeln.

Diese wenigen Bemerkungen zu den Wedelschen Ausführungen zeigen, welche Wolken von Mißverständnissen über den Ereignissen des Jahres 1914 liegen, und wie wichtig es ist, die öffentliche Meinung Italiens über diese Dinge aufzuklären, die ihren Stachel dort bis auf heute zurückgelassen haben.

Wie bereits einleitend bemerkt, erfordert die Wiederanbahnung von Beziehungen zu Italien große Behutsamkeit. Es ist gewiß, daß Deutschland seit den Tagen des Waffenstillstandes manch Gutes aus Italien gehört hat. Für den öden Haß und den brutalen Vernichtungswillen, der in Frankreich und, wenn auch vielleicht besser versteckt, in England Deutschland gegenüber lebt, ist in Italien kein Raum. Zwischen Deutschland und Italien haben nie Gegensätze bestanden, die ein Lebensinteresse der einen oder anderen Nation berührt hätten. Der militärische Waffengang, in den Deutschland, nachdem man sich ein Jahr lang mit dem Beharrungszustand einer platonischen Kriegserklärung begnügt hatte, im Jahre 1917 mit Italien eintrat, hat zwar Wunden und Narben hinterlassen. Doch ist die Mehrheit des italienischen Volkes zu einsichtig, als daß sie des ehrlich geführten Kampfes nicht vergessen könnte. Die zweifellos gute Stimmung, die in weiten Kreisen Italiens für Deutschland festzustellen ist, wurzelt nicht zuletzt in der Erkenntnis, daß das Deutsche Reich nie Italiens Feind gewesen ist und daß es nur durch die selbstverschuldete Tragik seiner schwächlichen Unterordnung unter die Desperadopolitik Österreich-Ungarns Italien als militärischer Gegner gegenübergetreten ist. Manche Aktionen der italienischen Regierung in jüngster Zeit haben sich in der Richtung dieses Volksempfindens bewegt. Rom hat wiederholt — es sei an die Frage der Auslieferung Kaiser Wilhelms II. und unserer ruhmreichen Heerführer, es sei an die Herbeiführung der Konferenz von Spa

erinnert — bekundet, daß Italien entschlossen ist, sich in seiner Stellung gegenüber Deutschland ausschließlich von politischen Gesichtspunkten leiten zu lassen. Dies ist neuestens auch in jenen unglücklichen Abstimmungsgebieten Schlesiens zutage getreten, in denen in Entscheidungen italienischer Kommissare und Militärs sich wiederholt die Stimme ausgleichender Gerechtigkeit und ehrlicher Neutralität zur Geltung gebracht hat. Das deutsche Volk hat diese Stimmungsmomente mit Dank verzeichnet. Die öffentliche Meinung Deutschlands würde aber irregehen, wenn sie aus diesen Einzelakten ein neues Gebäude von Illusionen konstruieren wollte. Daraus, daß die italienischen Staatsmänner nicht jeden verbrecherischen Wahnsinn mitmachen, den man in Paris ausheckt, schließen zu wollen, Italien sei für Deutschland, oder werde sich in absehbarer Zeit Deutschland nähern, wäre eine gefährliche Selbsttäuschung. Italien hat mit großen inneren Schwierigkeiten zu kämpfen. So verfehlt es wäre, zu glauben, Italien stehe am Vorabend einer Revolution, eine Annahme, die nur in Kreisen bestehen kann, wo man Italien und die Triebkräfte seines öffentlichen Lebens nicht kennt, so bedenklich wäre es, die Bedeutung der innerpolitischen Probleme zu verkennen, vor die das Kabinett Giolotti sich gestellt sieht. Die beiden großen Parteien, Sozialisten und Popolari, die derzeit die parlamentarische Lage beherrschen, und die ihre augenblickliche Stärke nicht einer naturgemäßen inneren Entwicklung, sondern dem Umstand verdanken, daß sie von Anfang an allein gegen den Krieg waren, haben sich auf dem Boden neuer, gemeinschaftlicher, zum Teil von Moskau aus suggerierter Ideen gefunden. Sie haben sich so sehr gefunden, daß die Intimität ihres Verhältnisses den Heiligen Stuhl, zu dessen näherem Interessenkreis die Popolari vorerst noch gehören, in ernste Sorge versetzt. Das zielbewußte Eingreifen Giolittis hat den im Lande gärenden und treibenden Kräften vorerst den Weg eines gewissen Ausgleichs zu weisen gewußt. Zu den Schwierigkeiten im Innern kommen die engen Schranken, die der Außenpolitik jedes Mitgliedes der Entente gezogen sind und gezogen sein werden, solange Frankreich, dank der außenkontinentalen Schwierigkeiten Englands in Europa diktiert.

Endlich ist zu beachten, daß die derzeitigen Verhältnisse in Deutschland nicht dazu angetan sind, auf eine fremde Macht anziehend zu wirken. Man macht sich in Deutschland vielfach keinen richtigen Begriff von dem geringen Maß von Achtung und Vertrauen, das leider das Ausland dem „neuen" Deutschland entgegenbringt. Ideen, wie Patriotismus und stolzes Nationalgefühl, allen anderen großen und auch kleinen Völkern Ausgangspunkt und Endziel ihres Denkens, Empfindens und Handelns werden in Deutschland verpönt und herabgewürdigt. Die eigenen Volksgenossen verraten die letzten armseligen Reste einer großen militärischen Vergangenheit an den Feind. Spärlich nur und widerwillig geduldet lebt im Land ein Gefühl stolzer Trauer im Gedenken an die Ruhmestaten unserer Armee und ihrer Führer, die 5 Jahre lang an 5 Fronten sich einer Welt gegenüber behauptet haben. Die Feinde Deutschlands, speziell Frankreich, mögen dies fast völlige Ausscheiden nationalen Empfindens, das bei uns so vielfach wahrzunehmen ist, mit Genugtuung verzeichnen, ebenso sicher aber ist, daß sie uns deswegen verachten. Der Tiefstand nationalen Ehrgefühls, an dem das öffentliche Leben Deutschlands angelangt erscheint, untergräbt das Vertrauen, das ein etwa uns günstig gesinntes Land auf unser wirtschaftliches Wiedererstarken zu setzen

wünſcht. Wenn wir lernen wollen, wie ein großes Volk ſich auch aus ſchwerem Unglück wieder erhebt, ſo brauchen wir uns nur die Geſchichte Frankreichs nach ſeiner Niederlage von 1870 ins Gedächtnis zu rufen. Man leſe die Reden von Victor Hugo und Thiers in der Nationalverſammlung von Bordeaux vor der Annahme des Friedensvertrages mit Deutſchland, die Reden von Gambetta während der 70er Jahre. Erinnern wir uns, wie der franzöſiſche Geiſt, ungebrochen in ſeiner Spannkraft und in ſeinem Stolz, von dem Augenblick an, wo Thiers mit Hilfe der Frankreich verbliebenen Armee den Kommuneaufſtand niedergeworfen und damit Ordnung und nationale Einheit gerettet hatte, trotz aller inneren Parteikämpfe das Wohl, die Sicherheit und die Größe Frankreichs über jede andere Erwäguug ſtellte. Solange der Geiſt der Arbeitsfreudigkeit und des zähen Fleißes, der Deutſchlands wirtſchaftlichen Aufſtieg bedingte, im deutſchen Volk nicht wieder lebendig wird, ſolange unſer öffentliches Leben ſich nicht zu Würde und berechtigtem nationalen Empfinden zurückfindet, wäre es ein verhängnisvoller Optimismus, zu glauben, Deutſchland werde von irgendeinem Lande der Welt als beachtenswerter Faktor in die politiſche Rechnung eingeſtellt.

Beurteilt die öffentliche Meinung Deutſchlands das Problem der künftigen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Italien im Geiſt nüchterner Selbſterkenntnis und in verſtändnisvoller Würdigung der innen- und außenpolitiſchen Schwierigkeiten, mit denen Italien zu kämpfen hat, dann wird ſie das Ihre dazu beitragen können, das Heranreifen eines auf gewiſſen gemeinſamen Intereſſen aufgebauten wirtſchaftlichen Verhältniſſes zu fördern. Jedes Mehr an Wünſchen und Bemühungen wäre vom Übel. „Surtout pas trop de zèle.“ Dieſes klaſſiſche Wort, das einer der Meiſter diplomatiſcher Staatskunſt, Talleyrand, ſeinen Mitarbeitern als politiſche Richtſchnur empfahl, muß Italien gegenüber, ſowohl für die Politik wie für die öffentliche Meinung Deutſchlands, als Loſungswort gelten.

Zum Staatsvertrage zwiſchen Danzig und Polen

Von Kammergerichtsrat Dr. Sontag, Berlin

Gegenwärtig weilen die Vertreter der Freien Stadt Danzig und der Republik Polen in Paris, um vor dem Oberſten Rat der Entente über das im Art. 104 des Verſailler Friedensvertrages (V. F. V.) vorgeſehene Abkommen zu verhandeln. Beide Teile haben Entwürfe für dieſes Abkommen aufgeſtellt, die als Unterlage ihrer Verhandlungen dienen ſollen. Wenn der polniſche Entwurf in der deutſchen Preſſe nicht die ihm bei ſeiner Gefährlichkeit gebührende Beachtung gefunden hat, ſo liegt dies daran, daß die Polen — ein Zeichen ebenſo ihrer politiſchen Klugheit wie ihres ſchlechten Gewiſſens — ihren Entwurf für geheim erklärt haben, und die Danziger dieſes Geheimhaltungsverlangen reſpektiert haben. So habe ich weder durch das preußiſche Juſtizminiſterium, noch durch die Danziger juriſtiſchen Behörden, noch durch Abgeordnete Danzigs ein Exemplar dieſes polniſchen Entwurfs erhalten

können. Dabei hätten die Danziger alle Veranlassung gehabt, diesem Entwurf zur weitesten Verbreitung zu verhelfen, um moralische Unterstützung gegen Polens Ländergier in Deutschland und bei den Neutralen zu finden.

Die Danziger Zeitung hat sich das Verdienst erworben, in Nr. 295 vom 26. Juni 1920 die wichtigsten Bestimmungen des polnischen Entwurfes zu veröffentlichen. Diese seien im nachstehenden kritisch erörtert, um zu zeigen, wieweit sie mit Art. 104 V. F. V. unvereinbar sind. Vergleichsweise sei hierbei der Entwurf der Stadt Danzig angezogen, den ebenfalls die Danziger Zeitung in Nr. 395 vom 24. August 1920 veröffentlicht hat.

I. Das in Art. 104 V. F. V. vorgesehene Abkommen soll Danzig in die Zollgrenzen Polens einfügen, eine Freizone im Hafen schaffen und alle Hafeneinrichtungen sowie die zum Hafen führenden Verkehrsmittel Polen zugänglich machen.

Aus dem Rahmen dieser Aufgaben fallen heraus Nr. 5 und 6 des Art. 104, erstere mit der Aufgabe, benachteiligende Unterschiede der polnischen Staatsangehörigen in Danzig zu verhüten, letztere mit der Bestimmung: „die Führung der auswärtigen Geschäfte der Freien Stadt Danzig durch die polnische Regierung zu sichern, ebenso wie den Schutz ihrer Staatsangehörigen im Auslande." Es wäre perplex, einerseits Danzig zu einer freien Stadt zu machen und andererseits die Führung der auswärtigen Geschäfte einem fremden Staate zu überlassen. Der Inbegriff der Souveränität eines Staates besteht gerade darin, daß er seine Beziehungen zu allen anderen Staaten allein und selbständig regeln darf.

Aber wie anderwärts *) zutreffend ausgeführt, ist das „sichern" nicht in dem Sinne zu verstehen, daß der Republik Polen ein Anspruch auf die Leitung der auswärtigen Geschäfte Danzigs gesichert werden soll, sondern dahin, daß der Freistaat, der bei seiner Kleinheit sich den Luxus von Gesandten und Konsulen nicht überall wird leisten können, das R e c h t haben soll, die Organe des polnischen Außendienstes für sich in Anspruch zu nehmen.

Polen aber hat in seinem Vertragsentwurf diese Bestimmung natürlich dahin verstanden (Art. 1): „Die Führung der auswärtigen Angelegenheiten der Freien Stadt Danzig, die diplomatische und konsularische Vertretung sowie der Schutz ihrer Staatsangehörigen in den fremden Ländern liegen der polnischen Regelung ob." — Damit würde die polnische Souveränität glatt beseitigt. Überdies, wenn hier nicht ein Druckfehler vorliegt, und es statt „Regelung" „Regierung" heißen soll, so haben die Polen hier von ihren Meistern in der Entente auch auf dem Gebiete der Verschleierung von Vertragsbedingungen gelernt; denn das ist einer der Kunstgriffe des V. F. V., die für den Gegner besonders unbequemen Forderungen womöglich noch nicht zu regeln, sondern nur auf eine künftige, anderweite Regelung zu verweisen. Nach Art. 104 Nr. 6 V. F. V. sollen natürlich in dem dort vorgesehenen Abkommen die Voraussetzungen, unter welchen die Führung der auswärtigen Geschäfte Danzigs auf Polen übergehen kann, in dem Abkommen selbst festgelegt werden, statt dessen verweist Art. 1 poln. E. auf eine (anderweite) polnische Regelung.

Entschieden überschritten werden die von Art. 104 Nr. 6 V. F. V. gedachten Sicherungen auch durch Art. 2, 3 und 6 poln. E. Danach soll ein Resident der

*) Vgl. Anonymus in der Danz. Ztg. vom 26. September 1919 Nr. 448 und Damme, Die Freiheit der Freien Stadt Danzig, in der Festgabe für Liebmann S. 56 ff.

polnischen Republik in Danzig seinen Wohnsitz nehmen, das ist nichts anderes als ein Statthalter in einem unterworfenen Lande; die Handelsschiffe Danzigs sollen die Flagge der polnischen Handelsmarine führen, eine dreiste Forderung, die mit dem Begriffe der Freiheit Danzigs völlig unvereinbar ist; und das Exequatur für alle konsularischen Agenten in Danzig soll von der polnischen Regierung verliehen werden, auch dies ist unvereinbar mit der Souveränität Danzigs.

Reichen die vorstehenden Bestimmungen aber immerhin noch in das Gebiet der auswärtigen Angelegenheiten hinein, so ist es vollkommener Mißbrauch des Art. 104 Nr. 5 und 6 V. F. V., wenn der polnische Entwurf in Kapitel IV die Gesetzgebung und das Gerichtsverfahren Danzigs an sich zu reißen versucht. In einer harmlos erscheinenden Begründung wird dies in Art. 24 so eingekleidet, daß eine einheitliche Regelung des bürgerlichen Handels- und Strafrechts für Polen und Danzig seine Vorteile biete. Daß bei dieser einheitlichen Regelung natürlich nicht das deutsche Recht Danzigs von den Polen rezipiert, sondern daß die Einheitlichkeit nur auf der Basis des polnischen Rechts gewonnen werden soll, wird wohlweislich verschwiegen. Bis aber diese einheitliche Regelung getroffen ist, sollen Delikte gegen die Sicherheit des polnischen Staates, die auf Danziger Gebiet begangen sind, bezüglich ihrer Verfolgung und Aburteilung den Verbrechen gegen die Sicherheit der Stadt Danzig gleichgestellt werden. Das heißt auf deutsch: Hoch- und Landesverrat könnte man in Danzig nicht nur gegen die Freistadt, sondern auch gegen Polen begehen. Damit wird Danzig wieder auf einem Gebiete zu einem Teile von Polen gemacht, und damit können vor allen Dingen alle Maßnahmen, die zur Verteidigung der Freiheit Danzigs gegen polnische Übergriffe gefordert oder durchgeführt werden, als Hochverrat gegen Polen gebrandmarkt und verfolgt werden. Und da man wohl polnischerseits den Danziger Richtern so vaterlandslose Gesinnung nicht zutraut, so sichert sich Polen das Recht, durch seinen Bevollmächtigten in die Untersuchung solcher Angelegenheiten bei den Gerichten eingreifen zu dürfen. Auch hier folgt man nur französischem Vorbilde. So wie die französische Kommission in Oberschlesien die Unabhängigkeit der dortigen Richter mißachtet hat,*) so verlangt Polen auch hier, daß der Freistaat Danzig seine Einwilligung zu einer Durchbrechung des Grundsatzes der Unabhängigkeit der Gerichte gebe.

Daß das Reichsgericht in Leipzig als letzte Instanz für Danziger Sachen ausscheidet, ist an sich eine billige Forderung. Aber unbillig ist es wieder, wenn Art. 29 poln. E. seine Ersetzung durch den obersten Gerichtshof der polnischen Republik verlangt. Ist Danzig ein Freistaat, so muß es auch sein eigenes oberstes Gericht haben.

Das sicherste Mittel, um einem Staate seine Selbständigkeit zu rauben, ist die militärische Besetzung. Auch diese versucht Polen im Wege des Abkommens zu erreichen, obwohl der V. F. V. nichts von einem derartigen Rechte enthält. Natürlich wird auch dieser Versuch möglichst harmlos eingekleidet. Art. 30 poln. E. bestimmt: „Polen hat das Recht, auf dem Gebiete der Freien Stadt Danzig alle notwendigen Maßnahmen in bezug auf Militär- und Marinewesen zu treffen, um sein Landgebiet und seinen Zugang zum Meere, wie auch das Gebiet der Freien Stadt zu verteidigen. Zu diesem Zweck hat Polen das Recht, auf besagtem Gebiete Militär- und Seestreitkräfte zu unterhalten, Befestigungswerke zu beschlagnahmen

*) Vgl. Sontag, Der Justizbeamtenstreik in Oberschlesien, Ostmark 1920 S. 97 ff.

und die militärische Aufsicht auszuüben." Was würde wohl von der Freiheit Danzigs übrig bleiben, wenn die Entente diese unerhörte Forderung billigen sollte?

In Art. 104 Nr. 3 V. F. V. ist Polen nur die Kontrolle und Verwaltung der Weichsel übertragen. Art. 34 poln. E. macht daraus ein Aufsichts- und Polizeirecht in den Küstengewässern Danzigs. Es benutzt dieses Aufsichtsrecht auch gleichzeitig zu einer neuen Durchbrechung der Danziger Justizhoheit, indem es im Art. 35 einen polnischen Gerichtshof in Danzig fordert, der die Übertretung der Gesetze und Verordnungen verfolgen soll, die von den polnischen Behörden in Ausübung des polnischen Aufsichts- und Polizeirechts erlassen worden sind. Hat man je gehört, daß ein souveräner Staat sich in seinem Gebiete eine fremde Gesetzgebung und einen fremden Gerichtshof gefallen lassen muß, und daß seine Bürger vor diesem Gerichtshofe Recht nehmen müssen! Wie diese Rechtsprechung gegen deutsch gesinnte Bürger ausfallen würde, kann man sich bei der bekannten polnischen Objektivität wohl denken.

Weitere Übergriffe, die keinerlei Stütze im V. F. V. finden, sind die Forderungen, daß die polnische Regierung den Lotsendienst im Hafen von Danzig und in den Küstengewässern der Ostsee und die radiotelegraphischen Stationen im ganzen Gebiete der Freien Stadt Danzig übernimmt. Dabei gibt Art. 104 Nr. 3 V. F. V. den Polen nur ein Recht der Kontrolle und Verwaltung, des Post-, Telegraphen- und Telephonverkehrs zwischen Polen und dem Hafen von Danzig.

Aus diesem Kontrollrecht wird auch der Versuch gemacht, einen Anspruch der polnischen Behörden auf Verwaltung und Aufsicht des Danziger Hafens mit allen Zugangswegen und Anlagen abzuleiten und weiter das Recht, das öffentliche Seerecht sowie die polizeilichen Bestimmungen über den Hafenverkehr polnischerseits zu regeln. Nicht minder verlangt der polnische Entwurf Anschluß des Post-, Draht- und Fernsprechverkehrsnetzes der Freien Stadt Danzig an das polnische Netz in Ansehung der Verwaltung, Beaufsichtigung und Gesetzgebung. Dabei sieht Art. 104 Nr. 3, wie schon betont, nur eine Kontrolle und Verwaltung dieses Verkehrs zwischen Polen und dem Hafen von Danzig vor, nicht aber, soweit Danzig nach anderen Richtungen hin verkehrt.

Als Briefmarken soll Danzig ebenfalls die polnischen Briefmarken benutzen, womit es wiederum auf ein eigenes Hoheitszeichen verzichten würde.

Über das Zollwesen bestimmt Art. 104 Nr. 1 des V. F. V., daß die Freie Stadt Danzig innerhalb der Zollgrenzen Polens eingefügt, und daß eine Freizone im Hafen eingerichtet werden soll. Insoweit ist also gegen Kap. 7 des poln. E. nichts einzuwenden. Daß aber hierzu alle Zollgebühren auf Danziger Gebiet von polnischen Behörden erhoben werden sollen, ist wiederum eine polnische Forderung, welche mit der Souveränität Danzigs unvereinbar ist. Ebenso unvereinbar ist die Forderung des Art. 53, daß das Geld der Stadt Danzig das polnische Geld sei. Welche schwere wirtschaftliche Schädigung damit Danzig bei der Zerrüttung der polnischen Finanzen erführe, darüber braucht wohl kein weiteres Wort verloren zu werden. Endlich ist als ein dreister Eingriff in die Danziger Selbständigkeit die Forderung zu bezeichnen, daß Danzig Anleihen nur mit Zustimmung und sogar nur durch Vermittlung der polnischen Regierung soll aufnehmen dürfen.

II. Der Danziger Gegenentwurf hat auf alle diese Überschreitungen des V. F. V. vor allem mit Art. I geantwortet: „Danzig ist ein souveräner Staat, der unter dem Schutze des Völkerbundes steht." Ferner hat er sich in Art. IX aus-

drücklich das Recht der auswärtigen Vertretung und des Schutzes seiner Staatsangehörigen im Auslande gewahrt. Weiter verlangt er für Maßnahmen in Ansehung des gemeinsamen Zollgebietes Gleichberechtigung, so daß bindende Bestimmungen nur im gegenseitigen Einverständnis getroffen werden können. Ebenso verlangt er eigene Behörden für die Ausübung der Zollgewalt. Die militärische Besetzung wird mit der Bestimmung abgelehnt, daß bewaffnete und militärische Personen in Uniform das Gebiet Danzigs nur mit besonderer Erlaubnis betreten dürfen.

III. Polen hat in seinen Entwurf auch eine Reihe von Maßnahmen hineingenommen, die sich, als dem Zweck langsamer Polonisierung Danzigs dienend, kennzeichnen lassen. Nach Art. 11 sollen die polnischen Staatsangehörigen, die seit sechs Monaten in einer politischen Gemeinde Danzigs wohnen, dortselbst politische Rechte genießen. In diesem kleinen Staatswesen von rund 329 000 Einwohnern, von denen bisher 14 000 Polen sind, bedeutet natürlich der Zuzug jedes Tausend Polen eine Verstärkung ihres politischen Einflusses. Die zugesicherte Gleichheit, daß auch die Danziger nach sechs Monaten in Polen politische Rechte genießen sollen, ist für den Einfluß des Deutschtums in Polen dagegen belanglos.

Bei dem oben angegebenen Verhältnis zwischen Deutschen und Polen im Freistaate ist es wohl für jeden objektiv Denkenden selbstverständlich, daß die Sprache der Behörden die deutsche ist. Der polnische Entwurf aber unternimmt es, eine ganz unberechtigte Gleichstellung der polnischen Sprache einzuschmuggeln, indem er in Art. 13 vorschlägt: „Jedenfalls sind bei den Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaften und derjenigen ihrer Parteien und Gemeinden sowie im allgemeinen aller bestehenden Körperschaften beide Sprachen, deutsch und polnisch, gleicherweise zuzulassen." Man beachte hier insbesondere die vage Wendung „sowie im allgemeinen aller bestehenden Körperschaften". Daraus würde natürlich in der Praxis der Anspruch abgeleitet werden, schließlich auch in der Generalversammlung jeder Aktiengesellschaft polnisch reden zu dürfen. Für den inneren Dienst der Behörden und insbesondere der Gerichte der Stadt Danzig wird versucht, die polnische Sprache in der vorsichtigen und verklausulierten Weise einzuführen, daß es heißt, die Sprache sei zu bestimmen von den bisherigen zuständigen Behörden des Freistaates und ihrer politischen Gemeinden. Danach kann also irgendein an der Grenze des Freistaates Danzig gelegenes Dorf, welches eine polnische Mehrheit in der Gemeindevertretung besitzt oder durch Zuzug erhält, nicht nur bei den Gemeindebehörden, sondern auch bei den Gerichten Anwendung der polnischen Sprache verlangen.

Für die schulpflichtigen Kinder der bisher in Danzig wohnenden 14 000 Polen hätte eine Forderung im Entwurf genügt, daß die Stadt Danzig dafür zu sorgen habe, daß diesen Kindern der Religionsunterricht in ihrer Muttersprache erteilt werde und im übrigen die Danziger Polen das Recht haben, auf ihre Kosten Privatschulen zu errichten. Statt dessen beansprucht die Republik Polen in Art. 18 das Recht, ihrerseits Anstalten auf dem Danziger Gebiet zu errichten, womit es natürlich polnische Lehrer, die sich gleichzeitig trefflich als Agitatoren eignen, in die Danziger Bürgerschaft einschieben würde. Wo aber die Gründung von Schulen den Polen zu teuer käme, weil sie zu unlohnend wäre, da bürdet sie diese Pflicht der Freistadt auf, indem diese gehalten sein soll, überall da eine polnische Volksschule

zu gründen, wo die Eltern von mindestens 40 Kindern dies verlangen. Und da man wahrscheinlich weiß, daß auch diese 40 Kinder in den Gemeindeschulbezirken noch nicht existieren, so können die verschiedenen Schulbezirke zur Errichtung dieser Schule zusammengelegt werden, wenn die örtlichen Bedingungen den Kindern erlauben, die Kurse regelmäßig zu besuchen. Den Begriff der örtlichen Bedingungen kann man ja recht weit ziehen, und so würde Danzig mit einem Haufen polnischer Schulen durchsetzt werden. Man vergleiche damit, welche Schwierigkeiten die Polen der Gründung deutscher Schulen in Westpreußen und Posen entgegenstellen! Aber nicht genug damit. Ganz unabhängig von der Zahl der für den Schulbesuch in Betracht kommenden Kinder, verlangt Polen die Errichtung von mindestens zwei polnischen Mittelschulen durch die Stadt Danzig. In der Technischen und der Hochschule müssen Kurse in polnischer Sprache eingerichtet werden, sobald genügend polnische Schüler für eine Parallelklasse vorhanden sind. Auch diese Bestimmung muß entschieden zurückgewiesen werden. Danzig ist nach der Zusammensetzung seiner Bevölkerung eine Stadt deutschen Stammes. Wenn die Polen das Bedürfnis haben, dort die Hochschulen zu besuchen, so mögen sie die deutschen Vorlesungen hören, wie sie sie bisher in Danzig auch gehört haben. Die Einrichtung der Parallelkurse würde nichts weiter bedeuten, als die Schaffung polnischer Professuren an der deutschen Hochschule in Danzig, und damit Reibungen zwischen den beiden Professorenkategorien, Eingriffe des Residenten und langsame aber sichere Polonisierung der Hochschule.

IV. Aber nicht genug, daß Polen den Freistaat allmählich polonisieren will, hat es auch Bestimmungen in den Entwurf eingefügt, welche einer Stärkung des Deutschtums in Danzig entgegenwirken sollen. Anders ist es wenigstens nicht zu verstehen, wenn Art. 16 verlangt, es dürfe kein Ausländer in Danzig naturalisiert werden, ohne vorherige Einwilligung der polnischen Regierung bzw. des polnischen Residenten. Daß neben den Ausländern auch die Polen in dieser Bestimmung erwähnt sind, ist eine zu durchsichtige Verschleierung, als daß sie jemanden täuschen könnte. Gegen die Naturalisierung der Polen in Danzig wird der Herr Resident wohl nie Einspruch zu erheben haben.

Die gleiche Tendenz verfolgt Art. 56 mit der Bestimmung, daß die Ermächtigung für ausländische Gesellschaften, im Freistaate Geschäfte zu treiben, der Zustimmung des polnischen Residenten bedürfe, mit anderen Worten: Die deutschen Handelsgesellschaften sollen von Danzig ferngehalten werden. Auch dies ist wieder ein unerhörter Versuch, Danzigs Rechte selbst auf wirtschaftlichem Gebiete einzuengen.

V. Demgegenüber sei aus den Abwehrmaßnahmen des Danziger Entwurfs noch hervorgehoben, daß er sich mit Rücksicht auf seine eingeschnürte Lage ein weitgehendes Recht des Verkehrs und des Handeltreibens seiner Angehörigen in Polen sowie die Zufuhr von Lebensmitteln und Kohlen polnischerseits sichert.

Den Ansprüchen der Polen auf eigene Schulen begegnet er geschickt mit dem kurzen Hinweise darauf, daß die Minoritätsrechte der Staatsangehörigen polnischer Abstammung oder Sprache durch die Verfassung Danzigs gewährleistet werden.

Die Verwaltung des Post-, Telegraphen- und Fernsprechwesens erklärt er grundsätzlich als eine Angelegenheit Danzigs. Polen darf eine eigene Postanstalt am Hafen errichten.

Das Eigentum an allen Anlagen des Hafens, der Danziger Eisenbahn, der Danziger Weichselstrecke behält er Danzig vor, ebenso wie es die Kosten für diese Anlagen trägt.

VI. Es mag an diesem Auszuge aus den beiderseitigen Entwürfen sein Bewenden haben. Er zeigt jedenfalls, wie die Polen in ebenso anmaßender wie durch keine Rechtsbestimmung gedeckter Weise versuchen, die ihnen im V. F. V. gewährten Verwaltungsrechte im Freistaate so weit auszudehnen, daß, wenn sie damit durchdrängen, nur noch der Schatten eines Freistaates übrig bliebe. Nunmehr ist es Sache des Obersten Rates in Paris, dem beide Entwürfe vorliegen, zu entscheiden, ob er gewillt ist, sich ernstlich an die Bestimmungen des V. F. V. zu halten — so, wie dessen gewissenhafte Erfüllung ja immer von Deutschland verlangt wird —, oder ob er sich dazu hergibt, das von ihm selbst gesetzte Recht zu beseitigen, nur um der polnischen Begehrlichkeit eine weitere Erfüllung zu gewähren. Zunächst kann er freilich machen, was er will, Danzig ist wehrlos, Deutschland ist wehrlos, aber auf die Dauer ist noch kein an Völkern begangenes Unrecht ungesühnt begangen worden:

Discite justitiam, moniti et non temnere divos!

Die Erhöhung des Schulgeldes der höheren Schulen

Von Geheimem Justizrat Professor Dr. Ernst Heymann, Berlin

Durch einen soeben veröffentlichten Erlaß vom 9. September 1920 hat der preußische Kultusminister im Einvernehmen mit dem Finanzminister das Schulgeld mit Wirkung vom 1. Oktober 1920 an den staatlichen und den in der Verfügungsgewalt des Staates stehenden höheren Lehranstalten für sämtliche Schüler und Schülerinnen allgemein auf jährlich 500 ℳ festgesetzt. Das Schulgeld, welches vor dem Kriege 120 ℳ betrug, und inzwischen auf 240 ℳ erhöht worden ist, ist damit auf mehr als das Vierfache seines ursprünglichen Betrages gebracht worden, um 318 % erhöht. Den Patronen der nichtstaatlichen höheren Lehranstalten ist aufgegeben, dieselben Schulgeldsätze am 1. Oktober 1920 einzuführen, widrigenfalls die Entziehung des Staatszuschusses und insbesondere die Nichtbewilligung der Zuschüsse zur Besoldungsreform in Aussicht gestellt wird. Die sonstigen höheren Lehranstalten müssen, durch die Schwere der Tatsachen gedrängt, folgen.

1. Diese Schulgelderhöhung, nach außen sehr plötzlich gekommen, wenn auch schon seit einiger Zeit vorbereitet, wird in viele Haushaltungen erschreckend einschneiden. Man steht vor der Frage, ob sie sich nicht in dieser Schärfe vermeiden ließ, vor allem, ob sich nicht noch Modifikationen einführen lassen, die wenigstens einigen Schutz gewähren. Geht man der Frage nach, so sieht man sich vor einem der schwierigsten Probleme des Gebührenwesens, da sich hier ideelle und finanzielle Momente in komplizierter Weise kreuzen, doppelt schwierig in unserer verworrenen Zeit, in der die Parteien auch noch politische Momente reichlich in die Sache hineintragen.

Die Verordnung ist offensichtlich nicht aus solchen parteipolitischen Erwägungen, sondern aus rein finanziellen Motiven hervorgegangen. Sie sagt es im Eingange ausdrücklich, und ein Blick auf die finanzielle Lage des geistigen Lebens in Deutschland rechtfertigt das ohne weiteres. Die wissenschaftliche Forschung ist heute im höchsten Maße gefährdet, die Bibliotheken verfallen infolge der hohen inländischen Bücherpreise (ein Band Reichsgerichtsentscheidungen ist von 4,50 auf 33 ℳ gestiegen!) und infolge der Unmöglichkeit, Bücher aus dem Auslande, namentlich aus England, überhaupt zu erwerben.

Mit diesen Fragen hängt im Grunde aufs innigste die Notlage unserer Lehrinstitute der verschiedensten Art zusammen. Hier interessieren nur die höheren Schulen. Die Kosten für diese sind außerordentlich gestiegen. Die Lehrergehälter sind im Rahmen der allgemeinen Beamtengehaltserhöhung erhöht worden, noch nicht ganz auf das Dreifache und sicherlich noch sehr unzureichend. Die sachlichen Ausgaben, wie die Bücheranschaffungen, Lehrmittel usw., ganz besonders die Kohlen, steigen unsinnig; Neubauten, die natürlich in vielen Fällen nötig sind, sind unerschwinglich, schon die Mittel für Reparaturen sind enorm. Wenn man das Schulgeld daher erhöht, so ist das an sich verständlich. Verständlich ist auch bei dieser Sachlage die Erhöhung auf das Vierfache. Man wird annehmen können, daß damit der bisherige Zustand aufrechterhalten werden soll, wonach in Preußen die Schulgelder etwa ein Drittel des Bedürfnisses der höheren Schulen deckten. Ist dieses Vorgehen berechtigt, und kann es ohne Schaden von dem einzelnen und der Allgemeinheit getragen werden?

2. Zunächst ist bei der Beantwortung der Frage die Idee der vollen Schulgeldfreiheit auszuscheiden. Sie spielt in den Theorien einer Gruppe der neueren Schulreformer eine große Rolle, und sie gehört überhaupt zum eisernen Inventar der Erziehungsreformerörterungen aller Zeiten. Als Ideal ist sie natürlich zu unterschreiben. Neu ist sie nicht. Sie entspricht schon den Erziehungssystemen der antiken Philosophen. Sie schwebte auch Fichte vor. Aber in seinen berühmten Reden an die deutsche Nation wird ihm in der damaligen Notlage des Staates doch sichtlich bange vor der Frage der Erhaltung seiner Erziehungsanstalten; er fürchtet, daß sich die Begüterten zurückziehen werden, und er wünscht, daß sich die Anstalten durch landwirtschaftliche Arbeit allmählich selbst ernähren. Heute ist ja das Problem eng verquickt mit dem der Einheitsschule und anderen Fragen; die restlose Eröffnung der höheren Schulen muß natürlich die Frühreifen vor allem begünstigen und man wird diesen und anderen Gefahren doch irgendwie vorbeugen müssen. Aber man braucht der Sache hier nicht nachzugehen. Die Einführung der vollen Schulgelderfreiheit ist aus finanziellen Gründen jetzt offenbar ausgeschlossen und bedarf noch großer Vorbereitungen. Man muß mit dem Fortbestande der Schulgelder vorläufig rechnen.

3. Wenn man beim Schulgeld also zunächst verbleiben muß, ganz gleichgültig, wie man schulpolitisch und parteipolitisch über die künftige Einführung der Schulgeldfreiheit denkt, so ist darum doch nicht die Erhöhung im gleichen Maße wie bei jeder anderen Gebühr geboten. Die Eisenbahnpreise sind auf das Vier- und Fünffache gestiegen, die Post ist beim einfachen Brief auf das Vierfache, bei anderen Leistungen noch höher gegangen, die Anwaltsgebühren dagegen haben sich — ent-

sprechend der Beamtenverbesserung — nur auf das Dreifache erhöht, haben aber durch die automatische Erhöhung der Objekte noch eine indirekte Erhöhung erfahren. Wenn man nun das Vierfache für die Schulgelder fordert, so ist zunächst zu beachten, daß diese Gebühren zwar gewiß nach den Kosten der Einrichtung für den Staat (bzw. die Gemeinde) zu bemessen sind, nicht nach dem (unschätzbaren) Wert der Leistung für den Empfänger. Dabei muß die Bemessung bekanntlich eine objektive bleiben, kann nicht subjektiv nach der Leistungsfähigkeit erfolgen, sonst schlägt die Gebühr in eine Steuer um, worauf noch zurückzukommen ist. Wohl aber kann man vom Kostenprinzip aus die Gebühren objektiv über die konkreten Kosten (oder, wie hier, über das übliche Drittel der Kosten) steigern oder senken. Wenn man sie steigert, so bedeutet das eine Art Sperre, und wenn auch die jetzige Erhöhung nicht so gemeint ist, so könnte sie doch in solchem Falle als Sperre der höheren Schulen für weite Kreise wirken. Dagegen wird man die Gebühr senken, wenn man die Bedeutung der zu entgeltenden Leistung für die Allgemeinheit anerkennt; das liegt bei den Schulgeldern schon in der Drittelung: es läßt sich aber noch verstärken, wenn die Last für die einzelnen so unerträglich wird, daß tatsächlich auch bei Einhaltung des Drittelbetrages eine Sperre entsteht.

Will man sich ein Bild machen, ob dies der Fall ist, so muß man beachten, daß die höheren Schulen keineswegs nur von „Reichen" benutzt werden, wie in der Agitation oft ganz unberechtigtermaßen behauptet wird. Die Arbeitsgemeinschaft der Charlottenburger Elternbeiräte der höheren Schulen hat in diesen Tagen in Anlehnung an ein schon früher benutztes Schema des Charlottenburger Magistrats Erhebungen angestellt, die von den Direktoren zum Teil unterstützt worden sind. Dabei zeigt sich wieder, daß der Prozentsatz der reichen Eltern verhältnismäßig klein ist. Bei einem in wohlhabender Gegend liegenden Lyzeum und einer mehr im Verkehrsmittelpunkt liegenden Oberrealschule ergaben sich folgende Ziffern, denen die Ergebnisse einer früheren Erhebung des Charlottenburger Magistrats über die Vermögensverhältnisse der die Vorschulen beschickenden Eltern aus der Friedenszeit beigefügt seien:

	Lyzeum	Oberrealschule	Vorschule
1. Reiche Kaufleute, Industrielle usw. . . .	160	43	96 = 3,5 %
2. Höhere Beamte, freie Berufe, Künstler . .	152	154	698 = 24,8 „
3. Kleinere Beamte	92	408	1469 = 52,3 „
4. Gewerbetreibende, kleine Kaufleute, Arbeiter	255	326	413 = 14,8 „
5. Witwen, vermögenslos	79	73	131 = 4,6 „
6. Zweifelhaft	80	2	—
	820	1006	2797

Hiernach beträgt in dem reichen Lyzeum die 1. Kategorie zirka $^1/_5$, in der Oberrealschule nur $^1/_{20}$, in den Vorschulen sogar nur $^1/_{24}$ (= 3,5 %) der Schüler. Selbst wenn man aber die beiden ersten Kategorien zusammenrechnet (was vollkommen unberechtigt ist, wie ein einfacher Blick in das Beamtenbesoldungsgesetz lehrt, nicht zu reden von der Notlage vieler Anwälte und Ärzte usw.), so ergibt sich bei dem Lyzeum zirka $^2/_7$, bei den Realschülern $^1/_5$, bei den Vorschulen etwas mehr als $^2/_7$ (= 28,3 %). Wenn man also vorsichtig schätzt, so sind durchgängig allermindestens 75 % der Schüler und Schülerinnen aus recht wenig bemittelten Kreisen

In Wahrheit kann man heute nur noch einen ganz kleinen Bruchteil der Kategorien der höheren Beamten usw. als reich betrachten, nämlich soweit sie erhebliches Privatvermögen haben, so daß man schon nach diesen wenigen statistischen Anhaltspunkten — wenn man beachtet, daß die „reichen" Schüler sehr selten sind und daß im ganzen nur in den teueren Stadtteilen die höheren Beamten erhebliches Privatvermögen besitzen werden — die Zahl der reichen Kinder auf durchgängig höchstens 6 % in den Charlottenburger Schulen schätzen kann. Ein weiterer Ausbau der Statistik wird voraussichtlich erfolgen.

Was können nun die hiernach weniger bemittelten Eltern leisten? Man gewinnt ein Bild, wenn man den Ernährungsetat der Familien betrachtet. Bei den heutigen Preisen ist eine noch einigermaßen erträgliche Ernährung, die nicht schon die Gesundheit gefährdet, unter 10 ℳ pro Person in Berlin nicht mehr herzustellen. Diese Ziffer beruht auf Nachfrage in den verschiedenen Kreisen. Man mag annehmen, daß bei steigender Zahl der Familienangehörigen die Gesamtkosten der Ernährung etwas sinken, beträchtlich ist das nicht. In einer Versammlung von 5000 bis 6000 Personen hat dieser Berechnung niemand widersprochen. Geht man davon aus, so stellt sich für den höheren Beamten in der (nur ein winziger Prozentsatz) Besoldungsklasse des Ministerialrats, wenn er vier heranwachsende Kinder hat, der Etat etwa folgendermaßen: 40 000 ℳ Maximaleinkommen (es ist etwas weniger, es sollen aber einige Nebeneinkünfte veranschlagt werden), davon zirka 10 000 ℳ Steuern. Von den verbliebenen 30 000 ℳ entfallen auf Ernährungsetat zirka 21 000 ℳ, von den übrigen 9000 ℳ sollen Wohnung, Heizung (!), Beleuchtung, Kleidung für sechs Personen, Fahrten, Arzt, Zahnarzt, einige Bücher und die Zeitungen usw. bestritten werden. Zur Bedienung bleibt nichts übrig, die Frau muß alles selbst leisten, ebenso kann an Musikstunden und ähnliches nicht mehr gedacht werden. Von diesem Betrage aber werden nun noch 2000 ℳ für Schulgeld abgezogen. Die Folge ist natürlich Unterernährung! Bei den vielen höheren Beamten mit etwa 25 000 bis 18 000 ℳ und weniger Einnahme und bei den mittleren mit 20 000 ℳ und erheblich weniger sowie bei den ähnlich gestellten Gewerbetreibenden ergibt sich hiernach ein geradezu erschütterndes Bild! Und doch wird man annehmen können, daß sicher 75 %, wahrscheinlich 94 %, der Eltern über solche Einnahmen nicht hinauskommen. Vielleicht verschiebt sich das Verhältnis etwas durch die Gewerbetreibenden und kleinen Kaufleute, deren Einkommen schwer abzuschätzen ist. Aber im ganzen kann man sagen, daß eine Familie mit vier Kindern in allen diesen Fällen eine Belastung mit 2000 ℳ Schulgeld nicht verträgt. Natürlich liegt die Sache sofort viel besser, wenn nur zwei Kinder vorhanden sind. Dann wird sofort der verhängnisvolle Ernährungsetat geringer.

4. Bevölkerungspolitisch ergibt sich aus alledem, daß durch die Verordnung gerade die kinderreichen Familien verderblich getroffen werden. Die Folge muß ein noch stärkeres Zurückgehen des Ernährungszustandes der Kinder sein. Es hat sich bei der Untersuchung zur Quäkerspeisung ohnehin einwandfrei herausgestellt, daß die Unterernährung bei den Kindern der höheren Schulen vielfach erheblich größer ist, als bei denen der Volksschulen. Insbesondere haben das die ärztlichen Feststellungen der Arbeiterstadt Spandau ergeben (vgl. Neue Zeit vom 25. Mai 1920: „Wessen Kinder hungern am meisten?"). Jedenfalls haben die Kinder der Volksschule nicht

mehr gelitten als die der höheren Schulen. Jetzt wird den kinderreichen Familien der höheren Schulen der Brotkorb noch höher gehängt!

5. Man hat sich nach Mitteln umgesehen, um alle diese Folgen zu vermeiden und das Schulgeld zu erhalten. Dabei ist man auf den Gedanken der Staffelung des Schulgeldes nach der Einkommensteuer verfallen. Der Gedanke ist ebenfalls nicht ganz neu, er ist insbesondere schon einmal für Groß-Berlin erwogen worden. Er ist tatsächlich undurchführbar. Wollte man die Schulgelder auf diesem Wege etwa auf das erste Fünftel der Eltern im wesentlichen abwälzen, so kommt man pro Kind auf das Fünffache von 500 ℳ, also auf 2500 ℳ; will man es auf das erste Zwanzigstel, das wirklich tragfähig ist, abwälzen, so kommt man pro Kind auf 10 000 ℳ. Aber auch wenn man die geringeren Einkommen etwas heranzieht, werden bei fortgesetzter Steigerung die Ziffern für die höheren Einkommen enorm. Beschränkt man dabei die Berechnung auf die einzelnen Schulen, so muß man damit rechnen, daß die reichen Zensiten sich der Leistung leicht entziehen; einmal wohnen diese in der Regel in der Großstadt in bestimmten Stadtvierteln zusammen und werden ihre Kinder immer mehr konzentrieren, andererseits werden isolierte reiche Zensiten zum Privatunterricht übergehen. Man muß daher auf alle Fälle durch ganz Preußen durchstaffeln, allenfalls müßte man für Groß-Berlin durchstaffeln. Dann kommt man wieder zu sinnlos und dabei zugleich finanziell zwecklos hohen Beträgen für die reichen Zensiten. Denn vor dem Kriege betrugen in ganz Preußen die Zensiten mit Einkommen über 6500 ℳ bekanntlich nur etwa 3½ % (1911: 3,2 %). Diesem Einkommen kann man heute etwa ein Einkommen von 25 000 ℳ durchschnittlich gleichstellen (bei Beamten ist es erheblich weniger). Man muß also auch die mittleren Einkommen stark heranziehen. Die Folge ist eine Belastung schon dieser mittleren Einkommen in abnormer Höhe. Die Sache ist nun in einigen Fällen praktisch durchgeführt oder wenigstens beschlossen worden, insbesondere liegt mir das Material der rheinischen Stadt Velbert vor; dort hat man für das Realgymnasium durch Beschulß vom 16. April 1920 gestaffelt, und zwar bis 4000 ℳ Einkommen frei, bis 5000: 50 ℳ, bis 7000: 100 ℳ, bis 10 000: 200 ℳ, bis 13 000: 300 ℳ, bis 16 000: 400 ℳ, bis 18 000: 500 ℳ, bis 20 000: 600 ℳ, bis 25 000: 800 ℳ, darüber: 1000 ℳ. Über diese Summe hat man begreiflicherweise überhaupt nicht weiter gestaffelt. Es wird also hiernach die Summe von 500 ℳ bereits in einer Einkommenshöhe überschritten, welche noch durchaus zu den mittleren, ja zu den kleineren Einkommen zu rechnen ist, so daß gerade diese durch das System noch schwerer getroffen werden! Allerdings hat man in Velbert bei einer Mehrzahl von Kindern das Schulgeld abgestaffelt, und zwar bei dem zweiten Kinde eine Stufe, beim dritten zwei Stufen, beim vierten und jedem weiteren drei Stufen. Aber auch unter Berücksichtigung dieser Staffelung stellt sich das Schulgeld bei 25 000 ℳ Einkommen für vier Kinder dann immer noch auf 3000 ℳ, bei 20 000 bis 25 000 ℳ Einkommen auf 2300 ℳ, so daß für diese mittleren Einkommen die Sachlage sich noch ungünstiger stellt, als bei 500 ℳ Fixum. Selbst in Velbert hat man über 1000 ℳ in der Staffelung hinauszugehen sich nicht entschließen können. Man hätte auch damit nichts finanziell Nennenswertes erreichen können.

Es ist daher auch durchaus erklärlich, daß der für grundsätzliche Schulgeldfreiheit eintretende Deutsche Lehrerverein in Halle am 13. und 14. Mai 1920 Be-

schlüsse gefaßt hat, welche sowohl die außerordentlich beträchtliche Schulgelderhöhung der Staatsschulverwaltungen und vieler Gemeinden bekämpfen (unter Betonung Bayerns als Vorbild für mäßige Schulgelder), wie auch gegen die Staffelung nach Einkommensteuer und Schulgeldbefreiungen einzelner sich erklären: solche Maßnahmen „tragen die Ungleichheiten des Lebens in die Schulen und zerstören damit die Gleichheit an den Stätten der öffentlichen Erziehung".

6. Erwägt man das alles, so wird man zu der Überzeugung kommen, daß eine Schulgelderhöhung heute nicht zu vermeiden ist, daß aber der gewählte Weg als zu drückend bezeichnet werden muß. Über die absolute Höhe des jedenfalls erheblich herabzusetzenden Fixums ist in unserer heutigen Zeit des Hinaufgleitens der Preise in ineinander greifender Kette schwer zu streiten. Aber unbedingt nötig ist die prinzipielle Erkenntnis, daß das Schulgeld als Gebühr im öffentlichen Interesse erheblich, und zwar erheblicher als bisher, unter dem Niveau des Kostenprinzips gehalten werden muß. Unbedingt nötig ist insbesondere schon jetzt eine starke Abstaffelung bei einer größeren Kinderzahl.

Die Hinausdrängung der jetzt als mittlere Einkommengruppen zu betrachtenden Bevölkerungsteile aus der höheren Schule muß verhängnisvoll wirken. Nur die Hoffnung auf das Glück ihrer Kinder hält die meisten Eltern dieser Kreise im harten Lebenskampf noch aufrecht; die Frauen insbesondere opfern im stillen Heldentum vielfach ihr letztes Stück Glück und Gesundheit diesem Ziel. Sollen sie noch schwerere Opfer bringen, um den Söhnen eine bessere Zukunft zu retten und die Töchter — die das erste Opfer der Verdrängung werden würden — als den künftigen Müttern die geistige Ausbildung zu sichern? Aber man kann von dieser persönlichen Seite ganz absehen. Es handelt sich um das Bildungsniveau des ganzen Volkes. Die mitgeteilten Zahlen beweisen, daß große Kreise des mittleren Einkommens aus der höheren Bildung herausgedrängt werden oder sie mit steigender Unterernährung bezahlen müssen. Der höhere, mittlere und Unterbeamte, der kleine Kaufmann und Gewerbetreibende, der kaufmännische Angestellte und nicht zum wenigsten auch der gehobene Arbeiter wird von der höheren Bildung für seine Kinder immer mehr abgeschnitten. Diese aufstrebenden Gruppen haben aber von jeher besonders wertvolles Material für die Ausbildung gestellt, nur der Böswillige oder ganz Unwissende kann leugnen, daß die häusliche Umwelt für die Erziehung eine große Bedeutung hat. Man wird den starken Intelligenzen aus den heute am höheren Schulwesen weniger beteiligten weiten Kreisen durch Freischule, Darreichung von Ernährung usw. den Weg zur höheren Bildung in weitestem Maße öffnen müssen, und man tut es auch schon. Aber aus der gleichen Erwägung heraus muß man vor allem die mittleren Einkommenschichten schonen. Wir können es uns heute nicht gestatten, dieses Kapital an kulturellen Gütern zu zertrümmern. Es ist in einer Generation vernichtet! Im Geistesleben liegt unsere ganze Zukunft.

Zum tonsetzerischen Schaffen der Gegenwart

Von Dr. Hans Joachim Moser,
Privatdozent der Musikwissenschaft an der Universität Halle

ie Entwicklung jeder Kunst wechselt zwischen Windstille und Sturm, jahrhundertelanges ruhiges Wachstum wird von Zeit zu Zeit durch Naturkatastrophen abgelöst, die alles umzustürzen und zu zermalmen drohen. Hat aber der Wettergott den Himmel rein gefegt, so strahlt aus dem alten Blau wieder die alte Sonne herab und das frischgewaschene Erdreich leuchtet verjüngt auf. Haben auch hier und da die entfesselten Gewalten dem Wasser einen neuen Weg gebahnt und einen morschen Baum gestürzt, so meint der Zuschauer doch, es hätte so großen Aufwandes an Dramatik gar nicht bedurft, um zu dem schließlichen Ergebnis zu gelangen. Die Geschichte der deutschen Musik hat mehrmals derartige Wirbelwinde erlebt, wo ein furioses Prestissimo plötzlich in das freundliche Andante des historischen Werdens mit wilden Dissonanzen hineingebrochen ist. Wenn da zwei Chronisten des 14. Jahrhunderts unabhängig voneinander berichten: „Die Musik hat sich sprungartig bereichert und verändert, und wer noch kürzlich der beste Pfeifer war im Land, der dünkt den Leuten jetzt vor lauter neuen Liedern keine Fliege mehr wert zu sein —", dann grollt aus so großer zeitlicher Entfernung nur noch ein schwacher Widerhall schwerer Gewitter nach. Schon wesentlich stürmischer erscheint uns Heutigen das Echo, das die von Italien her ums Jahr 1610 nach Deutschland hereindringende Kunst des Generalbasses bei einem Schütz, Schein, Michel Praetorius geweckt hat, und noch ein Menschenalter später hat der so heraufgeschworene Konflikt zwischen den Organisten als den Aposteln der neumodischen Harmonik und den Kantoren als den Anhängern der alten, kontrapunktlichen Chorkunst bis zu handgreiflichen Auseinandersetzungen Anlaß gegeben. Wieder solch eine schrille Perpetie bedeutete der scharfe Schnitt um 1750 zwischen dem Stil des abklingenden Bachzeitalters und dem von Wien und Mannheim her heraufgeführten Stil der Empfindsamkeit, der letzten Endes als Auftakt zur Beethovenschen Romantik angesprochen werden muß. Und heute erleben wir von neuem einen stürmischen Szenenwechsel.

Die Epoche Wagner-Brahms-Bruckner liegt zweifellos in den letzten Zügen. Denn wenn die erste diesen Meistern nachgefolgte Generation der Pfitzner, Reger, R. Strauß, Mahler, Humperdinck, Woyrsch usw. auch mehr und besseres gewesen ist denn bloßes Epigonentum, ja Kühnes und Neues gewollt hat oder noch will, so ist es doch immerhin ein heute durchschnittlich fast sechzig Jahre alt gewordner Jahrgang abgeklärten Weines, der auch schon wieder von einer jüngeren Partei als der Kreis der „gemäßigt Konservativen" betrachtet wird.

Es fragt sich nun, was dieses Geschlecht der jetzt Dreißig- bis Vierzigjährigen wert ist und wohin es zu rechnen sei — noch diesseits oder schon jenseits der Paßhöhe, in deren Nähe wir uns allen Anzeichen nach befinden? Die Hauptnamen, um die sich das Interesse der Gegenwart und nächsten Zukunft dreht, sind die Österreicher Arnold Schönberg und Franz Schreker, denen sich als

dii minorum gentium der Ungar Béla Bartok und der Wiener Egon Wellesz anreihen, dann der Berliner, um die neue Zeitschrift „Melos" gruppierte Kreis der Hermann Scherchen, Eduard Erdmann und Genossen, schließlich als Haupttheoretiker des Neutönertums der berühmte Klavierspieler Ferruccio Busoni, der neuestens neben seinem temperamentvollen Antagonisten Pfitzner als Kompositionsmeister an die Berliner Akademie der Künste berufen worden ist, während gleichzeitig Schreker an der ihr unterstellten staatlichen Musikhochschule als Direktor, Scherchen als Lektor für „moderne" Musik angestellt wurden. In der deutschen Schweiz und am Niederrhein, in Leipzig wie in München finden sich noch kleinere Filialen, im übrigen ist die Erscheinung international verbreitet. Das gemeinsame Kennwort dieser ungefähr gleichgerichteten Bestrebungen lautet: Musikalischer Expressionismus.

Was bedeutet das Wort? Offensichtlich ist es den neuesten malerischen und bildhauerischen Tendenzen nachgebildet, die aber diesen ihren letzten „-ismus" bemerkenswerterweise ihrerseits wieder von den Verhältnissen innerhalb der Tonkunst abgeleitet haben. Denn wie man hier seit langem „Programmmusik" und „absolute Musik" unterscheidet, je nachdem ob Außermusikalisches tönend nachgebildet wurde oder das klingende Kunstwerk allein unter dem Eigengesetz tonkünstlerischer Ideen zustande gekommen ist, so sollte nun auch in der bildenden Kunst der bisherigen, zuletzt im „Impressionismus" bekundeten Naturabbildung eine reine Ausdrucksprache entgegengesetzt werden, die rein seelische, gewissermaßen musikalische Wirkungen mit optischen Mitteln zu versinnlichen unternahm. Wollte eine solche sich nicht auf bloße Arabesken und Stilisierungen von reichlich mathematischer Gestalt beschränken, sondern auch alle aus der sichtbaren Natur ihr geläufigen Begriffe ins Subjektive umschmelzen, ohne ins bisherige Abkonterfeien der Natur zurückzufallen, so mußte zu einer burlesken, die Realität möglichst verneinenden, wenn auch immer noch durchscheinen lassenden Darstellungsweise geschritten werden — das absonderliche Ergebnis in Gestalt des Kubismus und (in der Lyrik) des Dadaismus ist jedermann geläufig. Ich möchte über diese Versuche nicht schlechthin grundsätzlich absprechen, denn ganz gewiß ist das heiße Suchen und Ringen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten, selbst wenn es bis auf die Primitivitäten der Neger und steinzeitlicher Höhlenbewohner zurückgreift, lobenswürdiger als gedankenträges Verharren in der Schablone und im bequemen Kitsch. Freilich soll damit den häßlichen Begleiterscheinungen der Bewegung, wie dem frechen Verhöhnen jedes nationalen, rassebewußten Instinkts zugunsten allgemeiner oriententstammter Östlichkeit und einer kindischen Reklamesucht keineswegs das Wort geredet werden!

Wie ließ sich nun ein musikalisches Gegenstück zu diesem bildnerischen Expressionismus gewinnen? Nach dem Gesagten mußte man versuchen, den von den Malern zwischen Impressionismus und Expressionismus als Abbildungs- und Seelenkunst konstruierten Widerstreit auch als Gegensatz zwischen der bisherigen, gegenüber der Programmusik in erdrückendem Übergewicht befindlichen „absoluten" Tonkunst und einer neuen, noch unbekannten Klangwelt herzustellen, also eine Musik von derartiger Musikalität zu schaffen, daß an ihr gemessen die alte „absolute" Tonkunst nur noch als bloße Programmusik gelten

konnte. Man sieht, wohin dieses „musikalischer als die Musik" letzten Endes führt. Und da der Gedanke, falls er sich nicht mit einer bloß stufenweisen Steigerung des rein seelischen, bisher schon in der Musik überwiegend richtunggebenden Elements begnügen will, in sich widersinnig wird, so blieb nichts übrig als die expressionistischen Äußerlichkeiten der Schwesterkünste nachzuahmen — so die möglichste Negation des bisherigen Schönheitsideals, die Bevorzugung des Krankhaften, Exaltierten, Explosiven, Unnatürlichen, die Anleihen bei der Kunst außereuropäischer Kulturen und dergleichen.

Es ist kennzeichnend für die geistige Einstellung unserer musikalischen Expressionisten, daß sie nie oder nur in Ausnahmefällen auf dem Wege der musikalischen Praxis zu ihren Neuerungen, Gesetzesaufhebungen, Revolutionen gelangen, vielmehr in erstaunlichem Maße das verstandesmäßige, theoretische Raisonnement vorausschicken, bei der Musikwissenschaft in ihrer historischen wie akustischen wie ethnologischen Richtung Anleihen zu machen, Stützen zu gewinnen suchen, ohne daß hier doch meist ein offenbares Dilettieren, halbes oder ganzes Mißverstehen vermieden worden wäre. Vorläufig ist in den einschlägigen Tonwerken denn auch weit mehr Abbruch denn positiv neu Aufbauendes zu beobachten. Das Bedürfnis, immer schärfere Reizmittel zu erfinden, hat die Dissonanz, die bisher immer als eine der Lösung bedürfende Spannung betrachtet wurde, dieses Zusammenhanges mit der Konsonanz beraubt, sie zu einer in sich selbst beruhenden Farbe umgewertet, damit aber natürlich auch die Konsonanz von ihrer auf solchem Gegensatz beruhenden Ehrenstellung verdrängt und den fundamentalen Unterschied beider Begriffe als „Sein" und „Werden" aufgelöst. Syntax und Logik der Musiksprache sind entthront, und auch in tonkünstlerischen Bezirken kündigt sich damit der Dadaismus, die Freude am elementaren Säuglingslallen, an.

Nun brauchte man an sich ja nicht zu erschrecken, denn keine neuen Tafeln werden geschrieben, ohne daß alte dafür in Scherben gehen. Nur erscheinen die praktischen Denkmäler dieses Kunststrebens, wenn ihnen auch z. B. in Erdmann ein persönlich stürmisch-jugendliches Temperament sich zugesellt hat, nicht als wildes Kreißen einer neuen, kindlichen Welt, sondern vielfach als ein greisenhaft-raffiniertes, geschmäcklerisch überreiztes Probieren letzter m überEnkel einer abklingenden, vereisenden Epoche. Es sind nicht die Odoaker, Chlodwig und Dietrich in barbarisch ungeschlachter Kraft am Werke, sondern — soweit ich sehen kann — viel eher noch die Romuli Augustuli, die sich mehr um Roma den Hahn als um Roma das Weltreich erregen. Mag auch hie und da ein überzeugter Narr, ein ehrlich begeisterter Sonderling unter ihnen sich um sein vermeintliches Ideal stigmatisieren lassen, so fehlt es auch hier zweifellos nicht an dem unerfreulichen Typus derer, die den Deutschen alles, was ihre großen Meister an Echtem und Wahrem erkämpft haben, als wertlos hinstellen möchten, ihnen jeden eingeborenen Instinkt auszutreiben suchen, um ein neues Ideal der Negerkunst in ihre doch ganz anders gearteten Seelen zu gießen. Man wird es national und völkisch gesonnenen Künstlern und Kunstfreunden nicht übelnehmen dürfen, wenn sie sich solchen Bestrebungen gegenüber, die die äußerste Konsequenz des üblen Schlagworts „l'art pour l'art" predigen und doch außerkünstle-

rische Begriffe wie Internationalismus, Kommunismus, Pazifismus gern einmischen, zu mindest abwartend verhalten.

Einstweilen hat der Brahms-Wagner-Brucknersche Nachwuchs noch recht Erhebliches zu sagen, denn Pfitzners „Palestrina", Straußens „Frau ohne Schatten", Woyrschs Oratorium „Da Jesus auf Erden ging" sind schließlich kein Pappenstiel. Sehr bemerkenswerte Kleinmeister wie der Würzburger H. Zilcher, der Erfurter R. Wetz, der Darmstädter A. Mendelssohn, der Berliner P. Gräner, der Schwabe A. Halm und viele andere beweisen täglich durch ihr Schaffen, daß das alte Tonsystem noch längst nicht so überständig ist wie die Sechsteltonleute um Busoni herum behaupten, weil ihnen innerhalb der wahrhaftig nicht willkürlichen, sondern aus Naturnotwendigkeit erwachsenen Durmollwelt nichts Wesentliches zu sagen mehr einfällt.

Daß etwas Neues kommen wird und kommen muß, erscheint von der Warte des Musikhistorikers aus als selbstverständlich, und Oswald Spenglers Pessimismus dürfte übertrieben oder doch wesentlich verfrüht sein. Daß aber das Neue erfreulicher, gesünder, deutscher ausschauen möge als die bisherigen Klavierstücke eines Schönberg und Wellesz, steht innig zu hoffen. Eines sollte freilich der Zukunftsmusiker von dem heutigen bildenden Künstler lernen: daß es keine Schande ist, höchstes Kunstwollen auch auf die Anfertigung eines Tonkruges, eines Schrankes, eines Kerzenhalters zu verwenden. Bekämen wir wieder ein musikalisches Kunstgewerbe, wie es die alte Zeit als tausenderlei Gebrauchsmusik von Rathaustürmen und Glockenstuben herab, bei Taufe, Hochzeit, Festmahl und Begräbnis, durch Stadtpfeifer, Militärtrompeter, Kurrende, kirchliche Abendmusik und Gassenständchen hat ertönen lassen, wo wäre es besser um unsere Gesamtkultur bestellt, und der schrecklich klaffende Spalt zwischen Operettenschlager als „Volkskunst" und Snobexpressionismus als „Gebildetenkunst" würde sich allmählich wieder schließen. Ohne ein allgemeines, kraftvolles Wollen in dieser Richtung wird der deutschen Tonkunst keine große Zukunft mehr blühen.

Reichsspiegel

Die Zersetzung der Sozialdemokratie. Weitblickende Führer der Sozialdemokratie wie Paul Lensch erkannten schon während des Krieges, daß der machtpolitische Sieg der sozialistischen Gedankenwelt mit einer Krisis der organisatorischen Formen verknüpft sein müßte, in denen sich der Sozialismus parteipolitisch ausprägte. Wir erlebten es, daß die sozialdemokratische Partei geschlossen in den Krieg marschierte, daß sie sich auf der Höhe der militärischen Entscheidungen zum ersten Male spaltete und daß sich seither immer neue parteipolitische Absplitterungen vollziehen. Aus der Spartakusgruppe der Unabhängigen Sozialdemokratie wurde die Kommunistische Partei Deutschlands, daneben trat die Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands, der Syndikalismus trat ebenfalls als selbständige Form

hervor und soeben konnte Crispien den Hamburger Kommunisten nachsagen, daß dort bereits fünf kommunistische Richtungen sich deutlich voneinander schieden. Während es sich bisher zumeist um einen Exodus nach weiter links handelte, erleben wir nunmehr in der Unabhängigen Sozialdemokratie die Zersetzung des sozialistischen Zentrums in sich. So sehr auch die Mehrheitssozialisten in Kassel über diese Entwicklung triumphieren, so große Hoffnungen sie für kommende Neuwahlen darauf setzen, der scharfe Trennungsstrich, den Crispien auch nach rechts zog, zeigt, daß es sich einstweilen jedenfalls noch kaum um neue Konzentration, sondern um eine fortschreitende innere Zersetzung der geschlossenen Front des Parteisozialismus handelt.

Die allgemeinste Ursache dieser Entwicklung wurde bereits angedeutet. Die Differenzierung der sozialistischen Richtungen rührt letzten Endes daher, daß die Sozialdemokratie aus dem Stadium der Opposition in das der positiven Verantwortung hinüber steigt. Im billigen Negativismus der Opposition liegt eine starke einigende Kraft, während die Nötigung zu verantwortlichem Aufbau die Geister scheidet. Die Gesundung wird bei diesen Berufsrevolutionären von der Linken durch einen Faktor unterbunden, den man — freilich im unfruchtbaren Sinne — als konservativ bezeichnen muß. Es handelt sich hier nicht allein um den Konservativismus, der jeder Partei als einer schwerfälligen Massenbewegung innewohnt. Wenn die „Revolutionierung der Revolutionäre" am ungebrochenen orthodoxen Glauben an das marxistische Dogma scheitert, dann lauert dahinter die Angst, daß in diesem täglich hohler werdenden Dogmatismus die einzig zuverlässige Bindung der Arbeiterklasse als politischen Machtfaktors beruht. Die Unzulänglichkeit der Marxschen Lehren für die brennenden Lebensfragen des zusammenbrechenden Kontinents wird instinktiv natürlich halb gespürt. Es rächt sich jedoch an dieser Stelle das unfruchtbare Epigonentum der letzten marxistischen Generation. Bis in die taktischen Einzelheiten hinein band sich die Sozialdemokratie bis zum Kriegsbeginn an dies überständige Dogma. Selbst so überwundene Ideen wie der Mehrwertgedanke traten lediglich in den Hintergrund, entschlossen aufgegeben wurden sie nicht. Mit einem ungeheuren Ballast an theoretischem Erbgut steht die Sozialdemokratie auch heute noch den praktischen Aufgaben einer Stunde gegenüber, von deren wirklichem Gesichte auch der geniale Marx nur wenig gewußt hat und wenig wissen konnte. Relative Unterscheidungen, wie die zwischen Reformismus und Revolution, zwischen Nationalismus und Internationalismus, ja selbst zwischen Militarismus und Pazifismus werden von den unfähigen Epigonen, die heute den deutschen Sozialismus führen, noch immer als absolut genommen oder doch als absolut hingestellt. Selbständigen Köpfen, zu denen Männer wie August Müller, August Winnig, Paul Lensch, Erwin Barth, Cohen-Reuß und andere mehr zu rechnen sind, gelingt es nicht, sich innerhalb der sozialistischen Parteien eine wirkliche Machtstellung zu erringen. Sie werden als Außenseiter beiseite geschoben und müssen Demagogen Platz machen, die den Fragen positiven Aufbaus und verantwortlicher Führung völlig hilflos gegenüberstehen. Die Massen der Arbeiterschaft spüren das auch sehr wohl, aber das Versagen der berufenen Führer verhindert eine positive Auswirkung der sozialistischen Führerkrise, so ist das sichtbare Ergebnis lediglich eine Steigerung des anarchischen Schwundes jeder Autorität, ein hilflos verzweifeltes, hier apathisches, dort hysterisches Hintaumeln ins politische Chaos. Das ist das Bild, das die Entwicklung der Linken heute einem jeden klar zeigt, der mit den Massen der Arbeiterschaft in politische Berührung kommt.

Auch in der Arbeiterschaft wiederholte sich, was für einen großen Teil des deutschen Volkes während des Krieges und insbesondere nach dem Kriege bezeichnend war. Aus der eigenen Ratlosigkeit erwuchs der illusionäre Glaube an das Wunder, das von außen kommen sollte. Auch die Mehrheitssozialisten hatten an der Wilson-Illusion zusammen mit der demokratischen Linken lebhaften Anteil genommen. Den farbenreich schillernden Patrioten Scheidemann trifft eine Hauptverantwortung an der unverantwortlichen Weise, in der die Politik der 14 Punkte

von uns aufgenommen und dann auf halbem Wege liegen gelassen worden ist. Selbst aus diesem kümmerlichen Bestandstück unserer Friedenspolitik ist von deren verantwortlichen Trägern nicht entfernt das gemacht worden, was sich daraus von minder dürren Händen hätte machen lassen. Es war ein gesunder Instinkt in den linksradikalen Massen, wenn sie die Hoffnung auf den liberalen Westen früher und entschiedener fallen ließen als die formal demokratische Julimehrheit unter der Führung von Erzberger und Scheidemann. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die Linksradikalen alsbald demselben impotenten Wunderglauben verfielen. Ihre Ostorientierung krankte an derselben pazifistischen Unentschlossenheit wie die Westorientierung der faulen Mitte. Der Götze Wilson ist durch den Götzen Lenin abgelöst. Daß eine deutsche Politik jedoch um Lenin ebenso ringen müsse wie um Wilson, wenn für unsere Politik ein ersprießlicher Gewinnst erzielt werden soll, das ist der Linken genau so wenig klar geworden, wie der westlerischen Mitte. Daß Anschluß an Moskau ein leeres Wort sei, wenn es nicht als eine primär deutsche Aufgabe begriffen würde, bleibt unseren Lenin-Trabanten völlig verborgen. Am ehesten ist noch der K. A. P. D. um Lauffenberg und Wolfheim die militaristische Konsequenz dieses Schrittes klar geworden. In diesen Kreisen scheint auch die Ahnung aufgedämmert zu sein, welch ungeheure Aufgaben sich für den deutschen Kommunismus innerpolitisch wie auch außenpolitisch aus dem völligen Versagen der bolschewistischen Wirtschaftsexperimente ergeben müßten. Die K. P. D. benutzte zwar den Antipazifismus als innerpolitische Kampfparole gegen die Unabhängigen, ganz ebenso wie die Unabhängigen dieselbe Waffe gegen die Mehrheitssozialisten richteten. In beiden Fällen wurde jedoch dieser Militarismus lediglich als Problem des inneren Knock-out für Fragen des entschlossenen Bürgerkrieges aufgefaßt. Daß entschlossene Ostorientierung den Verzweiflungskampf zweier verelendeten und besiegten Völker am Rhein gegen die ungebrochene, technisch gewaltig überlegene Armee der Entente bedeute, daß eine Aufrichtung der neuen Westfront mit dem gleichzeitigen Bürgerkrieg im Innern unvereinbar sei, wurde bis ganz weit nach links von den revolutionären Demagogen den Massen gegenüber hinter der Illusion einer Weltrevolution verschleiert, die an den inneren Zuständen Frankreichs und Englands völlig vorbeisah.

Die kümmerlichste Rolle spielte dabei die Unabhängige Sozialdemokratie. Das demagogische Spiel nahm hier seine frivolste Form an, die Entschlußlosigkeit und moralische Feigheit trieb hier ihre widerlichsten Blüten. Den Masseninstinkten zuliebe nährte die unabhängige Presse die handgreiflichsten Illusionen über den tatsächlichen inneren Zustand Rußlands. Massen von deutschen Arbeitern, die gutgläubig nach Rußland auswanderten, haben diesen unerhörten Volksbetrug am eignen Leibe büßen müssen. Aus rein parteipolitischen Rücksichten, wenn nicht gar aus noch korrupteren Motiven, betrieb jedoch dieselbe Presse gleichzeitig eine hündische Unterwerfungspolitik gegenüber der Entente und fiel der Regierung jedesmal in den Rücken, wenn sie sich je einmal zu mannhafterem Auftreten gegenüber den Brutalitäten namentlich des französischen Imperialismus entschloß. Die Unabhängigen, diese faule Mitte der sozialistischen Linken, führten einen skrupellosen wahltaktisch eingestellten Machtkampf gegen ihre nächsten Nachbarn nach rechts und nach links und verrieten dabei abwechselnd den Osten an den Westen, den Westen an den Osten und allemal das deutsche Volk und das deutsche Proletariat zugleich. Der Judaslohn wurde der U. S. P. D. in ihrem Augenblickserfolg bei den Reichstagswahlen zuteil, freilich nicht in dem Maße, wie es von mancher Seite erwartet worden war. Die nächste Folge war ein Verrat am Sozialismus insofern, als die Unabhängigen die Rückkehr der Mehrheitssozialisten in die Regierung verhinderten. Die Rache kam im Zusammenhang mit den außenpolitischen Ereignissen. Der Bolschewismus nützte die militärischen Erfolge gegen Polen taktisch zu einem weit ausholenden Wurfe in seiner Politik der Dritten Internationale aus. Er versuchte es, seine Weltherrschaft auf den rocher de bronze einer schrankenlosen zentralistischen Diktatur zu stabilieren. Die U. S. P. D., diese Partei der verantwortungslosen Lauheit in Reinkultur, merkte, daß hier

Maulspitzen nicht mehr helfe, daß gepfiffen werden müsse. Es reiste im Juli die bekannte Abordnung nach Moskau, um wegen Aufnahme der Partei in die Dritte Internationale zu verhandeln.

Nunmehr kam die Sache zum Klappen. Lenin konnte es wagen, die Form der Aufnahme in die Dritte Internationale unter den Augen der anwesenden deutschen Delegierten sogar noch zu verschärfen. Die wirtschaftliche Zerrüttung Rußlands infolge der bolschewistischen Experimente war offenkundig. Selbst das wissenschaftlich aufgemachte Werk, das Alfons Goldschmidt seinem sensationellen Feuilleton („Moskau 1920") folgen ließ, kann die Tatsache nicht verschleiern, daß der Bolschewismus auf wirtschaftlichem Gebiete über hoffnungslose Anfänge nicht hinausgekommen ist. Die Reiseberichte, die Wilhelm Dittmann in der „Freiheit" veröffentlichte, bestätigen — im rein Tatsächlichen auch von seinen Gegnern unwidersprochen — was unvoreingenommene Kenner des neuen Rußland monatelang tauben Ohren im deutschen Proletariat gepredigt hatten. Die Delegation spaltete sich. Wenn sich Däumig und Stöcker gegen Dittmann und Crispien für den Anschluß an Moskau erklärten, so ließen auch sie sich dabei nicht durch den empirischen Befund, sondern durch den taktischen Gedanken der proletarischen Weltrevolution leiten. Sie fanden aber nicht den Mut, gegen den tatarischen Despotismus der Leninschen Parteiverfassung, der die Autonomie der Landesparteien und vor allen Dingen das Recht selbständiger Führerwahl nahezu aufhob, den deutschen Gedanken eines organischen Föderalismus zu setzen. Sie verschlossen sich der Tatsache, daß in dieser Dritten Internationale der Zarismus eine Auferstehung von ungeheurer Spannweite erlebte. Aber auch die Gegner des Anschlusses setzten dagegen nicht etwa eine bodenständige sozialistische Idee, sondern lediglich die leere Skepsis und den unschöpferischen Nihilismus, aus denen die Politik der Unabhängigen von je kam.

Die Delegation kam zurück. Der Kampf um den Anschluß entbrannte in der Presse, und das Zentralorgan der Unabhängigen Partei, die „Freiheit", machte sich zur Wortführerin der Anschlußgegner. An den literarischen Feldzug schloß sich eine umfassende Agitation als Vorbereitung für den entscheidenden Parteitag in Halle. Der Kampf drang in die breitesten Massen, da dem Parteitag Urwahlen vorangingen, in denen die Entscheidung bereits vorweggenommen werden sollte.

Nun ist in Halle die Entscheidung gefallen. Unter dem töricht schadenfrohen Grinsen von Kassel her hat sich die Unabhängige Sozialdemokratie gespalten, beide Rumpfparteien führen in vollendeter Don-Quichoterie die scharfe Abgrenzung sowohl nach links wie nach rechts weiter. Wir haben glücklich zwei USPD., von denen jede die allein seligmachende und vor allem auch — ein sehr wesentlicher Punkt! — die allein erbberechtigte gegenüber Parteikassen und Parteiblättern sein will. Das große Wort auf diesem „deutschen" Parteitag führten Ausländer, im übrigen überlassen wir es der Parteichronik des Sozialismus, das Maß an geiferndem Haß und schmutzigster Verleumdung wiederzugeben, das die feindlichen Brüder in lieblichem Wettbewerb übereinander ergossen.

Wir verzeichnen nüchtern die Machteinbuße, die das klassenkämpferisch verrannte Proletariat durch die Zersetzung des sozialistischen Parteisystems erleidet. Es ist jedoch keine reine Freude, die uns dabei erfüllt. Aufbauende Kraft kann der soziale Gedanke nur entfalten, wenn er jenseits von parteimäßiger Vereinseitigung sich unmittelbar den Lebensfragen der Nation zuwendet. Eine Gesundung der Nation ist aber ausgeschlossen, so lange sich die breiten Massen des arbeitenden Volkes im aufpeitschenden Kampfe der Parteileidenschaften selbstmörderisch verzehren. Hinter dem Gerede von Kassel, dem Gezänk von Halle und selbst der zaristischen Gebärde von Moskau lauert dieselbe intellektuelle Feigheit. Der Götzendienst des marxistischen Dogmas bringt den sozialen Gedanken, der ein Gedanke der Zeit ist, um seine besten Früchte. Der „Vorwärts" hat wieder einmal etwas ausgeplaudert. Vielleicht kommt bald die Stunde, wo er auch dies Wort so gern im Busen bewahren möchte, wie die Anerkennung der monarchischen Grundgesinnung des größten Teils des deutschen Volkes, die ihm

vor 2½ Jahren entschlüpfte. Der „Vorwärts" zitierte vor wenigen Tagen Ausführungen des Wiener Genossen Max Adler über die „Tragik" des Sozialismus. Er brachte im Sperrdruck die Feststellung, daß der Sozialismus von Karl Marx ein Verteilungsprinzip sei und daß tragischerweise im Augenblick seines Sieges dieser Sozialismus die Scheuern leer finde, die ihm die produktiven Kräfte des Kapitalismus programmäßig wohlgefüllt hätten vererben sollen.

Wir sehen hier keine Tragik, sondern die furchtbare Gerechtigkeit der Geschichte. Wie sich an den nachrevolutionären Machthabern ihre jahrzehntelange Verhetzungsarbeit, ihre Untergrabung der Staatsautorität und ihre Schlaraffenideale leerer Arbeitseinschränkung gerächt haben, so hat sich am ganzen Proletariat gerächt, daß sein Sozialismus sich mit der negativen Lehre von Karl Marx begnügte. Wir geben dem Sozialismus gern zu, daß es keine günstigen Bedingungen sind, unter denen er heute jahrzehntelange Versäumnisse nachzuholen sucht. Ohne Schadenfreude, aber auch ohne rührseliges Mitleid verzeichnen wir im deutschen wie im russischen Sozialismus den Rückgriff auf die früher so verketzerten kapitalistischen Produktionsmethoden. Die Krisis der sozialistischen Parteien kommt aus dem Bankerott des Marxismus. In der Abkehr von Marx, in der Hinwendung von der Klasse zum Volk, von Verteilungsgier zu Produktionsverantwortung liegen die einzigen Möglichkeiten einer Gesundung des deutschen Sozialismus. Diese Gesundung aber kann nie und nimmer „beschlossen" oder von außen übernommen werden, sie ist eine persönliche Angelegenheit jedes einzelnen deutschen Sozialisten, sie ist durch und durch eine Frage des deutschen Volkes

Max Hildebert Boehm.

Deutschlands Wohlstand, Franzosenhaß und französische Agenten

Am 7. Oktober veröffentlichte „Homme libre" folgenden Artikel, der für die französische Politik Deutschland gegenüber in mehrfacher Hinsicht kennzeichnend ist:

Homme libre 7. 10. Die Stunde der Wiedergutmachungen. „Deutschland verschleiert einen offensichtlichen Wohlstand": Ist das Deutschland der Sachverständigen und der Diplomaten das arme Deutschland, das durch den Krieg ruinierte, wirklich dem Bankrott so nahe? Nach dem Gutachten der Deutschen zu urteilen, gewiß, aber das sind nur für das Bedürfnis der Zwecke aufgestellte Rechnungen. In Wirklichkeit ist die Wirtschaftslage Deutschlands besser: Beispielsweise erfahren wir durch eine gestrige Depesche, daß die Kohlenförderung bedeutend zunimmt. Während des ersten Halbjahres 1920 war der Ertrag der deutsch gebliebenen Bergwerke 200 500 000 t gegen 172 800 000 t im ersten Halbjahr 1919, d. h. ungefähr 28 Millionen mehr. Einer der berufensten Sachverständigen, der Ingenieur Denis, welcher Frankreich bei der Kohlenverteilungskommission in Berlin vertritt, sagt darüber: Die Kohlenförderung Schlesiens beläuft sich dieses Jahr auf 32 Millionen Tonnen. Deutschland hat sich das Recht vorbehalten, den Kohlenbedarf seiner Eisenbahnen, Elektrizitätswerke, Gasanstalten und Kunstdüngerfabriken vollständig zu decken. Alle diese industriellen Unternehmungen erhalten soviel Kohle, wie sie anfordern, volle 100 %. Die übrige Industrie erhält 55 % und darüber. Gegenwärtig könnte Deutschland leicht Frankreich die von der Wiedergutmachungskommission vorgesehene Tonnenmenge und selbst die im Friedensvertrag festgesetzte Menge leisten. Ihre Herabsetzung in Spa war meiner Ansicht nach ein Fehler und eine Ungerechtigkeit gegenüber den französischen Interessen. Mit Hilfe dieser Kohlenversorgung hat die deutsche Industrie begonnen, in größtem Umfange ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen. Man könnte an einen Rohstoffmangel glauben, aber die deutsche Regierung hat während dieses Jahres 60 — 70 Milliarden Papiergeld ausgegeben, und damit hat sich Deutschland für 15 Milliarden Rohstoffe und Waren verschafft. Es hat gleichzeitig soviel industrielle Werte geschaffen, daß seine Wirtschaftsbilanz aus einer negativen eine positive geworden ist, und sein Export im Mai seinen Import um 1 Milliarde überstiegen hat. Obwohl also seine Lage günstiger ist als die Frankreichs, dessen Handelsbilanz passiv blieb, fährt das deutsche Volk fort, ein falsches Elend zu heucheln, wodurch sich niemand rühren lassen sollte. Man wird vielleicht sagen, daß die deutsche Großindustrie darauf gefaßt sein muß, an Steuern

80 % ihrer Vereinnahmungen zu bezahlen. Aber einstweilen verlangt niemand von ihnen die im Budget verzeichneten Steuern, und alle großen Gesellschaften haben die Dividenden verdoppelt und phantastische Bonuszahlungen verteilt. Dieses Wiederaufblühen Deutschlands ist so deutlich, daß es den französischen Reisenden, die den traurigen Vergleich mit ihrem Lande anstellen, nicht zu verheimlichen ist. Übrigens gibt es keinen deutschen Journalisten, der nicht kürzlich von dem Unterschied zwischen dem brillanten Leben in Berlin und der Not in Paris frappiert war. In den Städten Schlesiens und Westfalens ist ein Riesenüberfluß an Kohlen, die Bahnhöfe sind verstopft, die Beleuchtung erreicht die Vorkriegsverhältnisse. Es gibt keine Nacht mehr. Das blühende Aussehen der Frauen, Kinder und Arbeiter, die wie Bürgersleute gekleidet sind, die Bahnbeamten in ihren glänzenden Uniformen, die mit allem wohlversehenen Kaufläden, die sehr viel niedrigeren Preise als in Paris, sind das Anzeichen dafür, daß dieses Volk, das sich wieder an die Arbeit begeben hat, sich wieder emporrichtet und das Leben in vollen Zügen genießt. Leider wächst sein Haß gegen Frankreich in dem Maße, wie seine Kräfte sich mehren. Was ist aus allem zu schließen? Die deutsche Regierung fälscht durch die Vorleaung seiner Finanzberichte die Wahrheit, um ihre Schuld nicht zu bezahlen. Sie geht vielleicht in ihren Ränken bis zum äußersten und steuert wirklich auf einen Bankrott zu, um ihren Gläubigern nichts zu lassen und ihren Staatsangehörigen den ungestörten Fortbesitz ihres Reichtums zu verschaffen. An uns ist es, derartige Taschenspielereien zu hintertreiben.

Monsieur Denis nimmt unter den zahllosen Statthaltern, die zur Zeit auf deutsche Kosten Deutschland in Grund und Boden verwalten sollen, eine hervorragende Stellung ein. Von der deutschen Armut und Not hat er anscheinend nichts bemerkt, da ihm das fürstliche Gehalt, mit dem wir ihn und seinesgleichen füttern, offenbar durchaus erlaubt, nur in den besten Berliner Schiebervierteln zu verkehren. Die volkswirtschaftlichen Weisheiten des Monsieur Denis sind so, daß man sich wundern müßte, einem solchen Herrn als Sachverständigen zu begegnen. Indes ist seine Aufgabe ja auch nicht, Sachverständiger zu sein, sondern seiner Regierung wirkliches oder gefälschtes Material als Unterlage für den beabsichtigten Einmarsch in das Ruhrgebiet zu liefern. Sollte er mit seiner Feststellung, daß der Haß gegen Frankreich täglich anwächst, recht haben, so dürfte er sich doch in dem Grund dazu irren. Der Grund liegt nicht darin, daß sich die deutschen wirtschaftlichen Kräfte mehren, worüber eine ernsthafte Diskussion zur Zeit überflüssig ist, sondern der Franzosenhaß würde naturnotwendig in demselben Maßstabe wachsen müssen, in welchem Leute von den Kenntnissen und dem Geist eines Denis sich betätigen dürfen. Im übrigen kann unser Volk aus solchen Äußerungen sehr viel lernen, unter anderem auch, wie sehr ihm der Schieberluxus, der sich an seiner Oberfläche breit macht, schadet. Es ist wirklich nicht nötig, daß in Berlin brillanter gelebt wird als in Paris, und lange wird das ja auch nicht mehr dauern.

Börsentaumel

Ein Volk, von Gott verlassen,
Weshalb es, Glied für Glied,
In Depositenkassen
Vor seinem Gotte kniet.

Fahnen und Festen zerrissen,
Der Stolz zu den Hunden gesloh'n;
Im Kurszettel steckt das Gewissen
Und das Gehirn der Nation.

Der deutsche Geist, der entehrte,
Er hat für niemand mehr Wert;
Valuta- und Auslandswerte
Sind um so höher begehrt.

Den Namen Bismarcks verschütte
So tief, wie's immer nur geht!
Hauptsache, daß Bismarckhütte
Sie'm hundert achtzig steht.

All unsre Hoffnungen schwelen
Um Canada Pacific,
Die Kurse steigen — die Seelen
Versinken in Schlamm und Schlick.

„Die Börse oder das Leben!"
Dies Land, das jobbert und spielt,
Hat Ehre und Leben gegeben,
Wofür es die Börse behielt.

Pandur.

Offenherzigkeiten

Steuerbescheide

Ende September sind die Einkommensteuer-Veranlagungen für das laufende Rechnungsjahr versandt worden. Sie waren mindestens ein halbes Jahr früher fällig.

Dabei hat die Behörde infolge überwältigender Arbeitslast bekanntlich von einer Neueinschätzung für 1920/21 Abstand genommen und schlechtweg die Ergebnisse des Vorjahres zugrunde gelegt. Die Tätigkeit der Beamten bestand also nur darin, daß sie von der neuen Einkommensteuertabelle abzulesen hatten, welche erhöhte Summe der Steuerzahler entrichten mußte. Zieht man die durch politische, durch Gemüts- und Ernährungsschwierigkeiten herabgesetzte Arbeitskraft der Finanzangestellten gehörig in Betracht, so sind für die Ausfüllung usw. eines Formulars etwa 4 bis 5 Minuten Zeitverbrauch zu veranschlagen. Innerhalb einer Stunde konnten also etwa 12 bis 15 Veranlagungen vorgenommen werden, was beim achtstündigen Arbeitstage rund 100 ergibt. Demnach war ein Beamter imstande, binnen Monatsfrist 2500 solcher Dokumente herzustellen. Über 2500 Zensiten, die 1919 mit mehr als 3000 ℳ Einkommen veranlagt worden sind, zählt aber beispielsweise selbst der begüterte Groß-Berliner Vorort, in dem ich wohne, nicht.

Durch die um ein volles halbes Jahr verspätete Einschätzung haben die Reichs-, Staats- und Gemeindekassen nicht nur beträchtliche Zinsverluste erlitten, sondern sind auch sicherlich an direkter Steuersubstanz geschädigt worden. Denn mancher, der vor sechs Monaten noch hätte zahlen können, war am Michaelistermin nicht mehr in der Lage dazu. Es ist zweifellos, daß die Finanzämter dies sofort klar erkannt und mit Hochdruck geschanzt haben, schon um beizeiten Geld in die Kassen zu bringen und die große amtliche Falschmünzerwerkstatt in der Oranienstraße zu entlasten. Trotzdem die oben dargelegte, niederschmetternde Minderleistung! Meine Einschätzung der behördlichen Einschätzungsarbeitskraft kann also nicht stimmen. Es ist in den Bureaus weit, weit weniger geschafft worden, als einfacher Verstand anzunehmen sich für berechtigt halten durfte.

Diese Tatsache eröffnet erschütternde Zukunftsaussichten.

Soeben haben ungefähr dieselben Bürger, die mühsam zur Einkommensteuer höheren Grades veranlagt worden sind, sich für das Reichsnotopfer und die Besitzsteuer eingeschätzt. Es war eine schwierige, langwierige Arbeit; drei oder vier Tage wird jeder dazu gebraucht haben. Soll eine wirkliche, gewissenhafte Nachprüfung auf den Ämtern erfolgen, so muß für jede Steuererklärung mindestens

das doppelte an Zeit geopfert werden. Die Gründe liegen auf der Hand. Während also, an bürgerlichen Maßstäben gemessen, die einfache Einkommensteuer-Veranlagung 5 Minuten beanspruchte, verlangt jede Reichsnotopfer-Veranlagung volle 6 Arbeitstage, will sagen, einen 600 mal so großen Arbeitsaufwand. Mit der Einkommensteuer sind die Ämter glücklich in einem halben Jahre fertig geworden; zur Feststellung der Höhe des Reichsnotopfers usw. werden sie nach Adam Riese demnach 300 Jahre nötig haben.

Ich veröffentliche diese Berechnung absichtlich erst jetzt, wo alle Reichsnotopferpflichtigen ihre Erklärungen bereits abgegeben haben. Denn wenn sie gewußt hätten, wie es bei dem augenblicklichen Geschäftsgang in den Ämtern um die Nachprüfung ihrer Einschätzungen bestellt ist, wie viele wären dann nicht der allerschlimmsten Versuchung erlegen!

Das Heiratsgut der Stenotypistin

Das Branntweinmonopol hat dem Reiche statt der erwarteten Milliardeneinnahme Unkosten in Höhe von einer halben Milliarde gebracht. Schuld daran trägt in erster Linie die landesübliche Umorganisation, die hauptsächlich darauf hinaus lief, den zur Entlassung kommenden Bureauangestellten goliathische Entschädigungssummen auszuzahlen. Schlichte Stenotypistinnen und ähnliche Hilfskräfte, die sich im Handumdrehen bessere Posten verschafften, erhielten Abfindungen von 60 000 Mark, 70 000 Mark und mehr.

Angesichts dieser Üppigkeit ist es nicht verwunderlich, daß der einfache französische Bürger unentwegt an den quellenden Reichtum Deutschlands glaubt, das alles zahlen kann, und nur aus Bosheit dem Erbfeinde gegenüber knickert. Auch der Wunsch der „Financial News", die verschwenderische Bocherie einer internationalen Finanzkontrolle zu unterstellen, findet so seine Erklärung. Dr. Wirths strahlendste Reformprogramme müssen wesenlos zerschellen an der Stärke des bureaukratischen Unterbewußtseins, daß wir, die wöchentlich eine Milliarde Falschpapiergeld drucken, Geld wie Heu und Zellstoff haben. Wenn überhaupt etwas, dann kann hier nur der Krückstock jenes fluchbeladenen und verrotteten Systems helfen, den Friedrich Wilhelm I. schlagkräftig anzuwenden wußte. Persönliche Verantwortlichkeit jedes Beamten, der Staatsgelder mit anderen Augen ansieht wie Privatgelder und den eingeborenen guten Hausvater vergißt, sobald auf Regimentsunkosten gewirtschaftet werden kann!

Preußen und das Reich sind nur dann imstande, sich wieder groß zu hungern, wenn sie nicht davor zurückschrecken, alle Schmarotzer verhungern zu lassen.

Das gemeuchelte Komma

Rundnote des Auswärtigen Amtes vom 17. September 1920, Geschäftsnummer I. G. 3259: „Der Herr Reichsminister hat bei Vorlage von Unterschriften wiederholt darauf hingewiesen, daß in einem Satz, wie: ‚Euer P. P. beehre ich mich, anbei einen Brief zu überreichen', das Komma hinter mich unrichtig ist. Es wird gebeten, schon bei Anfertigung der Konzepte hierauf achten zu wollen." Unrichtig ist nicht das Komma hinter mich, sondern die reichsministerielle Behauptung, daß es unrichtig sei. Cäsar stand nicht über der Grammatik, aber die Cäsaren sind abgesetzt, und ihre republikanischen Amtsnachfolger haben höhere Machtbefugnisse. Es zeugt für die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Regierung, daß Dr. Simons die Sparsamkeitsverordnungen Dr. Wirths schon befolgt hat, ehe sie ihm noch bekannt sein konnten. Sparsamkeit muß im kleinen beginnen; bei der heutigen herabgesetzten Arbeitsfähigkeit und Arbeitsleistung der Beamten machen schon ersparte Bleistriche etwas aus. Die Verwirrung, die durch solche Ersparnisse an falscher Stelle in die Gemüter der Schuljugend getragen werden könnte, bedeutet wenig, wenn man damit die moralischen und politischen Wirkungen der Rundnote des Auswärtigen Amtes vom 17. September 1920, Geschäftsnummer I. G. 3259 vergleicht.

Ein Grund mehr

Jeder vierte Bewohner Österreichs wird aus den Kassen des Staates, der Länder und der Gemeinden versorgt. Nach dem Zusammenbruch der habsburgischen Monarchie muß nämlich das jetzige kleine Österreich die gesamte Beamtenschaft des früheren Großstaates besolden.

Da das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Festangestellten und Steuerzahlern bei uns noch nicht ganz so glänzend ist, läßt sich die gerade in Deutschland zutage tretende Energie der Anschlußbewegung verstehen.

Mulay Hassan.

Die Schabbes-Automobile am Auswärtigen Amt

Der Palast des Auswärtigen Amtes in der Wilhelmsstraße ist das schönste Haus Berlins. Es stammt noch aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. Weil es so schön ist und weil es einen Geist verkörpert, der seit Bismarcks Entlassung in der Wilhelmstraße nicht mehr zu finden war, sollte es abgerissen und ein moderner Protzenprunk an die Stelle gesetzt werden. Unsere Verarmung hat das alte Haus jetzt vorläufig vor dem Untergang gerettet. Aber der neue Geist unserer herrlichen Gegenwart hat sich doch mit elementarer Gewalt an dem vornehmen alten Bau Bahn zu brechen gewußt. Seit einigen Tagen prangt auf dem blauen Reichspostbriefkasten, in den die Attachés und Geheimräte ihre Briefe, soweit sie nicht durch Kurier befördert werden, zu werfen pflegen, ein sonderbarer, leuchtend gelber Aufdruck: Schabbes-Automobile!

Die Reklame ist so eindringlich, daß wir es für unsere publizistische Pflicht hielten, uns sofort persönlich beim Reichspostminister über den Zusammenhang aufklären zu lassen. Seine Exzellenz empfing uns huldvoll und teilte mit, daß Seine Exzellenz, der Herr Minister Hermes, im Begriff, sich ein drittes Dienstautomobil zuzulegen, von der Schabbes-Compagnie ein vorteilhaftes Anerbieten erhalten hätte unter der Bedingung, daß die Reichspostverwaltung mit dem vornehmen zurückhaltenden Charakter der Briefkästen endgültig breche und die Reklamefläche, die sich seitwärts von dem übertünchten Emblem des fluchbeladenen alten Regiments an den beiden Seitenwänden der Postkästen darbietet, zu einer Reklame gewerblich ausnütze. Die in dem Auswärtigen Amt verkehrenden auswärtigen Botschafter würden diese Demokratisierung zweifellos mit Befriedigung wahrnehmen und man hofft, nachdem durch die Entlassung von soundso vielen Postschaffnern das Gleichgewicht in den Posthaushalt gebracht wäre, mit dem Überschuß der Schabbesreklame die nötigen Mittel zu gewinnen, um die Direktoren und Schreibdamen von etwa 230 Reichswirtschaftsstellen und Abwicklungsstellen noch einige Jahre weiter am Leben zu erhalten.

Ergriffen von der Größe dieser finanzpolitischen Maßnahme der neuen Zeit erkundigten wir uns noch bei dem Pförtner der englischen Botschaft nach den außenpolitischen Wirkungen des neuen Aushängeschildes unserer Wilhelmstraße. Zu unserem Bedauern erfuhren wir dort, daß Monsieur Denis soeben einen vertraulichen Bericht an Millerand abgesandt habe, in welchem er unter Hinweis auf die großen Einnahmen der Reichskasse aus der Schabbesreklame das ganze Geschrei über Milliardendefizite für erlogen und den Zustand Deutschlands als durchaus zahlungsfähig bezeichnet habe. Wir glauben uns verpflichtet, dies mitzuteilen, damit sich Reichspostverwaltung und Auswärtiges Amt die Wirkung ihrer so vornehmen und sorgfältig überlegten Modernisierung des Gebäudes noch einmal überlegen. Schließlich haben wir uns auch bei der Schabbes-Gesellschaft vorgestellt und für den Abdruck vorstehender Zeilen infolge ihrer Reklamewirkung für die Schabbes-Automobile sofort den Betrag von 80,50 ℳ ausbezahlt bekommen, die wir der Repräsentationskasse des Ministers des Auswärtigen zu dem Zweck zur Verfügung gestellt haben, um wenigstens die Vorderseite des Briefkastens mit der darauf befindlichen alten Kaiserkrone vor einer Überklebung durch weitere Reklameschildchen zu bewahren.

Zibo.

Bücherschau

Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Freiherrn Lucius von Ballhausen. Mit einem Bildnis und einem Faksimile. Stuttgart und Berlin 1920, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. XII und 589 Seiten.

Die auf Grund von anscheinend sehr sorgfältigen Tagebuchaufzeichnungen bald nach Bismarcks Tod niedergeschriebenen Erinnerungen des freikonservativen Abgeordneten und späteren Landwirtschaftsministers Lucius aus den Jahren 1872 bis 1890 bilden zweifellos eine wertvolle Geschichtsquelle. Sie stürzen zwar unsere bisherige Auffassung von den Dingen nirgends um, bestätigen sie vielmehr in allem Wesentlichen, aber sie fügen doch manchen neuen und bezeichnenden Zug hinzu, vor allem zum Charakterbilde Bismarcks, dessen gewaltige Erscheinung diese Erinnerungen beherrscht. Auch auf die andern handelnden Personen dieser Periode fallen interessante Streiflichter; um so stärker fällt ins Gewicht, daß ein Register, das diese Schätze erst hätte recht zugänglich machen können, fehlt.

Auf Einzelheiten kann hier natürlich nicht eingegangen werden. Ich möchte nur die Gelegenheit benutzen, einen kurzen Nachtrag zu meinem in Nr. 14 dieses Jahrgangs veröffentlichten Aufsatz über Bismarcks Entlassung zu geben. Die von mir dort nur gestreifte Frage, warum Bismarck im Januar 1890 nichts getan habe, um das Sozialistengesetz im Reichstag durchzubringen, kann jetzt auf breiterer Grundlage beantwortet werden. H. Delbrück hatte gemeint, aus Bismarcks Verhalten auf Konfliktsabsichten schließen zu dürfen. Aus den Erinnerungen von Lucius sehen wir, daß Bismarck häufig unmutige Äußerungen getan, mit Reichstagsauflösungen gedroht und von der Notwendigkeit einer Wahlrechtsänderung gesprochen hat. Wäre der Thronwechsel ein paar Jahre früher erfolgt und wäre Bismarck etwa 1884 entlassen worden, so könnte auf Grund der von Lucius S. 280 und 307 berichteten Äußerungen Bismarcks auch für 1884 ein Staatsstreichplan konstruiert werden. So falsch es wäre, Bismarck allzu harmlos aufzufassen und das Unruhige, Gewalttätige, Dämonische seines Wesens zu vertuschen, ebenso falsch ist es, ihn auf einzelne Worte festzulegen.

F. Hartung.

Kommentar zum Gesetz über eine Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs und zum Gesetz über eine außerordentliche Kriegsabgabe für das Rechnungsjahr 1919 vom 10. September 1919 von **Dr. jur. Georg Strutz**. Senatspräsident des Reichsfinanzhofs. XXIII und 548 Seiten. Berlin 1920. Verlag von Otto Liebmann. Preis M. 55.—, gebunden M. 65.—.

Der zur Besprechung vorliegende große Kommentar stellt den ersten Band des im rühmlich bekannten Otto Liebmann'schen Verlage erscheinenden umfangreichen Sammelwerkes „Die deutschen Finanz- und Steuergesetze in Einzelkommentaren" dar, das unter Leitung des Reichsministers a. D. Schiffer herausgegeben wird. Strutz, dessen ausgezeichnete frühere Kommentierungsarbeiten allgemein bekannt und geschätzt sind, hat mit diesem neuen Werke allen Behörden und Steuerinteressenten ein wertvolles Geschenk gemacht, die Wissenschaft bereichert und seinen hohen Ruf als hervorragender Sachkenner und als Kommentator von seltenem systematischen Geschick und erschöpfender Gründlichkeit bestens bewährt. Ein Führer und Berater durch die infolge der überhasteten Steuergesetzgebung des republikanischen Deutschland mit zahllosen Fehlern und Unklarheiten und Widersprüchen geborenen Finanzgesetze tut bitter not. Die amtliche Begründung der Gesetzentwürfe bietet wenig Unterlagen für die Erkenntnis des vielfach zweideutigen, mitunter völlig im dunkeln gelassenen Gesetzgeberwillens, schriftliche Berichte über die Ausschußberatung dieser Gesetze fehlen gänzlich, die Besprechungen in der Nationalversammlung blieben durchaus an der Oberfläche und die Ausführungsbestimmungen und Vollzugsanweisungen haben für die Auslegung eines Gesetzes immer nur beschränkte Bedeutung. So war die Aufgabe des Kommentators hier eine besonders schwierige. Strutz hat sie glänzend gelöst,

aus seinem eigenen reichen Wissen schöpfend, ergänzend, vergleichend, System und Klarheit hineinbringend.

Das Werk erfüllt zugleich bis zu einem gewissen Grade die Aufgaben einer neuen Auflage des Strutzschen Kommentars zum Kriegssteuergesetze vom 21. Juni bzw. 17. Dezember 1916, dessen zweite Auflage 1918 erschienen war, indem es eine Fülle von die neueste Rechtsprechung berücksichtigenden und weiter ausgebauten Erläuterungen bringt, welche die früheren Ausführungen fortbilden und klären; und die tief eindringenden umfassenden Erläuterungen zu dem neuen Kriegsabgabegesetz von 1919 enthalten mittelbar gleichzeitig solche zu dem von 1918, da sie die zu diesem Gesetze erfolgte Rechtsprechung bis in den März 1920 hinein verwerten. Die Veranlagung zur Vermögenszuwachs- und zur Kriegsabgabe 1919 ist noch nicht durchgeführt und die Einlegung von Rechtsmitteln gegen die Veranlagung sowie die Entscheidung über diese Rechtsmittel wird erst in kommenden Tagen praktisch werden. Deshalb kommt der Kommentar noch durchaus zu rechter Zeit.

Die Texte der beiden Gesetze sind vorangestellt, was die Übersichtlichkeit und das rasche Auffinden der einzelnen Vorschrift erleichtert. Dann folgt eine klare knappe Einleitung, in welcher die Entstehung der beiden Gesetze und das Wesen der Vermögenszuwachsabgabe und der Kriegsabgabe 1919 besprochen wird. Es schließen sich an der Kommentar zum Vermögenszuwachsabgabegesetz (Seiten 49 bis 305) und der zum Kriegsabgabegesetz (Seiten 307 bis 442). In einem Anhange sind dankenswerterweise die Ausführungsbestimmungen und Vollzugsanweisungen für beide Gesetze nebst Mustern wiedergegeben. Das ganze Material ist also beisammen, was für den Benutzer des Buches eine große Erleichterung ist und Zeitersparnis bedeutet.

Von einem Eingehen auf Einzelheiten muß hier abgesehen werden. Die oft sehr ausführlichen und stets erschöpfenden Erläuterungen offenbaren die volle Beherrschung und die wissenschaftliche Durchdringung des schwierigen Stoffes, die weiten und sicheren Rechtskenntnisse und die erstaunliche Belesenheit des Verfassers; der Kommentar wird den Benutzer nie im Stiche lassen. Hervorgehoben seien als mustergültig die Ausführungen zum § 2 über die Voraussetzungen der subjektiven Abgabepflicht (reichsangehörige und reichsfremde natürliche Personen, Wohnsitzbegriff, Betriebsvermögen), die Erläuterungen der Vorschrift des § 4 über die Feststellung des „Anfangsvermögens", und die zum § 8 (Hinzurechnungen); sie sind schlechthin erschöpfend, zeichnen sich durch wissenschaftliche Vertiefung und systematische Durcharbeitung des Stoffes aus und sind in klarer gemeinverständlicher Sprache geschrieben.

Der Strutzsche Kommentar wird das führende Werk auf diesem Gebiete sein und bleiben, er wird den behördlichen Stellen, der Industrie, dem Handel, der Landwirtschaft und jedem sonstigen Steuerzahler als zuverlässiger Ratgeber ausgezeichnete Dienste leisten. Möchten die folgenden Bände des Schifferschen Sammelwerkes ihm ebenbürtig sein!

Stettin. Oberlandesgerichtsrat Dr. jur. **Winter**.

Der Krieg zur See 1914—18, herausgegeben vom Marinearchiv. Nordsee/Band 1. Verlag E. S. Mittler u. Sohn.

Der soeben erschienene 1. Band des Admiralstabswerkes über den großen Krieg ist nicht nur für einen engen Kreis von Fachleuten bestimmt. Die Darstellung ist mit Erfolg bemüht, volkstümlich im guten Sinne zu sein. Zugleich aber enthält sie eine Fülle von Stoff, der für die geschichtswissenschaftliche Forschung überhaupt von hohem Werte ist. Von jeher läßt sich der Seekrieg nur im weiten Rahmen der großen Geschichte verstehen; weit mehr als der Landkrieg ist er mit den allgemeinen politischen Vorgängen verkettet. — Der vorliegende Band schildert die Ereignisse vor und bei Kriegsausbruch und die militärische Tätigkeit in der Nordsee während des August 1914. Diesen Zeitraum so eingehend zu behandeln, war nötig, denn er enthält den Keim zu dem gesamten späteren Verlauf des Seekrieges. Das ruhmlose Ende der deutschen Flotte findet seine eigentliche Erklärung in jenen Tagen. Der unselige Wunsch der Reichsleitung, trotz allem Geschehenen mit England zu einer Verständigung zu gelangen, der ungesunde Gedanke, die Flotte als politischen Machtfaktor

aufzusparen, haben unserer Marine das Grab gegraben. Dazu kam ein wenig glücklicher Operationsplan und des Fehlen eines überragenden Führergenies an den entscheidenden Stellen, Admiralstab und Flotte. Um so heller leuchten die Einzeltaten der Schiffe und Menschen. — Sachlich, dabei frisch und mit Wärme geschrieben, freimütig in der Kritik, doch ohne jede persönliche Schärfen, erweist das Buch sich würdig des großen und schwierigen Gegenstandes, den es behandelt. Bearbeitet ist es von Korvettenkapitän Groos unter verantwortlicher Leitung des Konteradmirals a. D. E. v. Mantey.

Im Schatten Kleists. Roman von **Hans Schoenfeld**, Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.

Im Schatten Kleists wandert Georg Leisegang. Er ist im Besitz großer Gaben, und er legt sie dem Schatten Kleists zu Füßen. Lebt doch in ihm die Ahnung, daß er berufen ist, die Arbeit Heinrichs von Kleist weiterzuführen, daß der große Tote ihm seine Seele übertragen hat, die ihn beeinflußt und leitet. Georg Leisegang ist der Typus eines modernen Menschen. Er will vieles, und immer das Gute, aber er bleibt meistens auf halbem Wege stehen, weil ihn andre Probleme reizen. Zuerst wollte er nur der Freundschaft leben, dann sehnt er sich nach Frauenliebe und zweifelt doch, ob er sich ihrer erfreuen darf. Die Frauen sind ihm sehr gewogen, ein wenig zu sehr, aber wo eine zarte Liebe ihm entgegengebracht wird da vergrübelt er die beste Gelegenheit und muß erleben, daß die einst Begehrenden sich ebenso von ihm wenden, wie der Freund, der ihm den Abschied gibt. Immer ist es der Schatten Kleists, der ihn hindert, das erlösende Wort zu finden, immer spricht die mystische Stimme in seinem Innern, daß er Kleist gleich sein müßte, wie er ihm auch in seinem Äußern gleicht. Die Welt bietet ihm Arbeit, damit er genese, er wirft sich sogar der Christlichen Wissenschaft in die Arme und findet in ihr einige Zeit Ruhe der Seele. Bis auch sie versagt und sogar der Krieg mit seinem großen Erleben ihn durch sein unseliges Ende so verbittert, daß er beschließt, es seinem großen Schatten gleich zu tun und die Welt zu verlassen. Er findet sogar eine zweite Henriette Vogel, die bereit ist mit ihm zu

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis.

sterben. Hier aber setzt die Erlösung ein. Ein treuer Bursche verhindert seinen Selbstmord, und von da an fallen die Schleier, die Georgs Seele einhüllten. Zu dem weichlichen Grübler kommt die Tatkraft und der helle Tag der Gegenwart. Langsam versinkt Kleists Schatten, und vor ihm ersteht eine liebende Frau, die bereit ist, Georg dorthin zu geleiten, wohin ein Teil seiner Seele schon lange Verlangen trug — nämlich aufs Land und in die nutzbringende Arbeit. Nun kann er sprechen: Es fiel ein Schatten über mein Leben hin. Er bannte mir völlig Auge und klaren Sinn. Ein Halber ward ich, Du bliebest ohnegleichen den Heißbefliffenen niemals zu erreichen. Es schwand der Schatten, als ich mich selber fand.

Es sind ernsthafte und tiefe Gedanken in dem Buch, das kein Roman im gewöhnlichen Sinne ist. Nachdenksame Menschen werden es mit Genuß lesen.

Charlotte Niese.

Verantwortlich: i. V. Hans von Sodenstern in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallschreiberstr. 34/35.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet

Soeben erschien:

Der Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie

von **Friedrich F. G. Kleinwaechter**

Preis geheftet Mk. 24,—, gebunden Mk. 33.—.

Auf diese Preise darf kein Sortimentsaufschlag erhoben werden.

Der Verfasser, dessen Name auch in Deutschland bekannt ist, schildert mit großer Anschaulichkeit die verwickelten Verhältnisse Österreich-Ungarns. Der habsburgische Hausmachtgedanke, die Stellung der Kaiser zum Staatsgedanken, die Persönlichkeit Franz Josephs, die Bedeutung des Adels, vor allem aber die Entwicklung des Deutschen Reiches zur Donaumonarchie werden von neuen wichtigen Gesichtspunkten aus beleuchtet.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Der Deutsche Ostmarken-Verein

ist am 8. November 1894 auf Veranlassung des Fürsten Bismarck zur Kräftigung und Sammlung des Deutschtums in der mit polnischer Bevölkerung durchsetzten Ostmark gegründet worden. Er ist ein **großer nationaler Volksverein, der keiner Partei, keiner einzelnen Bevölkerungsklasse, keiner bestimmten Glaubensgemeinschaft** dienstbar sein, sondern einzig und allein **die Gefahr des polnischen Ansturms von unserem Volkstum abwenden will.** Ihn bei der Errichtung dieser Ziele zu unterstützen, ist Pflicht **jedes Deutschen.**

Der Mindestjahresbeitrag beträgt 6 ℳ bei kostenlosem Bezug der Vereinsschrift „Die Ostmark". Anmeldungen zum Beitritt sind zu richten an die

Hauptgeschäftsstelle, Berlin W 62, Bayreuther Straße 13

Soeben erschienen:

Graf von der Goltz:

Meine Sendung in Finnland und im Baltikum

Mit zahlreichen Bildern und Karten. Preis gebd. 50 Mark

Aus jeder Zeile dieses ungemein fesselnden Buches spricht die kraftvolle Persönlichkeit eines Mannes, der als selbständiger Feldherr den deutschen Namen und Waffenruhm im Ausland trotz der Widerstände von allen Seiten noch ein Jahr lang nach der Revolution hochhielt.

Seine Erfolge als Bekämpfer des Bolschewismus, als Befreier und Organisator Finnlands trugen diesem „politischen General" Anfang 1919 auch das Kommando im Baltikum ein, wo Graf Goltz weniger mit den Bolschewisten als mit der Vielheit der Entente, Letten, der eigenen Soldatenräte, der deutschen Regierung und Presse dauernd Kämpfe und Schwierigkeiten zu bestehen hatte. Dennoch vermochte er sich lange Monate erfolgreich zu behaupten und damals Deutschland vor dem Bolschewismus zu bewahren.

Das Buch eines Tat- und Willensmenschen, eines ausgeprägten deutschen Mannes, der stets das der Sachlage entsprechende rechte Wort zum Handeln fand.

Kein Kriegsbuch üblicher Fassung, sondern eine packende Schilderung eigenartiger Verhältnisse und Entschlüsse, deren Tragik und Tragweite in Deutschland noch viel zu wenig erkannt wurden.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Eine willkommene rechte Weihnachtsgabe!

Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut

Zweite Auflage

Herausgegeben von

Professor Dr. Heinrich Meisner, Direktor an der Staatsbibliothek Berlin

Beste Ausstattung, holzfreies Papier, vornehm gebunden vierzig Mark
Vorzugsausg. auf federleicht Dickdruck, in Halbpergament hundert Mark

Tägliche Rundschau:

„Man muß sich darüber freuen, daß sein Briefwechsel mit seiner Braut jetzt in einer schönen Ausgabe erschienen ist. Schleiermacher ist wegen seiner entwickelten Menschlichkeit unter den führenden Geistern des Goetheschen Zeitalters derjenige, dessen Briefe nächst denen Wilhelm von Humboldts das stärkste allgemeinmenschliche Interesse erregen. Man kann diese Blätter im besten Sinne als Briefe der Liebe charakterisieren."

Verlag Friedr. Andreas Perthes A.-G., Gotha

Genf und das koloniale Problem

Von Dr. Albert Hahl, Gouverneur a. D.

it dem Bekenntnis tunlichster Vertragstreue ist es nicht mehr getan. Wir fordern die Revision des Vertrags, der am schwersten gerade auf der Arbeiterklasse lastet. Er hat mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker nichts gemein, er hat auch den Schiedsgedanken sabotiert und er ist kein Instrument des Friedens, wohl aber der Gewalt."

Mit diesen Worten hat der Abgeordnete Wels auf dem Cassseler Parteitag die Stellung der S. P. D. zum Versailler Vertrag gezeichnet. Zur Unterstützung seines Urteils gibt er nur vereinzelte Beispiele aus der endlosen Kette der Unterdrückungen, denen unser Volk seit dem Abschlusse des Waffenstillstandes und des Gewaltfriedens ausgesetzt ist. In einer kleinen Schrift aus dem Vorwärts-Verlage, „From Versailles to peace" von Friedrich Stampfer, deren Ausführungen das Werk von Versailles dem Verständnis des amerikanischen Arbeiters näherbringen wollen, sind auf Seite 107 bis 109 klar die Forderungen umschrieben, über welche es bei der Überholung des Vertrags zu einem Einverständnis kommen muß, wenn Deutschland weiterleben und dem Anspruch auf eine Wiedergutmachung Genüge leisten soll. In Ziffer 11 dieser Aufzählung wird die erneute Besprechung der kolonialen Frage verlangt und gefordert, daß bis zu einer billigen internationalen Regelung der Verwaltung unentwickelter Gebiete Deutschland seine Kolonien zurückgegeben werden als notwendige Voraussetzung seines Daseins. Diese Äußerungen auf sozialdemokratischer Seite stehen nicht vereinzelt. Es sei auf die Schrift verwiesen „Sozialdemokratie und Kolonien", Berlin 1919, Verlag der Sozialistischen Monatshefte G. m. b. H. Die Beispiele aus der neuesten Zeit sind nur herausgegriffen, um festzustellen, daß die überwältigende Mehrheit unseres Volkes einig geht in der Forderung der Überholung des Versailler Vertrags und der Rückgabe unseres kolonialen Besitzes. Das mit notwendiger Folge aus den uns aufgezwungenen Daseinsbedingungen herauswachsende und unabwendbar sich mehrende Elend wird binnen kurzem auch denjenigen noch die Augen öffnen über den Sitz des Übels, welche bisher von der Anwendung Moskauer Verordnungen eine Heilung erwarten. In Spa

mußten wir uns erneut dem Gewaltwillen beugen. Frankreich stapelt zwar Kohlenvorräte auf, aber die weitere Verelendung Deutschlands ist die Folge, und die Gesundung der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Daseinsbedingungen der europäischen Völker erscheint damit ausgeschlossen. Diesem Ergebnis gegenüber hat auch Frankreich sich gebeugt, und nach den jüngsten Zeitungsmeldungen ist der Widerstand gegen die Zusammenkunft in Genf fallen gelassen worden. Einmal müssen die Machthaber in Europa in offener Sprache sich sagen, was aller Welt bereits zur Gewißheit geworden ist, daß die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, nicht heilen können, weil der Friedensvertrag sie offenhält. Seine Überholung wird zur Tat werden. Von unseren Forderungen für diese soll die koloniale Frage erneut einer Beleuchtung unterzogen werden.

Die Antwort der alliierten und assoziierten Mächte auf die Bemerkungen der deutschen Delegation zu den Friedensbedingungen nebst Mantelnote bringt in Teil IV die Begründung für die Wegnahme unseres Kolonialbesitzes. Wir sollen auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation versagt haben, und es wird die Auffassung vertreten, daß der Verlust seiner Kolonien Deutschlands normale wirtschaftliche Entwicklung nicht behindern werde. Es war von England unvorsichtig, im Bewußtsein seiner eigenen kolonialen Sünden im August 1918 durch ein Blaubuch auf unsere Eingeborenenpolitik in Südwestafrika anklagend hinzuweisen. Den gleichen Fehler hat man auch in Frankreich begangen mit den Veröffentlichungen im Journal officiel vom 8. November 1918 und 5. Januar 1919. Wir haben nicht gezögert zu antworten, und unsere Entgegnungen begnügten sich nicht damit, Frankreich und England die eigenen Verfehlungen in kräftigen Worten vorzuhalten. Wir legten vor der Welt Rechenschaft ab über unsere Leistungen, auf die wir mit Stolz zurückblicken dürfen. Es würde zu weit führen, die einschlägigen Veröffentlichungen der verflossenen beiden Jahre aufzuzählen. Es soll nur kurz auf die vom Reichskolonialministerium herausgegebenen Entgegnungen hingewiesen werden: Die Behandlung der einheimischen Bevölkerung in den kolonialen Besitzungen Deutschlands und Englands, eine Erwiderung auf das englische Blaubuch vom August 1918, und deutsche und französische Eingeborenenbehandlung, beide 1919 erschienen. Der Streit ist auch im Auslande aufgenommen worden in Presse und Buchschrift und heute zu unseren Gunsten entschieden. Die Eingeborenenbehandlung bildet aber nur einen Teil unserer kolonialen Verwaltung. Wir müssen tiefer gehen und uns Aufschluß verschaffen über unsere gesamten Leistungen auf kolonialem Boden. Hier steht uns ein ausgezeichnetes Material zu Gebote, wertvoll deshalb, weil es zusammengetragen und abgeschlossen wurde, ehe der Weltkrieg entbrannte. Das ist das Deutsche Kolonial-Lexikon von Gouverneur Dr. Heinrich Schnee, Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig, 1920. Inhaltlich sind die Darbietungen erschöpfend. Die einzelnen Abhandlungen sind von Männern der Erfahrung und der Wissenschaft zusammengetragen, die über den Verdacht erhaben sind, dem deutschen Volke in gefärbter Aufmachung falsche Bilder vortäuschen zu wollen. Hier finden wir nicht nur die Widerlegung der falschen Ausstreuungen über unsere Eingeborenenpolitik durch die Darbietung unserer Leistungen in Erziehung, Schulung und Pflege der Gesundheit, sondern wir sehen auch den Stand der Wirtschaft übersichtlich für jedes Schutzgebiet erläutert und vermögen damit die Behauptung zu entkräften, daß der Verlust der Kolonien für uns nicht in das Gewicht falle.

Die in Händen von Europäern befindlichen Pflanzungen verzeichneten vor Kriegsausbruch, um nur die wichtigsten Kulturen herauszugreifen, an bebauten Flächen in Hektaren:

Kokospalmen	45 635
Kakao	17 471
Ölpalmen	5 206
Sisalhanf	25 092
Kautschuk (alle Arten zusammengerechnet)	55 878.

Auch die Eingeborenen sind in der Anpflanzung wichtiger marktfähiger Erzeugnisse dauernd vorangegangen. Zahlen über deren Anbaufläche können natürlich nicht beigebracht werden. Das Ergebnis tritt einzig in den steigenden Ausfuhrwerten mit in die Erscheinung. Heute würden wir aus unseren Kolonien, gerechnet nach dem Stande des Anbaues und des Handels vor Kriegsausbruch, zur Verfügung haben:

Kopra	60 000	Tonnen
Palmkerne	51 000	„
Palmöl	31 000	„
Kautschuk	14 000	„
Kakaobohnen	10 500	„
Sisalhanf	25 000	„

Welcher Reichtum für Deutschland unter den heutigen Verhältnissen! Gemessen an den Ziffern der Einfuhr des Jahres 1913 wären wir imstande, unseren Bedarf an Speisefett aus Pflanzenölen zur Hälfte zu decken, an Kautschuk zu drei Vierteln, an Kakao zu einem Fünftel, an Faserstoffen für Flechtwerk vollständig. Und wenn wir unsere heutige verarmte Wirtschaft zugrunde legen, so werden wir nicht weit fehlgehen in der Behauptung, daß unser Jahresbedarf für den Inlandverbrauch mit den aufgezählten Mengen gesichert erscheint. Die Tonne Kopra kostet heute auf dem Londoner Markt etwa 55 Pfd. Sterl., das sind nach einem Kursstande von 250 ℳ für 1 Pfd. Sterl. 13 750 ℳ.

60 000 Tonnen Kopra müssen demnach mit angeschlagen werden, und wenn die Rechnung fortgesetzt wird, so können wir die angegebenen Mengen an Palmkernen bewerten mit	825	Millionen	Mark
Palmöl	446	„	„
Kakaobohnen	453	„	„
Sisalhanf	157	„	„
Kautschuk	312	„	„
	42	„	„
Zusammen	2235	Millionen	Mark

Diese wirtschaftliche Übersicht ist aber nicht etwa erschöpfend. Die Anpflanzungen mit geringerer Fläche, wie Baumwolle (12 941 ha), Kaffee (4919 ha) und andere, sind ebensowenig berücksichtigt wie die Viehwirtschaft und der Bergbau. Der Reichtum Ostafrikas allein an Vieh würde unserer Fleischnot abhelfen, und die Phosphatausbeute der Südsee (500 000 Jahrestonnen) unter reichlicher Beteiligung des Auslandes an der Förderung würde genügen, unsere Fluren durch

die Zufuhr des wertvollen Düngemittels wieder zum Vollertrage zu bringen. Für die oben angeführte Unterſtellung der feindlichen Mächte von dem wirtſchaftlichen Unwert unſeres kolonialen Beſitzes iſt aber der Gegenbeweis ſchon mit dieſen kurzen Aufzählungen erbracht.

Die koloniale Frage birgt aber in ihren Falten noch eine Seite, die heute von unmeßbarem Werte für uns erſcheint, das iſt ihre Beſiedlung. Wir brauchen kein Wort darüber zu verlieren, daß tropiſches Tiefland ſich zur Aufnahme von Europäern nicht eignet, aber abgeſehen von Südweſtafrika hatten wir in den Hochländern Kameruns und Oſtafrikas Gebiete gefunden, welche für eine Europäerſiedlung in Betracht kamen. Wir waren langſam und zögernd an das Werk gegangen, Europäer dort feſtzuſetzen. Wie auf jedem Neuland mußten auch hier erſt Erfahrungen geſammelt werden. Aber vor Kriegsausbruch ſchon hatten wir ſolche gewonnen, zwar noch nicht abgeſchloſſen, aber ſoweit greifbar, daß weite Hochtäler, Bergeshänge und Hochebenen einer Europäeranſiedlung offenſtanden. Heute könnte die überſchüſſige Volkszahl dorthin gelenkt werden, ausgehend von kleinen Wurzeln und anwachſend zum lebensvollen Gebilde, ſtatt langſam in Deutſchland dahinzuſiechen und am Stamme des Volkes zu verdorren. Die alte Forderung unſeres Volkes könnte Befriedigung finden, ihm Raum auf der Erde zu verſtatten, aus ſeiner Zuſammenpreſſung im Herzen Europas ihm einen Ausweg zu gönnen. In der Erfüllung würde eine ſtärkere Bürgſchaft für die Erhaltung des Friedens ruhen, als in der Beſetzung des Rheinlandes und in der Losreißung und Abſchnürung unſerer Brüder an den Grenzen des Reiches. Nicht die Verelendung als Folge des Verſailler Vertrags kann uns und der Welt helfen, nur die Hoffnung auf Raum und Arbeit, auf eine Zukunft wird unſer Volk zur inneren Geſundung und zur Ruhe bringen. Die Aufrollung und Löſung des kolonialen Problems in Genf vermag dieſe Vorausſetzungen zu ſchaffen.

Gedanken über die deutſche Marine in Vergangenheit und Zukunft

Zum Verſtändnis der Novembertage 1918

Von Vizeadmiral a. D. v. Trotha, ehem. Chef der Admiralität.

Wenn man die Marine und im beſonderen die deutſche Marine in ihrem ganzen Weſen verſtehen will, ſo muß man ſich über die Kräfte klar werden, aus denen ſie aufwuchs, und die in ihr zur Auswirkung kamen; ſie kann nur richtig erfaßt werden, wenn man ſie als das Beſondere anſieht, was ſie war, wenn man ſie nicht hineinzwängen will in Vergleiche mit anderen Gruppen der Volkskraft, die nicht paſſen können, ſelbſt nicht ohne weiteres in ſolche mit der Armee. Ich ſpreche hier gerade auch von der deutſchen Marine, denn ſie war in ihrem inneren Gefüge etwas ausgeſprochen Deutſches, mit den Vorzügen und Schwächen deutſchen Weſens. Sie

war: „der reinste Ausdruck der nationalen Empfindungen des deutschen Volkes" und wird hierdurch in ihrer Art und Entwicklung auch immer wieder bestimmt werden; sie ist damit auch der Gradmesser für die Kraft rein deutschen Volkstums und selbständiger, staatlicher, deutscher Macht, das Wetterglas für die Schwankungen dieser Faktoren.

Wenn man die Wurzeln erkennen will, aus denen die deutsche Marine ihre Kraft zog, aus denen ihr Können herauswuchs, so muß man in unserer stolzesten Zeit die verschiedenen Einheiten in ihren Höchstleistungen gesehen haben, das Linienschiff im Gefechtszustand, das Torpedoboot im Nachtkampf, das U-Boot im Angriff.

Hier trat einem eine vollendete Arbeit entgegen, die in ihrer gründlichen Schulung, ihrer Durcharbeitung bis auf das Kleinste, in ihrer durchdachten Organisation nur eine deutsche sein konnte, die aber auch den hohen allgemeinen Bildungszustand unseres Volkes, seine persönliche Tüchtigkeit, seine Pflichttreue und sein ideales Streben verlangte, um zum vollen Erfolge zu führen.

Keine andere Nation hat unsere Art des Gefechtsdienstes früher gekannt, keine hat ihn uns wirklich nachmachen können. Seine Durcharbeitung, die immer die Wirklichkeit zur Unterlage nahm und die im weitesten Maße dieser angepaßte Gefechtsstörungen mit ihren Einwirkungen auf all die vielen seemännischen und technischen Lebensadern des Schiffes zur Darstellung brachte, barg wohl die Gefahr überwuchernder Theorie in sich, aber sie erhielt Leben, Geist und Trieb durch die Erziehung auch des einfachsten Mannes zur freien Selbständigkeit im Handeln.

Der vorausgegangene Ausbildungsdienst führte den Mann zur höchsten Waffendisziplin und vollendeten körperlichen und geistigen Leistung auf seinem besonderen Posten im Schiff. Der Gefechtsdienst paßte ihn dem Ganzen ein und verlangte, gestützt auf die Einzelschulung, weitestgehendes Verantwortlichkeitsgefühl und selbständiges Handeln.

In der Enge des Schiffes, in dem der Mann vom eigentlichen Kampf nichts sah, in dem er nur mit größter Anspannung auf seinem Posten arbeitete, wurde der einzelne Raum durch einen Geschoßtrümmer, der die Schottwand zerschmetterte, der giftige Gase, Wasser oder Flammen mit sich zog, plötzlich zum Mittelpunkt im Kampf um die Lebensnerven des Schiffes. Ein durchschlagender Granatsplitter gefährdete durch Eingriff in eine dort verborgen arbeitende Hilfsmaschine die wichtigsten Gefechtswerte. Da lag plötzlich das Schicksal des ganzen Schiffes in der Hand der Entschlußkraft und dem Selbständigkeitsgefühl von ein paar Mann, die sonst vielleicht nur keuchend Geschosse mannten. — Jetzt hieß es: Sehen, Überlegen, Zugreifen und Handeln in einem Augenblick o h n e Befehl, ohne Kommando, ohne das Auge des Vorgesetzten. Während der Kommandant oben im Gefechtszustand seine ganzen Nerven auf die Schiffsführung und die allgemeine Leitung der Waffen gegen den Feind gerichtet hielt, um sich herum nur wenige Hilfskräfte, spannten unten weit über 1000 Mann Nerven, Kräfte, Können und Wollen aufs höchste an, in allem nur auf den einen Willen des Führers gerichtet, der in den Hunderten von Abteilungen nichts von ihnen sah, niemand persönlich beeinflussen konnte. Und um für diese Entscheidungsstunde des Kampfes aus dem technischen Meisterwerk, das das moderne Schiff darstellte, auch alles herauszuholen, in allen Gefechtsübungen nur immer der Trieb und die Mahnung: Da wo Gefahr einsetzt, entschlossene,

überlegte Selbständigkeit gerade im tiefsten Winkel des Schiffes. Der sich seines Könnens bewußte Mann soll mit seinen Kräften zum freien Einsatz kommen. — Nicht Abzeichen und Dienstgrad geben hier den Ausschlag, sondern der Wert der mannhaften Persönlichkeit.

Und wie auf dem Kreuzer und Linienschiff, so auf dem in die dunkle Nacht gegen Scheinwerferlicht und Granattreffer anlaufenden Torpedoboot, auf dem durch tausend Gefahren angreifenden U-Boot. Das alles war herangereift als die Frucht täglichen rastlosen Arbeitens an sich selbst und an dem Zusammenschweißen aller männlichen Kräfte und Sinne an Bord zu einer einzigen, sich ergänzenden und gegenseitig sich hebenden Arbeit auf einen Führerwillen hin. Die möglichst frei beweglichen persönlichen Kräfte, zusammengehalten nur durch das Erkennen und Anerkennen des einheitlichen Siegeswillens und der auf praktischer Tüchtigkeit gegründeten Autorität.

Das waren die Gedanken, unter denen wir in der Zeit des Aufbaues der Marine gearbeitet haben, die in dem ungeheuer anstrengenden Dienst des sich immer erneuernden Ausbildungsjahres uns frisch erhalten und die unsere Besatzungen zu persönlichen Leistungen gebracht haben, die der auf alter Tradition stehenden britischen Flotte überlegen waren. Es blieben bei diesem System Fehler nicht aus, das ist selbstverständlich, aber im ganzen war es etwas Besonderes, was da geschaffen war, was in dieser Art keine andere Marine der Welt uns nachmachen konnte, es war eine deutsche Arbeit, getragen von den Idealen der deutschen Nation, geboren aus der großen Zeit des nationalen Aufschwunges und der Erstarkung unseres, aus Tüchtigkeit gewachsenen, wirtschaftlichen Aufstieges unter dem Einfluß der alten stolzen Kaiserzeit.

Ein Schiff, im rechten Sinn geführt, war die stärkste und schönste Form der einheitlich gerichteten militärischen Kraft. Und so trug sich unser Mann im blauen Hemd auch stolz und frei, nicht nur im Bewußtsein der Träger deutschen Ansehens vor der großen Welt zu sein, sondern auch in dem befreienden Gefühl, gelernt zu haben Verantwortung tragen im Kampf mit den Gefahren der See und im Meistern der hoheitsvollsten Kriegswaffe, die technisches Können und konstruktives Schaffen aufzubauen verstand.

Wie das Schiff die stärkste Konzentration technischen Könnens ist, die man sich denken kann, die sinnreichste Vereinigung von Schutz- und Trutzwaffen in gegenseitiger Abwägung ihrer Werte und Verwendungsmöglichkeiten, und zugleich bestimmt, einer dichtgedrängten Besatzung für Jahre die Lebensbedingungen zu ermöglichen in hartem Winter und heißen Tropen, in Sturm und jedem Wetter, so bildet die Besatzung die stärkste Konzentration menschlicher Wesenskraft mit all ihren Schwankungen. Hier kann nur verständnisvolle Führung und sittliche Stärke die Geschlossenheit herstellen. Dem Schiff als Ganzem muß ein von solchen Empfindungen getragener einheitlicher Leitgedanke aufgeprägt sein, es muß eine Seele eingehaucht bekommen, um all die Reibungen und Schwächen überwinden zu können, die zwischen einem Haufen Menschen, die sich nicht aus dem Wege gehen können, unausbleiblich sind.

Je kleiner der Kreis, je kleiner also das Fahrzeug, desto persönlicher wird die führende Einwirkung sein, desto enger schließen auch die gemeinsam durchlebten Gefahren des Seemannsberufes aneinander. Mit der wachsenden Zahl der Mann-

schaften wird es schwerer, die Besatzung bis in alle Winkel, persönlich und räumlich gemeint, zu beherrschen. Stimmungen und Launen, wie sie auch bei kleinen Anlässen durch das ganze Schiff ziehen, sind schwerer zu fassen und zu bannen, je größer der Kreis, je unübersichtlicher der Schiffskörper ist.

So wird ein Schiff mit seiner dicht gedrängten Menschenfülle nicht nur den inneren Tageseinflüssen unterworfen sein, sondern in ihm muß in bewegten Zeiten auch die Stimmung des Volkes, der Pulsschlag der Nation, stets besonders leicht zur Auswirkung kommen.

Jede Neuigkeit wird schneller an Bord aufgegriffen als anderswo und wandert in Eilschritten durch das Schiff, es ist der beste Boden für Gerüchte und Stimmungsmache, damit aber auch das dankbarste Feld für Dunkelmänner, wenn der allgemeine Boden schlecht geworden ist, und Sinn und Gemüt nicht mehr in sich selbst unabhängig ist für freies Denken, sondern Sorgen daheim oder schlechte Stimmung des Volkes einwirken, wenn eine Krankheit durch den Volkskörper zieht.

Das alles steigert sich noch, wenn der lebendige Körper, den das Schiff und die ganze Flotte darstellt, und der auf der Höchstleistung jedes einzelnen im Gefecht abgestimmt ist, keine lebendige Arbeit findet, wenn — wie es uns ging — die Flotte gegen ihr inneres Drängen zurückgehalten ist und sich dann auch für sie ein Stellungskrieg entwickelt mit seiner gleichmäßigen, eintönigen und angreifenden, im steigenden Maße anstrengenden Dienst, bei dem — im Gegensatz zu den Verhältnissen bei der Entente — der frische Einstrom aus der ganzen Welt fehlte, wo vielmehr die zerstörenden Kräfte, die überall auf ihre Zeit weiter zersetzenden und nagenden Einfluß gewannen.

Wenn so aber Krankheit das Schiff beschleicht, wenn die Auffassung der Besatzung sogar irre wird an den gewohnten Begriffen von Autorität im Staat und Leben, von Einordnung in das Ganze, dann kommt das ganze Gebäude hochgespannter Leistung, wie wir es entwickelt hatten, in die Gefahr des Zusammenbruches. Da wo früher der Mann sich seiner Verantwortung gegen das Ganze bewußt war, wo das Pflichtgefühl seine Selbständigkeit in Schranken gehalten hatte, da tritt nun dafür das Bewußtsein der in seiner Hand liegenden Macht, die er, dem jetzt das Verantwortlichkeitsgefühl genommen ist, nun schrankenlos zur Geltung bringt. Die Seele, die dem Schiffe innewohnte, ist vergiftet. Es geht aus dem Gefüge, was früher durch die Autorität freien Willens zusammengehalten wurde; und wohl nirgends hat der versteckte Hetzer, der aufgereizte Mann, so leicht Gelegenheit, sich dem Auge, dem Zugriffe des Vorgesetzten zu entziehen, als in dem Gewirr von Räumen und Schotten eines großen Schiffes, in die meist kein Tageslicht eindringt.

Die Wege aber, auf denen solche Krankheit an Bord schleichen kann, sind nur zu offen. Wenn im Kriege für die Armee Fabrikstadt, Etappe und kämpfende Front weit getrennt, gegenseitig oft unerreichbar fern zueinander lagen, so standen für uns alle drei an demselben Ort, mit dem Einlaufen des Schiffes in den Hafen vermischte sich der militärische mit dem fabrikmäßigen Werftbetrieb vielfach zu gemeinsamem Schaffen.

Wir waren schon im Friedensdienst sehr weit damit gegangen, alles im Dienst zurückzustellen, was unsere Gefechtsausbildung irgend stören, was ihr irgendwie Zeit kosten konnte. Die Kraftanspannung, jedesmal im Herbst die Flotte wieder

schnellstens voll gefechtsmäßig durchzubilden, war aber auch eine ungeheure, und wir standen ja auf so festem Grund und Boden, daß wir uns solches Zurückstellen anderer Dienstzweige wohl leisten konnten.

Es hat nicht an warnenden Stimmen gefehlt, daß wir nur zu sehr nach diesem einen Ziel — dem Gefechtsdienst — starrten, daß, im Streben hier das Höchste zu erreichen, keine Stunde zu verlieren, wir uns selbst in einen Schematismus einspannten, der uns für das ganze Jahr festlegte, der es unmöglich machte, den Schiffen der Hochseeflotte Aufgaben zu stellen, die sie aus dem Exerzierdienst heraus in die ungebundene Seemannschaft des freien Ozeans führte.

Der Auslandsdienst konnte nur die allernotwendigsten Kräfte zugeführt erhalten; wer da einmal hinauskam an Mannschaften und Offizieren, der hatte ein seltenes Glück, dessen großen Wert er oft erst hinterher erkannte, nachdem er sich hatte freimachen können von dem einseitig hochgetriebenen Dienst in der alles andere überstrahlenden Flotte. Man arbeitete dort ja atemlos von Schießübung zu Schießübung, von Besichtigung zu Besichtigung, und wenn die höchste Stufe erreicht war, dann rückte schon wieder das neue Ausbildungsjahr mit seinen Vorbereitungen heran. In der Hast der Gefechtsbilder blieb für anderes kaum hinreichende Zeit.

Die deutschen Buchten von Kiel und um Helgoland herum waren zum Exerzierplatz geworden. Auf ihnen ist der Ruhm all unserer Kämpfe gegründet worden, wir haben dort auch ein einheitliches Zusammenarbeiten zwischen Mannschaften und Offizieren, einen Kampfgeist schaffen können, der beim Eintritt in den Krieg über jedes Lob erhaben war und bis zuletzt vorm Feinde nie versagte. Aber doch fehlte auf das ganze die Einwirkung der freien weiten See, die Anhäufung der Tagesfragen in den beiden Marinegarnisonen wirkte erstickend. Die belebende Auslandsluft blieb den Schiffen fern, sie hätte in manches mehr innere Frische hineingebracht, den Menschen durch unmittelbare Berührung mit den Weltfragen größer gemacht.

Vielleicht hätten wir, wenn es anders gewesen wäre, den zehrenden Einwirkungen des Blockadekrieges, der Hungerstimmung aus der Heimat kräftiger widerstanden.

Der Auslandsdienst ist nun einmal das „hohe Lied" der Marine. Er bildet den Mann, macht den Geist frei von der Engigkeit der Heimat, von den Tagesfragen aller Art, die man daheim wie einen schweren Rucksack mitschleppen muß. Von draußen gesehen, kommen diese einem so klein, so verächtlich vor, während das Vaterland als Ganzes wächst und als das Ziel alles Denkens und Handelns, einheitlicher und reiner vor einem steht.

Im unmittelbaren Verkehr mit den Lebensfragen der großen Welt, in der Berührung mit dem Wirken und Wachsen fremder Völker rückt das Vaterland mit seinem Können, Streben und Arbeiten an andere Stelle. Man sieht, wie nur vaterländische Einheitlichkeit uns vorwärtsbringen kann, auch in unseren eigenen Fragen, wie jede innere Zersplitterung im Volkskörper uns in der Welt Schaden und offensichtlichen Nachteil schafft.

Das alles läßt uns die Aufgabe jedes Deutschen größer erscheinen, und das wirkt auf jeden Menschen an Bord um so stärker ein, als er weiß, daß die Flagge, die über seinem Schiffe weht, die Staatshoheit seines Heimatlandes bedeutet, daß er mit dem Aussehen von Schiff und Besatzung, mit jedem Auftreten an Land sein

Vaterland zur Geltung bringt, seinem Deutschland Ansehen zu verschaffen schuldig ist.

Der Gefechtsdienst wird gegenüber den Auslandspflichten zwar etwas zurücktreten müssen, ohne daß er in Nachteil zu geraten braucht, aber die geistlichen und [illegible]lichen Güter, die jeder an Bord heimbringt, sie wiegen bei weitem auf, was an [illegible]lichem Exerzierdienst verloren geht, sie durchdringen Schiff und Besatzung mit [illegible]em belebenden Geist und tragen den Seewind aus der großen Welt auch in den [illegible]matsdienst hinein.

Eine Marine, die dieser Befruchtung entbehrt, wird zur Küstenmarine, und [illegible]e Küstenmarine verdient die Bezeichnung Marine überhaupt nicht. Der Ruhm eres Kreuzergeschwaders von „Goeben" und „Breslau", die Taten unserer Auslandskreuzer wie „Emden" und „Karlsruhe", die Heldenfahrten von „Möwe", „Wolf" und „Seeadler", sie zeugen, Gott sei Dank, davon, daß wir mit unserer Marine in der weiten Welt wohl zu Hause waren, aber die Hochseeflotte in ihrem gepreßten Dienst hätte mehr davon zu sehen verdient, ohne weniger leisten zu brauchen.

Je freier eine Marine sich von der Kaserne, von den Heimathäfen hält, desto gesunderen Blutumlauf wird sie haben. Wir haben das in seinen Nachwirkungen jetzt besonders empfunden.

Das sind die Gedanken, die die Erinnerung an eine große Vergangenheit in mir als Marineoffizier weckt, an einem zerbrochenen Bau, wie ihn Deutschland stolzer noch kaum aufgebaut hat und dessen Trümmer uns jetzt das Herz brechen wollen. Diese Gedanken sollen aber auch die Kräfte erkennen helfen, die einen solchen Bau in so erstaunlich kurzer Zeit aufrichten ließen und für die Zukunft auf das hinweisen, was wir vielleicht versäumten. Einzelheiten, die durch die auszehrende Wirkung des Hungerkrieges auf allen Gebieten, auch des inneren Schiffs- und Flottenbetriebes zur Wirkung kamen, sind hier beiseite gelassen.

Diese Zeilen sind aber vor allem auch in Gedanken an die Zukunft unseres Volkes geschrieben, an die ich den festen Glauben nie verlieren werde, eine Zukunft, die unter der Not unseres Vaterlandes uns den einheitlichen, nationalen Zusammenschluß zur höchsten Pflicht macht. Aus ihm wird uns die Kraft zu neuem Aufstieg erwachsen und wie in allem unseren Tun der nationale Gedanke allem anderen vorangehen muß, so muß auch jede deutsche Arbeit, die wir aufs neue hinaustragen, offen den deutschen Stempel auf der Stirn tragen. Unser Volk hat gegen eine Welt von Feinden so Gewaltiges geleistet, daß wir, trotz allem, was nachkam, das Haupt hoch tragen können und sollen. Wir werden so geachtet werden, wie wir uns selbst achten!

Ein neuer Aufstieg deutscher Tüchtigkeit verlangt aber auch eine freie deutschnationale Seefahrt, ohne die es keine Erlösung aus dem heutigen Zwange gibt, und ihr zur Seite wird und muß auch die deutsche Marine wieder erwachsen, nicht aufgebaut in machtvoll aufgetürmten Gesetzen, sondern neu geboren aus dem nationalen Sinn vorwärtsstrebender einheitlicher Volkskraft.

In dem Maße, wie dem deutschen Volk die alte schaffende Kraft sich wieder erneuert, in demselben Maße muß aus dem Volk heraus auch die Marine wieder neu entstehen als das, was sie immer bleiben wird: Der reinste Ausdruck der nationalen Empfindungen des deutschen Volkes.

Bürokraten-Briefe*)

Von Unterſtaatsſekretär a. D. Freiherr v. Falkenhauſen

I. Demokratie und Obrigkeitsſtaat

Sie wundern ſich, verehrter alter Freund und ſind betrübt, daß wir, die wir uns in allen Weltanſchauungsfragen immer ſo gut verſtanden haben, auf politiſchem Gebiete ſo ſchwer zuſammenkommen können. Das hat ſeinen guten Grund: Sie ſind ein Dichter und ich bin eben eine Bureaukratenſeele. Widerſprechen Sie nicht! Sie dürfen dieſe meine Selbſteinſchätzung beileibe nicht als Beſcheidenheit anſprechen. Vielleicht ärgert Sie ſchon bald die Anmaßung, die ſich dahinter verbirgt. In allem Ernſt: auf dem Gebiete der praktiſchen Politik fühle ich mich Ihnen gegenüber dank meiner bureaukratiſchen Trockenheit im Vorteil. Die Politik iſt nun einmal eine ungemein banale Sache. Wenn man das vergißt, wenn man ſie bewußt, unmittelbar und gewaltſam mit „Kultur“ durchtränken, nach philoſophiſchen Ideen ausrichten und in Weltanſchauungen verankern will, gibt es jedesmal ein Unglück.

In einem kürzlich von der Kreuzzeitung veröffentlichten Briefe an Gottfried Kinkel ſagt Bismarck, daß für den praktiſchen Politiker die Weitſichtigkeit des Auges ein gefährlicherer Fehler ſei als die Kurzſichtigkeit, „weil er die unmittelbar vorliegenden Dinge überſehen läßt“. Wohlgemerkt: es iſt Bismarck, der ſo ſpricht! Er iſt ſicher vor dem Verdacht, als wolle er der politiſchen Ideenloſigkeit das Wort reden, die, von der Hand in den Mund lebend und, den Knäuel der ungelöſten Fragen immer von einem Tage zum andern vor ſich her ſchiebend mühſam fortwurſtelt, wie wir's ſeit ſeinem Abgange zur Genüge erlebt haben. Er wußte und hat es gezeigt, daß ein Staatsmann ſich nicht in der Bewältigung der „unmittelbar vorliegenden Dinge“ erſchöpfen darf, daß er ſein Ziel nicht hoch genug ſtecken, daß er ohne Ideen aus einer Welt, die über der banalen des Alltags ſteht, nicht leben kann. Er, für ſeine Perſon (Sie kennen ſeine Briefe) war ſogar Philoſoph, denn das entſcheidende Kennzeichen des Philoſophen kann ich nicht darin ſehen, daß ihm wie Hamlet die angeborne Farbe der Entſchließung von des Gedankens Bläſſe angekränkelt wird. Bismarck war gerade darin Philoſoph, daß er reine und praktiſche Vernunft — Vater Kant möge mir den Mißbrauch ſeiner delphiſchen Worte in Gnaden verzeihen — kritiſch auseinander zu halten wußte, daß ſeine Ideen von ſtarkem Wirklichkeitsſinn bewacht wurden, der ihm verbot, ſie unmittelbar in die Tat umſetzen zu wollen. Mit einem Worte geſagt, das er ſelber nicht müde wird zu wiederholen und dem Politiker ans Herz zu legen: er beſaß das Augenmaß, das ihn den Abſtand zwiſchen Ziel und Standpunkt nie überſehen ließ. Mit dem Fernrohr läßt ſich nicht mikroſkopieren. Der Schiffer muß es benutzen, um den Horizont abzuſuchen; aber er darf nicht die Karte damit leſen wollen.

Hier liegt vielleicht der Grund, weshalb große Staatsmänner noch ſeltener wachſen als Genies überhaupt. Sie müſſen in ihrer Seele vereinigen, was ſelbſt die aller Rationalität ſpottende Natur anſcheinend nur mit Mühe zuſammenbringt:

*) Nachſtehende „Bürokraten-Briefe“ des bekannten Verfaſſers ſtammen aus dem Winter 1919/20.

zwei einander im Grunde ausschließende Eigenschaften. Sie brauchen die „geniale Nüchternheit", die Mommsen an Julius Cäsar rühmt, die wir an Bismarck staunend selbst bewundern durften — und die sich seit seinem Abscheiden bis heute noch nicht wieder hat aufspüren lassen.

Ich komme auf Abwege! Sie haben mit so liebevoller Besorgtheit um meine Seele geworben, daß ich Ihnen Rechenschaft schuldig bin. Ich will in mich gehen, will die Paradoxe abschwören, mit denen ich Sie nach meiner leidigen Gewohnheit eben wohl schon wieder geängstigt habe, und will versuchen, Ihnen ganz schlicht und ernsthaft meinen Standpunkt zu den politischen Fragen zu erklären.

Ich sage nicht: meinen Parteistandpunkt; denn im Grunde habe ich keinen. Zwar stand ich immer der konservativen Partei nahe und gehöre jetzt der deutsch-nationalen an. Aber Sie wissen, wie unbestimmte Umrisse die Parteiprogramme für persönliche Überzeugungen sind. Meiner eigentlichen politischen Richtung nach war ich von je her überhaupt nicht Parteimensch, sondern einfach Regierungsmann. Nicht in dem Sinne natürlich, in dem man von Regierungsparteien spricht, die mit den Machthabern durch dick und dünn gehen. Sie konnten oft genug das Kopfschütteln beobachten, mit dem ich wieder und wieder, meist ohne die Möglichkeit der Einflußnahme, der Handhabung unseres Staatsruders zugesehen habe, und das sich während des Krieges und vollends nach der Revolution zur Verzweiflung gesteigert hat. Was ich meine, ist dies: ich bin überzeugter Anhänger der Staatsform oder, richtiger gesagt, der Art zu regieren, die man jetzt als „Obrigkeitsstaat" zu verdammen pflegt. Ich kann nicht nach der herrschenden Lehre der Demokratie das Heil darin sehen, daß unter gewaltsamer Hereinziehung aller Schichten und Gruppen der Bevölkerung in den politischen Kampf, aus dem so erregten Widerstreit der Parteimeinungen nach der Regel vom Parallelogramm der Kräfte das Ergebnis gezogen und danach mechanisch die Fahrtrichtung des Staatsschiffs bestimmt wird. Mir scheint das Gemeinwohl immer noch verhältnismäßig am besten gesichert, wenn die Staatsgewalt durch eine machtvolle, von den Parteien unabhängige Tradition beherrscht wird, an der sie den festen Rückhalt findet, der eine sachliche Erfüllung der Staatsaufgaben, unter überwachender Mitwirkung der Volksvertretung, nicht unter Führung ihrer Mehrheit, durch die Regierung von Männern gestattet, die dazu berufen sind: berufen durch Anlage, Vorbildung und Erziehung, nicht durch Übung in parlamentarischer Taktik, die eine recht mäßige oder gar in parteipolitischer Agitation, welche die denkbar schlechteste Vorbereitung auf den Beruf des Regierens ist.

„Das alte Verlegenheitskompromiß der konstitutionellen Monarchie", höre ich Sie seufzen, „das zwei einander widersprechende Prinzipien zusammenschweißen will und an deren unvereinbarem Gegensatze, der sie schon so oft hat scheitern lassen, mit Notwendigkeit immer wieder festfahren muß!" — Ich könnte Sie an die Zeit von 1862 bis 1888 erinnern, in der sie unter einem fähigen Lenker immerhin gute Fahrt gemacht hat. Auch nachher ist sie, trotz — weniger fähiger Führung, noch eine ganze Zeit lang flott geblieben und sogar immer von neuem wieder flott geworden. Aber ich gebe den inneren Widerspruch zu, der in dem Kompromiß zwischen Autokratie und Parlamentarismus liegt Die Lahmlegung des Staatslebens durch den Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung, für den der Konstitutionalismus keine Lösung weiß, habe ich zu oft mit schwerer Sorge selber miterlebt, um in dieser

Staatsform etwas anderes zu sehen, als die leidlichste der gebotenen Unzulänglichkeiten, mit der es eben in der praktischen Politik, wie in dieser Welt der Relativität überhaupt, vorlieb nehmen heißt.

Es lag mir auch ganz fern, mit der Formel, auf die ich das Prinzip des idealen Obrigkeitsstaats im Gegensatz zur Demokratie zu bringen versuchte, gerade auf die konstitutionelle Monarchie hinzudeuten Worauf es mir ankommt, ist der Rückhalt an einer festen Tradition als Gegengewicht gegen den ziellosen, unberechenbaren Mehrheitswillen. Wer der Träger dieser Tradition sei, ist eine Frage zweiter Ordnung. Es gibt Völker, die andere, vielleicht sogar eine stärkere finden als die Königsmacht. Man braucht nur an England zu denken. In Deutschland gestehe ich mir eine andere Verkörperung als in der Monarchie nicht wohl denken zu können. Nicht nur deshalb, weil unser einem der Monarchismus nun einmal in den Knochen steckt. Bei nüchternster Betrachtung scheint mir noch heute die Monarchie unter einem guten Monarchen die schlechthin bestmögliche Staatsform zu sein; unter einem schlechten, einem unfähigen, trägen, schlaffen, eitlen — das sind, zumal bei einiger Begabung, die gefährlichsten — halte ich sie immer noch für besser als die Herrschaft politischer Mehrheiten und ihrer willfährigen Geschöpfe. Eben deshalb, weil sie unter allen Umständen, gleichviel was der Träger der Krone als Persönlichkeit gilt und leistet, nach ihrer Natur und ihren Lebensbedingungen nichts anderes sein kann als ein Hort der Tradition. Denn in der Tradition verehre ich den Inbegriff alles dessen, was uns zu Menschen gemacht hat, was aus der Menschheit, fortbildend und fortgebildet, noch etwas zu machen imstande ist, und was allein sie abhalten kann, auf die Stufe der Tierheit herabzusinken.

Um nur eines herauszugreifen: die Monarchie scheint die einzige Gewähr für eine gewisse Reinlichkeit des Staatslebens zu bieten, für die öffentliche Anständigkeit, die gerade uns plumpen Deutschen, denen jede Anlage zum genialen Verbrecher oder liebenswürdigen Hochstapler fehlt, so unentbehrlich ist wie die Luft zum Atmen. Demokratie und Parlamentarismus haben sich ziemlich in der ganzen Welt als unzertrennlich von Korruption erwiesen. In kleinen Verhältnissen, wo der Mensch dem Menschen auch in der Politik noch einigermaßen menschlich nahe steht, mag persönliche Unantastbarkeit noch Vorbedingung für eine politische Rolle und die Sauberkeit des politischen Lebens durch die scharfblickende nachbarliche Wachsamkeit gesichert sein; über die Gebiete von Kantonen und Stadtstaaten hinaus lassen sich diese Fäden persönlicher Beziehung nicht mehr ziehen. Sobald aber durch Entfernung und Größenverhältnisse jene Überwachungsmöglichkeit aufhört, der Einfluß der Persönlichkeit im öffentlichen Leben unwirksam und durch das Schlagwort, durch die Parteimaschine abgelöst wird, ist mit der Demokratie auch die Korruption auf dem Plane. Freunde, wir haben's erlebt! Wir brauchen Korruptionsprozesse und Panamaskandale nicht mehr an der Seine und jenseits des großen Wassers zu suchen.

Sie wollen mir England entgegenhalten, dessen Politik sich von unsauberen Einflüssen im allgemeinen reingehalten hat. Ist das Land der vereinigten Königreiche in Ihren Augen eine Demokratie? Wozu es sich im Weltkriege entwickelt hat, muß sich noch zeigen. Bis jetzt ist es mir immer als die ausgebildetste Oligarchie erschienen, die es je gegeben hat. Ich führte es eben als Schulbeispiel dafür an, wie in

einem Volke die Tradition auch ohne Verkörperung in einer starken Monarchie zu einer Macht werden kann, die der Staatsgewalt die Richtung weist und den Mehrheitswillen ihrerseits beherrscht, statt, was das Wesen der Demokratie ausmacht, von ihm beherrscht zu werden. Freilich gehört dazu, daß Staat und Gesellschaft, daß alle öffentlichen und privaten Verhältnisse so ganz auf Tradition gestellt und von Tradition durchdrungen sind wie in England, daß sich ihr das ganze Volk so widerstandslos, mit so selbstverständlicher Ehrfurcht und Ergebenheit unterwirft, wie das englische, das eben deshalb einer Demokratie in unserem Sinne — freilich, da es ebenso blind wie der heiligen Tradition dem Götzen der Konvenienz huldigt, auch zur Mitarbeit an den höchsten Aufgaben der Menschheit — gar nicht fähig ist.

Wo in aller Welt, fragen Sie, gibt es denn aber wahre Demokratie, wenn nicht in England? Das habe ich mich selbst schon oft gefragt. Es will mir manchmal vorkommen, als sei in Wahrheit niemals und nirgends ein Volk anders als obrigkeitlich regiert worden. Eine Regierung, die sich in voller Aufrichtigkeit nur als Vollstreckerin des Mehrheitswillens fühlt, kann ich mir schwer vorstellen. Immer habe ich die Beobachtung bestätigt gefunden, daß jeder, der zur Macht kommt, seine konservativen Instinkte entdeckt: aus dem einfachen Grunde, weil sich praktische Staatskunst nun einmal nicht mit wahrer Demokratie verträgt. Die großen Ausstattungsstücke, die unter diesem Titel in Athen, in Paris, in Amerika aufgeführt worden sind, waren und sind sie mehr als Theater, als ein Maskenspiel, in dem der bewegliche Geist jener Völker seine Unterhaltung findet und seiner Erregung Luft macht, während die Heldenspieler nur auf die Bühne treten, um sich Beifall klatschen zu lassen, die eigentlichen Entscheidungen aber hinter den Kulissen ausgetragen werden? Sollte es vielleicht deutscher Ehrlichkeit und deutscher Gründlichkeit vorbehalten sein, das demokratische Ideal in allem Ernst in die Wirklichkeit zu übertragen — und ad absurdum zu führen?

Ich sehe Sie den Kopf schütteln über meine Rabulistik, die den Begriff der Volksherrschaft so wörtlich nimmt. Demokratie bedeutet doch nichts weiter als eine Staatsverfassung, die der Mehrheit des Volkes das Recht und die Macht verleiht zu bestimmen, wie und von wem regiert werden soll; und kein Mensch kann leugnen, daß solche Verfassungen seit dem Altertum bis auf unsere Tage in vielen Ländern bestanden haben und noch bestehen. Ja, gerade in neuester Zeit führt sie ein Staat nach dem anderen bei sich ein, und eben jetzt ist sie auf einem Siegeszuge begriffen, der ihr die Welt zu erobern verspricht! Mag sein. Aber so müßig es angesichts dieser Weltlage scheinen mag, mir kommt es darauf an, ob diese Erscheinungsformen der Demokratie tatsächlich ihrer Idee entsprechen, ob sie wirklich halten, was ihre Theorie verheißt; und ob andererseits eine ihrem Wesen nach wirklich demokratische Staatsform mit der Idee des Staates vereinbar ist, ob sie der Erfüllung seiner Aufgaben, der Erhaltung seines Daseins dienen kann.

Die Demokratie leitet ihr Recht, ja ihre Alleinberechtigung, von der Souveränität des Volkswillens ab. Sie begeht aber von vornherein eine Fälschung, indem sie den Volkswillen mit dem jeweiligen Ergebnis von Wahlen und Abstimmungen gleichsetzt. Haben Sie einmal ein medizinisches Werk über Massensuggestion — z. B. Otto Stolz: „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie" — in der Hand gehabt? Es wirkt wie ein grotesk-schauerliches Märchen, wie Szenen aus

dem Tollhause, was da auf Grund streng wissenschaftlicher Beobachtung über die Einflüsse berichtet wird, denen, namentlich in Zeiten politischer Hochspannung, große Volksmassen unterworfen sind, und über die Art, wie sie darauf reagieren. Wer im öffentlichen Leben steht, erfährt damit nichts Neues. Er erhält nur die Erklärung für die dutzendfach, zu immer neuer Verblüffung, vielleicht sogar an sich selbst gemachte Beobachtung, daß sich des Menschen, wenn er in Massen auftritt, plötzlich ganz unerklärliche, schlechthin verrückte Regungen bemächtigen. Die zufälligen von heut auf morgen umschlagenden, unberechenbaren Ergebnisse solcher Massensuggestion in Volksversammlungen, Volksabstimmungen, Straßendemonstrationen u. dgl. sollen den Volkswillen darstellen? Der Volkswille ist etwas ganz anderes als der Wille von Tagesmehrheiten. Er ist etwas zwar höchst Reales, aber durchaus Irrationales, etwas, was auf exakte Weise schlechterdings nicht fest- und darzustellen ist, was sich nur dem Seherblick des geborenen Staatsmannes und dem rückschauenden Auge der Nachwelt offenbart. „Das Volk spricht gar nicht, wenn die einzelnen Individuen sprechen." Dies treffende Wort Paul de Lagardes finde ich eben nebst manchen überraschenden Anregungen in Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen", einem Buche, das ich Ihrer Würdigung, wennn Sie es noch nicht kennen sollten, empfehlen möchte.

„Die Individuen", sagt Lagarde weiter, „stehen als solche, d. h. als Egoismen, sogar im Gegensatz zum Volke." Kein Zweifel: die Begehrlichkeit der Massen wie die Unersättlichkeit der Plutokratie, die Sonderinteressen der verschiedenen Erwerbsstände, wie der Machthunger der Parteien, so widerstreitend unter sich, sind den Staatsnotwendigkeiten alle gleichermaßen feindlich und entgegengesetzt. Es ist ein Trugschluß, wenn die Demokratie in leichtsinnigem, um nicht zu sagen frivolem Optimismus darauf rechnet, daß aus dem Widerstreit dieser Kräfte sich eine geradeswegs auf das Beste der Gesamtheit hinzielende Resultante ergebe. Diese Widerstände heben einander nicht auf; sie summieren sich. Sie finden sich, bei aller gegenseitigen Bekämpfung in Einzelfragen, da, wo es gegen den Staatszweck als solchen geht, zu einem unbewußten Bündnis zusammen, gegen dessen auflösende Macht das Staatsganze nur durch den bewußten Gemeinsinn verteidigt wird. Der Gemeinsinn aber läuft gerade im demokratischen Parteigetriebe stets Gefahr, von jenen Egoismen überwuchert zu werden. Jene Begehrlichkeiten und Einzelwünsche machen sich da um so ungehemmter geltend, als das Scham- und Ehrgefühl, das dem einzelnen Zurückhaltung auferlegt, sich erfahrungsmäßig alsbald verflüchtigt, wenn er, in Reih und Glied mit einer Schar Gleichgesinnter, seine Persönlichkeit in der Masse aufgehen, seinen Willen nur noch als Teil des Gesamtwillens, sich selbst durch den Rückhalt an Tausenden von Mitschuldigen geborgen und seine Verantwortung in der allgemeinen Verantwortungslosigkeit untergehen fühlt. Dieser Untergang des Verantwortlichkeitsbewußtseins im Strome der Gesamtmeinung, mit dem sein Träger schwimmt, ist kennzeichnend und maßgebend für Wert und Bedeutung aller Massenentscheidungen und damit für die Demokratie. Der Ausfall der wichtigsten moralischen Hemmung muß mit Notwendigkeit dazu führen, daß die eigennützigen, mißgünstigen, schwächlichen, feigen, kurz die der Gesamtheit feindlichen und verderblichen Triebe die Oberhand gewinnen. Tatsächlich sind diese antisozialen Instinkte und die von ihnen beherrschten minderwertigen Elemente, wie sich leicht beobachten läßt, überall da, wo eine Menge von Einzelwillen sich zu einem Gesamtwillen summiert, gegen den Ge-

meinsinn von vornherein im Vorteil und geben, wenn diesem nicht ganz undemokratische Kräfte — von denen noch zu reden sein wird — zu Hilfe kommen, für Maßregeln und Persönlichkeiten den Ausschlag, die ihrer eigenen Art entsprechen, mithin dem Interesse des Staates und dem Wohle des Ganzen widerstreiten. Das Ergebnis zeigt jedes Blatt der Geschichte und heute — leider! — jede Nummer einer Tageszeitung. Der Dichter der „Räuber" — dem wir ja auch das Wort von den leiblich verständigen Einzelnen verdanken, aus denen in der Vereinigung ein Dummkopf wird — führt es in seinem zweiten, seinem „republikanischen" Jugenddrama, in der Fabel von der Abstimmung der Tiere über Krieg oder Frieden mit den Menschen und von ihrer Ausschußwahl mit grimmigem Humor vor Augen. Vielleicht haben Sie von dem Beifallssturm gehört, den diese Stelle neulich bei einer Fiescoaufführung in Berlin erregte. Sie wirkt heute in der Tat fast unheimlich, als eine mit grausamer Genauigkeit eingetroffene Prophezeiung. Ein Beweis, wie scharf das Wesen der Demokratie hier getroffen ist.

Kann ein politisches System, auf so schwankendem und brüchigem Boden aufgebaut, dem Staatszweck Genüge leisten? Bietet es überhaupt Raum für sachliche Arbeit an den Aufgaben des Staates? Der Angelpunkt der demokratischen Staatskunst ist Popularität. Popularitätsbedürfnis aber ist Todfeind und Mörder jeder Sachlichkeit. Wer Popularität nötig hat, kann nicht an das Gemeinwohl, geschweige an weitgesteckte Staatsziele denken; er muß die Gunst der Menge durch Willfährigkeit gegen ihre Augenblickswünsche erkaufen. Panem et circenses verlangt sie noch heute, oder ganz modern ausgedrückt: laxe Kinozensur und ruinöse Staatszuschüsse zur Verbilligung der Lebensmittel. Wo es um Popularität geht, darf der Staatsbürger nicht an seine Pflichten erinnert werden; sie geraten über seinen Rechten in Vergessenheit. Maßregeln, deren Notwendigkeit jedermann erkennt, werden unmöglich, wenn sie Opfer kosten; denn Opfer sind unpopulär. Populär wird man nicht — oder doch nur ausnahmsweise und auf weiten Umwegen — durch Leistungen für die Gesamtheit, sondern durch Umschmeichlung der Massen, nicht durch Fähigkeit und Charakter, sondern durch hemmungslose Zungenfertigkeit, nicht durch nutzbringende Entwürfe, sondern durch Versprechungen, und zwar, da die Parteien sich in Versprechungen überbieten, durch übertriebene Versprechungen, die entweder, gänzlich unerfüllbar, nur die Unzufriedenheit vermehren, oder nur auf Kosten des Staatswohles eingelöst werden können. Nehmen Sie die ungeheuerliche Kraftverschwendung hinzu, die Lähmung des Staatswillens, die im Widerstreit der Parteien daraus entsteht, daß die Einzelwillen sich im ständigen Kampfe um die Macht gegenseitig aufreiben; nehmen Sie die Unbeständigkeit und das Schwanken, in das die Staatsleitung durch die Unberechenbarkeit des „Volkswillens" geraten muß; nehmen Sie die Korruption, von deren Unvermeidlichkeit schon die Rede war, und Sie haben das Bild der Demokratie, wie es die Geschichte demokratisch regierter Länder bietet.

Ich weiß, Sie werden mir Gegenbilder vor Augen halten. Sie werden mich an das Athen des Perikles, vielleicht auch an Mirabeau und Lincoln erinnern, werden mich fragen, ob nicht Cavour mit seiner parlamentarisch-demokratischen Staatskunst die Einigung Italiens zustande gebracht hat, ob nicht selbst Clemenceau das demokratisch-republikanische Frankreich aus tiefer Verzweiflung zum Ausharren im Widerstande aufraffen konnte, während das kaiserliche Deutschland zusammenbrach. Erlauben Sie mir die Gegenfrage: war nicht Deutschland dem Wesen nach schon

mindestens seit anderthalb Jahren eine Demokratie, als es in den Abgrund stürzte? War nicht jeder Schritt, den es der Demokratie entgegen tat, ein Schritt auf diesen Abgrund zu? Hat nicht Clemenceau Frankreich gerade dadurch gerettet, daß er die Demokratie lahmlegte und sich zum Diktator aufwarf? Und jene Großen, die Sie nennen, haben sie das, was sie erreichten, vermöge der Demokratie erreicht, oder nicht vielmehr im Kampfe mit ihr, die sie ständig gehemmt, ihren Erfolg erschwert und gefährdet hat? Daß ein bedeutender, vollends ein genialer Staatsmann zur Not auch auf diesem Instrumente spielen kann, ist kein Beweis für seine Brauchbarkeit unter gewöhnlichen Verhältnissen. Ein politisches Genie, das, mit weitem Blick und starkem Willen begabt, mit feinem Ohr den geheimnisvollen wahren Volkswillen zu erlauschen weiß und nicht allein seiner Nation das Ziel weist und den Weg dahin findet, sondern auch die öffentliche Meinung zu überzeugen versteht, daß es ihr Ziel und ihre Richtung sei, ein solcher Mann wird auch mit einer demokratischen Verfassung fertig, indem er den Parteien seinen Willen aufzwingt. Aber ist das noch Demokratie? Ist das nicht unter demokratischer Verkleidung der verworfene Obrigkeitsstaat? Ist hier die demokratische Verfassungsform nicht wirklich nur Drapierung, nur eine Maskenkomödie, zur Erheiterung und Erhebung des souveränen Demos aufgeführt? Tut man da nicht besser, der Wahrheit die Ehre zu geben, das Kind beim Namen zu nennen und auch auf den Schein und das Beiwerk der Demokratie zu verzichten? Die Genugtuung, die dieser Mummenschanz gläubigen Zuschauern bereitet, scheint mir die Fülle von Reibungen und Hemmungen nicht wert, die dem Staatswesen und seinem Leiter, Beweglichkeit und Kraftentfaltung hindernd, durch die Wahrung der demokratischen Form entstehen. Selbst das Genie meistert diese Schwierigkeiten, die einen unverhältnismäßigen Teil seiner Nerven-, Willens- und Arbeitskraft nutzlos binden, nicht ohne Einbuße am Erfolg. Genies aber, oder auch nur wirkliche Staatsmänner werden, wie bekannt, nicht alle Tage, kaum in jedem Jahrhundert einmal geboren. In der Zwischenzeit, in den Jahrzehnten, in denen das Volk vergebens auf den berufenen Führer wartet, für die lange Dauer solcher Fehljahre, die in Monarchien, wenn auch unfruchtbar an sichtbaren Erfolgen, wenigstens ruhiger und gesunder Entwicklung dienen können, verfällt die Demokratie rettungslos der zersetzenden Popularitätswirtschaft, deren Wesen ich soeben zu kennzeichnen versuchte — überflüssigerweise, denn seit Kleon von Athen bis auf Matthias Erzberger ist die Geschichte der Demokratien eine einzige, selten unterbrochene Kette abschreckender Beispiele dafür. In diesen Fällen haben wir dann freilich ein Regiment, das, wie ich zugeben muß, nicht nur der Form nach, sondern, indem es tatsächlich und ausschließlich auf dem unbeeinflußten Mehrheitswillen beruht, in seinem innersten Wesen wirklich demokratisch ist. Ob es der Idee der Demokratie entspricht, das zu entscheiden, muß ich ihren Anhängern überlassen. Auch sie werden nicht zu behaupten wagen, daß es dem Staatszweck und dem Wohle der Gesamtheit dient.

Die Bedeutung der Volksabstimmung in Kärnten

Von Prof. Dr. Robert Sieger, Graz

An die Volksabstimmungen in Nordschleswig, West- und Ostpreußen schließt sich nunmehr die des 10. Oktober in der Kärntner Abstimmungszone A würdig an, durch deren günstiges Ergebnis die innere Zone B gleichfalls, und zwar ohne Abstimmung an Österreich fällt. Soweit es sich dabei um Deutsche handelt, bekundet ihre Entscheidung vor allem den Willen, in einem deutschen Staat zu bleiben, und die Hoffnung und Absicht, mit diesem ins großdeutsche Reich einzugehen. Aber ein erheblicher Teil der Abstimmungsmehrheit besteht aus Slowenen, nicht etwa germanisierten, oder stark gemischten Abkömmlingen slawischer Vorfahren, sondern echten, zumeist geschlossen wohnenden Slowenen, die sich ihres Volkstums bewußt und ihrer Muttersprache treu sind. Nach der Volkszählung von 1910 ergeben sich für die Zone A nur 31,5 v. H. Deutsche unter der staatsangehörigen Bevölkerung. Die Führer der slowenischen Parteien haben ihre Richtigkeit bestritten und die Zahl der Deutschen für viel geringer erklärt. Mit Unrecht. 1920 aber blieb sie aus anderen Gründen wahrscheinlich hinter der angegebenen Ziffer zurück. In der Zeit der südslawischen Besetzung sind so gut wie alle dort ansässigen, aber nicht zuständigen Deutschen abgewandert oder vertrieben worden und mit ihnen auch nicht wenige in dem Gebiete heimatberechtigte. Zur Abstimmung kehrte nur ein Teil von diesen letzteren zurück; allerdings kamen dafür auch viele in der Zone Heimatberechtigte, die dort nicht wohnen, aber das geschah auch auf slowenischer Seite. Und wenn auch die deutschen Abstimmungsgäste zahlreicher gewesen sein mögen, so war andererseits die Zahl der Deutschen, die erst nach 1911 Wohnsitz oder Zuständigkeit erworben und daher nicht stimmberechtigt waren, bei der größeren Beweglichkeit unseres Volkes recht erheblich. So hat man die Zahl der deutschen Stimmberechtigten meist auf 30 v. H. veranschlagt. Aber nehmen wir auch 31,5 v. H. an, so stehen dem 59,1 v. H. an Stimmen gegenüber, die für Österreich abgegeben wurden. Die Zahl der Stimmenthaltungen war sehr gering. Mit anderen Worten: fast die Hälfte der Mehrheitsstimmen sind slowenisch; mindestens 42,9 v. H. der slowenischen Bevölkerung haben im deutschen Sinne gestimmt. Und dieses Ergebnis wurde erzielt trotz der fast anderthalbjährigen Besetzung durch die Südslawen, deren „Prügelgarden" selbst in der Abstimmungszeit nicht untätig waren, trotz einer ungehemmten, zügellosen, von den Priestern auf jede Art unterstützten Agitation, trotz der Unterdrückung aller deutschen Aufklärungs- und Werbetätigkeit, trotz Drohungen, Gewalttaten, Versprechungen und Bestechungen, trotz der im letzten Augenblick noch verbreiteten falschen Nachrichten, die viele irreführten und entmutigten. Eine wirklich freie Abstimmung nach einer Zeit unparteiischer Verwaltung, bei freiem Verkehr mit dem übrigen Kärnten, wäre viel günstiger ausgefallen. Das beweist nicht nur das Ergebnis der Probeabstimmungen vor der Besetzung, sondern auch die starke Beteiligung slowenischer Landeskinder an den Kämpfen gegen die Jugoslawen im Jahre 1919.

Aber nicht die Ergebnisse der Abstimmung an sich wollen wir hier betrachten, sondern die allgemeine Bedeutung, die ihr zukommt, auch wenn die

Zone A, wie es fast scheint, von den Südslawen vertragswidrig wieder besetzt werden sollte.

Die Abstimmung erscheint zunächst als eine Tat der Selbstbestimmung in Widerspruch mit dem sogenannten Nationalitätenprinzip. Man hatte zu wählen zwischen dem Anschluß an den slowenischen Nationalstaat und der Erhaltung der geschichtlichen, in Bodengestalt, Verkehr und Wirtschaftsleben verankerten Landeseinheit. Manche meinen, es habe sich vor allem um den Gegensatz der jugoslawischen militaristischen Monarchie und der freien Republik gehandelt. Sicher hat dieser mitgewirkt, aber bei den bäuerlichen Massen tritt er um so mehr in den Hintergrund, als die Unzulänglichkeit der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Österreichs für sie nichts Anziehendes besitzen kann. Durch den österreichischen Wahlkampf haben diese Verhältnisse eine grelle Beleuchtung erfahren und die Jugoslaven haben dafür gesorgt, daß diese den Bewohnern des Abstimmungsgebiets nicht verborgen blieb. Für die Slowenen handelte es sich in der Hauptsache nicht um eine Stimmenabgabe für oder gegen Österreich, sondern für Kärnten auf der einen, für die Herrschaft der Krainer und der Serben auf der anderen Seite. Mit Recht spricht man von den „landestreuen" Kärtnern. Wie wenige Teile der Alpen ist Kärnten nördlich der Gebirgsmauer der Karnischen Alpen und der Karawanken und des Hochgebirgsstockes der Steiner Alpen eine natürliche geographische Einheit[1]) und innerhalb Kärntens das Klagenfurter Becken eine ausgesprochene natürliche Provinz. Die Südslawen haben das anerkannt durch ihr ursprüngliches Verlangen nach dem ganzen Lande, dann durch das nach nahezu dem ganzen Klagenfurter Becken. Im Friedensvertrage rissen sie allerdings den Südwinkel des Landes bedingungslos an sich, der durch seinen Bleibergbau wertvoll ist. Er stellt zwar im großen ganzen ein besonderes hydrographisches Gebiet niederer Ordnung, das des Miesflüßchens, dar; sein Zusammenhang mit dem Klagenfurter Becken erhellt aber daraus, daß ihn dessen Bahnverbindung mit der Untersteiermark durchschneidet. Im Klagenfurter Becken wurde das beanspruchte Gebiet so begrenzt, daß es nach Norden bis an die äußerste Grenze slowenischen Volksbodens und darüber nicht unerheblich hinausgeht.[2]) Als man es für Abstimmungszwecke in zwei Teile zerlegen mußte, geschah dies derart, daß die Zone A überwiegend slowenisch ist, die kleinere nordwestliche Zone B aber fast rein deutsch (nur 4500 Slowenen). Die Grenze zwischen beiden Zonen ist zumeist an naturentlehnte Linien, Gewässer, verlegt worden, aber so wenig naturgemäß, daß sie mehrfach Gemeinden zerschneidet und z. B. die Landeshauptstadt Klagenfurt von ihrer Wasserleitung absperrt. Man rechnete darauf, daß durch Ausschaltung der deutschen Gebiete aus der ersten Zone die slowenische Stimmenmehrheit in dieser gesichert werden, dann aber durch die engen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Zonen und durch die Unmöglichkeit einer so offenen Staats- und Zollgrenze die Bewohner der zweiten Zone bewogen werden sollten, sich gleichfalls dem Südslawenstaat anzuschließen. Man rechnete mit

---

[1]) Es sei hier verwiesen auf die Karte der Abstimmungsgebiete in Kärnten 1 : 200 000, die zuerst als Beilage zum Bericht der deutsch-österreichischen Friedensgesandtschaft, dann selbständig bei R. Lechner in Wien erschien.

[2]) Bis an die sogenannte, ethnographische Grenze der slowenischen Kampfliteratur, die angeblich die ehemals slowenischen und germanischen Teile umfaßt, aber tief in rein deutsches Gebiet einschneidet.

der untrennbaren Verknüpfung der Stadt und ihres südlichen Absatz- und Verpflegungsgebiets. Diese ist aber in entgegengesetztem Sinne zur Geltung gekommen; die Mehrheit der Bevölkerung wollte bei Klagenfurt und Kärnten und mit diesen bei Österreich bleiben.

Dieser Sieg der geographischen und der auf ihnen beruhenden wirtschaftlichen Tatsachen über die sprachliche Zusammengehörigkeit wurde dadurch erleichtert, daß die Zone A volkreiche und wichtige deutsche Sprachinseln umfaßt, welche die Zentren für Industrie, Verkehr und Handel sind, aber auch dadurch, daß die Volkssprache von jener der Krainer Slowenen und von der jungen neuslowenischen Schriftsprache recht verschieden ist und das Schriftslowenisch nur schwer und spät Boden gewann. Auch das beruht aber auf den Wirkungen der Gebirgsgrenze, die bei einem anderen Ausgang der Abstimmung mit einer offenen Flach- und Hügellandsgrenze vertauscht worden wäre. Auch zum Nachteil des Slowenenstaats; denn er hätte eine Provinz bekommen, die von seinem Kerngebiet aus nur über Pässe und durch Tunnels erreicht werden könnte. Sonderbestrebungen wären in diesem Gebiete naturgemäß lebendig geblieben und hätten immer wieder in die Richtung nach Deutschkärnten gewiesen, mit dem den wenig fanatischen und kaum zeitweise verhetzten Slowenen des Landes eine stellenweise bis zur Sprachmischung gehende herzliche Landsmannschaft verband, während er für seinen Krainer Volksgenossen wenig Zuneigung hat.

Kann der Sieg der Naturgrenze über die Sprachgrenze, der Landeseinheit über das slawische Gemeingefühl, des wirtschaftlichen Bandes über den Nationalstaatsgedanken vielleicht als ein Anzeichen gelten, daß die in Südosteuropa undurchführbare nationale Abgrenzung der Staaten nicht so selbstverständlich ist, wie man heute zumeist meint, so hat die Kärntner Abstimmung noch in einer anderen Hinsicht besondere Bedeutung. Unter den Umständen, die ihr Ergebnis bestimmt haben, sind auch kulturelle Beziehungen von Belang, die sich aus den geographischen ergeben. Der slawische Kärntner schätzt die deutsche Kultur und die Kenntnis der deutschen Sprache. Er sieht auf den Krainer um so mehr herab, je stärker die slowenische Herrschaft in Krain, die seit einem Menschenalter immer unumschränkter wurde, in den Bann orientalischer Kultur geriet. Die orthodoxen Serben und Mazedonier vollends, die er als Besatzungstruppen kennen lernte, sind ihm noch fremdartiger und er sieht auf sie noch geringschätziger, als auf die „Tschuschen", wie er die Krainer spöttisch nennt. Er will Europäer bleiben, wenn er es auch nicht immer bewußt empfindet und sagt.

Diese Kulturgemeinschaft hätte sich nicht erhalten können, wenn das deutsch verwaltete Kärnten wirklich das „Puschalik" gewesen wäre, als welches es die Krainer Abgeordneten und ihre geringe (wie alle Wahlen erwiesen, geringe) Anhängerschaft im Lande darzustellen pflegten. Wären die Kärntner Slowenen im alten Österreich unterdrückt gewesen, so trüge niemand von ihnen Verlangen, bei Kärnten zu bleiben. Diese Abstimmung ist also auch eine Widerlegung der Behauptung, die sich selbst Renner in St. Germain zu eigen machte, Österreich sei ein „Gefängnis für seine Völker" gewesen; sie ist eine nachträgliche Rechtfertigung der deutschen Führung in diesem Staat, die nicht eine Herrschaft war, ja eine solche nicht einmal anstrebte. Wer die slawische Volksseele richtig beurteilt, wer die heutigen Zustände in den Nachfolgestaaten und die gegenseitigen

Reibungen in der südslawischen „dreiteiligen Nation" im Auge hat, wird der deutschen Führung im alten Österreich eher Schwäche, als Gewaltsamkeit vorwerfen. Das wird dadurch bestätigt, daß sich so viele Slowenen nunmehr willig unter diese Führung stellen.

Die Abstimmung der „deutschfreundlichen" Slowenen richtet sich aber zum Teil auch gegen die serbische Vorherrschaft — genauer gesagt, die der Serben und ihrer Parteigänger — in dem neuen „Nationalstaat". Die Massen des slowenischen und kroatischen Volks leiden zunehmend unter diesem Druck, und ihre Unzufriedenheit, deren politische Wirkungen man zunächst freilich nicht überschätzen darf, kann sich nunmehr auf das Zeugnis der Kärntner Slowenen berufen, von denen ein Teil sogar den „deutschen Druck" dem serbischen vorgezogen habe. Andererseits scheint man in Laibacher Regierungskreisen zu empfinden, daß die Niederlage das Gewicht der Slowenen im Südslawenstaat nicht gestärkt hat. Die Sicherheit, mit der man den Serben einen glänzenden Sieg in Aussicht gestellt hatte, muß diesen ja nun als Flunkerei erscheinen und kann die Belgrader Realpolitik nur in ihrem Urteil über die Laibacher Gefühlspolitiker, die ihrer Außenpolitik schon manche Unbequemlichkeit bereitet haben, bestärken. So begreift man die Wut der herrschenden Kreise im Slowenenlande, die sich in den Gewalttätigkeiten gegen die Marburger Deutschen in brutaler Weise äußerte.

Wichtiger aber ist der Eindruck nach außen. Man begann ohnehin schon in den Ententeländern zu erkennen, mit was für Karten die Slowenen gespielt haben. Nun erweisen sich ihre Behauptungen über Kärnten als falsch und man wird die österreichischen Gegengründe vielleicht besser würdigen, wenn sie mit Nachdruck neuerlich vorgebracht und wenn ihre wissenschaftliche Begründung nunmehr dem Verlangen nach „Revision des Friedensvertrags" dienstbar gemacht wird. Die Österreicher haben in St. Germain immer wieder Volksabstimmungen in allen strittigen Gebieten verlangt. Wenn sie dieses Verlangen nunmehr dem Völkerbund und der Öffentlichkeit der westlichen Länder wieder vorlegen, kann man es kaum ungeprüft lassen. Die Abstimmung in der Zone A lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf das Miestal und auf Untersteiermark. Faßt man die Verhältnisse dieser Gebiete unbefangen ins Auge, so kann man nicht leugnen, daß die nunmehr gewonnene Karawankengrenze ihre Fortsetzung in den Steierer Alpen und im Bachergebirge findet, daß das Drautal nicht zwischen verschiedenen Staaten zerteilt werden kann, wenn Ruhe und gute Nachbarschaft herrschen soll, und vor allem, daß die nationalen Verhältnisse an der Drau unterhalb der Lavantmündung nicht wesentlich verschieden sind von denen oberhalb dieser Stelle. Hier wie dort große deutsche Sprachinseln — hier vor allem Marburg und Umgebung — hier wie dort enge Beziehungen zwischen den neben und durcheinander wohnenden beiden Völkern, hier wie dort keine Feindschaft der slowenischen Landbevölkerung gegen die Deutschen, hier wie dort wachsende Unzufriedenheit mit Laibach und Belgrad! Ja, diese beginnt darüber hinaus immer weitere Teile der Untersteiermark zu ergreifen. Deutsche, die kürzlich diese ihre Heimat besuchten, versichern, daß sie sich seit Jahren dort nicht so heimisch gefühlt haben, wie jetzt. Der Bauer komme den Deutschen mit Teilnahme und Achtung entgegen, erweise sich friedfertig und gefällig, sei aber empört über die herrschende Schicht seiner Volksgenossen und bei aller Strenggläubigkeit namentlich erbittert gegen die Priester, die man höhnend „Popen" nenne. Man

sucht von Laibach aus diese wachsende Opposition zu erdrücken, indem man sie des Kommunismus verdächtigt. Aber das verspricht wenig Erfolg. Dauern diese Zustände noch länger an, so könnte eine freie Volksabstimmung in der nördlichen Untersteiermark Überraschungen bringen, um so mehr als auch bei den steirischen Slowenen der Landespatriotismus und die unfreundliche Stimmung gegen die Krainer noch keineswegs erstorben sind. Jedenfalls gibt die Kärntner Entscheidung der deutschen Forderung nach Selbstbestimmungsrecht auch für die einzelnen steirischen Gaue einen neuen Rückhalt.

Daß Italien das Ergebnis der Abstimmung nur begrüßen kann, liegt auf der Hand. Die Zone A hätte den Südslawen einen guten Aufmarschraum gegen Italien geboten. Italienische Vertreter haben aber früher oft erklärt, daß für ihr Land auch die Zugehörigkeit Marburgs und seines Drautals zum Südslawenstaat bedenklich sei. Italien hat sich in Paris den Widerstand dagegen abkaufen lassen. Seine Politik kann aber um so eher in das alte Gleise zurückkehren, je mehr sich seine Ansprüche an der Adria mit jenen der Südslawen kreuzen. Und so dürfte das Verlangen Österreichs nach „Revision" und „Selbstbestimmungsrecht" für Untersteier, wenn es nach der Veränderung der Lage in Kärnten erhoben wird, kaum ohne Unterstützung im Kreise der fünf Hauptmächte bleiben. In jedem Fall ist die Abstimmung in Kärnten seit langem das erste Ereignis, das den Mut und die Hoffnung der österreichischen Deutschen stärken kann, der erste Erfolg ihrer nationalen Arbeit, die erste nachträgliche Rechtfertigung des Standpunktes, den sie vertreten haben, durch unverkennbare Tatsachen, der erste Ansporn zum Hoffen und Handeln in diesem verzagten Staat. Deshalb ist ihr Ergebnis überall in Österreich mit so großem Jubel aufgenommen worden.

Der Daseinskampf der Deutschen Bücherei im deutschen Bibliothekswesen

Von Dr. Hans Praesent, Leipzig

Welchen bedeutenden Aufschwung die deutschen Bibliotheken seit Beginn dieses Jahrhunderts bis zum Kriege genommen hatten, wie wichtig allmählich ihre Tätigkeit und wie einschneidend ihre gedeihliche Entwicklung für die Fortschritte der Wissenschaft geworden waren, das hat Richard Fick bereits an dieser Stelle (1918, Nr. 48) in einer Betrachtung über „Deutsches Bibliothekswesen im Weltkrieg" darzustellen versucht. Der Krieg drohte diese verheißungsvolle Entwicklung zunächst jäh zu unterbrechen. Aber je länger er dauerte, je mehr alles Tun und Denken durch ihn beeinflußt wurde, desto sicherer stellte sich auch das gesamte Bibliothekswesen auf „Kriegsbetrieb" ein. Zu den friedensmäßigen Aufgaben der Bereitstellung und Darreichung jeder Art von Literatur kamen neue kriegsmäßige hinzu, von denen nur die Anlage von Kriegssammlungen in den größeren Bibliotheken und die Versorgung der Truppen im Felde und in

den Lazaretten mit gutem Lesestoff durch Einrichtung von Frontbüchereien genannt seien. Erst das traurige Ende des Krieges und die Revolution brachten, wie allen deutschen Kultureinrichtungen, auch den Bibliotheken schwere Schädigungen und eine mehr oder weniger große Krisis, in der sie augenblicklich stehen, und von der eingeweihte Kreise selbst noch nicht wissen, wie und wann sie zu lösen sein wird. Die Hauptursache dieser Krisis liegt auf finanziellem Gebiet, an dem rapid gesunkenen Wert der deutschen Währung. Reich und Bundesstaaten sind nicht in der Lage, die Etats der wissenschaftlichen Bibliotheken, von denen hier im besonderen die Rede sein soll, genau entsprechend dem gesunkenen Geldwerte zu erhöhen. Fanden hier und da auch kleine Erhöhungen des Etats statt, so ist das doch in Wirklichkeit längst nicht ausreichend, um z. B. die vor dem Kriege gewohnten Bücheranschaffungen durchführen zu können.

So leiden unsere wissenschaftlichen Bibliotheken, deren geringe eigene Einnahmequellen (Gebühren für Benutzung) sich nicht den Anforderungen der Ausgabeposten anpassen können, wie es bei einem gesunden kaufmännischen Unternehmen a priori Voraussetzung ist, zur Zeit unter der maßlosen Teuerung. Die Preise der deutschen Bücher sind auf das Fünf- bis Sechsfache gegenüber 1914 gestiegen, die ausländische Literatur erfordert den acht- bis zwölffachen Betrag je nach dem Valutastande des betreffenden Landes. Die Kosten für die unumgänglich notwendigen soliden Bibliothekseinbände sind um das Zehnfache und mehr erhöht worden. Die Gehälter für die Bibliotheksbeamten und Angestellten sind infolge der Besoldungsreform mit vollem Recht drei- bis viermal höher als vor dem Kriege, Kohlen und Licht verschlingen unheimlich viel Geld, alle Materialien, wie Katalogkarten, Formulare und unzählige andere Dinge, die zu einem geordneten Bibliotheksbetriebe gehören, sind maßlos verteuert. Da infolge der Finanznot des Reiches und der Bundesstaaten die Etats, wie gesagt, nicht entsprechend erhöht werden konnten, so bleibt nur übrig: Sparen und sich einschränken, so gut es geht. Die Universitätsbibliotheken können nur noch die wichtigsten Lehr- und Handbücher anschaffen und nur die wesentlichsten deutschen Zeitschriften halten. Die Anschaffung der ausländischen Literatur ist ein besonders wunder Punkt, an den die Direktoren nur mit Schaudern denken können. Um nur ein Beispiel zu nennen, so kann die größte deutsche Bibliothek, die Preußische Staatsbibliothek in Berlin, statt früher 2300 ausländische Zeitschriften heute nur noch etwa 150 laufend abonnieren. Kleinere Bibliotheken werden fast ganz auf ausländisches Schrifttum verzichten müssen. Was das für Folgen für die Fortschritte der deutschen Wissenschaft hat, brauche ich in diesen Blättern nicht auseinanderzusetzen. Jeder Gelehrte kennt den Schaden, wenn es unmöglich ist, die ausländischen Bibliographien, Zeitschriften und die Fachliteratur zu verfolgen, um daraus Nutzen und Anregung für die eigene Forschung zu ziehen. Der Krieg hat uns ohnehin lange genug von der ausländischen Literatur abgeschnitten. Notgedrungen hat man ferner von den handfesten Bibliothekseinbänden oft abgehen müssen und verwendet jetzt, wenn es irgend angängig ist, einen billigeren Pappband oder gar eine provisorische Broschierung. Welche Nachteile das für vielgebrauchte Objekte haben muß, wird jedem mit der Bibliothekstechnik einigermaßen Vertrauten einleuchten.

Sparsamkeit und Einschränkung auf allen Gebieten sind also das oberste

Gebot für jede Bibliothek geworden. Aber diese Sparsamkeit hat ihre Grenzen, und diese sind meines Erachtens bereits überschritten worden. Schon beginnen die Nachteile sich allzu wirksam zu zeigen, und den Regierungen muß klar gemacht werden, daß weitere Einschränkungen zu den schwersten Schädigungen der deutschen Wissenschaft führen werden, zu Schäden, die — das ist besonders wichtig und liegt in der Natur der Sache — auch in späteren besseren Zeiten nicht wieder gutgemacht werden können. Das Reich und die Länder müssen also die Mittel irgendwie aufbringen und den Bibliotheken gewähren, um sie wenigstens über die Zeit der Not, von der man doch hofft, daß sie nur vorübergehend sein wird, hinwegzuhelfen. Stillstand der deutschen Geistesarbeit, die allein imstande ist, unser Volk wieder aufzurichten und zur alten wirtschaftlichen Kraft emporzuheben, würde Deutschland völlig in den Abgrund stoßen, und nichts würden unsere Feinde lieber sehen als den Rückgang der deutschen Wissenschaft und Forschung, deren Führerschaft sie uns trotz aller Demütigungen bisher nicht entreißen konnten.

Not sinnt auf Abwehr. Die Not, die nicht nur die Bibliotheken trifft, sondern auch unsere wissenschaftlichen Akademien, Forschungsinstitute, die aus gleichen Gründen auch das wissenschaftliche Druckschriftentum erschwert und unmöglich macht, die das Erscheinen von periodischen Fachorganen bereits wesentlich eingeschränkt hat und bald vielleicht zu gänzlichem Einstellen zwingen wird, — zur Abwehr aller dieser Notstände haben berufene Gelehrte vor einiger Zeit eine „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" gegründet, die unter dem Vorsitz des früheren preußischen Kultusministers Dr. Friedrich Schmidt eine allgemeine Hilfsaktion einleiten, geeignete Maßnahmen zur Milderung der Not erwägen und die Aufmerksamkeit der zuständigen Behörden immer wieder auf die bedrohlichen Folgen lenken soll, die eine völlig unzureichende Ausstattung der einzelnen wissenschaftlichen Anstalten mit Geldmitteln mit sich bringen muß. Das Interesse des Reiches soll an dem Bestand und der gedeihlichen Entwicklung aller deutschen Forschungsstätten stets wachgehalten werden, und es ist notwendig, daß den Bibliotheken ein wesentlicher Anteil an der Reichshilfe zugesprochen wird. Und noch eine weitere Aufgabe muß die „Notgemeinschaft" zu erfüllen suchen. Die wissenschaftliche Arbeit muß sozusagen rationell verteilt werden, und eine tiefgreifende Organisation muß dafür Sorge tragen, daß nicht an zwei Stellen dieselbe Arbeit geleistet wird, und daß sie andererseits dort getan wird, wo sie am zweckmäßigsten und billigsten zu leisten ist, wo die besten Vorbedingungen gegeben sind usw. So sollten also, um nur irgendein Beispiel zu nennen, gewisse Bibliographien nur von den Bibliotheken für die Allgemeinheit angefertigt werden, die dazu durch ihr Material von vornherein die geeignetsten sind und dazu von Reichs wegen beauftragt und finanziell unterstützt werden. Es müßte also eine strenge Organisation der großen wissenschaftlichen Unternehmungen stattfinden, die auch die Verteilung des vom Reich zu diesen Zwecken zur Verfügung zu stellenden Geldes nach einem genauen Plan zu übernehmen hätte. Eine derartige Organisation der geistigen Arbeit, der das Reich die nötigen Mittel anvertrauen muß, scheint mir viel leichter und dringlicher zu sein als die schon oft vergeblich erstrebte Organisation der geistigen Arbeiter.

Auch auf dem Gebiete des deutschen wissenschaftlichen Bibliothekswesens ist eine straffere Organisation in vielen Dingen zweifellos vonnöten und würde gemeinsam mit der schon besprochenen Sparsamkeit die Bibliotheken als „die wichtigsten und unentbehrlichsten Hilfsmittel zur Sicherung, Verbreitung und Fortpflanzung der Gelehrsamkeit" über die Zeit der Not besser hinwegbringen. In der Tat haben die anerkannten Führer unserer Bibliotheken bereits mannigfache Vorschläge besprochen, die im wesentlichen auf gemeinsame Verständigung in bezug auf Arbeitsteilung und Dezentralisation wichtiger Aufgaben hinauslaufen. Bemerkenswert war in dieser Beziehung besonders der letzte deutsche Bibliothekartag in Weimar (Pfingsten 1920), in dessen Mittelpunkt ein Vortrag von Professor Dr. Minde-Pouet, dem Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig, über „gemeinsame Aufgaben der deutschen Bibliotheken" stand, und der die wichtigen Probleme behandelte, über deren Durchführung zuvor die Deutsche Bücherei mit den beiden größten deutschen Bibliotheken, der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin und der Bayerischen Staatsbibliothek in München, sich im wesentlichen geeinigt hatte. Es soll im folgenden nicht die Aufgabe sein, alle die Maßnahmen zweckmäßiger Organisation zu besprechen, die in dem Vortrage zur Sprache kamen, und die nach ihrer restlosen Durchführung zweifellos wiederum ein glänzendes Beispiel deutscher Organisationsfähigkeit darstellen würden, sondern es soll an dieser Stelle lediglich betrachtet werden, inwieweit die Deutsche Bücherei sich an den gemeinsamen Aufgaben beteiligen kann, und wie sie sich durch Übernahme bestimmter Aufgabengebiete infolge ihrer eigenartigen Struktur mit möglichstem Nutzen für die Gesamtheit in den Rahmen des deutschen Bibliothekswesens einfügen läßt. Die Darstellung beruht auf persönlichem Miterleben und Mitdurchdenken der Fragen, die in den letzten Monaten die Beteiligten beschäftigt haben.

Die Deutsche Bücherei, deren Gründungsgeschichte und bisherige satzungsmäßigen Aufgaben und Ziele hier wohl als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, hat in den fast acht Jahren ihres Bestehens eine eigenartige Stellung innerhalb des alten festgefügten deutschen Bibliothekswesens eingenommen. Entstanden war sie aus der Initiative einzelner ideal und großzügig denkender Männer, als das Deutsche Reich auf der Höhe seiner Macht stand. Sie konnte am 1. Januar 1913 beginnen, das gesamte deutsche Schrifttum des In- und Auslandes zu sammeln, indem der opferwillige deutsche Verlagsbuchhandel und die Mehrzahl der Behörden sich verpflichteten, ein Exemplar kostenlos der neuen Bibliothek zu liefern. Der sächsische Staat und die Stadt Leipzig schufen noch rechtzeitig in den ersten Kriegsjahren (1914—16) das prächtige Gebäude an der südöstlichen Peripherie Leipzigs, das ohne Zweifel als der modernste und zweckmäßigste Bibliotheksbau Deutschlands gelten darf, und das wiederum der Buchhandel in vornehmer Weise ausschmücken half. Man darf jedoch nicht verkennen, daß die Gründung der Deutschen Bücherei in Leipzig nicht ohne Gegnerschaft geschah, die besonders von den älteren Bibliotheken ausging, die sachlich erwogen, daß es vielleicht besser gewesen wäre, die Deutsche Bücherei auf die Bestände der Königlichen Bibliothek in Berlin aufzubauen, um dadurch eine Art Reichsbibliothek zu schaffen, deren sich Frankreich in der Bibliothèque nationale und England im Britischen Museum schon lange zu erfreuen haben. Das scheiterte

zum Teil an der zentralen Bedeutung Leipzigs als Buchhändlerstadt und ganz allgemein an dem Partikularismus, der nun einmal im Deutschen Reiche vorhanden ist, und mit dem man stets trotz aller Einigkeit rechnen muß. Als die Deutsche Bücherei ihre Sammeltätigkeit begonnen hatte, hörte zwar im wesentlichen die offene Gegnerschaft auf, aber die älteren Bibliotheken begingen den Fehler, daß sie sich wenig oder gar nicht um das Gedeihen der jüngsten Schwester kümmerten, ihre Vorteile nicht sahen, ihre Schätze nicht ausnutzten, kurzum, ihrer Entwicklung zu gleichgültig gegenüberstanden.

Die Deutsche Bücherei hat ihrerseits, abgesehen von den Kinderkrankheiten, die jede junge Anstalt durchzumachen hat, sich unter tatkräftiger Fachleitung und mit Hilfe einer von Anfang an großzügig angelegten Organisation stetig entwickelt. Was in und an ihr gearbeitet worden ist, davon legen die bisher erschienenen sieben Verwaltungsberichte beredtes Zeugnis ab. Sie hat ihre Aufgaben im stillen erfüllen müssen, denn es war ihr leider bis jetzt nicht vergönnt, in vollem Umfange an die Öffentlichkeit zu treten und sich aller Welt nutzbar zu erweisen. Wäre die Not des Krieges nicht in ihre Entwicklungsjahre gekommen, so hätte sie auch nach außen hin eine viel bedeutendere Wirksamkeit entfalten können. So aber hat sie der verlorene Krieg ganz besonders hart treffen müssen, da sie ja nicht eine finanziell fest fundierte Staatsanstalt ist, deren Bestehen gesichert erscheinen muß, sondern in ihrem Unterhalt von der jährlichen Neubewilligung seitens des sächsischen Staates, der Stadt Leipzig und des Börsenvereins Deutscher Buchhändler abhängig ist. Es ergab sich der merkwürdige Zustand, daß die Arbeitskraft des wissenschaftlichen Direktors, wenigstens in den letzten Jahren, im wesentlichen auf die Frage how to make money für die nächsten Monate gerichtet sein mußte.

Während so die Deutsche Bücherei in der letzten Zeit besonders durch die hohen Anforderungen der Besoldungsreform in die ernsteste Finanzkrisis seit ihrem Bestehen geraten ist und augenblicklich erwogen werden muß, den Betrieb überhaupt einzustellen, was gleichbedeutend wäre mit einem Aufgeben des Gedankens der Deutschen Bücherei für alle Zukunft, da sich ein Stillstand des Betriebes selbst weniger Wochen kaum je wieder gutmachen ließe, während die Schließung der Deutschen Bücherei also nur durch ein schnelles Eingreifen des Reiches mit der Bereitstellung eines Etats, dessen jährliche Höhe im Gesamthaushalt geradezu lächerlich gering ist, verhindert werden könnte, hat sich andererseits die Stellung der alten Bibliotheken zur Deutschen Bücherei in den letzten Monaten völlig geändert, und es hat die Anschauung Platz gegriffen, daß das Weiterbestehen der Deutschen Bücherei für die Zukunft des deutschen Bibliothekswesens unumgänglich notwendig ist, ja das Aufhören ihrer Sammeltätigkeit den schwersten Schaden für die deutsche Wissenschaft bedeuten würde. Diese Gedankengänge kommen in einer Erklärung und einer Denkschrift zum Ausdruck, die am 24. August dieses Jahres eine Reihe der bedeutendsten deutschen Bibliotheksdirektoren in einer nach Leipzig zusammengerufenen Konferenz gefaßt und aufgestellt haben. Die Erklärung lautet:

„Die Deutsche Bücherei ist wie alle wissenschaftlichen Anstalten Deutschlands in so schwere Bedrängnis geraten, daß ihr Weiterbestehen gefährdet ist. Als Abhilfe ist ihre Verschmelzung mit der Leipziger Universitätsbibliothek

vorgeschlagen worden. Dem gegenüber müssen die am 24. August 1920 in Leipzig versammelten Vertreter des wissenschaftlichen Bibliothekswesens, insbesondere des Vereins Deutscher Bibliothekare und des Beirats für Bibliotheksangelegenheiten in Preußen nach eingehender Prüfung der allgemeinen wie der örtlichen Verhältnisse den Gedanken einer solchen Verschmelzung im Interesse beider Anstalten entschieden ablehnen. Vielmehr sprechen sie in voller Würdigung der bisherigen Leistungen der Deutschen Bücherei wie der ihr künftig zur Förderung des ganzen deutschen Bibliothekswesens zuzuwendenden Aufgaben einmütig die Überzeugung aus, daß die Deutsche Bücherei als selbständige Anstalt unbedingt erhalten werden muß.

Geheimer Hofrat Dr. Boysen, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig; Dr. Fick, Abteilungsdirektor der Preußischen Staatsbibliothek Berlin; Hofrat Dr. Frankfurter, Direktor der Universitätsbibliothek Wien; Professor Dr. Längin, Direktor der Landesbibliothek Karlsruhe; Geheimer Regierungsrat Dr. Milkau, Direktor der Universitätsbibliothek Breslau; Professor Dr. Minde-Pouet, Direktor der Deutschen Bücherei Leipzig; Dr. Naetebus, Direktor der Universitätsbibliothek Berlin; Geheimer Regierungsrat Dr. Paalzow, Abteilungsdirektor der Preußischen Staatsbibliothek Berlin; Dr. von Rath, Direktor der Bibliothek des Reichsgerichts Leipzig; Dr. Schmidt, Direktor der Landesbibliothek Darmstadt; Geheimer Rat Dr. Schnorr von Carolsfeld, Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek München; Geheimer Regierungsrat Dr. Schwenke, Erster Direktor der Preußischen Staatsbibliothek Berlin."

An dieser Erklärung und den sich daran anschließenden längeren Ausführungen*) dürfen, so sollte man meinen und hoffen, die zuständigen Finanzbehörden nicht ohne weiteres vorübergehen. Es wäre ja auch eine Torheit, wollte man gerade diejenige Bibliothek eingehen lassen, die als einzige in Deutschland alle Bücher geschenkt bekommt, teils von den Produzenten direkt, teils verpflichtungsgemäß vom Börsenverein, der alle die Druckschriften kaufen und der Deutschen Bücherei zur Verwahrung übergeben muß, die ihr aus irgendeinem Grunde nicht geschenkweise zugehen. Die Deutsche Bücherei hat also nur die Kosten für die katalogmäßige Bearbeitung, Aufbewahrung, Bereitstellung an das Publikum und Nutzbarmachung ihrer Schätze für das Bibliothekswesen und die Bibliographie zu tragen.

Welcher Art sind nun die Vorteile, die die deutschen Bibliotheken und die Wissenschaft aus dem Bestehen der Deutschen Bücherei ziehen können, d. h. welche besondere Bedeutung fällt der Deutschen Bücherei im Rahmen der übrigen Bibliotheken zu? Es soll dabei weniger auf Vollständigkeit als auf Hervorhebung einiger großer Gesichtspunkte im folgenden ankommen.

Die Deutsche Bücherei ist zur Zeit die Zentralsammelstelle des gesamten deutschen Verlagsbuchhandels, sämt-

*) Raummangel verbietet hier den Abdruck. Sie sind nachzulesen u. a. im „Börsenblatt f. d. Dtsch. Buchhandel" Nr. 201, 7. Sept. 1920 und „Deutsche Verlegerzeitung" Nr. 18, 15. Sept. 1920.

licher deutschen Zeitschriften, aller ihr irgendwie bekannt werdenden Privatdrucke und sämtlicher deutschen amtlichen Drucksachen. Auch alle kartographischen Erzeugnisse gehören dazu. Sie hat die Aufgabe, dieses deutsche Schrifttum auch tatsächlich vollständig zu ermitteln und sich einzuverleiben, was sie durch ausgedehnte Werbetätigkeit und sonstige Maßnahmen zu erreichen suchen muß. Die großen Landes- und Universitätsbibliotheken können sich also in der Beschaffung der deutschen Literatur auf die notwendigsten Werke beschränken und in Zweifelsfällen auf die Anschaffung eines Buches verzichten, indem sie sich sagen: von der Deutschen Bücherei ist es nötigenfalls zu haben, geht also der Wissenschaft nicht verloren. Dafür können sie ihre Mittel mehr auf die Anschaffung ausländischer Bücher verwenden, nicht wahllos, sondern auch nach einem bestimmten Plan, indem die großen Bibliotheken die einzelnen fremden Länder untereinander verteilen, die sie in ihren Anschaffungen bevorzugen wollen. Ein Gelehrter soll sich also später mit einiger Gewißheit sagen können: Jedes deutsche Buch ab 1913 finde ich bestimmt in der Deutschen Bücherei, die polnische und russische Literatur am ehesten z. B. in Königsberg oder Breslau, die italienische in München, die englische in Göttingen usw. Während also Aufgabe der Deutschen Bücherei nach wie vor das Sammeln aller im deutschen Verlagsbuchhandel neu erscheinenden Schriften bleiben soll, und bei den übrigen großen Bibliotheken möglichste Arbeitsteilung in bezug auf die zur Zeit teuere ausländische Literatur verabredet werden muß, werden dadurch erhebliche Kosten bei allen Beteiligten gespart werden können. Eine ähnliche Dezentralisation ist auch auf dem Gebiete der amtlichen Drucksachen nötig, die ja satzungsgemäß auch sämtlich von der Deutschen Bücherei erfaßt werden sollen. Daß es jedoch unmöglich ist, die ungeheure Menge der amtlichen Drucksachen, die allein etwa 50 % des gesamten Druckschriftentums ausmachen, an einer einzigen Stelle zu sammeln, ist eine der wichtigen Erfahrungen, die die Deutsche Bücherei bereits machen konnte; die amtlichen Drucksachen jedes einzelnen Gebietes müssen von der nächstgelegenen Bibliothek gesammelt werden, wobei auch kleinere Landes- und Stadtbibliotheken zur Mitarbeit herangezogen werden können. Ebenso erscheint eine Arbeitsteilung gegenüber der ungeheuren Literatur des Auslandsdeutschtums durchaus geboten. Der Deutschen Bücherei fiel ebenfalls bisher die Sammlung dieser schwer zu erfassenden Literatur zu, die sie allerdings wegen des Krieges kaum in Angriff nehmen konnte. Auch da müßten die großen Bibliotheken, woran sich ebenfalls die Deutsche Bücherei als ein Glied beteiligen könnte, eine Vereinbarung treffen, auf Grund deren jede ihr Sondergebiet zugewiesen erhielte; eine so weit gehende Teilung wie bei den amtlichen Drucksachen wäre natürlich überflüssig; die Arbeit könnte von wenigen großen Bibliotheken geleistet werden, praktischerweise von denselben, die die Bevorzugung bestimmter Auslandsliteratur überhaupt übernommen haben.

Die Hauptaufgabe, die der Deutschen Bücherei zufallen sollte, erblicke ich in der Übernahme der Katalogisierung der gesamten deutschen Literatur für alle anderen Bibliotheken und die Herstellung und Herausgabe von Titel- und Zetteldrucken für alle Kataloge. Was also jetzt von der Preußischen

Staatsbibliothek für sich und die zehn preußischen Universitätsbibliotheken in den „Berliner Titeldrucken" geschieht, muß von der Deutschen Bücherei auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnt werden, da ihr allein die neueste deutsche Literatur vollständig und schnellstens zugeht. Voraussetzung wäre dabei selbstredend eine Einigung der deutschen Bibliotheken über die Hauptgrundsätze der Katalogisierung, damit die Zettel für alle Bibliotheken gleich brauchbar wären. Welche Ersparnisse dabei von den einzelnen Bibliotheken gemacht werden könnten, ist noch gar nicht abzusehen. Eine derartige große Organisation wird natürlich nicht von heute auf morgen geschehen können, sondern vielleicht ein paar Jahre brauchen, bis alle Beteiligten den vollen Nutzen der an einer Stelle für sie vollbrachten Arbeitsleistung verspüren.

Eine Aufgabe, die aus der eben genannten herauswächst und gleichzeitig geschehen kann, wäre die Neugestaltung des bekannten Deutschen Bücherverzeichnisses seitens der Deutschen Bücherei, das weit vollständiger sein müßte als heute, um den Bedürfnissen des Bibliothekars ebenso wie denen des Buchhändlers zu genügen. Es müßte z. B. auch sämtliche zu erfassenden Privatdrucke enthalten, am besten in einem Ergänzungsbande, der gesondert von dem für die Buchhändler berechneten Hauptteil bezogen werden könnte.

Als die Krone bibliothekarischer Arbeit wäre schließlich noch die Organisation und Herausgabe von systematischen Bibliographien zu bezeichnen, die der Deutschen Bücherei gemeinsam mit den größten übrigen Bibliotheken als eine Zukunftsaufgabe zufallen müßte, da sie über das gesamte deutsche Material verfügt. Fachbibliographien der einzelnen Wissenschaften könnten je nach Bedarf von der Deutschen Bücherei unter Mitarbeit dazu geeigneter Kräfte und anderer Bibliotheken herausgegeben werden. Das ist wiederum eine Arbeit, die für die Allgemeinheit zu geschehen hat, und an der daher das Reich stark interessiert sein muß. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, hier einzelne Vorschläge zu derartigen bibliographischen Arbeiten zu besprechen, doch sind sie ja zunächst nicht so dringend und müssen besseren Zeiten überlassen bleiben. Nur sei z. B. an die Neuherausgabe des „Gesamtzeitschriften-Verzeichnisses" erinnert, für das die Mitarbeit der Deutschen Bücherei infolge ihres Besitzes von etwa 20 000 Periodica unentbehrlich ist.

Die Hilfe, die die Deutsche Bücherei den übrigen Bibliotheken und allen Gelehrten als Auskunftsbureau für alle Fragen, die die deutsche Literatur ab 1913 betreffen, ferner als Ergänzung des Preußischen Gesamtkatalogs in Berlin oder in Verbindung mit dem Sammelkatalog der Rothschildschen Bibliothek in Frankfurt a. M. und nicht zuletzt durch den Anschluß an den allgemeinen Leihverkehr zu leisten imstande sein wird, kann noch gar nicht abgeschätzt und sollte hier nur angedeutet werden, ohne daß auf Einzelheiten eingegangen wird.

Aus alledem läßt sich wohl erkennen, daß die Aufgaben der Deutschen Bücherei und ihre innere Struktur ganz eigenartiger Natur sind und ihr Charakter von dem der übrigen Bibliotheken wesentlich abweicht. Ihr Betrieb ist völlig von der deutschen Druckschriftenproduktion abhängig und steigt und fällt mit dieser. Während andere Bibliotheken

z. B. in schlechten Zeiten ihre Arbeit einschränken und sogar beschließen können, keine oder nur wenige Bücher anzuschaffen, ist der Deutschen Bücherei eine solche Einschränkung überhaupt unmöglich, da der Gedanke der Deutschen Bücherei eben auf dem Prinzip der absoluten Vollständigkeit des deutschen Schrifttums beruht. Würde dieses aufgegeben werden, so wäre die Idee der Deutschen Bücherei hinfällig und ihr Weiterbestehen nicht mehr zu rechtfertigen. Je mehr die Deutsche Bücherei von den skizzierten Aufgaben übernehmen wird, desto mehr wird sie sich in ihrem Charakter von den anderen Bibliotheken unterscheiden müssen. Sie ist weit davon entfernt, etwa eine Reichs-, National- oder Zentralbibliothek für Deutschland sein zu können und zu wollen, sondern sie wird eine Art Hilfsanstalt für alle anderen werden, aber doch ein Mittelpunkt für bibliothekswissenschaftliche Arbeiten, die nur von ihr unternommen werden können, und sie wird weniger für sich als für andere und die Gesamtheit Arbeit leisten. Daher wird sie nie den Ehrgeiz fühlen dürfen, selbst die meisten Benutzer im eigenen Lesesaal bedienen oder den größten Bücherumsatz als das Erstrebenswerteste ansehen zu wollen, sondern ihre Hauptarbeit wird sich mehr innerhalb eines wohlgeschulten Beamtenkörpers an den Katalogen, am Redaktionstisch oder von Bibliothek zu Bibliothek, nicht aber im direkten Verkehr mit dem Publikum abspielen.

Die Deutsche Bücherei wird im Kreise der deutschen Bibliotheken eine bedeutende Rolle spielen und hervorragende Leistungen bieten, wenn sie sich erst einmal frei von allen Finanzsorgen ganz der bibliothekswissenschaftlichen Arbeit zu widmen vermag, und eine Entlastung für alle anderen Bibliotheken bedeuten, wenn sie erst dem allgemeinen Leihverkehr ihre Schätze wird zur Verfügung stellen können. Jeder, der in den letzten Jahren den stolzen Bau an der Straße des 18. Oktober betreten und einen Blick in den Organismus der Bücherei geworfen hat, ist erstaunt gewesen über dieses deutsche Kulturwerk, das dort mitten in schwerster Kriegszeit emporgewachsen ist. Möge die Hilfe, die der Deutschen Bücherei immer wieder von den maßgebenden Vertretern des Reiches und der Einzelstaaten zugesichert worden ist, bald und ausreichend eintreffen zum Ruhme der deutschen Wissenschaft und zur Hebung des Ansehens unseres Vaterlandes; denn nach dem unglücklich verlaufenen Kriege brauchen wir mehr denn je ein verstärktes Eintreten für deutsche Kulturförderung, eine erhöhte Anstrengung, unser Geistesleben zu pflegen, unsere ideellen Güter zu wahren und unsern geistigen Ruf in der Welt zu erhalten und zu vermehren!

Paris im Sommer 1920

Von Otto Grautoff.

Die nachstehenden Ausführungen, die einerseits den Starrsinn des französischen Nationalismus, anderseits den unpolitischen Verständigungsdrang Deutscher hervortreten lassen, glauben wir unseren Lesern unter Wahrung unserer eigenen Grundeinstellung mitteilen zu sollen, da sie auf alter und intimer Fühlung mit dem französischen Kulturleben beruhen.

Der Deutsche, der nach sechs Jahren zum ersten Male wieder Paris betritt, die Stadt, die er vielleicht einst glücklich bewohnt hat, tut es mit tiefem Bangen vor den Eindrücken, die ihn dort erwarten sollen. Die Traurigkeit dieser Erwartung wird teils übertroffen, teils gehoben. Tiefer noch als gefürchtet drückt der Unterschied zwischen dem besiegten und dem (wenn auch nur scheinbar) siegenden Lande. Man empfindet auf Schritt und Tritt schmerzlich, wieviel Selbstverständlichkeiten nicht nur in bezug auf die Ernährung, die kulinarischen Genüsse uns fremd geworden sind.

In den Auslagen der Schaufenster sieht man alles — zum 2½ bis 3fachen Friedenspreise —, was für französische Börsen erschwinglich aussieht. Papiernot scheint nicht zu herrschen. Die Verleger bringen ein Buch nach dem anderen auf den Markt. Die Zentralstelle des französischen Buchhandels erleichtert — im Gegensatz zu Deutschland — den Absatz in das Ausland. Als junger, sehr rühriger Verlag ist die „Sirene" zu nennen, deren lyrische und epische Publikationen oft mit Holzschnitten von Dufry, Masereel, Shote, André, Marc und anderen geschmückt sind. An Büchern und Zeitschriften wird der Aufschwung, den die Schwarzweißkunst genommen hat, ersichtlich. Fast alle bedeutenden jungen Künstler haben sich auch diesem Betätigungsfeld zugewandt und leisten darin zum Teil Außerordentliches.

Der Charakter der Zeitschriften hat sich im allgemeinen nicht verändert. „La nouvelle revue francaise" hat an Ansehen und Bedeutung noch gewonnen. Als Chronik ist ihr auch heute noch der „Mercure de France" überlegen. Indessen ist er in seinen Tendenzen derartig nationalistisch geworden, daß er sich prinzipiell weigert, literarische oder verlegerische Beziehungen zu Deutschland wieder anzuknüpfen. Er verneint jede weltbürgerliche Gesinnung, die bei André Gide und seinem Kreis uns so wohltuend berührt. Vorläufig steht die angelsächsische Welt im Vordergrund des Interesses. Man veröffentlicht Werke von Herbert Browning, Samuel Butler, J. M. Keynes. Paul Galland, Valery Larband, Albert Thibaudet haben sich während des letzten halben Jahres mit englischen Problemen beschäftigt. Die Betrachtung deutscher Geistesarbeit steht vorläufig noch im Hintergrund. Indessen weiß ich, daß Felix Bertaux, ein verständnisvoller Kenner Deutschlands, sich mit ihr beschäftigt und Studien über Gundolf, Spengler, Bertram vorbereitet, die gewiß von dem gleichem loyalen Empfinden getragen sein werden wie seine Arbeiten über Walter Rathenau und Dehmels Kriegstagebuch, die bereits erschienen sind. Ihm zur Seite wird demnächst der Berliner Privatdozent Groothusen treten, der als Mitarbeiter der Nouvelle revue francaise gewonnen ist. Neben Gide macht sich Gaston Gallunard, der Sohn des bekannten Sammlers, um den Verlag ver-

dient. Alles, was diese beiden Männer unternehmen, steht auf einem hohen Niveau und ist von heiterer Lebensbejahung durchstrahlt.

Aus der jüngsten Literatur ist ersichtlich, daß sich die Gedanken, die schon vor 1914 in der Jugend Frankreichs lebendig waren, sich organisch fortentwickelten. Bergson war es, der damals die Studentenschaft für sich gewann. Sie entnahm aus seinen Worten Forderungen zur Befreiung von der Alleinherrschaft des naturwissenschaftlichen Denkens. Die Fesseln aller abstrakten Postulate, die das Bildungsideal des Positivismus und des Kritizismus im neunzehnten Jahrhundert aufgestellt hatten, sollten gesprengt werden. Ebenso wie diese Zertrümmerung der materialistischen Weltanschauung fanatisierte die Jugend Bergsons Erkenntnis des élan vital und der évolution créatrice. Die Abkehr vom rein intellektuellistischen Denken und der Struktur einer volunteristischen Philosophie hatte zündende Kraft. Bergsons Satz: „Der Körper ist ein Werkzeug des Handelns" wurde das Leitmotiv des neuen Geschlechts.

Man sprach von 1913 ganz allgemein vom „réveil" vom „renouvellement" des französischen Geistes. Der „néocatholécisme" gewann täglich an Terrain und Ausdehnung. Damals haben die Deutschen Paul Claudel die ersten Ruhmeskränze gewoben. Er nahm die Huldigungen dankbar hin und ließ sich als neuen katholischen Mystiker feiern, wußte aber schon damals, daß auch sein Katholizismus nur eine Teilerscheinung seines sprungbereiten Nationalismus sein würde. 1914 erschien der letzte Band von Romain Rollands „Johann Christof", in dem in epischer Form alles das, was ich hier andeute, breiter und wirksamer vorgestellt worden ist, als ich es vermag.

Der damals gesponnene Zusammenhang zwischen den geistigen Führern Frankreichs hat sich im Kriege gestärkt und bewährt und sich für die Nation als heilsam erweisen. Sehr deutlich tritt aber zutage, daß alle Strömungen, die damals die Gemüter bewegten, Teilerscheinungen des Nationalismus waren und sind, in dem sich heute fast alle Kreise Frankreichs einig fühlen. Auch der Neukatholizismus, der vor 1914 eine bedeutende Rolle im Geistesleben zu spielen schien, ist ganz in den Hauptstrom eingemündet. Die Gotteshäuser sind nicht stärker besucht als früher, die Frömmigkeit erweist sich nirgends als überzeugte; dennoch liegt ein tiefer Sinn in der neukatholischen Bewegung: sie bedeutet die Achtung vor der Tradition, das Opfer, das auch skeptische Kreise den rein französischen Überlieferungen bringen und so ist auch der Neukatholizismus eine Teilerscheinung der nationalen Erhebung. Die ethischen oder mystischen Züge treten daher auch hinter den politischen zurück; so ist die Forderung nach der Wiederaufnahme der Beziehungen Frankreichs mit dem Vatikan weniger eine Angelegenheit der französischen Gläubigen als eine Forderung nationaler Würde. Die angeblich neutrale oder deutschfreundliche Haltung des Papstes, die auch heute noch beständig verurteilt wird, wird nicht als eine Beleidigung der französischen Katholiken, sondern des französischen Nationalgefühls angesehen. Daß national und katholisch in Frankreich synonyme Begriffe sind, erkennt man, wenn man die „Action francaise", den „Gaulois", das „Echo de Paris" oder die Zeitschriften: „L'idéal, „La revue universelle", „La revue critique" usw. durchblättert. Infolgedessen ist eine Überbrückung der deutsch-französischen Gegensätze durch die Vermittlung des Katholizismus vorläufig ziemlich aussichtslos.

Paul Claudel, der durch seine Kenntnis Deutschlands und durch seine Erfolge in Deutschland der berufendste Vermittler dieser Kreise wäre, hat sich auf den Gipfel des Nationalismus geschwungen, in dem er seine Übersetzer und die Theaterleiter, die seine Stücke aufführen, im Kriege als Diebe bezeichnete. Seine Haltung ist symptomatisch.

Auch die Erneuerung des jüdischen Glaubens, die durch das Abkommen von San Remo eine neue Basis erhalten hat, ist weniger ethisch als national orientiert. Die Errichtung des jüdischen Nationalstaates ist nunmehr das Hauptziel der Zionisten. Es ist bezeichnend, daß das „peuple juif" sich nicht über Mangel an Ethos in den jüdischen Kreisen Frankreichs beklagt, sondern über Mangel an jüdischem Nationalbewußtsein. Diese Klage ist gleichzeitig ein Gradmesser für die straff gespannte Organisation im geistigen Frankreich. Die Franzosen dulden nicht, daß Bürger ihres Staates ein anderes Nationalbewußtsein pflegen als das französische. Und der französische Jude, dem schon Mangel an Bekennermut zu seiner Rasse vorgeworfen wird, wird sich nicht noch weiteren Vorwürfen aussetzen, indem er Neigungen zu den feindlichen Nachbarn erkennen läßt. Nur wenige Ausnahmen vertreten den Standpunkt der europäischen Kulturgemeinschaft. Mit ihnen ist ein Verkehr in verbindlichen und menschlichen Formen denkbar.

Der französische Protestantismus ist auch nicht deutschfreundlich. — Man sollte überhaupt dieses törichte Wort aus dem Sprachgebrauch wieder ausschalten; denn diese Bezeichnung der Fragestellung ist völlig irreführend und zeigt die europäischen Probleme in falscher Beleuchtung — Aber Protestanten haben sich während des Krieges in Frankreich als freie, weite und ruhig wägende Ethiker erwiesen. Während die katholisch-nationalistische Presse die Deutschenhetze betrieb, haben der protestantische Theologe Doumergue und der protestantische Dichter André Gide ihre Menschlichkeit dem Feinde gegenüber nicht verloren. Gide hat kein hartes Wort im Kriege geschrieben. Er ging ganz auf in der sozialen Fürsorge. In diesen freilich engen Kreisen werden die ehemaligen Feinde Frankreichs mit einem Takt empfangen, den sie sich wünschen.

Es gibt zwei Kreise von Franzosen, die dem Umgang mit Deutschen völlig ausweichen: erstens die chauvinistisch gesinnten Franzosen, deren Wortführer Léon Daudet und Jacues Dainville sind, und die die Vernichtung des Deutschtums als ihre Lebensaufgabe ansehen, zweitens diejenigen Franzosen, die mit dem internationalen Bolschewismus sympathisieren. Sie verlangen ein siebenfach abgestempeltes Attest, daß der Deutsche, der empfangen werden will, nicht irgendwelcher nationaler Empfindungen verdächtig ist. Darin sind sie den nationalistischen Elementen verwandt.

Die Reihen der Künstler und geistigen Arbeiter, die nicht nur als Franzosen, sondern auch als Europäer empfinden, sind durch den Krieg glücklicherweise nur wenig gelichtet. Man findet die Führer der einzelnen Gruppen: Matisse, Decain, Fobeen auf der einen Seite, Picasso, Braque, Leger auf der andern wieder, und man verfolgt den Weg, den sie seit sechs Jahren zurückgelegt haben. Das Erstaunlichste ist die Wendung, die Picassos Stil genommen hat. Er hat seine kulistischen Versuche fast ganz beiseite gelassen und ist zu den Klassizisten, zur Jugend zurückgekehrt. Mochten auch für den aufmerksamen Beobachter schon in den Jahren 1912—14 die doktrinären Theorien der Kulisten und ihre völlig einseitige Betonung des Kulischen und Linearen mit Notwendigkeit auf eine neue Klassik hinweisen, so war

doch zu erhoffen — insofern man an den Ernst eines Picasso glaubte —, daß dieser Führer der kulistischen Bewegung das Errungene in eine neue Stilwandlung hinübernehmen und verarbeiten würde. Decain, Fobeen, Blannik, Frieß haben sich so entwickelt und sind zu einer reifen Synthese gekommen, die ihnen die größten Erfolge gebracht hat.

Bei Picasso dagegen: eine vollständige Schwenkung. Er geht ganz und gar von der Linie aus; das Kulische scheint ihn in der einen Serie seiner Bilder überhaupt nicht zu interessieren. Sie wirken wie leidliche Nachschöpfungen Raffaelscher und Jugreścher Zeichnungen. Wohlgemerkt, aber nur in der einen Reihe. Daneben malt er für seinen früheren Verehrerkreis noch kulistische Bilder, die von dem Kunsthändler Leone Rosenberg propagiert werden. Den Jugristen lanziert Paul Rosenberg.

Sie machen, wie es scheint, beide gute Geschäfte, und auch die übrigen Kunsthändler beklagen sich nicht. Die kleinen Galerien und Salons sind gar nicht mehr zu zählen. Neben ihnen hat das Kunstgewerbe imponierende Ausdehnung gewonnen. In ihm macht sich in Wandbespannungen, Teppichen, Stoffen ein angewandter Kulismus geltend.

Seitdem 1910 durch die Ausstellung des Münchener Kunstgewerbes in Paris das französische Kunstgewerbe einen aufpeitschenden Antrieb bekommen hatte, wandten sich eine ganze Reihe moderner junger Künstler der Innendekoration zu. Sie übersprangen gewissermaßen die Kinderkrankheiten, die unser Kunstgewerbe im Jugendstil durchzumachen hatte, arbeiteten von vornherein nach den Grundsätzen der Zweckdienlichkeit und Sachlichkeit, die für das praktische amerikanisierte Europa bezeichnend sind, verklärten aber jede Form mit der köstlichen Heiterkeit ihres Farbenempfindens und mit einem maßvoll verwandten aber anmutigen und lebenschwellenden Ornamentenschmuck.

Heute bestehen mehrere vereinigte Werkstätten in Paris, denen weder Rohstoffe noch Aufträge mangeln und die auf dem besten Wege sind, sich Weltgeltung zu verschaffen. André Marc, der vor zehn Jahren mit Bucheinbänden seine ersten kunstgewerblichen Erfolge hatte, leitet jetzt zusammen mit Eugéne Sue eine eigene Werkstatt mit zahlreichen Zeichnern und Facharbeitern. Francis Jourdain hat am Boulevard des capucines ein Haus ins Leben gerufen, in dem Gebrauchsgegenstände, Koffer, Hausrat für Landhäuser in künstlerischem Geschmack hergestellt werden. André Groult vereint Inneneinrichtung und künstlerische Kleidung, und arbeitet dabei mit seiner Frau zusammen.

Einen neuen Eindruck von Paris bedeuten auch seine Museen. Sie sind alle wieder geöffnet. Das Musée de Louxembourg ist geblieben, wie es war. Der Louvre hat eine ganz neue Gestalt bekommen. Die Grande Gallerie ist durch Säulen rhythmisch gegliedert, und ihr ist dadurch etwas von ihrer Endlosigkeit genommen. Alle Bilder sind neu geordnet.

Eine neue Schönheit hat Paris durch das Musée Rodin gewonnen, zu dem das wundervolle Palais Biron ausgestaltet wurde. Park und Innenräume sind durch Werke von Rodins Hand, und aus seinen Sammlungen belebt und ergeben ein zauberhaftes Ganzes, in dem der Geist des großen Meisters zu Hause ist. So sieht man auf allen Gebieten in Frankreich im Kreise von Führenden und geistig Schaffenden, einen drängenden Arbeitswillen, einen ruhigen Optimismus, der die

unterirdischen Krisen der Arbeiterbewegung, des Mangels mancher Rohstoffe und der Folgen von Zerstörungen klar ins Auge faßt und sie zu überwinden trachtet. Wenn auch hier und dort eine scharfe Kritik des Versailler Friedensvertrages und der Politik Clemenceaus zutage tritt, so wird sie doch dem Fremden gegenüber möglichst verborgen. Aufgeklärtheit, Weltbürgertum, europäische Gesinnung sind in Frankreich nämlich nicht gleichbedeutend mit Gerechtigkeit gegen Deutschland — so gern gewisse ideologische Zirkel bei uns das auch annehmen möchten.

Reichsspiegel

Die Heerschau der Deutschnationalen Volkspartei. Die Böswilligkeit der gegnerischen, die unzureichende Berichterstattung der eigenen Presse gibt von dem zweiten deutschnationalen Parteitage in Hannover ein ganz schiefes Bild. Das Wesentliche tritt nicht hervor, Einzelzüge werden unzulässig verallgemeinert. Dichtet man ihm eine Pogromstimmung an, faselt man von Revanchephrasen, die ihn beherrscht hätten, so beugt man die Wahrheit in einer Weise, die denn doch über das zulässige Maß des selbst im inneren Parteikampf Deutschlands Üblichen weit hinausgeht. Nicht die Negation, so berechtigt sie dem Zustand von heute gegenüber sein mag —, das Positive, das Neue, das Zukunftsträchtige überwog auf ihm und gab dieser Massenversammlung wie der voraufgegangenen Sitzung des Hauptvorstandes eine weit über den Tag hinausgehende Bedeutung. Diesen Erfolg der „Jungen" aber, der zukunftsfroh trotz alledem Vorwärtsdrängenden, der jungdeutsch und sozial Gerichteten in der Partei, den spürt man in den Spalten der Tagespresse so wenig heraus wie die Bedeutung der programmatischen Rede und die unvergleichlich feste Position ihres Führers Hergt, der es verstanden hat, die Partei zur völligen Einheit zusammenwachsen zu lassen, und die angesichts der nicht mehr zu verlierenden Rettungszeit verantwortungsbewußte Entschlossenheit, aus der Opposition heraus und in die in Bayern schon erreichte Mitverantwortung hinein zu kommen, den Mut, gegenüber der Selbstzersetzung der sozialistischen Parteien und dem sterbenden Marxismus den Kampf aufzunehmen um die Seele der deutschen Arbeiterschaft. . . . „Das Land, das die Arbeiterfrage zuerst gelöst hat, wird den Krieg endgültig gewinnen." Wollen die Gegner ihren gläubigen Lesern die Deutschnationalen weiterhin als Schreier, als Hetzer, als Leute der Negation sans phrase, als Revanchepolitiker und nicht ernst zu nehmende politische Kinder darstellen — habeant sibi! Um so unangenehmer für sie dereinst das Erwachen. Die gegnerischen Führer aber sind wohl schon jetzt betroffen von dem Geist der Stärke, Entschlossenheit, Kampfesfreude und Zielsicherheit, der ihnen aus Hannover trotz aller unzulänglichen Berichterstattung entgegenwehte.

Nicht als ob alles schön und gut gewesen wäre, als ob besonders am ersten Tage die Referate und die Erörterung nicht manches zu wünschen übriggelassen hätten, was die Partei selbst noch zu beschäftigen haben wird; charakteristisch bleibt der Eindruck der Stärke. Sie zeigte sich in der Teilnehmerzahl, in den trockenen Ziffern des Geschäftsberichts, in den in den Parteitag eingeschobenen Versammlungen der Sonderausschüsse und Bünde, die zur Partei gehören: schwellendes Leben, das, in den engen Rahmen dreier Tage gefaßt, ihn fast zu sprengen drohte. Die Stärke zeigte sich in der wundervollen Geschlossenheit der Stimmung und der überwältigenden Vertrauenskundgebung für den Parteiführer. Gerade dort, wo ihr in der Aufnahme neuer Gedanken am meisten zugemutet

wurde, wo alte Urteile und Vorurteile am stärksten zu überwinden waren, ging diese Versammlung von Vertretern der Partei aus dem ganzen Reiche am willigsten mit. Das war nicht Stagnation, das war flutende Bewegung. Die Stärke zeigte sich in dem zweifellosen Willen, es sich nicht auf dem Polster de Opposition bequem zu machen, sondern angesichts der furchtbaren Lage des Staates die Verantwortung auf sich zu nehmen um des Vaterlandes willen, so schwer die Erbschaft drücken möchte Ich greife einzelne Punkte heraus, die meines Erachtens in der Berichterstattung unscharf herausgekommen sind, um sie ganz klar zu beleuchten.

Die Auseinandersetzung mit der Deutschen Volkspartei lag in der Luft, zumal in Hannover, auf dem ahnererbten Boden des Bennigsenschen Nationalliberalismus. Sie ist besonders von Hergt selbst und von Helfferich in seiner großen Rede in der Stadthalle ruhig, ohne jede persönliche Schärfe gegenüber den Führern der anderen Partei und — das muß stark betont werden — mit der zweifellosen Grundrichtung durchgeführt worden, daß ein Weg zur Gesundung Deutschlands nur dann sich öffne, wenn beide Parteien schließlich loyal und verständig zusammengehen. Es war nicht Parteigezänk, sondern die notwendige Klärung vor der Preußenwahl, gerade auch den Anhängern der Volkspartei gegenüber durchaus notwendig, weil diese selbst wird endgültig Stellung nehmen müssen, und man mit einer Halbheit der Deutschen Volkspartei nicht in den Wahlkampf gehen kann. Daher die Kritik an deren Verhalten in den Junitagen der Kabinettsbildung, an ihrer Schwäche in der Koalition, an ihrem Nachlaufen gegenüber der Sozialdemokratie. Dieser Standpunkt an praktischen Beispielen dargetan: Die Partei verleugnet nicht einen Augenblick opportunistisch die Monarchie, die ihr als die der Wesensart unseres Volkes entsprechende Regierungsform erscheint, so sehr sie sich dessen bewußt ist, daß ihre Zeit noch nicht gekommen sei. Sie kämpft mit Entschiedenheit wie überhaupt für den preußischen Staatsgedanken so auch gegen die Möglichkeit einer Abtrennung Oberschlesiens von Preußen, weil sie i. E. dessen Loslösung auch vom Reiche bedeuten würde. Sie leugnet die Möglichkeit der Sozialisierung, der sie eigene positive Vorschläge entgegenstellt, und ringt bewußt mit der „überflüssigsten Partei," der Sozialdemokratie, mit der in ihrem heutigen Habitus Müller-Scheidemann zusammenzugehen i r glatt unmöglich ist, um die deutsche Arbeiterschaft.

Ein zweiter Punkt. Hört man das Echo der demokratischen Presse, so möchte es scheinen, als habe Hannover widergehallt von Schlachtrufen eines zügellosen Antisemitismus. Wir kennen die Wahrheitsliebe der Zeitungen vom Schlage des „Berliner Tageblatts"; gerade in diesen Tagen deckte Dietrich Schäfer die dort betriebene planmäßige Brunnenvergiftung an der Schandschrift von „Ludendorffs Scheu vor der Wahrheit" einmal wieder gründlich auf. In Wirklichkeit bedeutet Hannover alles andere eher als einen Sieg der „Deutschvölkischen" im Sinne eines negativen Antisemitismus, hoffentlich vielmehr die endgültige Verständigung über diese Frage im Sinne des gemeinsamen positiven völkischen Gedankens, wie er hell und rein im Vortrage Ritters erklang. Gerade hierin ist die Deutschnationale Volkspartei zu etwas viel Höherem geworden, als einer noch so großen Partei alten Stils, gerade hierin ist sie in der Tat „gewaltige, hinreißende, zukunfts- und siegessichere Volksbewegung". Gerade das Gefühl hiervon erregte wirklich die Gemüter zu heiliger Begeisterung, sprang wie der göttliche Funke vom Redner auf die Hörer über, die ihm hingerissen lauschten. Die Gegner mögen dessen sich bewußt sein, daß es sich im „Deutschen Volkstum" Wilhelm Stapels und in all den Bewegungen, die mit diesem Kennwort bezeichnet sind, um etwas Positives, Arterhaltendes, in den Tiefen deutscher Seele Wurzelndes handelt, wahrlich nicht um jenen Antisemitismus, den man die „Sozialdemokratie der Dummen" nannte.

Das fühlt die Jugend; sie würde sich nie einer Partei zuwenden, die bloß negieren oder Altes konservieren wollte. Sie ist aus ihrer Natur heraus der Halbheit Feind, sie hat aus ihrem Erlebnis des Schützengrabens

den radikalen Willen zur Volksgemeinschaft. Wehe aber der Partei, die sie nur benutzen, die sie „erfassen" und „organisieren", die sie als Stimmvieh einfangen wollte. Sie kann richtungspolitisch, sie darf nicht parteipolitisch erzogen werden. Das glänzende Referat über die Jugendfrage auf der Tagung des Hauptvorstandes zeigte das aufrichtige Verständnis gerade der führenden Stellen der Partei für diese zart und pfleglich zu behandelnden Dinge, und die weise Zurückhaltung hierin, die Anerkennung der aus eigener Kraft emporwachsenden und nicht am Gängelbande der Alten zu leitenden jungdeutschen Bewegung wird der Partei bessere Früchte tragen als der Übereifer aller anderen Parteien, die Jugend für sich einzuheimsen.

Viel wesentlicher, daß sie sich selbst immer wieder verjüngt durch diesen Geist hoffender und strebender Jugend. Und sie tat es, indem sie von den vier Hauptreferaten zweie ausgesprochenen Führern der Jugend übertrug und deren Leitsätze einstimmig gutgeheißen wurden. Die starke, ja leidenschaftliche Betonung des sozialen Gedankens, wie sie schon die Hauptvorstandssitzung gerade auch aus dem Munde des Parteiführers Hergt selbst brachte, wie er auf dem Reichsarbeiterausschuß klare Gestalt gewann, fand ihre Krönung in der großen Rede Walther Lambachs über den Weg zur deutschen Volksgemeinschaft, deren Schluß ich nachstehend im Wortlaut gebe, weil in diesen Leitsätzen ein Glied ins andere greift und damit der allgemeine Plan deutschnationaler Sozialpolitik festliegt:

„Der Friede von Versailles und das Abkommen von Spa haben Deutschland der Produktionsmittel beraubt, deren es zur Betätigung einer selbständigen und von fremden Völkern unabhängigen Wirtschaft bedarf. Das deutsche Volk ist zum Arbeitnehmervolk unter den Weltvölkern geworden.

Wir Deutschnationalen sehen dieser Tatsache nüchtern und klar ins Auge. Die Not aber soll uns zum Lehrmeister werden, der den Weg nach oben zeigt.

Sie lehrt uns vor allem, mit den Rohstoffen, den Schätzen deutschen Bodens, die uns verblieben sind, haushalten als mit einem heiligen, vom Schicksal anvertraute Pfunde. Indem wir höchstes Arbeitskönnen an ihnen betätigen, wollen wir Verschwendung auf allen Gebieten unterbinden und durch höchste Mehrleistung dafür sorgen, daß sie sich von neuem mehren, statt dahinzuschwinden, wie es zur Zeit in der deutschen Revolutionswirtschaft geschieht.

Die Not lehrt uns auch, an die Produkte, die wir einzuführen gezwungen sind, höchste Arbeitsleistung binden und sie durch Einsetzung all des Wissens und Könnens, dessen nur der deutsche Kopf- und Handarbeiter fähig ist, zu Ausfuhrgütern umgestalten, die höchsten Wert verkörpern und uns daher für die hineingesteckte Arbeit höchsten Lohn hereinbringen.

Diesen Weg lehrt uns die Not und verweist uns damit zugleich auf die Menschen, die solcher Aufgabe auf allen Wirtschaftsgebieten gerecht werden sollen.

Fast scheint es, als seien die Deutschen unserer Tage der Aufgabe nicht gewachsen. Die Volkssolidarität, die Voraussetzung ihrer Erfüllung ist, scheint restlos zerstört. Klassenkampf und Lohnstreit zerreißen, was schicksalsverbunden zusammengehört.

Wir aber wissen, daß Kapitalisten, Unternehmer, Arbeitgeber, Angestellte und Arbeiter gleich notwendige Glieder der deutschen Wirtschaft sind, die nach dem Frieden von Versailles den Arbeitgebervölkern der Entente als einheitliches geschlossenes Arbeitnehmervolk solidarisch gegenüberzutreten haben, wenn sie nicht allesamt in Sklaverei versinken wollen.

Darum wollen wir dem deutschen Arbeitnehmer, der im modernen Großbetriebe vielfach den lebendigen Zusammenhang mit dem Sinn und Ergebnis seiner Arbeit und damit das Gefühl des eigenen Mitinteresses und der Mitverantwortlichkeit verlor und sich als ausgebeutetes und unterdrücktes Werkzeug des Kapitalismus vorkam, das Bewußtsein gleichberechtigter Mitarbeit schaffen und damit Arbeitsfreude und Mitverantwortlichkeitsgefühl wiedergeben. Seine volle Gleichberechtigung als Mensch wie als wirtschaftliche Vertragspartei ist zu unumwundener praktischer Anerkennung zu bringen. Der Dienstvertrag soll sich zum Gesellschaftsvertrag emporentwickeln. Unser Ziel ist: Nicht Herrschaft des Kapitals, sondern gleichberechtigte Gesellschaftsarbeit. Die Sozialdemokratie will die Herrschaft des Kapitalismus durch sogenannte Sozialisierung beseitigen. In Wirklichkeit wird dabei nur eine bureaukratische Fiskalisierung der Wirtschaft erreicht, die keineswegs den seelischen Zusammenhang zwischen dem Arbeiter und dem Unternehmen herstellt, sondern den einzelnen nur noch weiter vom Sinne seiner Arbeit abrückt, zugleich aber die Produktionskraft der Wirtschaft vermindert und damit auch die Existenzgrundlage des Arbeiters untergräbt. Dieser bureaukratischen fiskalischen Sozialisierung stellen wir den Gedanken der sozialen Werkgemeinschaft gegenüber.

Einen grundlegenden Schritt auf dem Wege zu diesem Ziele bedeutet die Kapitalbeteiligung der Arbeitnehmer, die unser Parteiprogramm mit dem Satze fordert: „Die Kapitalbeteiligung der Angestellten und Arbeiter an gesellschaftlich betriebenen Unternehmungen ist gesetzlich zu erleichtern." Wir verlangen deshalb alsbaldige gesetzliche Maßnahmen, durch die den dazu reifen Betriebsformen die Verpflichtung auferlegt wird, bei Neugründungen und Kapitalerhöhungen einen bestimmten Prozentsatz der Gesellschaftsanteile den Angestellten und Arbeitern am Erwerbe zur Verfügung zu stellen. Als hierzu reife Betriebe sehen wir die in der Form von Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften a. A. und Wirtschaftsgenossenschaften betriebenen Unternehmungen an. Ferner fordern wir die Einsetzung eines parlamentarischen Ausschusses zur Untersuchung der Frage, ob und inwieweit auch anderen Unternehmungen ähnliche Verpflichtungen auferlegt werden können. Die von Angestellten und Arbeitern aus ihren Ersparnissen erworbenen Gesellschaftsanteile sollen mit Vorzugsrechten ausgestattet werden.

Im Bemühen um das gleiche Ziel heißt es des weiteren in unserem Programm: „Wir erstreben, daß den Angestellten und Arbeitern eine Teilnahme am Gewinn des Unternehmens gewährt wird, wo es dessen Eigenart zuläßt." Demgemäß fordert der Parteitag die auf nationalem Boden stehenden Unternehmer auf, durch freiwilliges Übereinkommen die Angestellten und Arbeiter nach Maßgabe der Ertragsfähigkeit des Unternehmens und auf der Grundlage ihrer Leistungen am Gewinn zu beteiligen.

Als weiteres bedeutsames Mittel zur Erreichung der sozialen Werkgemeinschaft betrachten wir einen geeigneten Ausbau des Heimstätten- und Pensionswesens der Arbeiter und Angestellten, zu dessen tatkräftiger Förderung die Deutschnationale Volkspartei alle zweckdienlichen Schritte unternehmen wird.

Landwirtschaft und Handwerk nehmen insofern eine besondere Stellung ein, als in ihnen der lebendige Zusammenhang der arbeitenden Menschen mit dem Betriebe wesentlich erhalten geblieben ist. In der Landwirtschaft herrscht zugleich in Gestalt der Naturallöhnung ein Lohnsystem, das in seinen Wirkungen der Gewinnbeteiligung nahekommt. Versuche, dieses Lohnsystem zu einer wirklichen Gewinnbeteiligung auszugestalten, sind schon vielfach gemacht worden; ihre Weiterverfolgung ist dringend zu empfehlen. Die der Kapitalbeteiligung entsprechende Wirtschaftsförderung ist für den ländlichen Arbeiter in Erleichterungen der Selbständigmachung durch Landerwerb zu suchen.

Diesen Anforderungen an die Unternehmer stellen wir die Forderung an die Arbeitnehmer zur Seite, durch Steigerung ihrer Arbeitsleistung und bereitwillige Mitarbeit an der Ausbildung verfeinerter und veredelter Arbeits- und Lohnsysteme die Produktionskraft der deutschen Wirtschaft wieder auf die notwendige Höhe zu bringen. Arbeit ist heute in Deutschland höchste Pflicht jedes einzelnen.

Im marxistischen Sozialismus liegt die Gefahr der Verelendung der Massen. Unser Weg öffnet ihnen praktische Möglichkeiten zu wirtschaftlicher Fortentwicklung und seelischer Befriedigung. Auf ihm wollen wir zur Überwindung des Klassenkampfes, zur Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit, körperlicher wie geistiger, kommen. Unser Ziel ist: Nicht mechanischer Sozialismus, sondern organische Produktionsgemeinschaft. Sie wird uns die Arbeitssolidarität und die Sammlung unserer ganzen Volkskraft bringen, die allein die Sklavenketten von Versailles zu sprengen vermag."

Über „Volkstum und deutsche Zukunft" endlich sprach der Landtagsabgeordnete Karl Bernhard Ritter: Die letzte Ursache unserer Niederlage ist der Abfall von uns selbst; auch unserem nationalen Gedanken fehlte und fehlt zum Teil noch die Seele. Die Götzendämmerung bricht über die alten Parteien herein, soweit sie nicht mit der Jugend aus dem Kriegserlebnis heraus die Idee der Volksgemeinschaft begriffen haben. Die Mechanisierung des Staates und der Individualismus sind im Kriege zusammengebrochen, die Gärung unseres Volkes ist Reaktion gegen die Zusammenballung atomisierter Einzelexistenzen zur Masse, ist Sehnsucht nach lebendiger Gemeinschaft, das Mißtrauen der Jugend gegenüber den Parteien hält so lange an, so lange man nicht mit einem lebendigen und entschlossenen Gestaltungswillen gegenüber Staat und Wirtschaft aus dem Gedanken der Volksgemeinschaft heraus unbedingt Ernst macht. Alle Bildungsfrage heißt über alle Äußerlichkeiten der Organisation, wie Einheitsschule usw., hinaus: Wie bilde ich den seines Volkstums bewußten charaktervollen deutschen Menschen? Hierin liegt die positive Möglichkeit zur Überwindung der Gefahr des jüdischen Geistes, hierin die Möglichkeit, den unheilvollen Riß zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu schließen, hierin die Anbahnung des rechten Verhältnisses des

einzelnen zu den Wirklichkeiten von Staat und Religion. Ist unser Ziel die Volksgemeinschaft, so muß die Erziehung sein eine religiöse Erziehung. Denn soziale Gesinnung ist das Produkt sittlicher Erziehung, einer Sittlichkeit, die sich gründet in der Gewissensbindung an die absolute Wahrheit göttlichen Lebens. In der bewußten Rückkehr zum Volkstum liegt die deutsche Zukunft. — —

Der Mehrheitssozialdemokratie attestiert eine aus ihrem Schoß heraus geborene neue „Partei für Reformsozialismus" (wieviel sozialistische Parteien haben wir zur Zeit?), sie sei „verknöchert, verkalkt, ohne Entschlußkraft und schöpferische vorwärtsweisende Ideen". . . Und das nach Cassel, diesem „Parteitage der Kraft"! — Gilt das auch von der Deutschnationalen Volkspartei? Unterliegen auch die Deutschnationalen der an der Sozialdemokratie gerügten Gefahr „eitler Selbstgefälligkeit und Selbstzufriedenheit?" Ich hoffe, nein, ich hoffe, daß die neulich im „Tag" ausgesprochene Zielsetzung Ottos von Gierke doch noch zur Wahrheit wird: „Diese Gemeinschaft konnte sich als Hüterin der in innerster Seele aller Volksgenossen gemeinsamen Überzeugungen und als Vorkämpferin der wahrhaft wesentlichen Ziele unseres nationalen Lebens mehr und mehr zum Werkzeuge zentraler Betätigung der Volksseele ausgestalten."

Die beglückende Gabe der Tage von Hannover birgt in sich die Aufgabe, die großen Anhängerscharen der Partei mit dem Sauerteige dieser neuen Ideen zu durchdringen und zum zweiten, jetzt, und gerade jetzt die in Bewegung geratenen Massen dem nationalen, christlichen und sozialen Gedanken zuzuführen, dessen Wesenhaftigkeit niemand bestreiten kann. Gewiß ist es wahr: „Im billigen Negativismus der Opposition liegt eine starke einigende Kraft, während die Nötigung zu verantwortlichem Aufbau die Geister scheidet." Ich denke, die Deutschnationale Volkspartei ist sich dessen bewußt. Die Probe auf den inneren Gehalt ihrer Arbeit und ihrer Ziele wird erst der Tag bringen, der sie aus der Opposition zur Verantwortung ruft. Er soll sie bereit finden. —

Prof. Karl Pflug.

Philipp schwört

Philipp schwört: „Die Menschheit döst,
Und der Born des Glückes quillt nicht,
Bis mein Volk durch mich erlöst!"
Philipp — bange machen gilt nicht!

Philipp schwört: „Mein Volk verfuhr
Vornehm, als es sich im heißen
Kampf damit begnügte, nur
Achselstücke abzureißen."

Denkst du des Novembers-Clowns,
Philipp, der rasch auszurücken
Sann? In jener Nacht des Grau'ns
Sprachst du nicht von Achselstücken.

Deiner Schönheit Rettung war,
Daß kein Haar dir auf der Haut mehr
Wächst, weil andernfalls dies Haar
Über Nacht vor Schreck ergraut wär'.

Damals, Philipp, dünkte dir's
Klug, die Retter zu vergotten . . .
Heute schwört er, den Off'ziers-
Stand zum Danke auszurotten.

Philipp schwört. Ja — lacht da wer?
„Mir auch hat ein Eid gelongen,
Doch das nimmt er nie so schwer!"
Sagt der Mann von Amerongen.

Pandur.

Offenherzigkeiten

Der Schriftsteller mit der mangelhaften Portemonnaieregelung

Daß die Zeitungsreklame immer mehr darauf ausgeht, redaktionelle Formen zu borgen, wird ihr höchstens der Redakteur nicht verzeihen, dem Standesehre mehr als ein juristischer Begriff ist. Wir sind dickfellig und weitherzig geworden. In früheren Zeiten gab es auch in den übelsten deutschen Annoncenfaktoreien eine scharfe Scheidelinie zwischen jener öffentlichen Meinung, die die bezahlten Mitarbeiter des Verlages zu machen versuchten, und jener, die seine bezahlenden Mitarbeiter erzeugten. Heute stößt sich, wie gesagt, kein Fortgeschrittener an der üblich gewordenen Begriffsverwirrung, und niemals streift eine Ministerexzellenz, die den hohen sittlichen Beruf der Presse attestiert, das dunkele Gebiet der feuilletonistisch verschleierten Anzeige. Es ist nichts mehr dagegen zu wollen. Der geschäftsbedürftige Kapitalismus wünscht und bevorzugt diese Art der Ankündigung, und wozu leben wir seit dem 9. November in einer monarchistisch-sozialistischen Republik, wenn ihm nicht in allen Dingen gehorsamt werden soll? Was sich die Berliner Theaterkritiker knirschend gefallen lassen müssen, die vom Verleger übertarifmäßig hoch zu honorierenden illustrierten Rezensionen der Brüder Rotter-Schaje, das ist ihren Kollegen recht und billig. Und so wimmelt es unterm Strich an geistreichen Skizzen, die bald über neue Pelzmodelle, bald über Frontkorsetts und die jüngste Luxusdiele hinreißend plaudern. Wie lange noch, und nach Pariser Muster wird auch der Leitartikel zu haben sein, Preise nach besonderer Vereinbarung. Soweit alles gut. Nur eins brandmarkt die gefälligen Beträge der Außenseiter noch: sie meinen es nie unterlassen zu dürfen, sich dem Leser wiederholt als „Schriftsteller" zu präsentieren. Mindestens drei- bis viermal in jedem Aufsatze ist der — bei den hohen Zeilenpreisen doch sehr kostspielige — Hinweis darauf zu finden, daß der Herr oder das Fräulein Autor wirklich und tatsächlich zur richtigen Schriftstellergilde gehört. „Denn inzwischen ward mein Beruf die Schriftstellerei," schreibt Irmgard von Pein, deren neckisch-graziöse Feder für elektrisch-keramische (!) Schauerbrandöfen erglüht, während Wilhelm Kirchner begeistert ausruft: „Wenn ich nicht Schriftsteller wäre, würde ich auf der Stelle eines von diesen wunderbaren 50pferdigen Hastenichgesehen-Autos kaufen." Schriftstellerdalles hindert ihn daran. Später erwähnt er noch einmal seine betrübsame Geldklemme und nennt sich „einen Schriftsteller von mangelhafter Portemonnaieregelung". Das Ansehen des Standes wird durch solche halb schnorrerhaften, halb bettelmönchischen Wendungen ungemein gehoben. Ich denke aber, in dieser Beziehung haben bereits Corna Christ und Georg Kaiser dem verehrungswürdigen deutschen Publikum alles Erforderliche gesagt;

Irmgard von Pein und Wilhelm Kirchner brauchen sich nicht ernst zu bemühen. Zumal sie psychologisch falsch arbeiten. Durch die überdeutliche Betonung ihrer Schriftstellereigenschaft und nun gar erst ihrer Kreditunwürdigkeit, machen sie den zahlungsfähigen Käufer stutzig und schrecken ihn von keramisch-elektrischen Schauerbrandöfen und 50pferdigen Hastenichgesehen-Autos ab. Dem Sachverständigen dieses Kalibers traut kein vernünftiger Mensch ein beachtenswertes Urteil zu. Ihr Auftraggeber könnte also — es sei wiederholt, denn für solche Winke wird er zu haben sein — erklecklich Inseratengeld oder das Geld besser waren, wenn die beschämende Schriftstellerentwürdigung aus den keramisch-elektrischen und 50pferdigen Feuilletons fortbliebe. Er lege den dadurch erübrigten Mammon zu dem anderen und erhöhe, sich einmal als echter Mäcen fühlend, Irmgards und Wilhelms mühseliges Honorar.

Versparte Milliarden

„Lügen sie dir und streuen Gift,
Michel, dann greife zum Rechenstift!"

schrieb 1913, anläßlich des Kampfes um die Wehrvorlage, ein Besorgter.

Der Wehrbeitrag belief sich auf insgesamt eine Milliarde.

Schon damals, und gerade damals, wiesen Einsichtige darauf hin, daß es deutsche Pflicht wäre, den Scharnhorstschen Wehrgedanken durchzuführen und die Friedensstärke des Heeres auf 1 v. H. zu bringen, mindestens aber alle brauchbaren Militärpflichtigen einzustellen. Statt drei Armeekorps hätten wir dann einen Zuwachs von neun bis 10 erhalten, statt einer Milliarde also drei bis dreieinhalb zahlen müssen.

Diese aus „Sparsamkeitsgründen" und aus Furcht vor der Demokratie oder vielmehr vor der demokratischen Presse nicht geforderten sechs Armeekorps hätten die Ausführung der Schlieffenschen Pläne ermöglicht, Klucks rechten Flügel so stark gemacht, wie der Graf es verlangt hatte, die Aufstellung eines starken Reserveheeres gestattet und den Ausgang der Marneschlacht von vornherein entschieden. Kein Moltke und kein Hauptquartier in Luxemburg wären dann imstande gewesen, den Kopf zu verlieren und siegreichen Truppen den Rückzug anzubefehlen.

Die 1913 ersparten zwei Milliarden kosten uns, von allem Hunger und Jammer, aller Verwüstung und allem Verbrechen abgesehen, jetzt laut Herrn Dr. Wirth bereits 288 Milliarden.

Selbst wenn man die seither eingetretene Entwertung des Geldes in Rechnung zieht — die Sparsamkeit hat sich nicht gelohnt.

Nach aber hundert Jahren wird sich Michel indessen von den Sparsamkeitsaposteln wiederum belügen und Gift streuen lassen, ohne rechtzeitig zum Rechenstift zu greifen. Er ist unrettbar erblich belastet.

Bayerischer Verfassungsbruch

Es wird mit Bayern tatsächlich nicht mehr lange so weiter gehen. „Die beglückende Morgensonne der neuen Freiheit", deren Strahlen der Erfinder dieses Wortes, Herr Philipp Scheidemann, inmitten seiner billigen Kasseler Schloßmöbel allerdings sehr kräftig verspürt hat, diese Morgensonne ist in Bayern kurzerhand von der Tagesordnung abgesetzt worden. Man hat dort nicht nur dem Clemenceau-Bolschewismus des Propheten Eisner den Hals umgedreht und unserem schlotternden Bürgertum gezeigt, wie rasch und wenig kostspielig dieser Spuk gebannt werden kann; man regiert dort nicht nur ganz ohne roten Einschlag oder unter roter Neutralitätsfuchtel und kommt dabei gut zurecht, sondern wagt neuerdings sogar dem Allermächtigsten im Reiche, dem obrigkeitlich privilegierten Schiebertum, auf den versetteten Leib zu rücken.

Wobei selbst vor groben Verfassungsbrüchen — Brüche der Weimarer Verfassung, die Erzberger gesegnet hat! — nicht zurückgescheut wird.

Bayern hat das Postgeheimnis für Schieber, Schleichhändler und Wucherer einfach aufgehoben. (Verstoß gegen Art. 117 RV., der Ausnahmen von der Unverletzlichkeit besagten Geheimnisses einem feierlichen Reichsgesetze vorbehält.) Die verbrecherischen Kräfte, die das Volk vollends aussaugen, sollen sich nach Auffassung der bayerischen Regierung nicht der öffentlichen Telegraphen- und Fernsprecheinrichtungen bedienen dürfen; für Schädlinge und Schufte seien diese Einrichtungen nicht da, ebensowenig das sonst so ängstlich gehütete Geheimnis. Jesuitisch-reaktionär, wie sie einmal ist, beruft sich die Kahr-Clique dabei auf Art. 48, 4 R.-V., wobei bei Gefahr im Verzuge die Landesregierung für ihr Gebiet einstweilige Maßnahmen, also auch Aufhebung des Art. 117, treffen kann. Als ob beim Schieber- und Wuchertum, das seit sechs bis sieben Jahren ungehemmt arbeitet, von einer Gefahr im Verzuge die Rede sein könnte!

Alle Reichsministerien seit 1915 bekämpfen die Wucherbanden mit äußerster und unerbittlicher Entschlossenheit. Kein neuer Mann hat es an den allerschärfsten, rücksichtslosesten Worten fehlen lassen. Und da erdreistet sich die Münchener Regierung zu Taten!

Ihr Maß ist voll, was man im Dunst der Münchener Bierkeller ja allerdings zu den Annehmlichkeiten des Daseins rechnet.

Künstliche Diamanten

Die großen deutschen Dynamitwerke, die infolge des Friedensvertrages ihre Erzeugung von Kriegsmaterial aufgeben mußten, haben sich auf die Erzeugung von künstlichen Diamanten geworfen. Die Versuche sind so weit vorgeschritten, daß man erwarten darf, in absehbarer Zeit aus Deutschland schönere und billigere Diamanten zu erhalten als aus Südafrika. Das ist der deutsche Revanchekrieg. Man hat uns die Welt genommen, und wir sollen auf unserem mageren kleinen Stück Deutschland verkümmern und verhungern, aber die deutschen Laboratorien erobern sich neue Provinzen. Hat man uns Südwest-Afrika mit den schönsten Diamanten der Erde geraubt, so machen wir jetzt eben dem südafrikanischen Diamantenmarkt mit unseren Fabriken Konkurenz, wie einst die Anilinfarben aus Ludwigshafen den indischen Indigo aus dem Feld schlugen.

Es ist den Engländern und Franzosen sehr peinlich, auf ihren wissenschaftlichen Vorträgen immer auf die wissenschaftlich-technischen Fortschritte des geschlagenen Deutschlands hinweisen zu müssen. Jeder Redner, der dies tut, entschuldigt sich damit. Natürlich entsteht bei den Feinden dann sofort der praktische Wunsch, dem geschlagenen, ohnmächtigen Gegner die Früchte seiner Erfindungsgabe sofort auch wieder zu rauben. Machen wir uns deshalb keine allzu großen Hoffnungen, daß unsere Laboratorien allein die an uns verübte Plünderung wieder gutmachen können! Künstliche Diamanten sind gut, aber sie können uns nicht retten, solange zu den künstlichen Produkten nicht eine natürliche Wiedergeburt des deutschen Nationalgeistes hinzugetreten ist. Alles, was wir materiell erzeugen, ist vogelfrei. Kurzsichtig wäre, wer darauf unsere Zukunft gründen wollte. Aber derselbe Geist, der auf dem materiellen Gebiet Diamanten hervorbringt, kann unsere Zukunft begründen, wenn er auf dem idealen Gebiet ebenso schöpferisch bleibt. Verrina.

Drinnen und draußen

Grenzland Helgoland. Helgoland Grenzland. Als der Krieg kam, fegte er mit einem Federstrich die dritthalb Tausend schweigenden Menschen von ihrer zauberhaften kleinen Sandsteinfelseninheimat hinweg, spülte sie als ungern aufgenommene stumme anspruchslose Gäste den Elbgemeinden in die Arme Flüchtlingslos. Sie trugen es wortlos, standhaft, als Friesen, als Deutsche. Sie hatten 24 Jahre damit gerechnet, sie waren vorbereitet. Ihre Feier in der kleinen Ottenser Kirche am 10. August 1915, als sie 25 Jahre zu Deutschland gehörten, bewies es. Sie waren treu befunden worden, aber niemand verstand diese Treue zu würdigen. Man hatte nicht einmal die Absicht, ihnen diese Treue zu lohnen. Wäre der Krieg anders ausgefallen, dann wäre Helgoland stillschweigend geblieben, was es über vier Kriegsjahre gewesen, eine ausschließliche Domäne der Marine ohne ein ziviles Anhängsel. Es kam jedoch nicht dazu, die schweren Tritte der helgolander Friesen stampften in dem bösen Winter 1918 wieder über die Straßen ihrer ach so veränderten Insel, die ihnen ungastlich entgegenstarrte. Unbeholfen, eigensinnig, unpraktisch, verarmt, aber voll zähen Eifers, wieder Lebensbedingungen zu finden und zu schaffen, gingen die Helgolander daran, Helgoland wieder aufzubauen, allen voran die Frauen, die immer die treibende Kraft, die größere Intelligenz der Inselbevölkerung gewesen waren. Zu den wirtschaftlichen kamen politische Nöte. Helgoland hatte eine kleine Sonderstellung in seiner Selbstverwaltung genossen, die den Bestand des großen deutschen Staates noch nie gefährdet hatte. Landfremdes Volk wurde vorübergehend seßhaft auf dem Fels, der Friedensvertrag nährte Festlandsarbeiter, die sich bald als Herren zu fühlen begannen. Sie begehrten nach bewährtem Muster Rechte, Helgoland schien ihnen als der Ort, ihre Machtgelüste zu schulen. Das wäre der Todesstoß für Helgoland gewesen. Endlich rührte sich die Regierung. Das Unglück wurde, zwar mangelhaft, so doch in seiner gröbsten Gefahr vermieden. Nun steht Helgoland nach zwei Friedensjahren am Beginn des vierten Dezeniums Deutschseins im wahrsten Sinne des Wortes vor einem Trümmerhaufen. Die Festung und der Hafen fallen unter den langsamen Händen der Arbeiter in Schutt, die Insel zittert täglich unter den Spreng schüssen wie ein Schiff im Orkan. Die Schäden des Krieges sind noch nicht zum zehnten Teil geheilt und schon gesellen sich neue Schäden dazu. Helgoland ist Grenzland, zäh und wortlos sind die Helgolander Deutsche, die in der Nordsee uns Hunderte von Jahren gezeigt haben, wie man sein Deutschtum bewahren kann, seine alten Sitten, Sprache und nationale Würde. Es stünde der Regierung gut an, mit einem großzügigen Dank hier Wunden zu heilen, die mit einer wahren Lammsgeduld nun schon ins siebente Jahr hinein ertragen werden. Helgoland harrt und hofft, es wird weiter hoffen und harren, aber ob ihm der Dank für seine Entsagungen, für sein Ausharren werden wird, ist fraglich, es ist Niemand da, der es kennt und liebt und weiß, was es erduldet hat und noch erduldet. Helgoland ist auch als entwaffnete und hafenlose Insel etwas für das Reich wert, aber ganz abgesehen davon handelt es sich hier um eine Dankesschuld und Pflicht, und die sollte eine gute Regierung nicht verabsäumen, einzulösen.

Zur Psyche der Serben. Eine völkerpsychologisch-politische Skizze von Dr. R. F. Kaindl. In meinen Ausführungen in diesen Blättern Nr. 14 habe ich nach meiner volkskundlichen Erfahrung und geschichtlichen Erkenntnis eine kurze Charakteristik der Serben geboten, ihre Leidenschaftlichkeit, ihre Neigung zum Umsturz und zu Gewalttaten, das starke Hervortreten kirchlicher Einflüsse und ihre Zugänglichkeit für maßlose Agitation geschildert. Dabei wurde das neue Werk über die „Südslawische Frage" von „Südland" (einem Südslawen) gebührend berücksichtigt. Auch die Bedeutung der deutschen Ansiedlung und deutscher Einflüsse für die südöstlichen Gebiete wurde betont. Trotz der ruhigen Sachlichkeit dieser Ausführungen erhielt ich eine anonyme Zurechtweisung, die nicht gerade in gewählten Worten gehalten war.

Als Schiedsrichter wollen wir nun Serben selbst aufrufen, und zwar den serbischen Gelehrten J. Zwijitsch und den bekannten Leibarzt und Minister König Milans W. Georgewitsch. Ersterer — er ist ordentliches Mitglied der Akademie in Belgrad — sagt in seiner Schrift „Die Annexion Bosniens und der Herzegowina" (Belgrad 1908) über seine Landsleute: „Der Unabhängigkeitsinstinkt ist so stark, daß er bei einzelnen Personen manchmal antisozial erscheint." „Wenn diesem Volke nationales Unrecht geschieht, dann fühlt es etwas in sich, was stärker ist als seine Kraft, und alle die Gründe, welche ihm Enthaltsamkeit empfehlen." Dann an anderer Stelle: „Die orthodoxen Serben sind also störrische unversöhnliche Vertreter einer nationalen unabhängigen Kultur." Das stimmt vollständig mit der obigen Schilderung.

Dazu vergleiche man einzelne geschichtliche Episoden, die Georgewitsch in seiner Schrift „Die serbische Frage" (Stuttgart 1909) erzählt. Die folgenden Zitate sind wörtlich seiner Darstellung entnommen.

Im Jahre 1787 forderte Österreich die Serben unter günstigen Bedingungen zum Kampf gegen die Türken auf: „Ja, aber die Serben Montenegros wollen nicht den Katholiken helfen. Bischof Peter I., derselbe, der aus Petersburg vertrieben worden ist, will jetzt nicht einmal die Knochen eines Montenegriners wagen, solange ihm der orthodoxe Kaiser nicht sagt, daß er in den Kampf ziehen soll. Und erst, als der russische Oberst Tutolmin mit einem Heiligenbildchen, das man an der Brust trägt, und mit einem Manifest des russischen Kaisers, in welchem die Montenegriner aufgefordert wurden, in den heiligen Krieg zu ziehen, nach Montenegro gekommen war, erst dann stürzten sich die Montenegriner auch in diesen Krieg."

Oder man vergleiche die Art und Weise, wie der russische Konsul das serbische Volk gegen seinen König Milan mit allerlei plumpen Lügen aufhetzte und Glauben fand: „Rußland möchte Serbien eine Verfassung geben, damit das Volk es leichter und besser habe, aber der Fürst will diese Verfassung nicht, er will auch weiter, anstatt nach dem Gesetze, nach seiner Willkür herrschen, und damit er dem Drängen Rußlands widerstehen kann, ist er mit England für eine gewisse Summe einig geworden, damit England den Fürsten gegen das Volk halten soll, und so werden die Serben ihr Vieh den Engländern um einen Spottpreis verkaufen müssen, und selbst diesen Preis wird England nicht in barem Gelde, sondern mit seinen Waren bezahlen Der Fürst hat alle serbischen Wälder den Engländern verkauft, damit sie mit serbischem Holz ihre Schiffe bauen sollen, er hat ihnen sogar alle Bergwerke des Landes ausgeliefert, und das Volk wird gezwungen werden, seine eignen Waldungen zu fällen und das Bauholz den Engländern hinunterzutragen. Wer weiß, vielleicht wird es nicht lange dauern, und Serbien wird von lutherischen Geistlichen überschwemmt werden, die gegen unsern heiligen orthodoxen Glauben kämpfen werden. Nachdem das serbische Volk auch ohnedem schon in seinem Glaubenseifer ziemlich stark nachgelassen hat und die Kirchen beinahe leer sind, so wird es dem Fürsten nicht schwerfallen, ganz Serbien dem katholischen und lutherischen Glauben zuzuführen . . ." Wenn Waschtschenko (der russische Konsul) bei Gelegenheit dieser Agitationsreisen gegen den Fürsten gar solche Bauern traf, welche einen persönlichen Grund hatten, mit dem Fürsten Miloschj unzufrieden zu sein, dann flüsterte er ihnen ins Ohr: „Es ist aus, der Fürst Miloschj hat Serbien an England verkauft." Georgewitsch fügt hinzu: „Es ist leicht zu denken, wie solche Worte des amtlichen Vertreters des großen Bruderreiches, das für alle Serben heiligen Rußlands, auf die Masse des Volkes wirken mußten."

Wie die Russen, so machten sich diese Gesinnungsart der Serbien auch die Parteien im Innern selbst zunutze. Georgewisch schildert den Aufruhr der Radikalen gegen Milan: „Aber wie war es ihnen gelungen, 15 000 Serben dazu zu bewegen, ihre Gewehre gegen denjenigen zu richten, der ihnen noch gestern die Unabhängigkeit und Vergrößerung Serbiens gebracht, und der nach so vielen Jahrhunderten die serbische Königskrone aufstehen ließ? Sehr einfach Außer dem Handelsvertrage war mit Österreich-Ungarn auch eine Veterinärkonvention abgeschlossen, welche die serbischen Radikalen heute für ein großes Glück für Serbien an-

sehen würden. Damals aber sagten sie dem Volke, daß diese Konvention nur den Zweck habe, das Vieh in Serbien per Stück zu besteuern. In einem Lande, wo es wegen eines Piasters Steuerzuschlag möglich war, einen Aufstand zu organisieren (1842), war es nicht schwer, mit dieser Lüge 15 000 Menschen in Aufruhr zu versetzen." Milan mag, als er einmal in einem Gespräch mit Georgewitsch die Serben als „zuviel Westler, zuviel Revolutionäre", die Rußland daher nicht leiden könne, bezeichnete, ähnliche Gedanken gehabt haben.

Schließen will ich mit einer Anführung aus meinem 1902 erschienenen Handbuch der „Volkskunde", wo ich die Wichtigkeit der volkskundlichen Feststellung des Volkscharakters für den Historiker behandelte: „Wenn nun schon der Boden mit Recht stets vor jeder zusammenhängenden geschichtlichen Erzählung betrachtet werden soll, weil der auf ihm lebende Mensch seinen Einflüssen sich nicht entziehen kann, soll es da dem Historiker gleichgültig sein, tiefere Blicke in die Seele des Volks zu werfen, mit dessen Geschichte er sich beschäftigt? Sollten dessen Lebensgewohnheiten, Anschauungen und dergleichen nicht von Einfluß auf sein Auftreten in der Geschichte und seine historische Entwicklung sein? Wenn der Charakter des Einzelwesens für dessen Tun und Lassen zum großen Teile bestimmend ist, so muß dies im gewissen Sinne doch auch von der Summe der Einzelwesen, dem Volke gelten. Sehr treffend bemerkt Krauß in der Einleitung zum serbischen Guslarenlied „Von Vilen, die ein Heldengemetzel ansagen" (Am Urquell, I, S. 3) folgendes: „Die Fabel behandelt einen Kampf um nichts, ein furchtbares Gemetzel um einige Tropfen vergossenen Weines. So ist der Südslawe seit jeher gewesen und so zeigen sich auch die slawischen Balkanstaaten in der Gegenwart. Die Politiker nennen den Balkan den Wetterwinkel Europas. Man hat von dort manche politische Überraschung erlebt, für die man keine Erklärung sich zu geben weiß. Man höre den Guslaren und seine Lieder, dann wird man auch den Südslawen verstehen."

Diese Bemerkungen über die Psyche der Serben sind schon vor zwanzig Jahren niedergeschrieben worden. Für diese Auffassung waren also nicht erst etwa die Vorgänge seit 1914 maßgebend. Man ersieht daraus wie interessant volkskundliche und völkerpsychologische Studien für die Geschichtsforscher und Politiker sein können.*)

Die Technische Nothilfe. Am 30. September 1920 war ein Jahr verflossen, seitdem in Deutschland die Technische Nothilfe ins Leben gerufen wurde. Zweck und Ziele der Technischen Nothilfe dürften heute, nach einem Jahr segensreichem Wirken, der großen Öffentlichkeit in Deutschland genügend bekannt sein.

Bei der Gründung der Technischen Nothilfe müssen wir zwei große Bewegungen unterscheiden. Einmal strebten die Arbeitnehmer danach, mit allen Mitteln die Gewalt in ihre Hände zu bekommen, um den Unternehmergewinn auszuschalten, zum andern war die Allgemeinheit bestrebt, ihrerseits die Auswirkungen von Arbeitseinstellungen auf die Volkswirtschaft zu neutralisieren, da sie nicht unter den wirtschaftlichen oder politischen Kämpfen anderer leiden wollte.

Der Kampf der Arbeitnehmer um die Verbesserung ihres Loses beginnt im 14. Jahrhundert. Damals bestanden in Deutschland die Zünfte, die sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer (Meister und Gesellen) umschlossen. Im Laufe der Zeit machte sich seitens der Gesellen der Wunsch bemerkbar, aus der Zunftgerichtsbarkeit der Meister auszuscheiden und sich selbst Gesetze geben zu dürfen. Hier haben wir die ersten Bestrebungen der Arbeitnehmer, nach eigener Koalition zu suchen.

Diese Bestrebungen führten zu größeren Arbeitseinstellungen, die nicht wie heute sich innerhalb kurzer Frist erledigten, sondern zum Teil Jahre anhielten. Ich erinnere nur an den Streik der Konstanzer Schneidergesellen (1389 und 1410) und an den Streik der Kolmarer Bäckergesellen, der 1495 begann und 10 Jahre dauerte. Reichserlasse und Reichsgesetze suchten die Streiks zu unterbinden, jedoch haben die Arbeitnehmer immer wieder die Gelegenheit

*) Darüber auch meine Czernowitzer Rektoratsrede 1912.

wahrgenommen, um ihrerseits auf Durchführung der unbedingten Koalitionsfreiheit zu drmgen. Die erste preußische Gewerbeordnung vom Jahre 1845 brachte dann auch den Arbeitern eine beschränkte Koalitionsfreiheit, die durch die §§ 152, 153 der neuen preußischen Gewerbeordnung von 1869 erweitert w rde. Die Gewerbeordnung wurde nach Gründung des Deutschen Reiches auch auf die übrigen Bundesstaaten ausgedehnt. Erst die neue deutsche Reichsverfassung vom 11. August 1919 gab mit dem Artikel 159 allen Arbeitnehmern und Arbeitgebern völlige Koalitionsfreiheit.

In welcher Weise die Koalitionsfreiheit von einem großen Teil der nicht in gewerblichen Bet ieben beschäftigten Arbeitnehmer ausgenutzt wurde, hat das deutsche Volk seit der Revolution zur Genüge am eigenen Leibe verspürt. Aus diesem Grunde ergab sich in Deutschland die volkswirtschaftliche Notwendigkeit einer eingeschränkten Streikfreiheit. Andere Länder waren in dieser Beziehung Deutschland schon vorangegangen. So hatte das Wirtschaftsleben Australiens 1913 durch einen großen Streik der Hafenarbeiter zu leiden, da die Fleischausfuhr stockte, das in den Lagerhäusern aufgestapelte Fleisch zu verderben drohte und die Konsumenten (England) ohne Zufuhr waren. Da wurde von einigen Landwirten eine Organisation ins Leben gerufen, die sich aus Freiwilligen zusammensetzte und die die unbedingt notwendigen Arbeiten, das Löschen der Dampfer, vornahm. Ähnliche Bewegungen sind 1909 in Schweden zu verzeichnen, 1911 in Spanien und 1918 in England. Das parallele Entstehen dieser Organisationen in allen Industriestaaten (Amerika 1919, Frankreich 1920, Österreich 1920, Dänemark 1920, Italien 1920) überzeugt den Volkswirtschaftler von der wirtschaftlichen Notwendigkeit der Organisationen. Als Grund ist die von Marx schon prophezeite Verschärfung des Klassenkampfes anzusehen. Als volkswirtschaftlicher Beurteiler müssen wir sagen, daß in keinem Lande die Organisation so objektiv arbeiten kann wie in Deutschland, da es sich hier um rein staatliche Organisationen o h n e Unterstützung von privaten Mitteln handelt, indessen in allen anderen Ländern

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis.

die Organisationen aus Privatmitteln unterstützt werden. Für die deutschen Organisationen ist infolge ihres staatlichen Charakters allein das Interesse der Allgemeinheit maßgebend.

Man kann nur wünschen, daß die deutsche Technische Nothilfe in ebenso sachlicher Weise wie bisher, unbeeinflußt durch politische und wirtschaftliche Interessen kleiner Gruppen zum Wohle der Allgemeinheit weiter arbeiten möge; ihre Aufgabe sei einzig und allein die Aufgabe des „Roten Kreuzes im Wirtschaftskampfe". F. Bg.

Verantwortlich i. V. Hans von Sodenstern in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallschreiberstr. 34/35.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet

Notizen

Ein kynologisch-photographisches Preisausschreiben mit Preisen in Höhe von M 2000.— schreibt der Verlag des **„Deutschen Jägers"**, München, Brienner Str. 9, aus. Preisrichter: Freiherr von Besserer, München, Freiherr von Perfall, Schloß Greifenberg am Ammersee, Apotheker Jungermann, München, und Verlag und kynolog. Schriftleiter des „Deutschen Jägers". Genaue Bedingungen durch den Verlag.

Dem heutigen Heft liegen Prospekte der Verlagsbuchhandlung **Richard Carl Schmidt & Co., Berlin W 62**, betr. **„Das alte Buch"**, und des Verlags für Handelswissenschaft **G. A. Gloeckner, Leipzig**, betr. **„Rotschilds Taschenbuch für Kaufleute"**, bei, auf die wir besonders hinweisen.

Ferner machen wir auf den dem Heft vorn beigehefteten Prospekt der Firma **August Scherl, G.m.b.H. Berlin**, aufmerksam. Diese Ankündigung: **„Vier Jahre unter Kannibalen"** von Hauptmann **Hermann Detzner** wird unsern Lesern, denen der Verfasser durch seinen Aufsatz im Heft 16/17 kein Fremder mehr ist, willkommen sein.

SOEBEN ERSCHIEN:

Das Dresdner Buch

Das Jahrbuch des Dresdner Bürgertums
1920—1922
mit Bildern von Friedrich Pelz
mit nebeneinanderstehendem
Kalender 1920 / 1921 / 1922 / für 3 Jahre
sein Erwerb bedeutet Geldersparnis
in der Zeit der Buchverteuerung
mit Merktafeln für Wertpapiere, Versicherungsscheine, Sparkassenbücher, Anschriften, Bezugsquellen, neuestem Posttarif, wichtigen Vormerkungen und dem Anhang
Das kleine Dresdner Adreßbuch
ein Bezugsquellennachweis für den Hausgebrauch
zugleich ein
übersichtliches Branchen-Telephonverzeichnis

Schöngeistige und wirtschaftliche Aufsätze von Ottomar Enking, Alice von Gaudy, Leo Lenz, Otto Oertel, Karl Woermann, Gerda v. Robertus-Schlieben, Reinhold Fuchs, Ernst Köhler-Haußen, Georg v. d. Gabelentz, Cornelius Gurlitt, Reichsminister Koch, Hermann Schumacher u. v. a.

Preis 10 Mark

Neuwirtschaftlicher Verlag Max Rosenkranz
Für d. Buchhandel: Alexander Köhler Verlag
Druck u. Ausstattung: C. C. Meinhold & Söhne
Dresden

In jeder Buchhandlung
und in allen besseren Papierwarengeschäften erhältlich

Nerven . . .

von Dr. C. H. Konzet, München.
Ein leidenschaftlich. Buch der Liebe und der Politik, welches uns in den Herd d. Weltkatastrophe, Serbien, führt und hochinteressante Aufschlüsse über die **Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand** und die des **Türken Sema Bey in Paris** und and. gibt. Man verfolgt mit wachsender Spannung die politischen Intrigen, die, gewürfelt v. der fanatischen Slavin **Alexandra**, zur Weltkatastrophe wurden.
Ladenpr.: Eleg. geb. M. 5.50, geb. M. 3.50
Verlag Walther Gensch, Jena.

Ein packender blutiger Bericht
über franz. Brutalität, Niedertracht u. Gemeinheit sow. üb. deutsch. Heldenm. u. Ausdauer. Berichte schneid. Fluchtvers., durchwob. v. Gehässigk. franz. Willkür, die das wahre Franzosentum beleuchten, fesseln d. Les. bis z. letzt. Wort i. dem Buche von Hellmuth Korth
Wir weißen Sklaven.
Meine Erlebn. in der franz. Gefangenschaft. In auffall. Umschlag M. 8.—, geschmackvoll gebunden M. 13.—. Zuschlagsfrei.
Mühlmann-Verlag (Grosse), Halle a. S. 4.

Massenbildung

Von Dr. R. Schacht

Der Krieg hat uns in bezug auf viele Dinge den Sinn für das normale Maß geraubt. Wir gewöhnten uns, im Kolossalen zu schwelgen. Unter Tausenden von Geschützen, Hunderttausenden von Gefangenen, Milliarden in Staatsschulden tat man es nicht. Gleichzeitig hat uns der Krieg an eine falsche Großzügigkeit gewöhnt. Dem Frontsoldaten sah man's nach. Wer hätte ihn richten wollen! Schlimmer war, daß Etappe und Heimat sich bemüßigt fühlten, diese forsche Großzügigkeit (in der echtes frisches Draufgängertum sich mit müder Schlamperei mischte) auch da nachzuahmen, wo solide Arbeit mehr und Dauerhaftes geleistet hätte. Allüberall tauchte so ein Poseur der Großzügigkeit auf, erfand eine Sache, übergaukelte alle Bedenken mit begeisterten Druckpapierphrasen, „schuf" eine „Organisation", breitete sich und seinen Dienst-„betrieb" aus, setzte ungeheure Mengen von Verfügungen, Formularen, Aktenstößen in die Welt, und „bewies", wenn einmal nüchtern Gebliebenen Bedenken über die Zweckmäßigkeit dieser Betriebsamkeit kamen, seine absolute Notwendigkeit (und Unabkömmlichkeit) und das köstlich Segensreiche seiner Tätigkeit mit riesigen Zahlen. Soundsoviel Akteneingänge und -ausgänge, soundsoviel Schreibmaschinen, Bureaus, Angestellte, Telephone, Zweigstellen, und in Halb- oder Vierteljahresabständen gab es statistische Tabellen, die, sauber aquarelliert, das Anwachsen des Betriebes und die Menge der bewältigten „Arbeit" graphisch darstellten. Mit Riesenzahlen wurde jedes Bedenken totgeschlagen. Auf die Zahl kam es an, nach der positiv geleisteten Arbeit fragte kein Mensch.

Der Krieg ist vorüber. Der „Betrieb" aber ist geblieben. Nur hat er zum Teil das Objekt gewechselt. Es gilt nicht mehr durchhalten, sondern „aushalten". All die Leute, die sich früher harmlos in Zeitschriftenaufsätzen, ungedruckter Lyrik und Epigonendramen austobten, haben jetzt, da die Papierteuerung ihnen derlei Betätigung erschwert, ein neues Betätigungsfeld gefunden: Massenbildung. Man hat entdeckt, daß die Volksmassen zwar nicht satt zu essen, aber ein „kolossales" Bildungsbedürfnis haben. Wo Feuer ist, da muß Rauch gemacht werden.

Hier ist für die Großzügigen eine neue Betätigungsmöglichkeit. Die Massen müssen gebildet werden. Und also gibt es Massenveranstaltungen, Volksvorträge, Volksbühnen, Volkshochschulen. Und dann wird es auch wieder, graphisch und sauber aquarelliert, Tabellen geben, die das Anschwellen der in großzügiger Arbeit gebildeten Massen veranschaulichen. Soundsoviel Vorträge mit soviel tausend Zuhörern, Zuschauern, ausgeliehenen Büchern usw. usw. Und dann werden die „Jahrbücher für Massenbildung" herauskommen, und Kurse für Massenbildner werden „organisiert" werden, bis der letzte Kuhjunge im letzten Dorfe seinen Goethe, seinen Kant, seinen Marx und ich weiß nicht was noch für Klassiker intus hat. Was die dann überflüssig gewordenen Organisatoren danach entdecken werden, weiß ich nicht. Aber sie werden sich schon was ausdenken! —

Wir Kurzatmigen aber bleiben stehen und nehmen uns die Freiheit, zu überlegen. Massenbildung? Hm! Ist nicht Massenbildung vielleicht eine contradictio in adjecto? Bildung heißt Form. Geformt ist ein Individuum, ein Kreis, eine Gesellschaft. Masse ist etwas Anonymes, Ungestaltiges, Formloses. Steckt hinter der Zusammensetzung Massenbildung nicht vielleicht irgendein marktschreierischer Schwindel? Aber nein, sagen die Organisatoren, wir wollen ja gerade die Masse formen, bilden. Daher das Wort.

Und wie wollt ihr das machen? Oh, sehr einfach, sagen die Großzügigen, für die alles einfach ist. Wir haben jeder was gelernt, nicht wahr? Davon geben wir jetzt ab, teilen mit an die, die nichts haben. Kann es etwas Edleres geben? Etwas sozial mehr Ausgleichendes? Und das machen wir so: Wir sperren viele Leute, je mehr desto besser, in einen Saal und dann halten wir Vorträge, Kurse. Möglichst mit Lichtbildern, weil das „anschaulicher" ist. Und außerdem unterhaltlicher. Und die Leute, all die vielen Leute hören zu. Und behalten es. Und dann sind sie gebildet.

Kann es etwas Einfacheres geben? Es ist wie eine riesige Fabrik. Vorn läßt man die Ungebildeten hineingehen und hinten kommen sie als Gebildete heraus. Oh, wir machen das aber auch listig. Wir halten den Veredelungsprozeß nicht unnütz auf. Wir popularisieren die Bildung. Werfen alles Unnötige über Bord. Geben Extrakt. Nur „was der Gebildete wissen muß". In einfachen Ausdrücken. Treuherzig. Zu Gemüt gehend. Wir halten keinen unnütz hin. Tausende und aber Tausende — —

Nun ist es mit der Bildung aber leider eine verflucht komplizierte Sache. Ein indischer Straßentöpfer macht mit den primitivsten Mitteln einen Topf und das Ding hat Form und Stil, ohne daß der Töpfer sagen könnte, wo er's her hat. Und so der russische Bauer mit seinen Holzschnitzereien und der anatolische mit seinen Teppichen. Der europäische ist dank der Bildungsfabrik bald so weit, daß es keinen Museumstopf mehr gibt, dessen Alter und Herkunft und kunsthistorische Bedeutung er nicht bestimmen könnte. Und mit Töpfen gibt er sich nicht zufrieden. Er ist gebildet! Er weiß, wann Dürer gelebt hat und hat im letzten Vortragszyklus sogar gelernt, wer Giotto ist! Aber selber einen bescheidenen Topf mit Form und Stil machen, ja, das kann er freilich nicht. Die „Götterdämmerung" hat man ihm analysiert, aber Volkslieder weiß er höchstens zwei und auch von denen nur die ersten beiden Strophen. Er hat natürlich den „Faust" gelesen, das „Meisterwerk" Goethes, und ist voll von seinen

Schönheiten, aber einen Brief richtig, kurz und bündig schreiben, das kann er nicht. Er hört populäre Vorträge über Giordano Bruno, aber läßt sich von seinen Zeitungen täglich den sinnlosesten Blödsinn vorschwatzen.

Male ich zu schwarz? Vielleicht. Aber geht nicht der ganze Betrieb der Massenbildung deutlich in diese Richtung? Man gibt theoretisch durchaus zu, daß dem Volk das Volkstümliche geboten werden müsse. Aber abgesehen davon, daß jeder Kinofabrikant meist besser weiß, was volkstümlich ist, treibt eine Art schlechten Gewissens immer wieder an, mitzuteilen, zu beglücken, abzugeben, ganz einerlei, ob der also Beglückte etwas mit den Gaben anfangen kann oder nicht. Alles, was man nicht bei sich behalten kann, ist Bildungsstoff, folglich — friß Vogel oder stirb.

Der Irrtum, der diesem ganzen Betrieb zugrunde liegt, beruht im wesentlichen auf einer Verkennung des Bildungsprozesses. Bildung — man muß es immer wieder sagen — ist nicht eine Summe von Kenntnissen. Bildung ist Form. Eine Form, die dem zu formenden Objekt nicht adäquat ist, wirkt manieriert, stillos, klassizistisch. Die Bildungsfabrik bleibt in Äußerlichkeiten stecken, sie arbeitet nicht materialgerecht. Bildungsdrang ist ein Sauerteig, der die ganze Masse durchdringen muß. Einem Menschen, der mir und mich verwechselt, kann man nicht die stilistischen Schönheiten von Goethes Iphigenie begreiflich machen. Einem Menschen, der in verbauten Mietskasernen hausen muß, nutzt es nichts, wenn man ihm in Lichtbildern die Schönheit griechischer Tempel vor Augen führt. Bildung muß von innen heraus kommen. Man kann das Erdreich lockern, man kann das Saatkorn auswählen, aber nicht jede Art gedeiht in jeder Krume und die Wachs- und Keimkraft muß von innen kommen, wenn nicht eine rasch welkende, unnatürliche Treibhauspflanze entstehen soll. Bildung ist Arbeit, eigene Arbeit, nicht rezeptive, sondern produktive, nicht einfaches Beerben, sondern Erwerbung, um es zu besitzen. Wer den Anschein erweckt, als ob Bildung etwas Leichtes, mühelos zu Erwerbendes sei, der schwindelt.

Und dann: man kann Kant nicht „popularisieren". Kant ist nichts Voraussetzungsloses, er verarbeitet die Denkarbeit von Generationen. Irgendwie, wenn auch in verkürzter Form, muß jeder diese Arbeit noch einmal leisten, so wie der menschliche Embryo vor seinem Reifen noch einmal alle Stadien der genealogischen Entwicklung durchmacht. Bildung ist Arbeit. Goethe hat die Wahlverwandtschaften nicht für das Volk geschrieben, sondern für die Gesellschaft seiner Zeit. Gesellschaft beruht auf Tradition. Wer keine Tradition hat, bringt für solche Werke falsche Voraussetzungen mit. Tradition aber, wenn sie echt ist, ist ein Entwicklungsprozeß, kein Lehrgegenstand.

Und darum ist Massenbildung ein Schwindel. Massen lassen sich nicht bilden.

Aber der „gewaltige Bildungshunger" der Massen? Nun, die ersten Ergebnisse liegen ja vor. Trotz des Reizes, den alles Neuartige ausübt, trotz verkürzter Arbeitszeit, trotz materieller Besserstellung kann, wie die Besucherzahl der ersten Volkshochschulen, namentlich in der Provinz, aufweist, von einem „gewaltigen" Umfang des sogenannten Bildungshungers nicht gesprochen werden. Trotzdem wäre es natürlich ganz verkehrt, das wirklich ernste Bildungsstreben vieler, sehr vieler einzelner Volksgenossen wegzuleugnen und nicht

alles nur irgendwie in den Grenzen des Möglichen Liegende zu tun, dies Bestreben in ersprießliche Bahnen zu lenken, mit allen zur Verfügung stehenden Kräften wachzuhalten, zu pflegen und fruchtbar zu gestalten. Nur mache man sich von der Illusion los, daß es mit ein paar Vorträgen getan sei, nur hüte man sich, beim Volke der unheilvollen Verwechslung von Wissen und Bildung Vorschub zu leisten.

Das Ideal der Volksbildungsarbeit kann nicht in einem schematischen Massenbetrieb, sondern muß in einer sorgfältig dezentralisierten, den Verschiedenheiten einzelner Berufs- und Altersklassen, der sozialen Schichtung und ethnographischen Differenzierung Rechnung tragenden organischen Ausbildung von Gruppen liegen. Soll Bildungsarbeit nicht nur „aufklärend", sondern wirklich kulturbildend wirken, so hat sie an die kulturellen Grundlagen wie jede deutsche Landschaft, jeder Volksstamm, jede Berufs- und Altersschicht sie in ganz verschiedener Weise bieten, sorgfältig anzuknüpfen. Kultur ist kein Massenprodukt, sondern bodenständig in bestimmten Schranken organisch erwachsene Form. Wer diese Schranken niederreißt oder durch ein Zuviel an Bildungsstoff verwischt oder verkleidet, wirkt nicht kulturbildend. Kulturentwicklung ist keine Fabrik-, sondern im höchsten Grade Qualitätsarbeit. Es kann nicht darauf ankommen, daß der Einzelne in den Stand gesetzt wird, eine Masse Kenntnisse mit sich herumzuschleppen, mit denen er im Grunde nicht das mindeste anfangen kann, sondern daß alle diese Dinge oder auch nur ganz wenige zu seinem eigentlichen Lebenszentrum in lebendige Beziehung gesetzt werden, daß sich der Umkreis seines Lebens und Sehensgefühls wohl erweitere, vor allem aber erhelle und kläre und daß die Erweiterung nie in einem Maße ausgedehnt wird, daß die Peripherie den organischen, vom inneren Kern aus erleuchteten und durchwärmten Zusammenhang mit dem Zentrum verliert.

In diesem Sinne wird es die Volksbildungsarbeit peinlich vermeiden müssen, dem Ideal einer sogenannten „allgemeinen" Bildung nachzujagen, sondern von dem Grundsatz auszugehen haben, daß, eines gründlich erfaßt zu haben, das Fundament aller Bildung sein und daß dies eine dann möglichst zur Universalität ausgeweitet werden muß, daß mit andern Worten das Allgemeine seinen Nährboden im Einzelnen haben muß, nicht aber das Allgemeine eine formale Decke über ein in sich mangelhaft beherrschtes Einzelne sein darf. Die Universalität des Individuums, bekanntlich auch eine ideale Forderung Lenins, und wahrscheinlich bestimmt, das mechanische Ideal der arbeitsteilenden Spezialisierung abzulösen, muß wachsen wie die Laubkrone aus dem festen Stamm. Gleich mit der Laubkrone anfangen, das ergibt nur unfruchtbares Gestrüpp und Unterholz.

Wege des Wiederaufbaus

Von Friedrich Edlen von Braun, Präſidenten des Reichswirtſchaftsrates, M. d. R.

ls ich im Frühjahr 1918 vorübergehend im Weſten an der Front war, hat es mir einen beſonders tiefen Eindruck gemacht, wie ich in einem franzöſiſchen Dorfe, das in wenigen Tagen beim Rückzug auf die Siegfriedſtellung zerſtört werden ſollte, einen alten Mann eifrig in ſeinem Obſtgarten arbeiten ſah, als ob tiefſter Frieden ſei, und er im Herbſte die Früchte ſeines Fleißes ernten könnte.

Dieſem ahnungsloſen Greiſe gleicht das deutſche Volk in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung. In ſtumpfer Ergebenheit geht es ſeinen täglichen Geſchäften nach, freilich nicht mit der Arbeitsfreude und dem Pflichtbewußtſein wie vor dem Kriege, und ſcheint gar nicht zu fühlen, daß das nur eine zweckloſe Zeitausfüllung bis zum Hereinbrechen des Verhängniſſes iſt, das uns droht. Und nicht nur das Volk handelt ſo, ſondern auch ſeine Vertreter im Reichstag und in der Regierung, die ſich doch über die Lage im klaren ſein müßten.

Wollen wir aber wieder aufbauen, was ein neidiſches Geſchick uns zerſtörte und aus den harten Schlägen des Unglückes die Wurzeln unſerer Kraft zu neuer Blüte ſtärken, ſo müſſen alle Kreiſe des Volkes aus dieſer bleiernen Stumpfheit aufgerüttelt werden. Erſt wenn man ſich die Lage mit unerbittlicher Offenheit klarzumachen ſucht und den drohenden Gefahren mutig ins Auge blickt, iſt die erſte Vorausſetzung zur Stählung von Willen und Kraft, zur Bewältigung aller Widerſtände und Schwierigkeiten gegeben.

Nicht um zu entmutigen alſo, ſondern um aufzurichten in dem trotzigen Mut, auch das Schwerſte zu überwinden, will ich ein Bild unſerer wirtſchaftlichen Lage entrollen, das faſt nur aus tiefen Schlagſchatten beſteht, will ich alles zuſammentragen, was der verlorene Krieg, die Revolution und der Friede von Verſailles über das deutſche Volk gebracht haben.

Der Reichsfinanzminiſter Wirth hat vor einigen Wochen wieder einmal eine Darſtellung der finanziellen Lage des Reiches gegeben.

Die Zahlen, die er bringt, ſind ſo erſchütternd, daß faſt jede Hoffnung ſchwindet, noch einen Ausweg aus dieſem Zuſammenbruch zu finden. Sie ſind aber, was noch ſchlimmer iſt, immer noch unklar und unverſtändlich, ſo daß man ſich kein ſicheres Bild über den Schuldenſtand Deutſchlands machen kann.

In der für die Verhandlungen von Spa ausgearbeiteten Denkſchrift über „Deutſchlands wirtſchaftliche Leiſtungsfähigkeit" wird der Schuldenſtand des Reiches für den Stichtag 31. März 1920 mit 92 Milliarden fundierter und 105 Milliarden ſchwebender Schulden, darunter 13,5 Milliarden Verpflichtungen und Zahlungsverſprechen, zuſammen alſo mit 197 Milliarden angegeben. In einer etwa vor drei Monaten vom Reichsfinanzminiſter gegebenen Darſtellung wurde die Höhe der ſchwebenden Schulden auf 124 Milliarden beziffert und am 27. Oktober erfahren wir, daß die ſchwebende Schuld 171,8 Milliarden beträgt, daß dazu aber noch die Eiſenbahnſchuld in der Höhe von 25 Milliarden tritt, und daß bis zum Jahresende mit einer weiteren Zunahme der Schuld um 40 Milliarden zu rechnen iſt, ſo daß die ſchwebende Schuld am Ende des Jahres ca. 240 Milliarden

betragen wird, also um 116 Milliarden mehr, als vor 3 Monaten angegeben wurde, und um 135 Milliarden mehr, als am 31. März 1920, wo man doch annehmen konnte, daß eine genaue Inventarisierung vorgenommen worden ist.

Dabei sind noch nicht berücksichtigt die Entschädigungen an Reichsangehörige aus Anlaß des Friedensvertrages (Handelsflotte, Entschädigungen, Kriegsgerät und Kriegsschäden), die, mit 131 Milliarden veranschlagt, gleichfalls als schwebende Schuld in Betracht kommen, so daß die Gesamtschulden des Reiches nach den jetzigen Mitteilungen um die Jahreswende die Summe von über 460 Milliarden ausmachen werden.

Aber man muß sich nach den wechselnden Angaben des Finanzministers besorgt fragen, ist das nun auch wirklich alles, oder werden wir nach 2 Monaten wieder andere um viele Milliarden gesteigerte Summen erfahren? Beruht das ganze Verfahren auf Mangel an Übersicht oder auf der Neigung, dem Hund den Schwanz stückweise abzuhauen?

Die Mehrzahl unserer Mitbürger ist allerdings für solche Zahlen vollkommen abgestumpft. Man schüttelt wohl den Kopf, aber eine rechte Vorstellung davon, was die Zahlen bedeuten, machen sich die wenigsten. Einen Begriff bekommt man, wenn man ausrechnet, daß zur Tilgung dieser Schulden jeder Deutsche bis zum Säugling herunter rund 7700 ℳ zahlen müßte und daß unser ganzes Volksvermögen vor dem Krieg auf 220 Milliarden Mark — allerdings Goldwert — geschätzt worden ist.

Dazu kommen die Zahlen des Haushaltsplanes für das laufende Jahr, die den Beweis erbringen, daß gar keine Möglichkeit besteht, der rapid fortschreitenden Überschuldung Einhalt zu tun. Vor 3 Monate hatte der Finanzminister erklärt, daß der Bedarf des ordentlichen Etats 28 Milliarden Mark betrage und durch die Einnahmen Deckung finde, während für den Bedarf des außerordentlichen Etats von 25 bis 28 Milliarden Mark keine Deckung vorhanden sei. Nach den Erklärungen des Finanzministers vom 27. Oktober berechnet sich der Bedarf des ordentlichen Etats aber auf 39,9 Milliarden, der des außerordentlichen auf 11,2, dazu kommen der Fehlbetrag des Verkehrsetats von 18 Milliarden und die aus der Okkupation und sonstigen Bestimmungen des Friedensvertrages herrührenden Auslagen von 41 Milliarden, so daß sich ein Gesamtbedarf von 110 Milliarden ergibt, von dem — auf dem Papier — nur etwa 40 Milliarden gedeckt sind. Man muß also, wie der Reichsfinanzminister ja selbst erwähnte, bis zum Schluß des Rechnungsjahres mit einem erheblichen weiteren Anwachsen der ungedeckten Schulden rechnen.

Ein bezeichnendes Schlaglicht auf die sich entwickelnden Zustände gibt der Ausweis der Reichsbank über die letzte Septemberwoche. Danach mußten in dieser einen Woche 2,735 Milliarden Mark neuer Zahlungsmittel ausgegeben und 8 Milliarden Mark Schatzanweisungen als Deckung angenommen werden. Noch niemals ist der Papiergeldumlauf in einer Woche so erhöht worden, und wenn sich auch die Ansprüche in dieser Woche wegen des Ultimotermins besonders zu steigern pflegen, ist die Tatsache doch ein Beweis, daß die Papiergeldwirtschaft zur Katastrophe treibt.

Ich habe schon bei anderer Gelegenheit (Deutschlands wirtschaftliche Zukunft, Grenzboten 79. Jahrgang Nr. 36 S. 263) darauf hingewiesen, daß noch schlimmer

als diese Geldnot des Reiches die Lage der deutschen Volkswirtschaft in ihren Beziehungen zum Ausland ist.

Neuerdings geben Zusammenstellungen, die für die Finanzkonferenz in Brüssel gemacht worden sind, ein erschreckendes Bild über die ständige Abnahme unseres Volksvermögens gegenüber dem Ausland.

Danach betrug die Warenausfuhr aus Deutschland von Anfang Jauar 1919 bis Ende April 1920 27,1 Milliarden Mark, die Einfuhr dagegen 55,3 Milliarden Mark. Dabei sind die Einfuhrwerte des Jahres 1920 im wesentlichen nur zu den Werten des Jahres 1919, also viel zu niedrig berechnet, und in den Ausfuhrziffern sind Werte enthalten für Lieferungen auf Grund des Friedensvertrages, die der Zahlungsbilanz nicht zugute kommen. Die Denkschrift schätzt hiernach den Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr seit Ausbruch des Krieges bis Ende August 1920 auf etwa 70 Milliarden Mark.

Es bestehen aber erhebliche Zweifel, ob diese Zahlen richtig sind, da die in der amtlichen Statistik angegebenen und auch die der Schätzung zugrunde gelegten Einfuhrwerte offenbar viel zu niedrig angenommen sind.

Eine Untersuchung, die von Dr. Henry Behnsen und Dr. Werner Genzmer vorgenommen worden ist, kommt zu dem Ergebnis, daß der Passivsaldo der deutschen Handelsbilanz 1919 37,5 Milliarden Mark und der Passivsaldo der Handelsbilanz vom Januar bis März 1920 25,5 Milliarden beträgt, daß also allein in den 15 Monaten vom Januar 1919 bis März 1920 für rund 63 Milliarden mehr eingeführt als ausgeführt worden ist.

Aber selbst wenn sich in den letzten Monaten die Einfuhrzahlen wesentlich gemindert haben, ist das kein Beweis für die Besserung der Lage. Denn da die Einfuhr von Lebensmitteln nicht eingeschränkt werden konnte, zeigt das nur, daß die Einfuhr von Rohstoffen für die Industrie zurückgegangen ist, daß also die Rohstoffnot weiter steigen und zu einer schärferen Einschränkung der industriellen Erzeugung und damit der Ausfuhr führen muß. Es kommt aber weiter hinzu, daß eine Einschränkung der Lebensmitteleinfuhr auch im laufenden Erntejahr nicht eintreten kann, daß sie im Gegenteil sich erhöhen wird. Die Ernte in Brotgetreide ist ungünstig ausgefallen und die Erfassung gelingt immer weniger. Die Reichsgetreidestelle rechnet nach den bisherigen Ergebnissen damit, daß sie aus der inländischen Erzeugung nicht viel mehr als 1 Milliarde Tonnen erfassen wird, während der Bedarf nahe an 4 Milliarden Tonnen ist. Wir müßten also rund 3 Milliarden Tonnen einführen, was nach den jetzigen Weltmarktpreisen allein für Brotgetreide gegen 24 Milliarden Mark ausmacht.

Aber damit sind die Bedürfnisse der Lebensmitteleinfuhr noch lange nicht gedeckt. Wir werden auch in diesem Erntejahr Fett, Fleisch, Fische, besonders Heringe, kondensierte Milch und Futtermittel einführen müssen, um die Ernährungswirtschaft aufrechterhalten zu können, und der Ernährungsminister berechnet seinen Bedarf an Zahlungsmitteln für die Einfuhr, wie ich höre, auf monatlich 4 Milliarden, also rund 50 Milliarden für das Jahr.

Berücksichtigt man weiter, daß wir im großen Umfang Rohstoffe einführen müssen, um unsere Industrie nicht zum Erliegen zu bringen, vor allem Baumwolle, Wolle, Erze u. a., und daß der Wert der Rohstoffeinfuhr im Jahre 1913 über 5 Milliarden Goldmark ausmachte, heute also selbst ohne Berücksichtigung

der gestiegenen Weltmarktpreise rund 50 Milliarden betragen würde, so kommt man auf einen Gesamteinfuhrbedarf von mindestens 100 Milliarden, dem nach den bisherigen Ergebnissen nur eine Ausfuhr von 20 Milliarden im Jahr gegenüberstehen würde. Das bedeutet eine Zunahme unserer Verschuldung gegenüber dem Ausland um 80 Milliarden in einem Jahr.

In dieser trostlosen wirtschaftlichen Lage tritt die Arbeiterschaft mit dem Verlangen nach Sozialisierung auf den Plan und die Regierung scheint nach dem kürzlichen Kabinettsbeschluß, durch den der Wirtschaftsminister beauftragt wurde, sofort einen Gesetzentwurf über die Sozialisierung des Kohlenbergbaues vorzulegen, bereit, der Forderung wenigstens auf diesem Gebiet zu entsprechen.

Das Verlangen der Arbeiterschaft wird damit begründet, daß

1. durch die Revolution eine Machtverschiebung zwischen den Berufsständen eingetreten sei, die es notwendig mache, der Arbeiterschaft Einfluß und Anteil am Produktionsprozeß zu gewähren, daß
2. die tiefe Enttäuschung der Arbeiterschaft über das bisherige geringe Ergebnis der Revolution beseitigt werden müsse, und daß
3. der Arbeitswille und die Arbeitsfreudigkeit der werktätigen Bevölkerung nur durch dieses Entgegenkommen wiederhergestellt werden könne.

Man muß zu diesen Gründen Stellung nehmen. Die behauptete Machtverschiebung ist tatsächlich eingetreten und die Lage gebietet, sich danach einzurichten. Denn es hat keinen Sinn, sich gegen unabänderliche Tatsachen zu stemmen. Es ist auch durchaus falsch, anzunehmen, daß die konservative Weltauffassung verlange, sich solchen Notwendigkeiten zu verschließen. Konservative Gesinnung besteht nicht darin, eigensinnig an Überlebtem festzuhalten, sondern den engen Zusammenhang neuer Wirtschafts- und Gesellschaftsformen mit der Vergangenheit aufrechtzuerhalten und sie organisch daraus zu entwickeln, statt in kindischer Neuerungssucht alles historisch Gewachsene kleinschlagen und etwas völlig Neues, aus abstrakten Theorien Konstruiertes an seine Stelle setzen zu wollen.

Daß die Machtverschiebung eingetreten ist, ist letzten Endes eine Folgeerscheinung des Krieges und der Revolution. Aber wer die soziale Entwicklung unseres Volkes vor dem Kriege nicht in starrem Doktrinarismus oder mit blinden Vorurteilen verfolgte, sondern offenen Auges als Teil der Entwicklungsgeschichte der letzten Jahrhunderte, der mußte sich darüber klar sein, daß die Zeit der Emanzipation des vierten Standes nicht mehr fern sei und sich ebensowenig werde aufhalten lassen, als jene des Bauernstandes vor 100 Jahren.

Wenn wir unser Volk wieder zu einem geschlossenen Körper verschmelzen und so wieder zu Ansehen und Blüte bringen wollen, heißt es also die Konsequenzen aus dieser geschichtlichen Entwicklung zu ziehen und dem Arbeiterstand eine Stellung einzuräumen, in der er sich im Rahmen des eigenen Volkes wieder wohl fühlt und von dem Wahngebilde der roten Internationale loskommt. Geschieht das, erkennt die Arbeiterschaft, daß Staat und Gesellschaft ehrlich entschlossen sind, ihren berechtigten Ansprüchen Geltung zu verschaffen, dann wird sich auch die Enttäuschung der Arbeiterschaft über das Ergebnis der Revolution zum Teil legen. Ein Rest von Enttäuschung wird freilich immer bleiben, denn die Träume, mit denen die Führer in Sturm und Drang einer Revolution die

Massen begeistern, sind nie zu verwirklichen, sondern verblassen immer im harten Licht der Tatsachen. Aber es wäre ein furchtbares Geschick für unser ganzes Volk, wenn die entsetzlichen Opfer, die uns die Revolution gekostet hat, nicht die Geburtswehen des Aufstiegs zu einer höheren Gesellschaftsform, sondern nur häßliche Begleiterscheinungen eines Lohn- und Klassenkampfes bleiben würden.

Es liegt also nicht nur im Interesse der Arbeiterschaft, sondern es ist eine Lebensnotwendigkeit für unser ganzes Volk, daß ein der vollzogenen Entwicklung entsprechendes Gleichgewicht der Berufsstände hergestellt und die Arbeitsfreudigkeit des vierten Standes und der Wille zur Erfüllung seiner vaterländischen und wirtschaftlichen Pflichten wachgerufen werden.

Das scheint mir die einzige Betrachtungsweise zu sein, die vom Standpunkt praktischer Politik berechtigt, vom Standpunkt der Lebensbejahung zulässig ist. Man mag die Entwicklung bedauern und vergangenen Zeiten nachtrauern, die unserer Auffassung nach bessere und aussichtsvollere gewesen sind. Aber damit dreht man das Rad der Geschichte nicht zurück.

Was verlangt nun die neue Lage von uns? Die Sozialdemokratie sagt: Sozialisierung. Das ist menschlich begreiflich, weil das das Zeichen ist, unter dem sie gesiegt hat, die Lehre, die sie seit 50 Jahren mit bewundernswerter Zähigkeit vertreten und womit sie ihre stets wachsende Anhängerschar begeistert hat.

Diese Entwicklung hat jedenfalls bewiesen, daß die Forderung ein ausgezeichnetes Agitationsmittel gewesen ist. Es muß aber erst untersucht werden, ob diese rein auf theoretischen Spekulationen aufgebaute Lehre sich überhaupt verwirklichen läßt, und wenn, ob sie sich gegenwärtig verwirklichen läßt. Wenn ich sage, die Lehre sei rein auf theoretischen Spekulationen aufgebaut, so fälle ich damit kein leichtfertiges Urteil. Denn es wird niemand leugnen können, daß alle Versuche, die Marxistische Lehre in die Wirklichkeit umzusetzen, bisher fehlgeschlagen sind. Und die Zahl solcher Versuche ist groß, ich will den letzten Versuch, der in Rußland jetzt in einem entsetzlichen Zusammenbruch zu enden scheint, gar nicht mit heranziehen, weil er noch nicht abgeschlossen ist und uns zeitlich zu nahe steht, als daß man abschließend darüber urteilen könnte.

Aber auch wenn man einwenden wollte, daß alle früheren Versuche mit unzureichenden Mitteln und auf zu engen Gebieten unternommen worden seien, und deshalb als Beweis für die Undurchführbarkeit der Lehre nicht dienen könnten, wird das Urteil nicht anders ausfallen können für den, der nicht voreingenommen die Frage prüft. Denn die ganze Lehre geht in ihrer Konstruktion von Menschen aus, die es nicht gibt, von Wesen, die ohne Zwang und ohne Lockmittel ihre Pflichten erfüllen, die frei von Eigennutz und frei von Hunger nach Macht und Reichtum das Höchstmaß von geistiger und körperlicher Arbeitsleistung in den Dienst der Allgemeinheit stellen.

Wieweit wir von diesem Zustand der Vollkommenheit entfernt sind, zeigt uns mit furchtbarer Deutlichkeit die gegenwärtige Zeit, und wenn wir auch hoffen dürfen, daß nach Verebben der Sturmwellen von Krieg und Revolution unser Volk wieder zu der Ordnung und Arbeitsamkeit zurückfindet, die in den letzten Jahrzehnten die Wurzeln unserer wirtschaftlichen Blüte waren, — ohne Zucker und Peitsche wird es auch dann nicht leben können.

Nein, wer sich ehrlich in diese Lehre vertieft und in ihre Konstruktion nicht Idealwesen, sondern Menschen von Fleisch und Blut hineinzuversetzen versucht, muß sich von ihrer praktischen Undurchführbarkeit überzeugen. Das ist auch der Grund, warum man in Deutschland nicht den wahnsinnigen Versuch gemacht hat, sie im November 1918 durchzuführen, wo doch die Sozialdemokratie alle Macht in Händen hatte.

Die geistigen Führer der Partei fühlten eben, daß das Experiment zu einem furchtbaren Zusammenbruch führen würde, der sie selbst unter den Trümmern begraben hätte. Deshalb hören wir auch aus dem Munde Kautskys und anderer Intellektuellen die besorgten Mahnungen, man könne die Sozialisierung nicht in einer zusammengebrochenen, sondern nur in einer blühenden Volkswirtschaft durchführen. Wer spitzfindig sein wollte, könnte daraus schon das Eingeständnis der praktischen Undurchführbarkeit folgern. Denn wenn uns die Individualwirtschaft erst wieder zur Blüte bringen muß, wer wollte dann wünschen, diese erfolgreiche Wirtschaftsform mit einer anderen zu vertauschen?

Aber ich will mich dieser Spitzfindigkeit nicht schuldig machen, sondern anerkennen, daß es neben den wirtschaftlichen auch ethische Forderungen gibt, die ebenso Berücksichtigung verdienen, ja, selbst unter wirtschaftlichen Opfern durchgesetzt werden müssen. Und trotzdem habe ich die feste Überzeugung, daß die sozialistische Lehre undurchführbar ist, daß sie, selbst wenn von den übrigen Ständen alle Opfer gebracht würden, nicht zur Befriedigung des Arbeiterstandes, viel weniger noch zum Segen des Volksganzen führen würde.

Und ich halte es für eine ernste Pflicht, das offen und rückhaltlos auszusprechen, gerade wenn man an führender Stelle steht, auch auf die Gefahr hin, sich damit politisch unmöglich zu machen.

Wir müssen aus der Atmosphäre des Schlagwortes, in der wir leben, wieder zurück zur klaren Vernunft, aus dem Nebel der Phrase zur nüchternen Wirklichkeit.

Das einzige, was uns retten kann, ist rückhaltlose Ehrlichkeit ohne Furcht vor persönlichen Nachteilen oder Verunglimpfungen. Denn nur so ist es möglich uns wieder verstehen und wieder finden zu lernen.

Die Sozialdemokratie hat sich, um einen raschen Erfolg zu erzielen, nun zunächst auf die Forderung der Sozialisierung des Kohlenbergbaus beschränkt, und die Regierung scheint geneigt, auf diese Forderung einzugehen. Begründet wird diese Stellungnahme damit, daß wir unsere Industrie und unser ganzes Wirtschaftsleben nur aufrechterhalten können, wenn die Kohlenförderung so gesteigert wird, daß das Spa-Abkommen ohne Abschnürung der eigenen Bedürfnisse erfüllt werden kann, und daß das nur zu erreichen ist, wenn die Kohlenbergarbeiter durch Erfüllung ihrer Forderung wieder arbeitswillig und arbeitsfreudig gemacht werden. Endlich damit, daß der Kohlenbergbau der Industriezweig sei, der am ehesten sozialisierungsreif sei.

Man erkennt ohne weiteres, daß diese Beschränkung nur eine zeitliche, nicht eine grundsätzliche ist. Denn niemand wird annehmen, daß die Arbeiter der übrigen Industriezweige es sich auch nur auf eine kurze Spanne gefallen lassen werden, daß die Kohlenbergarbeiter allein solche Vorrechte genießen sollen, und von sozialdemokratischer Seite ist auch schon gesagt worden, wenn sie erst die Schlüssel-

industrien, Kohle, Elektrizität und Eisen, in der Hand hätten, sei ihnen um das übrige nicht bange.

Auch hier heißt es: „c'est le premier pas, qui coute". Wenn erst einmal mit der Sozialisierung eines Industriezweiges begonnen wird, ist das Todesurteil der individualistischen Wirtschaft aber damit auch der deutschen Volkswirtschaft gesprochen.

Es ist also eine Entscheidung von grundsätzlichster Bedeutung, die hier getroffen wird. Nicht Sozialisierung des Kohlenbergbaus lautet die Frage, sondern Einführung der Sozialisierung überhaupt oder Beibehaltung der individualistischen Wirtschaft.

Aber selbst wenn man nur das Nächstliegende betrachtet und sich auf die Frage des Kohlenbergbaus beschränkt, kommt man zu Ergebnissen, die das Eingehen auf ein solches Experiment im gegenwärtigen Zeitpunkt fast als Selbstmord erscheinen lassen.

Ich habe eingangs versucht, ein ungeschminktes Bild der Lage unserer Volkswirtschaft zu geben und jedermann wird zugeben müssen, daß eine Rettung nur möglich ist, wenn eine Steigerung und Verbilligung der Produktion gelingt. Auch die Regierung hat ja sich in diesem Sinn festgelegt. Der Reichskanzler Fehrenbach hat in seiner Programmrede am 28. Juni verkündigt: „Zweck und Erfolg jeder Sozialisierung muß Steigerung der Produktion sein", und der Arbeitsminister Dr. Brauns erklärte am 5. August: „Art und Form der Sozialisierung wird sich aus der Notwendigkeit ergeben, die deutsche Kohlenwirtschaft in der Richtung größter Produktionssteigerung und Wirtschaftlichkeit zu entwickeln."

Wir müßten daher doch vorher — nicht den Beweis erbracht sehen, das wäre zu viel verlangt, — aber überzeugt werden, daß durch die Sozialisierung sowohl für die Produktionssteigerung als für die Wirtschaftlichkeit des Betriebes Vorteile zu erwarten sind. Ich glaube nicht, daß jemand den Mut hat, das als unmittelbare Folge der Umstellung zu behaupten, er würde zu bald als falscher Prophet entlarvt.

Ich will gar nicht einmal auf das Beispiel unserer Verkehrseinrichtungen eingehen, die aus den glänzendst eingerichteten und funktionierenden Staatsbetrieben mit hohen Überschüssen zu einem bankerotten Unternehmen mit Milliardenverlusten geworden sind, seit sie unter der Herrschaft der Arbeiter stehen. Denn man wird einwenden können, daß das noch keine sozialisierten Betriebe sind, weil den Arbeitern kein Anteil am Betriebsgewinn zugesichert ist, und daß die Betriebsergebnisse noch unter den Nachwirkungen von Krieg und Revolution stehen.

Aber wir haben die alte Erfahrung, daß jede nicht aus den Bedürfnissen des Betriebs heraus entwickelte Umstellung eines Wirtschaftskörpers zunächst zu einem Rückgang der Erzeugung und der Rente führt, während des Krieges in so vielen Beispielen bestätigt gefunden, daß es kaum begreiflich ist, wenn man in diesem Falle an dem gleichen Ergebnis zweifeln wollte. Und ebenso sicher werden die Arbeiter in einem sozialisierten Betrieb zunächst auf die Verbesserung der eigenen Lage, also auf Verminderung der Arbeitszeit und Erhöhung der Löhne bedacht sein und erst in zweiter Linie auf die Bedürfnisse der Allgemeinheit. Das soll kein Vorwurf sein, sondern nur die Feststellung der natürlichen Folge

der Änderung ihrer Stellung im Betriebe. Ob es gelingt, sie im Laufe der Jahre zu der wirtschaftlichen Einsicht zu erziehen, daß ihr eigenes Wohl vom Gedeihen des Betriebes abhängt, daß sie also im Interesse des Betriebes auch Opfer bringen und auf Verkürzungen der Arbeitszeit und gewünschte Lohnerhöhungen verzichten müssen, ist eine andere Frage, die sich nur bejahen wird, wenn sie durch Schaden klug werden, ehe das Ganze zusammenbricht. Aber zunächst werden sie die neue Freiheit und Machtfülle genießen und unmittelbarer Vorteile teilhaftig werden wollen, wie wir das ja in den letzten zwei Jahren täglich erleben.

Wer nicht blind von Vorurteilen durchs Leben geht, kann gar nicht darüber im Zweifel sein, daß die Sozialisierung des Kohlenbergbaus für die ersten Jahre nicht zu einer Steigerung und Verbilligung, sondern zum Rückgang und zur Verteuerung der Produktion führen muß.

Und die Kompromißgeburt Rathenaus bringt uns in dem Zentralsyndikat des Reichskohlenrates eine neue Kriegsgesellschaft. Sie wird weder die Arbeitnehmer befriedigen, noch die Gefahren abwenden, die aus der Bureaukratisierung der Erzeugung und der Wirtschaftlichkeit drohen. Es wird in der Begründung nicht einmal der Versuch gemacht, darzulegen, wie die Mißstände vermieden oder abgewendet werden sollen, die sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre bei allen Kriegsgesellschaften gezeigt haben.

Der Vorschlag bedeutet aber vor allem eine unmittelbare Schädigung der Steigerung der Produktion und der wirtschaftlichen Unterhaltung der Betriebe, die beim Kohlenbergbau so unendlich wichtig ist. Denn welcher Privatbetrieb wird sich zu kostspieligen Neuanlagen, zu ausreichenden Aufwendungen für die ordnungsmäßige Unterhaltung der Anlagen entschließen, wenn dauernd das Damoklesschwert der Enteignung über ihm schwebt? Und wie kann man in der gegenwärtigen, gärenden Zeit, die uns kaum einen Überblick über die Zustände und Bedürfnisse der nächsten Monate gestattet, eine Gesetzgebung rechtfertigen, deren Vollzug erst nach 30 Jahren beendet sein soll?

Ich halte demnach die beiden Vorschläge der Sozialisierungskommission für unannehmbar. Sie würden zu einer schweren, im gegenwärtigen Zeitpunkt unerträglichen Schädigung unserer Volkswirtschaft führen und die Arbeiterschaft nach vielleicht anfänglicher Befriedigung über den erzielten taktischen Erfolg aufs schwerste enttäuschen. Denn sie würden sicher nicht zu einer Hebung, sondern zur Verschlechterung der Lage der Arbeiter führen.

Die Frage liegt nahe, warum ich in diesem Zusammenhang so ausführlich auf die Frage der Sozialisierung des Kohlenbergbaus eingehe. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß es sich tatsächlich nicht um die Sozialisierung auf diesem Sondergebiete handelt, sondern um die prinzipielle Entscheidung über die Sozialisierungsfrage überhaupt. Wer darüber noch Zweifel hatte, braucht nur die Äußerungen der Abgeordneten Wels und Schmidt auf dem sozialdemokratischen Parteitage in Kassel zu lesen.

Aber ich gehe weiter. Die Frage, die jetzt zur Verhandlung steht — sie wird in den nächsten Tagen in einem besonderen Ausschuß des Reichswirtschaftsrats behandelt werden —, ist entscheidend für die ganze wirtschaftliche Zukunft Deutschlands. Von ihrer Entscheidung hängt Wiederaufstieg oder endgültiger

Zusammenbruch unseres ganzen Wirtschaftslebens — nicht etwa nur des Kapitalismus — ab.

Der Präsident der Niederländischen Bank, Dr. Vissering, der auch auf der Finanzkonferenz in Brüssel die bedeutendste Rede hielt, hat in einer kürzlich veröffentlichten Broschüre „Internationale Wirtschafts- und Finanzprobleme" auch das Memorandum veröffentlicht, das im Januar d. J. von einer großen Anzahl von Finanzsachverständigen und Politikern der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Englands, Frankreichs, Hollands, Dänemarks, Schwedens, Norwegens und der Schweiz gleichlautend ihren Regierungen überreicht worden ist, und das die Voraussetzungen einer internationalen Hilfsaktion für die unter den Kriegsfolgen leidenden Länder untersucht. Darin wird als erste Vorbedingung für weitere Hilfe bezeichnet, daß „die Ausgaben der betreffenden Länder auf die Grenzen ihrer Steuerkraft reduziert werden."

Und wer den gesunden Geschäftssinn der Länder, die uns allein helfen könnten, nämlich Amerikas und der europäischen Neutralen, nicht vollkommen falsch einschätzt, wird nicht annehmen, daß sie den Versuch machen wollen, in ein Faß ohne Boden einzuschöpfen. Wenn wir aber neben den Verkehrseinrichtungen — Eisenbahn und Post — auch noch den Kohlenbergbau verstaatlichen wollen — denn etwas anderes bedeutet trotz aller Verwahrungen und Bemäntelungen die Sozialisierung nicht —, dann schwindet jede Hoffnung, unseren Staatshaushalt wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Dann wird das Restchen wirtschaftlichen Gewissens, das der Regierung und dem Reichstag noch innewohnt, zwischen der Forderung höherer Löhne und dem Schrei nach billiger Kohle erbarmungslos zerrieben werden. Denn darüber muß man sich aus der bisherigen Entwicklung doch klar geworden sein, daß wirtschaftliche Fragen von politischen Faktoren nicht gelöst werden können. Ein Unternehmen, das nicht den alsbaldigen Bankerott vor Augen sieht, wenn die Erzeugungskosten den Verkaufspreis übersteigen, sondern für jedes Defizit die große Tasche der Steuerzahler hinter sich weiß, wird in unserer Zeit finanzieller Demoralisation nicht wirtschaftlich arbeiten.

Man muß auf diese Zusammenhänge hinweisen, um auch den eingeschworenen Anhängern der Sozialisierung klarzumachen, daß gegenwärtig jeder Versuch der Sozialisierung völligen finanziellen Zusammenbruch bedeutet, und daß damit auch alle Träume wirtschaftlichen und kulturellen Aufstiegs der Arbeiterklasse begraben sind. Mag man später solche Experimente machen, wenn wir wirtschaftlich und kulturell wieder erstarkt sind. Ein gesunder Körper kann auch naturwidrige Kuren ertragen, für einen kranken bedeuten sie den Tod. Das den Arbeiterkreisen in völlig unpolitischer, leidenschaftsloser Weise verständlich zu machen, scheint mir eine der dringlichsten Aufgaben, aber auch gar nicht aussichtslos. Ist es doch von vielen geistigen Führern der Sozialdemokratie schon offen ausgesprochen worden. Besonders bezeichnend ist, was der preußische Minister Severing im Mai geäußert hat: „Wäre ich heute Wirtschaftsdiktator, würde ich es mir sehr überlegen, ob ich den Bergbau sozialisieren würde. Wie Post und Eisenbahn gezeigt haben, ist Sozialisierung nur möglich, wenn Rentabilät sichergestellt ist. Heute bedeutet Sozialisierung keine Erleichterung für unser Wirtschaftsleben, sondern unsere Volksgenossen müssen mit neuen Steuern belastet werden, um die Zuschüsse zu der Rentabilität der Betriebe zu

geben." Und in ähnlichem Sinne haben sich Dr. Lensch, Richard Calwer, Dr. August Müller, Bernstein, Kautsky und Wissell ausgesprochen. Es sind also keineswegs bloß die grundsätzlichen Gegner, sondern überzeugte Anhänger der Marxistischen Lehre, die von der Durchführung der Sozialisierung jetzt abraten.

Man darf also bei der Behandlung der Frage nicht in den Fehler verfallen, die Sozialdemokratie schadenfroh darüber zu verspotten, daß sich die Durchführung ihrer Forderungen als wirtschaftlich unmöglich zeigt. Es hat gegenwärtig keine Partei Anlaß, einer anderen ihre Mißerfolge vorzuhalten. Unser aller Maß ist voll, und wir sollten die schwierige Lage der Sozialdemokratie nicht parteipolitisch ausnutzen, sondern ihr goldene Brücken bauen, damit sie die Geister, die sie rief, wieder loswerden kann. Denn wir haben keine Hoffnung einer Wiedergesundung, wenn es nicht gelingt, den wirtschaftlichen Wahnsinn, von dem unser ganzes Volk befallen ist, zu heilen, und das wird nie durch Parteikämpfe oder durch Verhöhnung der Gegner, sondern nur durch Verständigung und Aufklärung erreicht werden.

Ich lehne deshalb auch jede parteipolitische Behandlung dieser Lebensfragen unseres Volkes ab und betrachte es als eine besonders günstige Fügung, daß ich im Sozialisierungsausschuß des Reichswirtschaftsrates Gelegenheit habe, mit Vertretern aller Parteien leidenschaftslos und rein verstandesmäßig das Problem zu untersuchen. Aber man muß sich dabei darüber klar sein, daß die ganze Unterhaltung nicht einfach mit einer Ablehnung der Sozialisierung enden kann. Das würde nach dem Verlauf, den die Sozialisierungsfrage seit November 1918 genommen hat, zu politischen Erschütterungen führen, die unser Wirtschaftsleben gleichfalls zum Erliegen bringen. Wir dürfen, wenn wir aus volkswirtschaftlicher Überzeugung die Sozialisierung gegenwärtig oder grundsätzlich ablehnen, der Arbeiterklasse gegenüber nicht mit leeren Händen kommen. Wir müssen ihr, wie ich das schon wiederholt an anderer Stelle aufgestellt habe, eine Stellung im Betriebe schaffen, in der sie sich nicht mehr als Ausbeutungsobjekt des Kapitalismus fühlt. Auch hier ist es notwendig, sich in die Seele und den Gedankenkreis des Arbeiters zu versetzen, um ihn zu verstehen.

Er ist durch die sozialistische Lehre und gewerkschaftliche Schulung darüber hinaus, daß er sich damit zufrieden gibt, täglich acht Stunden, gleichgültig was, zu arbeiten, nur um sein Leben zu fristen. Er hat begriffen, welche Bedeutung seine Arbeit für das wirtschaftliche Gedeihen des Betriebes hat und will daran Anteil haben. Man hat ihm das mit der Theorie des Mehrwertes beigebracht, die freilich wissenschaftlich völlig falsch ist und nur ein leicht einprägsames, bequemes Agitationsmittel darstellt.

Aber wer von dieser Gedankenreihe aus die Verhältnisse betrachtet, wird begreifen, daß es für den Arbeiter etwas Aufreizendes haben muß, wenn er, der vielleicht seit Jahren seine ganze Arbeitskraft einem Betrieb widmet, an der günstigen Entwicklung des Unternehmens keinen Anteil hat, während der Aktionär, der nichts dafür geleistet hat, als eine Aktie zu kaufen, der meist den Betrieb nie gesehen hat, von Jahr zu Jahr steigende Dividenden und sonstige Vorteile erhält.

Das ist ein Auswuchs des Kapitalismus, der in der Tat verbitternd wirken muß. Dem tüchtigen Unternehmer selbst, der durch Organisationstalent, Erfindungen und Betriebsverbesserungen seinen Betrieb zur Blüte bringt, der

selbst seine Arbeit und Tatkraft dem Werke widmet, werden die denkenden Arbeiter seinen Gewinn nicht mißgönnen. Denn sie wissen sehr wohl, daß die Werte nicht nur durch die mechanische Handarbeit geschaffen werden, sondern auch der Kopfarbeit des Leiters zu verdanken sind. Aber der unbegründete Verdienst des Kapitalisten, der nicht bloß den Zins für sein Kapital erhält, sondern Gewinne einstreicht, zu deren Erzielung er nichts beigetragen hat, ist das, wogegen die sozialistische Lehre mit einer gewissen Berechtigung ankämpft.

Der Gegensatz ist also im Grunde genommen Sozialismus gegen Kapitalismus, nicht Sozialismus gegen Individualwirtschaft.

Dem Arbeiter Anteil an diesem unpersönlichen Aktienbesitz zu verschaffen, sei es durch Bildung von Kleinaktien oder auf einem anderen Wege der Gewinnbeteiligung, ist ein durchaus richtiger sozialer Gedanke, der die Wirtschaftlichkeit weder für den Unternehmer noch für die Allgemeinheit schädigen wird, sondern zu einer Steigerung der Betriebsergebnisse führen muß.

Freilich wird der materielle Erfolg für den einzelnen Arbeiter nicht groß sein. Es ist ausgerechnet worden, daß bei einem großen Bergwerksunternehmen auf den einzelnen Arbeiter ein Gewinnanteil von 250 ℳ im Jahre entfallen würde, wenn die ganze Dividende von über 10 Millionen Mark an die Arbeiter verteilt würde, also eine gegenüber den Lohnbezügen verschwindende Summe. Aber in ideeller Beziehung wird diese Beteiligung am Unternehmen günstige Wirkungen ausüben, weil sie das verbitternde Gefühl nimmt, nur für andere zu arbeiten und die Arbeiter an dem Gedeihen des Unternehmens direkt interessiert.

Eine solche Beteiligung des Arbeiters am Betriebskapital und Betriebsgewinn gibt auch erst dem Betriebsrätegedanken den richtigen Inhalt. Denn nur dann werden sich die Arbeiter im Betriebsrat sowohl für die Arbeiterinteressen als für jene des Betriebes verantwortlich fühlen und das volle Verständnis für die Bedürfnisse des Betriebes und den Ausgleich der Interessengegensätze bekommen.

Man wird mit Grund fragen, wie bei einer solchen Verschmelzung der Interessen der Arbeiter und des Betriebes der Staat und die Verbraucher zu ihrem Rechte kommen. Ich kann aber nicht annehmen, daß deren Stellung sich gegenüber dem bisherigen Zustande verschlechtert. Unter den bisherigen Verhältnissen bildete die Grenze für die Lohnhöhe die Möglichkeit des Absatzes der Erzeugnisse zu dem sich daraus ergebenden Preis, wobei neben dem Lohnaufwand und den Rohstoffpreisen die allgemeinen Betriebskosten und der Unternehmergewinn die maßgebenden Faktoren waren. Die Gewinnmöglichkeit für den Unternehmer gegenüber der Konkurrenz lag hauptsächlich im billigen Rohstoffeinkauf und in der Herabdrückung der allgemeinen Betriebskosten, da es infolge der Tarife große Unterschiede in der Lohnhöhe nicht mehr gab. In allen diesen Voraussetzungen ergibt sich aus der Beteiligung der Arbeiter am Gewinn keine Erschwerung. Im Gegenteil ist zu hoffen, daß Lohnkämpfe seltener werden und sich leichter beilegen lassen, wenn die Arbeiter nicht nur durch vollen Einblick, sondern durch Beteiligung an den Betriebsergebnissen die Grenzen der möglichen Lohnhöhe selbst erkennen lernen.

Für den Staat aber bedeutet diese weitgehende Offenlegung der Betriebsergebnisse und die aus dieser Entwicklung sich ergebende Notwendigkeit einer starken Syndizierung der Betriebe die Möglichkeit, sich den Anteil am Betriebs-

gewinn zu sichern, den ich schon in früheren Veröffentlichungen als den einzigen Ersatz des versagenden Steuersystems bezeichnet habe.

Es kommen also auch bei solcher Gestaltung die berechtigten Forderungen der Gemeinwirtschaft zum Durchbruch, ohne dadurch die Vorteile auszuschalten, die wir in der sogenannten Erfolgswirtschaft als die treibenden Kräfte unseres wirtschaftlichen Aufschwunges erkannt haben. Der Unternehmer wird in seiner Tatkraft und in seinem Wagemut nicht dadurch lahmgelegt, daß er den Gewinn mit den Arbeitern und dem Staate teilen muß. Man kann sogar hoffen, daß die Notwendigkeit einen starken Ansporn bilden wird, durch möglichste Steigerung und Verbilligung der Produktion die Gewinne zu erhöhen. Vor allem aber bietet sich so die Möglichkeit, den Gegensatz zwischen Unternehmer und Arbeiterschaft, der heute unser ganzes Wirtschaftsleben lahmzulegen droht, abzuschwächen, wenn auch nicht ganz auszugleichen, und damit das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Zusammenarbeit wieder wachzurufen, das uns allein eine Gesundung der sozialen Verhältnisse verspricht.

Was ich hier dargelegt habe, sind Gedanken, deren Ausführung sich vielfach an den harten Tatsachen stoßen wird und die vielleicht nach manchen Richtungen anders geformt werden müssen, ehe sie sich in die Wirklichkeit umsetzen lassen. Aber es gilt in der gegenwärtigen Krisis weniger, einen in allen Einzelheiten ausgearbeiteten Plan aufzustellen, als den Boden zu schaffen für gemeinsames Verhandeln, und vor allem die Geistesverfassung herbeizuführen in unserem Volk, daß wir uns nicht gegenseitig zerfleischen und aus der Not der anderen Vorteile erraffen dürfen, sondern daß wir das Leid, das über Deutschland hereingebrochen ist, gemeinsam tragen und alle Opfer bringen müssen.

Wenn uns das gelingt, wenn die Welt erkennt, daß das deutsche Volk sich wiedergefunden hat und bereit ist, die Lasten zu tragen, die das Verhängnis der letzten Jahre ihm aufgebürdet hat, dann schätze ich alle die äußeren Gefahren gering.

Dann wird Deutschland, durch Leid geläutert, auch wieder hilfsbereite Freunde in der jetzt uns so feindlichen Welt finden.

Bürokraten-Briefe*)

Von Unterstaatssekretär a. D. Freiherr v. Falkenhausen

II. Demokratische Götzendämmerung?

Sie nennen meine Verteidigung des Obrigkeitsstaates eine Leichenrede und sehen sich an die Rittertaten des sinnreichen Junkers von La Mancha erinnert, wenn man mit Gründen gegen ein Prinzip ankämpft, dem wie jetzt eben der Demokratie das unfehlbare und jedenfalls inappellable Urteil der Geschichte die unbedingte Weltherrschaft zugesprochen hat, wenn man eine Entscheidung anzufechten sucht, welche die

*) Nachstehende „Bürokraten-Briefe" (siehe auch „Grenzboten" Doppelheft 44/45) des bekannten Verfassers stammen aus dem Winter 1919/20.

Menschheit nun einmal als endgültig ansieht und über die sie deshalb bereits zu ganz anderen Tagesordnungen übergegangen ist. Gemach! Schon manchen Totgeglaubten hat die Weltgeschichte wieder zum Leben erweckt und manche unbedingte Weltherrschaft hat sie gestürzt. Ich glaube nicht an die Unwiderruflichkeit des Richterspruches, mit dem sie die Demokratie als alleinseligmachendes politisches Ideal auf Erden eingesetzt hat. Ob wir oder unsere Kinder die Revisionsentscheidung noch erleben, weiß Gott allein. Aber das Verfahren ist bereits im Gange. Gerade das, was Ihnen der Übergang zu anderer Tagesordnung erscheint, ist in Wirklichkeit nichts anderes als die Anmeldung einer nachdrücklichen Berufung gegen jenes Urteil.

Es liegt doch auf der Hand und ist eine beinah tragikomische Erscheinung, daß die Demokratie im Augenblick ihres beispiellosen Triumphes als Prinzip bereits überholt war. Eben hatte sie mit der Eroberung Deutschlands ihren Siegeszug durch die Welt vollendet sie war so unbedingt als selbstverständliche Grundlage des allgemeinen politischen Denkens anerkannt, daß man mit Zweiflern zu streiten gar nicht mehr für der Mühe wert hielt: Da meldete sich schon der Abfall. Die Neuesten wollen nichts mehr von ihr wissen. Sie verleugnen ausdrücklich das Dogma von der Heiligkeit des Mehrheitswillens. Sie denken es zu überbieten durch die Forderung einer Diktatur der Fortgeschrittensten — und weder sie selbst noch ihre Gegner werden gewahr, daß damit der Kreislauf vollendet wird und der Grundgedanke des alten Obrigkeitsstaates wieder zu Ehren kommt. Ein Unterschied bleibt freilich, der eine unüberbrückbare Kluft zwischen dieser neuesten Lehre und unserer alten Überzeugung aufreißt: während diese ganz auf der Grundlage der Tradition aufgebaut ist, bekämpft jene alles, was Tradition heißt, bis aufs Messer. Durch den Beelzebub der Rätediktatur den Teufel Demokratie austreiben zu wollen, wäre ein verzweifeltes und unverantwortliches Experiment am lebenden Körper der besessenen Menschheit. Nicht auf solche Tollheiten setze ich meine Hoffnungen.

Aber ich sehe der Demokratie im stillen noch einen anderen Feind heranwachsen: die Entpolitisierung der Menschheit. Das lebendige, leidenschaftliche Interesse breiter Volksschichten an der Politik ist die Lebensluft der Demokratie. Mit ihrem Versiegen stirbt sie ab. Ohne daß es einer förmlichen Änderung der Staatsform oder der Verfassung bedarf, muß die Herrschaft der Demokratie, sobald sie nicht mehr von der wachen und eifervollen politischen Teilnahme der Bevölkerung gestützt wird, von selbst erlöschen und wieder einer „obrigkeitlichen" Art des Regierens Platz machen. Daß aber das politische Interesse der Völker, zumal des deutschen Volkes, auf dem Höhepunkt angelangt ist und sich zum Niedergange anschickt, dafür lassen Sie mich einen Zeugen anführen, dessen Bekanntschaft ich Ihrer eigenen Empfehlung verdanke.

Ich danke Ihnen wirklich von Herzen für den Hinweis auf Keyserlings Schrift über „Deutschlands wahre politische Mission". Mit dem tiefsinnigen Nachweis des tragischen Zuges in Wesen und Geschichte des deutschen Volkes hat sie mir starken Eindruck gemacht, wenn sie mich auch zu der Auffassung, um deretwillen Sie mich vermutlich an sie gewiesen haben, nicht bekehren konnte. Graf Keyserling meint, um das Ergebnis seiner tiefgreifenden Untersuchung kurz und grob wiederzugeben, daß wir Deutschen unpolitisch, wie wir nun einmal unserer unverbesserlichen Naturanlage nach sind, aus der Not eine Tugend machen und durch bewußte Fortentwicklung dieser unserer Anlage, d. h. durch ausgesprochenen Verzicht auf Machtpolitik und Verlegung unserer ganzen Kraft auf das soziale Gebiet den mit Verlust

des Krieges erlittenen furchtbaren Rückschlag in einen Vorsprung auf dem offenbar vom Politischen weg und auf das Soziale hinführenden Wege der Menschheit umwandeln sollten. Im praktischen Ergebnis heißt das, wenn ich's recht verstehe: Rückbesinnung auf die Rolle, die Deutschland bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Welt gespielt hat und aus der es von Bismarck — wie schon Nietzsche klagt zum Schaden seiner Seele — herausgerissen worden ist. Wer ist nicht schon selbst von solchen Träumen versucht worden? Vor alten Bildern des anmutigen Dorfes, das er heut als lärmende Vorstadt kennt, kommt dem naturschwärmenden Großstädter wohl eine wehmütige Sehnsucht nach dem entschwundenen Idyll. Aber das Idyll, einmal abgestorben, läßt sich nicht wieder zum Leben erwecken. Wie auf dem Boden der Vorstadt, wollte man die beleidigend neuzeitlichen Mietskasernen niederlegen, kein freundliches Dörfchen wieder erstände, sondern ein Trümmerfeld, so würde unser Vaterland bei dem Versuche, sich in das Deutschland der Dichter und Denker zurückzuverwandeln, weder eine neue klassische Zeit von Weimar erleben, noch bei der Romantik oder auch nur beim Biedermeier anlangen, sondern ganz einfach zugrunde gehen. Für unser Land mit seiner heutigen Bevölkerungszahl ist dauernde Machtlosigkeit gleichbedeutend mit äußerster wirtschaftlicher Not und dadurch auch mit kultureller Verödung.

Der Verzicht auf Machtpolitik ist ein Netz, das die Übermacht der Feinde Deutschland über den Kopf geworfen hat und aus dem es, wie zu befürchten ist, noch lange vergeblich versuchen wird sich zu befreien. In der Gewöhnung an die Gefangenschaft, in der häuslichen Einrichtung seines Gefängnisses, in der Ausbildung von Fähigkeiten, zu deren Betätigung es der Bewegungsfreiheit nicht bedarf, Deutschlands wahre politische Mission zu sehen, ist mir nicht möglich. Auch mit den innerpolitisch-sozialen Anschauungen des Grafen Keyserlingk stehen die meinigen, wie ich weiterhin zu zeigen wohl noch Gelegenheit finden werde, mehrfach in Widerspruch. Seine Beobachtung dagegen, daß der Zug der Zeit künftig dahin gehen wird, das Politische aus dem Brennpunkt des Geisteslebens, das es heute beherrscht, allmählich zurückzuschieben, trifft mit einer Ahnung zusammen, die mich schon öfter beschlichen hat. Nicht als ob ein solcher Rückgang jetzt schon wahrnehmbar wäre. Das Übergewicht der Politik, das alles Menschliche in ihren Strudel hineinzieht, ist in unseren Tagen stärker denn je, und ich bin in Verlegenheit, auch nur ein greifbares Anzeichen zu nennen, das auf baldiges Sinken der bisher immer reißender anwachsenden Hochflut schließen läßt. Aber es liegt in der Bewegung selbst etwas, was mir Hoffnung macht, daß gerade dieser krampfhafte Aufstieg eine baldige Entspannung zur Folge haben muß. Sie macht noch nicht den Eindruck, als ob ihr der Atem ausginge; aber die Triebfeder verliert die Spannung, wenn das Ziel erreicht ist.

Schade, daß Sie, wie Sie mir sagen, das letzthin von mir erwähnte Buch Thomas Manns noch nicht gelesen haben! Sie hätten darin die treibende Kraft jener Bewegung, ihre Haupttriebkraft in einem Bilde von Meisterhand kennen gelernt. „Zivilisationsliteratentum" nennt sie der Verfasser. Es ist jener Kreis von „Intellektuellen", der in der westeuropäischen, vor allem in der französischen Zivilisation sein Ideal sieht. In der französischen Literatur und Kunst sein eifrig nachgeahmtes Vorbild verehrend, schwört er zu der sie beherrschenden Weltanschauung, die, von Positivismus und Eudämonismus ausgehend, ohne Organ für das Metaphysische, sich unter Übergehung der Persönlichkeitswerte ganz auf das Soziale eingestellt hat, wo

sie im „größtmöglichen Glück der größtmöglichen Anzahl" das letzte Ziel der Menschheit sieht. Dies Ziel ist als politisches gedacht und soll dementsprechend auf politischem Wege erreicht werden. So streben unsere „Zivilisationsliteraten" dahin, alle Kräfte des Geisteslebens in den Dienst der Politik zu stellen, und zwar der Politik im Sinne der westeuropäischen Demokratie, deren Dunstkreis ohnehin ihren Sinnen wohltut und deren Errungenschaften, mit den Aussichten auf Einfluß und gesellschaftliche Stellung, die sie ihres gleichen bieten, schon längst das Ziel ihrer Sehnsucht sind. Erkennen Sie die Richtung wieder? Sind Sie ihrer unermüdlichen, mit viel Geschick, mit einem unleugbaren Einschlag von wirklichem Geist und mit großer Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel arbeitenden Wirksamkeit nicht auf Schritt und Tritt begegnet? Sie hat in den letzten Jahren vor dem Kriege und im Kriege selbst einen unerhörten Einfluß auf unser öffentliches Leben gewonnen. Die Belletristik dient ihm gleichermaßen wie die politische Literatur. In der Tagespresse beherrscht er alles, was zur Linken hält. Seine Hauptstützen sind hier die sogenannten Weltblätter, die der Welt jene Richtung schlechtweg als die öffentliche Meinung Deutschlands hinstellen.

Heute ist sie ja nicht weit davon entfernt, es wirklich zu sein. Sie hat ihren Siegeszug vollendet. Die Politisierung und Demokratisierung Deutschlands ist vollkommen und ist ihr Werk. Mit der Sozialdemokratie — vielleicht auch durch die Sozialdemokratie — beherrscht sie, was vom Deutschen Reiche übrig ist. Wird sie die zähe Kraft haben, das Errungene zu behaupten? Die Bewegung, die sie erregte, im Gange, das politische Fieber auf der Höhe zu halten? Es ist schwer, daran zu glauben, wenn man ihre Hohlheit und innere Unwahrhaftigkeit ansieht. Ich denke jetzt nicht so sehr an die Nichtigkeit ihres eudämonistischen Ideals und an den kläglichen Bankerott ihrer schönen Verheißungen. Die Hoffnungslosigkeit der Versuche, auf politischem Wege dem Glück der Menschheit näher zu kommen, hat die Geschichte schon so oft erwiesen, daß die Welt, wenn solche Enttäuschung sie zur Vernunft bringen könnte, längst von ihrem Wahn geheilt sein müßte. Aber bei den Führern unserer heutigen Bewegung kann man den Eindruck nicht loswerden, daß es ihnen mit ihrer Politisierungswut selber nicht letzter Ernst ist. Thomas Mann, der seine Leute kennt, zeigt mit blutiger Ironie, wie sie keineswegs gewillt sind, aus ihrer Überzeugung für ihre Person unbequeme Folgerungen zu ziehen, daß sie auch anders können, daß ihr Politizismus im Grunde eine Geste ist, die Maske für ein verschämtes Ästhetentum, dem die Politik als Mittel zum Zweck dient. Solche Gesinnung kann, von Ehrgeiz, Haß und Aussicht auf Erfolg beflügelt, im Angriff starke, ja krampfhafte Kräfte entwickeln. In der Rolle des Haltefest, der nach errungenem Erfolge mit zäher Beharrlichkeit am Werke bleibt, läßt sie sich schlecht denken. Um so weniger, wenn sie durch die Art des Erfolges selbst enttäuscht und ernüchtert wurde. Der Sieg der Demokratie in Deutschland ist nichts als eine einzige, furchtbare Enttäuschung. Er ist in doppeltem Sinne ein Pyrrhussieg. Er brachte die Herrschaft, aber auf einem Trümmerhaufen. Der jammervolle Zustand, in dem die Siegerin das Vaterland zu ihren Füßen sieht, muß selbst einem von der Sentimentalität des Patriotismus nicht angekränkelten Sinne den Triumph vergällen. Vielleicht noch empfindlicher trifft die Sieger der andere Schlag: sie sehen sich überholt, im Augenblick des Sieges selbst von einem noch moderneren Prinzip überflügelt. Der Bolschewismus hat ihrem Radikalismus den Rang abgelaufen. Ihr Feldgeschrei, die Demokratie ist nicht mehr dernier cri. Das muß sie diesen Herren verleiden!

Alles in allem: es sieht so aus, als ob die Wortführer der Politisierung und Demokratie, mitten in dem jede Erwartung übertreffenden Erfolg ihrer Sache, die Lust daran zu verlieren beginnen. Soweit sie nicht den Anschluß an die Allerneuesten finden — deren Erdreisten für einen großen Teil von ihnen am Ende doch gar zu grenzenlos ist —, werden sie sich vielleicht schon bald anderen Gefilden geistiger Tätigkeit zuwenden. Für viele würde es nach dem eben angeführten Kennerurteil nur eine Rückbesinnung auf ihr eigentliches Wesen sein, wenn sie sich auf den Standpunkt jenes Inders zurückziehen, den Keyserlingk in der vorhin besprochenen Broschüre etwa sagen läßt: Wir stehen geistig zu hoch für die Politik und überlassen die Beschäftigung mit ihr den Leuten, die an so untergeordneter Tätigkeit ihr Genüge finden.

Wohlan! Die Politik wird gut dabei fahren. Um so besser, als damit zugleich der krankhaften, die Volksseele verödenden Überspannung des politischen Interesses in den unteren Volksschichten der Nährstoff entzogen wird. Die Schlußfolgerung dünkt Sie allzu gewagt? Sie meinen, die Sozialdemokratie zeige zu viel urkräftiges Eigenleben, sie stehe kraft ihrer Herkunft aus der jede Gemeinschaft mit anderen Richtungen ausschließenden Marxschen Lehre, in ihrer Geschlossenheit als Kampforganisation des Proletariats, jener in vielen Farben schillernden, parteipolitisch kaum bestimmbaren literarischen Bewegung zu selbständig gegenüber, als daß ihre Lebenskraft von ihr abhängig sein könnte. Wenn Sie an die wirtschaftliche Arbeiterbewegung denken, gebe ich Ihnen natürlich recht. Als politische Macht aber ist der Sozialismus ohne die Arbeit jener literarischen Vorkämpfer, die übrigens zum beträchtlichen Teile in den geschlossenen Reihen seiner Partei fechten, kaum denkbar. Er leiht all sein Licht von ihrer Geistigkeit, er steht und fällt mit ihrer Wirkung. So verschlungen, so versteckt und sonderbar die Verbindungskanäle sind: sie ist die Quelle, aus der die politische Bewegung der Massen gespeist wird, und auch diese Bewegung muß ebben, wenn sie versiegt.

Um so besser, wie gesagt, für die Politik und ebenso erfreulich für die durch ihr Überwuchern mit Erdrückung bedrohten und durch Verquickung mit ihr getrübten Kulturströmungen! Es wird beiden Teilen zum Segen dienen, wenn die Sucht, alles Geistige auf unmittelbare politische Wirkung hin anzusehen und zuzurichten, alle Kulturfragen politisch zuzuspitzen, endlich abnimmt und wenn die Mode schwindet, die trivialsten Alltagsfragen der praktischen Politik in unorganischer und unehrlicher Vermengung metaphysischer und sozialer Begriffe auf philosophischen Unterbau zu stellen. Die Staatskunst jedenfalls, die durch solche „Vergeistigung" in ihrer sachlichen Arbeit gestört und durch den radikalen Idealismus der Literarpolitiker unausgesetzt vor neue unerfüllbare Aufgaben gestellt wird, kann nur gewinnen, wenn die Philosophie sich wieder auf Schopenhauers stolz bescheidenen Standpunkt stellt und darauf verzichtet, mit denen zu rechten, „welche die schwere Aufgabe haben, Menschen zu regieren, das heißt, unter vielen Millionen eines der großen Mehrzahl nach grenzenlos egoistischen, ungerechten, unbilligen, unredlichen, neidischen, boshaften und dabei sehr beschränkten und querköpfigen Geschlechtes Gesetz, Ordnung, Ruhe und Frieden aufrechtzuerhalten."

Der Freiherr vom Stein als Erneuerer des berufsständischen Gedankens

Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

Als der Absolutismus in Preußen 1806 zusammenbrach, war es der alte ständische Gedanke, das Prinzip der Selbstverwaltung, das der große Erneuerer des Staates, der Freiherr vom Stein, selbst Standesherr, aber zugleich auf der Stufenleiter des absolutistischen Staates zu den höchsten Staatsämtern emporgestiegen, unter den Trümmern des Absolutismus wieder hervorzog, um aus seinen Überbleibseln den Staat neu aufzubauen. Das war kein Rückfall ins Mittelalter, keine Kopie überlebter Staatsformen, sondern eine Neubelebung des politischen Lebens aus dem altdeutschen Genossenschaftsprinzip heraus. Seine erste Tat, die Bauernbefreiung, beweist es zur Genüge, daß er die Mängel des Feudalsystems erkannte und die schlimmste Lücke ausfüllte. Seine zweite Tat war die Städteordnung, die volle Wiederherstellung der Selbstverwaltung. Das waren die Voraussetzungen seiner Neugestaltung. Auf der Urzelle seines Staates, der Gemeinde, baute er dann die ständische Volksvertretung auf, in bewußtem Gegensatz zur französischen Revolution. Politisches Interesse, heißt es in einer Denkschrift des Ministers v. Humboldt, die Steins Denken widerspiegelt, schwebt ohne feste Grundlagen in der Luft und muß geradezu schädlich genannt werden. „Ihm fehlt die notwendige Bedingung, daß er beim Nächsten anfange, da, wo unmittelbares Berühren der Verhältnisse wirkliche Einsicht und gelingendes Einwirken möglich macht." Auf die Selbstverwaltung der Gemeinde sollte sich mit erweitertem Rechts- und Pflichtenkreis die Kreis- und Provinzialverwaltung mit ihren ständischen Vertretungen gründen. Erst das von unten herauf gegliederte, durch die Schule der Selbstverantwortung gegangene Volk erschien Stein als reif für eine berufsständische Gesamtvertretung, einen Landtag, den er bereits 1808 als Schlußstein der Verfassung ins Auge faßte. „Die Kreis- und Gemeindeverfassung", schreibt er 1818, „steht in engster Verbindung mit der Institution der Landstände. Ist sie so gebildet, daß sie ein freies Leben, eine lebendige Teilnahme an der Gemeindesache bei dem einzelnen erregt, so enthält sie die reinste Quelle der Vaterlandsliebe. Sie knüpft an den väterlichen Herd, an die Erinnerungen der Jugend, an die Eindrücke, so die Ereignisse und Umgebungen unseres ganzen Lebens gelassen. . . . . Aber solche Wirkungen können sich nur äußern, wenn das Gemeindeeigentum und die Gemeindeverfassung gegen Willkür gesichert, die Gemeinde selbst aus tüchtigen, eingesessenen Mitgliedern besteht, gegen das Eindringen von Gesindel geschützt ist und die Gemeindeangelegenheiten durch selbstgewählte Vorsteher, möglichst frei und selbständig, verwaltet wird. . . . . Sie (die Gemeindeverfassung) verbürgt die wahre praktische Freiheit, die täglich und stündlich in jedem dinglichen und persönlichen Verhältnis des Menschen ihren Einfluß äußert und schützt gegen amtliche Willkür und Aufgeblasenheit. . . . ."

Bekanntlich wurde Steins geniales Werk durch Napoleons Machtspruch jäh unterbrochen und nach dessen Sturz nicht voll durchgeführt. Stein erlebte nur noch die Verfassungen süddeutscher Staaten, zu deren Ausarbeitung er selbst Anregungen

gab, und ebenso die Einrichtung der preußischen Land(Provinzial-)stände, deren einem, dem westfälischen, er seit 1826 selbst als Landmarschall vorstand. Es war die Tragödie Preußens, daß die politische Not, die diese Neugestaltung erzwungen hatte, zu rasch verging und daß das feierliche Versprechen des Königs, eine Gesamtverfassung zu geben, uneingelöst blieb.

Als endlich Friedrich Wilhelm IV., dem Drängen der Zeit nachgebend, 1846 die ersten berufsständischen preußischen „Reichsstände" berief, war die Unzufriedenheit über das Zaudern der Krone bereits so gewachsen, die Geister bereits derart mit westlichen Ideen erfüllt, daß es nur des Ausbruchs der französischen Februarrevolution bedurfte, um das junge berufsständische Gebilde fortzuschwemmen und an seine Stelle den westlichen Parlamentarismus zu setzen. Aus dem Kompromiß zwischen diesem und dem straff zentralisierten Absolutismus ging dann die dauernde Konstitution Preußens hervor, aus der ähnlichen Verfassung der Paulskirche Bismarcks Reichsverfassung, bis schließlich die Revolution von 1918 auch diese Staatsform zerbrach, die Dynastien verjagte und den westlichen Parlamentarismus zum parlamentarischen System weiterbildete.

Der Steinsche Gedanke lebte nur im preußischen Herrenhaus in rudimentärer Form weiter; der regte sich wieder stärker, als Bismarck 1881 den preußischen Volkswirtschaftsrat zu schaffen suchte, noch stärker, als die preußische Wahlrechtsvorlage von 1917/18 eine berufsständische Ausgestaltung des Herrenhauses vorsah, und schließlich heute, wo der vorläufige Reichswirtschaftsrat — bewußt oder unbewußt an den Bismarckschen Volkswirtschaftsrat anknüpfend — zusammengetreten ist.

Diese Entwicklung mußte vorausgeschickt werden, denn aus ihr wird die ganze Größe und Tragweite des Steinschen Gedankens klar. Ihre Darlegung war um so nötiger, weil sie teilweise wenig bekannt ist. Es ist klar, daß ihre einfachen, tastenden Anfänge sich mit den späteren komplizierten Formen nicht decken. Bismarcks Volkswirtschaftsrat, die preußische Regierungsvorlage von 1917/18 und der Vorläufige Reichswirtschaftsrat von 1920 trugen der hoch differenzierten modernen Wirtschaftsstruktur Rechnung. Steins Ideen dagegen beruhten auf einem einfachen Wirtschaftsleben mit Manufakturbetrieb und vorwiegend agrarischem Charakter. Seine Berufsstände waren daher einfach zusammengefaßt. Sie entsprachen der geschichtlich gewordenen Schichtung der Zeit: (adliger) Großgrundbesitz, Städte, Bauern. Es war fast noch die mittelalterliche Dreiteilung der Stände (Geistlichkeit, Adel, Bürger), nur mit einem starken Schub nach links: die Geistlichkeit hatte in Preußen seit der Reformation ihre führende Stellung verloren; dafür war der im Feudalsystem zu kurz gekommene Bauernstand eingerückt.

Steins verdienter Biograph G. M. Pertz hat ein Bändchen „Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche Verfassungen" (Berlin 1848) hinterlassen, das nur dem Historiker bekannt ist. Es enthält aktenmäßig die ganze Tragödie des Ringens konstitutioneller Gedanken mit dem Absolutismus. Die demokratische Geschichtsschreibung pflegt Stein als Märtyrer ihrer Sache anzurufen, aber das ist Geschichtsfälschung. Die Tragödie Steins ist die des berufsständischen Gedankens, die Tragödie eines Volkes, das nicht zu seiner eigenen Staatsidee gelangen kann. Ich lege diese Schrift den folgenden Ausführungen zugrunde, wie ich sie im vorstehenden schon zitiert habe.

Steins erster Stand war der (damals noch fast durchweg) adlige Großgrundbesitz. Er war nicht als politische Kaste mit Sonderrechten gedacht. Diese waren ja gerade erst beseitigt worden. Stein konnte und wollte den Adel somit nur erhalten, soweit er im Besitz von Landgütern war, d. h. als wirtschaftlichen Berufsstand. Ethische Motive wirkten dabei mit, wie wir es bei seiner Stellung zu den anderen Ständen wiederfinden werden. Er wünschte nicht, das der Adel, wie in Frankreich, „zerstört, beraubt, erschlagen, ausgeplündert, mit der Sense der Gleichheit und Freiheit abgemäht" würde, um den Glanz des Beamtentums und des Geldbesitzes zu erhöhen, daß statt des Adelsbegriffs und der Familienehre materieller Reichtum träte, „Ackerflächen und Kornfelder, die höchsten Güter des gemeinen Menschen". Andererseits sollte der angesessene Adel keine spröd abgeschlossene Kaste sein, sondern durch Aufnahme verdienter Männer in Verbindung mit Grundbesitz „an Vermögen, Geist und Leben erfrischt und gestärkt werden".... „So wird der Adel allen erreichbar, das Ziel des Strebens aller politischen Talente." Die neuere Entwicklung ist freilich über diese Verbindung wirtschaftlicher und klassenpolitischer Gedanken hinausgegangen, weil die wirtschaftliche Struktur des Landbesitzes sich verschoben hat. Wir werden ein gleiches bei Steins Zunftbestrebungen wiederfinden.

Der bäuerliche Grundbesitz (Kleinbesitz) bildete Steins dritten Stand. Er hat es später bitter empfunden, daß Hardenberg durch seine Erbrechtsgesetze eine fortschreitende Zersplitterung des ländlichen Grundbesitzes herbeiführte, die „den Bauernstand in Tagelöhner und Gesindel" auflöste. Lange bevor die wirtschaftlichen Verhältnisse der Neuzeit die Entwurzelung unseres Volkes von der Scholle vollendeten, sah Stein mit banger Sorge die Proletarisierung des Bauernstandes voraus. Statt ihn zu zerstören, sagte er, solle man den Bauernstand vielmehr schaffen, wo er noch nicht vorhanden sei. Ihm stand es fest, daß ein gesunder, lebensfähiger und bodenständiger Adels- und Bauernstand das Rückgrat des Staates und Heeres, das ruhende konservative Element des Volkes sei, ein heilsames Gegengewicht gegen das fluktuierende, vorwärtsdrängende, veränderliche Element der Städte.

Das städtische Bürgertum (Handel, Gewerbe und gelehrte Berufe) bildete den zweiten Stand. Ihm galt seine Fürsorge nicht minder wie dem großen und kleinen ländlichen Grundbesitz. Hatte er die Bauern befreit und wollte er den Adel lebenskräftig erhalten, so hatte er den Städten die Selbstverwaltung wiedergegeben. Andererseits war er für eine Beschränkung der neu eingeführten Gewerbefreiheit, d. h. des wirtschaftlichen Liberalismus. Auch hier leiteten ihn ethische Gesichtspunkte. Er wollte „den Adel gegen Auflösung, den Bürger- und Bauernstand gegen das Herabsinken zu einem mit Kummer und Nahrungssorgen kämpfenden Pöbel schützen, den ein durch Mangel und Bedürfnis aufs äußerste gereizte Habsucht zur Gleichgültigkeit gegen das Edlere und Sittliche zum Laster und Verbrechen verführt". Die Zunft sollte das Bürgertum zu Zucht und Berufsehre erziehen, es „vor dem Eindringen christlichen und jüdischen Gesindels behüten". Die freie Wirtschaft führte nach seiner Meinung zu einem „Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsum, übermäßiger Gewinngier, Betrug, Pfuscherei und Handwerksneid". „Der Staat ist kein Landwirtschafts- und Fabrikverein, sondern sein Zweck ist die religiöse, sittliche, geistige und körperliche Entwicklung des Menschen. Er soll nicht ein die

größtmöglichste Menge von Nahrungsmitteln und Fabrikwaren produzierendes Volk bilden, sondern ein frommes, treues und mutiges Volk..... Aus dem Zusammenhalt der Zünfte wird das Bürgertum schöner erblühen, als aus der topographischen Einteilung nach Stadtvierteln, wo alle durch den Egoismus auseinandergehalten werden." Kaum irgendwo tritt der Gegensatz von Steins deutscher Staatsidee zur Manchesterlehre deutlicher hervor, wie hier. Seine genial vorausschauende Kritik des wirtschaftlichen Liberalismus ist durch die Entwicklung gründlich bestätigt worden, nicht aber sein Festhalten an der Zunftidee, die damals schon überlebt und durchbrochen war. Nicht durch geschlossene Zünfte und behördliche Einschränkung der Gewerbefreiheit war das Problem zu lösen, sondern allein aus dem genossenschaftlichen Gedanken heraus, durch die freien Wirtschafts- und Berufsverbände, die aus dem wirtschaftlichen Liberalismus heraus und über ihn hinweg seit einem Menschenalter so gewaltig angewachsen sind, daß sie den Unterbau für eine neue berufsständische Organisation bilden können. Man täte Stein jedoch Unrecht, wenn man den Maßstab der modernen wirtschaftlichen Entwicklung, die er nicht voraussehen konnte, an seine Gedanken anlegen wollte. Er ließ sich von dem Gedanken der geschichtlichen Kontinuität leiten.

„Verfassungen bilden," schreibt er 1816, „heißt bei einem alten Volke wie das deutsche, das seit 2000 Jahren eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte einnimmt, nicht, sie aus dem Nichts erschaffen, sondern den vorhandenen Zustand der Dinge untersuchen, um eine Regel aufzufinden, die ihn ordnet; und allein dadurch, daß man das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickelt, kann man ihm eine Dauer für die Zukunft sichern und vermeiden, daß die zu bildende Institution nicht eine abenteuerliche Erscheinung werde, ohne eine Bürgschaft in der Dauer zu haben, weder in der Vergangenheit, noch in der Zukunft." Und 1818: „Es ist ein Übergang und keine Umwälzung. Er stützt sich auf das Bekannte; er beseitigt metapolitische weitführende Fragen, mit denen sich unsere unpraktischen Gelehrten und Pamphletisten beschäftigen, und beseitigt die im Laufe der Zeit unerträglich gewordenen Mängel.".

Dieser konservative Staatsbildner, den blinde Reaktionäre als „Jakobiner" verschrien, war ein Antipode der französischen Revolution; seine Gedanken sind weit mehr von dem Gegensatz gegen sie beeinflußt, als von ihrem Druck auf die öffentliche Meinung. Die revolutionären Gesetzesmacher „vergessen, daß das Land, dem sie eine Verfassung geben wollen, die Geschlechter, die sie zu unterdrücken, die Stände, die sie durcheinanderzumischen die Absicht haben, eine Geschichte besitzen, die tief in ihrem Gedächtnis eingeprägt ist. Soll dies alles nun gleich behandelt, alles aufgelöst und das Ungleichartigste zusammengeschmolzen werden, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Standes, der Erziehung, des Berufes, des Vermögens, der Vergangenheit und der Zukunft .... der Erfahrung zum Trotz, die man seit 1789 über die Nichtigkeit solcher papierenen Konstitutionen gemacht hat?" Das Volk soll nicht nach französischem Rezept „in einen großen Klumpen geworfen" werden, sondern gegliedert nach Eigentum, Verschiedenheit des Besitzes, des Gewerbes und der Art des Gemeindeverbandes, „wodurch sich eine vollständige Darstellung aller wesentlichen Interessen bildet". Dies Wort von 1822 hätte als Motto für den Berufsstaat des schwäbischen Philosophen Christian Planck (1819—80)

dienen können, dessen kühnen, heute so zeitgemäßen Bau sein nachgelassenes „Testament eines Deutschen" (1881) enthält.

Steins größter Feind nächst dem Jakobinertum ist füglich das allmächtige, zentralisierte Beamtentum. Ohne eine bodenständige Verfassung kann der Beamtenapparat keinen Staat durch Zeiten schwerer Krisen hindurchretten. „Von seinen öffentlichen Beamten darf der Regent in großen Verwicklungen keinen kräftigen Schutz erwarten, denn wir sehen den großen Haufen derselben sich vor der Übermacht beugen, dem Sieger huldigen." „Wahre Anhänglichkeit an den Staat ruht in der Brust des angesessenen Bürgers, weniger in der des besoldeten Mietlings, fest und unerschüttert." Der Regent findet bei einer Beamtenherrschaft wenig Unterstützung gegen die öffentliche Meinung, vielmehr paktiert das Beamtentum auf seine Unkosten mit dieser, und bei den Regierten erzeugt es Widerstand und Lauheit. Immer wieder bricht die leidenschaftliche Abneigung des Standesherrn gegen die Staatsbureaukratie durch, die er auf der Stufenleiter des Staatsdienstes bis in die höchsten Stellungen kennen gelernt hat. Er wirft ihr „gehaltlose Papiertätigkeit", Schwerfälligkeit, Abhängigkeit von oben, Kostspieligkeit und Einseitigkeit vor. Sie sucht „die ganze Nation zu Gesindel zu verwandeln". Die reine Bureaukratie ist „buchgelehrt und aktenempirisch"; sie schöpft ihre Leitsätze nicht aus dem Leben, ist an kein Interesse der Bevölkerung gebunden, neigt zur Systemsucht und den Meinungen einzelner und wechselt ihr System von heute auf morgen.

Auch hier ist der ethische Gesichtspunkt für Stein entscheidend, nicht irgendein revolutionärer Freiheits- und Machtkitzel. Durch moralische Kräfte soll die Verfassung des (armen und zersplitterten) preußischen Staates den Mangel an physischer Kraft ersetzen. Nur auf dieser moralischen Kraft kann Landesverteidigung und Finanzsystem beruhen. Die Bereitwilligkeit zu den großen Opfern, die beides erfordert, kann allein durch Gemeinsinn erreicht werden. „Der Gemeinsinn bildet sich nur durch unmittelbare Teilnahme am Öffentlichen; er entspringt aus der Liebe zur Genossenschaft, deren Mitglied man ist, und erhebt sich durch sie zur Vaterlandsliebe."

So führt die berufsständische Volksvertretung den Staat zwischen der Skylla der „reinen Beamtenregierung" und der Charybdis des westlichen Parlamentarismus hindurch. „Die Einwirkung der französischen Revolution, die Bemühungen der Schreiber und Pressen, ihrem Gewerbe Nahrung zu verschaffen, indem sie alles, was den Dünkel, die Eigenliebe, den Ehrgeiz und die Habsucht reizen und ihnen schmeicheln können, unter allerlei Formen vortragen", müssen vom Staat abgewehrt werden, denn ihre Anerkennung führte dahin, „die Progression des nie still stehenden menschlichen Begehrens stufenweise und endlich so zu vermehren, daß der Staat sein Willfahrungsvermögen erschöpft und sich auf der gefährlichen Grenze findet, wo ihm mit Gewalt auch das letzte entrissen wird und die Revolution die Periode der Anarchie erreicht". Das klingt wie eine Vorausschau der jüngsten Ereignisse; es ist die deutliche Erkenntnis, daß die konsequente Demokratie letzten Endes zur Anarchie führen muß.

Natürlich bedarf auch eine berufsständische Volksvertretung einer Abgrenzung der Rechte und Pflichten zwischen Volksvertretung und Staatsgewalt, aber die öffentliche Tätigkeit (Regierung, Verwaltung und Beaufsichtigung) soll nach Steins Gedanken zwischen Volk und Staatsbehörden geteilt werden, so daß beide mit

fest umschriebenen Rechten zusammen wirken, statt gegeneinander zu arbeiten. „Den Staatsbeamten bliebe Rechtspflege, Finanzverwaltung, Militärangelegenheiten im engeren Sinne und die Oberaufsicht über das Ganze der Landesangelegenheiten." Alles übrige ist Sache der ständischen Selbstverwaltung.

Die Bedenken der Krone gegen einen Teilverzicht auf ihre Souveränität bilden Steins dritte Gegnerschaft. Aber Selbstregieren, sagt er, sei nur das Los sehr seltener Regenten. Diese fänden auch bei einer repräsentativen Verfassung Mittel, ihre Entschlüsse ins Leben zu bringen. Auch Friedrich der Große hätte nicht autokratisch, sondern nach den Maximen und Formen seiner Staatsbehörden regiert. Joseph II. dagegen in seiner unruhigen Neuerungssucht wurde durch den allgemeinen Unwillen gezwungen, viele seiner Entwürfe zurückzunehmen. Der Regent eines treuen und gescheiten Volkes verlöre durch eine gute Volksvertretung nichts, sondern gewänne an Macht, „denn er eignet sich alle geistigen und physischen Kräfte derselben an, wird durch sie erleuchtet und gestärkt". Eine solche berufsständische Volksvertretung birgt auch keine Gefahr in sich. Mit den öffentlichen Interessen verwachsen, „fühlt sie am eigenen Leibe, was sie beschließt, genießt das Gute und büßt das Schlechte". Sie ist somit keine Brutstätte für Demagogentum und politische Umtriebe. Deshalb wünscht Stein auch den „Eintritt der Intelligenz in die Versammlung zu erleichtern". Nur Ungebildete verfallen dem Einfluß subalterner Intriganten. Er ist daher für die Bildung eines Wahlverbandes der städtischen Intelligenz, „um der Wissenschaft, Geschäftserfahrung und Welterfahrung Zugang zum Gemeindeleben zu geben". Der Mangel der Intelligenzen, sagt er, habe sich in den städtischen Selbstverwaltungskörpern sehr fühlbar gemacht. Und er gibt 1830 wertvolle Erfahrungen über die Geschäftsfähigkeit des westfälischen Landtages an, dessen Landmarschall er ist. Im ersten und zweiten Stand *) (Adel und Geistlichkeit) sind 50 % tüchtig, im Bürgerstand 25 %, im Bauernstand 17 %. „Angestrengte Tätigkeit der Tüchtigen, eitle Geschäftigkeit der Mittelmäßigen und passiven Bereitwilligkeit der Unbrauchbaren." Auch die Schattenseiten fehlen nicht: „Leichtsinn und Gleichgültigkeit bei den Wahlen, besonders in den Städten; erbärmliche, selbstsüchtige Motive." Nur langsam wächst die große Masse des Volkes in die neue Staatseinrichtung hinein, und es ist bezeichnend, daß der meiste politische Verstand noch damals, zur Zeit der Julirevolution und des „jungen Deutschland", nicht bei dem aufstrebenden Bürgertum, sondern bei den vielgeschmähten „Junkern und Pfaffen" zu finden ist, obwohl diese numerisch weit schwächer sind. Für seine Zeit zum mindesten war also die Art der Ständeteilung, wie Stein sie geschaffen hatte, das Richtige, denn sie gab den Tüchtigsten freie Bahn, nicht der demokratischen, zahlenmäßigen Mehrheit. Trotz trüber Erfahrungen, wie sie die obere Charakteristik ausspricht, bleibt Steins Glaube an „die große Erziehungsanstalt der ständischen Verfassung und der politischen Freiheit" unerschüttert.

Immer wieder mahnt er vergebens, die vom König versprochene Verfassung nicht länger hinauszuschieben. All die Verhandlungen, Materialsammlungen usw.,

*) Hier ist noch eine „Herrenkurie" eingeschaltet, zu der auch die Universitäten Abgeordnete senden. Stein selbst war gegen eine solche in den Provinziallandtagen, aber für sie, d. h. für ein Zweikammersystem, beim „Reichstage".

„soll dies alles ein bloßes Gaukelspiel sein"? Seine eigenen Ratschläge werden selbst bei den Provinziallandtagen beiseite geschoben. „Die demokratischen Ideen", warnt er, „werden nur insofern verderblich sein, als man die dem Volke gegebene Zusage unerfüllt läßt." Selbst 1830, angesichts der französisch-belgischen Revolution, fürchtet er noch nichts „von der Ansteckung durch die demokratischen und exzentrischen Ideen" des Westens, „wenn es dem Rationalismus nicht gelingt, alle Religion zu zerstören und an ihre Stelle ein flaches Vernunftgebilde zu setzen und fremden Intriganten durch Flugschriften, schlechte Zeitungen und selbst durch Einwirkung auf den Pöbel ihre freies Spiel zu treiben zugelassen wird". Gerade jetzt (1831) würde die Erfüllung des königlichen Versprechens sehr wohltätig auf den aufgeregten Zeitgeist wirken. „Es rückt ein neues Geschlecht heran, es drängt sich in alle Kanäle des bürgerlichen Lebens, es bildet sich unter dem Einfluß der neuesten Weltgeschichte, der Zeitungen, der politischen Schriften. Es fühlt in sich Jugendkraft, Drang zum Handeln, Ehrgeiz, Habsucht, Neid unter den verschiedenen Ständen beseelen es. Ratsam ist es, die Flamme zu leiten, ehe sie zerstörend wirkt." Aber alle Warnungen blieben umsonst. „Das junge Deutschland", das der greise Staatsmann hier heraufdrängen sah, ging 1848 unter dem Druck der französischen Revolution zur Tat über. Seitdem wurde Preußen und Deutschland zur geistespolitischen Provinz Frankreichs — durch Mitschuld der Krone.

Der berufsständische Gedanke ist Steins Vermächtnis an die Gegenwart. Und deshalb schließen wir angesichts des Reichswirtschaftsrats mit einem Wort Steins: Eine bloß beratende Versammlung ist ein Spott des Volkes. Sie wird entweder schlafen „oder sich im Tadeln und Vorschlagen allen Verirrungen überlassen, denen sie sich ohne Nachteil für das Ganze mutwillig überlassen darf, da sie für die auf ihre Beratungen genommenen Entschlüsse nicht verantwortlich ist". Der Reichswirtschaftsrat aber soll keine „Schwatzbude" sein, sondern eine „Kammer der Arbeit", die Deutschland durch Taten aus dem jetzigen Sumpfe emporhilft. Er muß deshalb mehr werden, als eine bloß beratende Körperschaft.

Weltspiegel

Die Besetzung des Ruhrgebiets. Die Schwierigkeit der nachfolgenden Betrachtungen liegt darin, daß zwischen ihrer Niederschrift und ihrem Erscheinen in der Öffentlichkeit möglicherweise Ereignisse eintreten, die die gesamte Lage wenn auch nicht ihrem Wesen nach verändern, so doch in anderem Lichte erscheinen lassen. Die Tat in der Politik hat das Eigentümliche, daß sie wie ein Stoß in unterkühltes Wasser, das was vorher an Bestrebungen, Wünschen, Entwicklungstendenzen ein Fließend-Bewegliches, von anderen Tendenzen leicht Verdrängbares, durch sie Veränderliches war, mit einem Schlag zu einem Festen, nicht mehr aus der Welt zu Schaffenden werden läßt, zu einem Mittelpunkt und Kern, an den sich die Unsumme des Hypothetischen hinzuschießend ankristallisiert, einem Kern, der als Energiequelle die Struktur des politischen Weltbildes umorganisiert.

Die Tat, die droht, ist die Besetzung des Ruhrgebiets durch Frankreich. Der 15. November ist der Tag, an dem nach französischer These Frankreich das

Recht hat, „automatisch", d. h. ohne vorher eingeholte Zustimmung der Alliierten das Ruhrgebiet zu besetzen, falls Deutschland das Spa-Abkommen nicht restlos erfüllt hat. Kein Zweifel, daß der Vorwand rasch gefunden sein wird. Es fehlen vielleicht zwei oder drei Tonnen an der Kohlenlieferung, die Qualität der Kohlen wird, wie das französischerseits bereits geschehen ist, beanstandet, oder es werden Dokumente gefunden und vorgebracht, die beweisen sollen, daß Deutschland die Entwaffnungsbestimmungen nicht oder nur zum Schein durchführt. Oder es brechen von heut auf morgen — Anzeichen dafür sind ja vorhanden — in Deutschland Unruhen aus, die Frankreichs Kohlenbelieferung aus dem Ruhrgebiet „gefährden", so daß die französische Regierung die „unabweisbare Pflicht" hat, seine Kohlenversorgung durch mindestens vorläufiges Einrücken sicherzustellen. Gründe sind wohlfeil wie Brombeeren. Die französische Öffentlichkeit ist vorbereitet. Seit Monaten fordern französische Zeitungen tagtäglich die Besetzung als einzige Bürgschaft dafür, daß Deutschland die Kriegsentschädigung bezahlt, ja, an einer Stelle ist sogar die Besetzung als Propagandamittel für die neue französische Anleihe gefordert worden. Die Aktion selbst ist bis in die geringsten Einzelheiten vorbereitet.

Allerdings bestehen innerhalb der französischen Regierung und in Industriekreisen Bedenken. Man kann sich nicht verhehlen, daß die eigenmächtige Besetzung den endgültigen Bruch mit England bedeutet und fürchtet vielleicht eine Gegenaktion der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale. Aber schon wird in Kreisen französischer Politiker die Loslösung von England, wo die jüngsten Wahlerfolge der Asquith-Liberalen mit kaum verhehlter Unruhe betrachtet werden, als unvermeidlich und als Ersatz dafür eine Annäherung an Amerika befürwortet, schon wird offen erörtert, auf welche Seite Frankreich im Falle eines englisch-amerikanischen Konflikts zu treten habe, schon verbreitet Havas die von französischen Gewerkschaftlern allerdings alsbald lügengestrafte Nachricht: die Gewerkschaftsinternationale, deren Vertreter augenblicklich das Ruhrgebiet bereisen, erkennt an, daß Deutschland das Spa-Akommen nicht erfüllt.

Frankreich steht am Scheidewege, es hat die Wahl zwischen friedlicher Verständigung und gewaltsamer Sicherung. Immer wieder wird von deutscher Seite aus versucht, den Franzosen klarzumachen, daß der erste Weg der einzig gangbare, förderliche und vernünftige ist, auch für Frankreich, und es wäre ungerecht, zu leugnen, daß es auch in Frankreich nicht an Persönlichkeiten fehlt, die ihn für den richtigen halten. Aber es geschieht eben in der Politik nicht immer das Richtige, Vorteilhafte und einzig Verständige. Oft genug wird der augenblickliche Vorteil dem Gewinn in langer Sicht vorgezogen, oft genug erscheint die Anwendung von Gewalt als die einzige Möglichkeit, der wachsenden Flut drohender Verlegenheiten zu entrinnen. Die deutschen Verständigungspolitiker übersehen durchweg die Zwangsläufigkeit, in der Frankreichs Regierung, sie sei, welche sie sei, sich befindet. Frankreich hat einen Krieg geführt, dessen Durchführung — das Kräfteverhältnis der verbündeten Armeen an der Westfront im Jahre 1918 bewies es mit aller Deutlichkeit — weit über seine natürlichen Kräfte hinausging. Seit Jahr und Tag ist Frankreichs Volk versichert worden, daß die Opfer, an denen Frankreichs Kraft sich verblutete, durch Deutschland eingebracht werden würden. Nun stellt sich heraus, daß dies nicht möglich ist, daß Frankreich nicht nur über seine, sondern auch über die Ersatzkräfte des besiegten Gegners hinaus gewirtschaftet, daß der Krieg die Opfer nicht gelohnt hat. Wenn Frankreich die Summe, die Deutschland ihm als Entschädigung zahlen soll, noch immer nicht nennen will, so geschieht das nicht aus Bosheit, um den Gegner weiter in banger Ungewißheit zu lassen, nicht wegen der technischen Unmöglichkeit, die Gesamtheit der entstandenen Schäden schon jetzt zu bestimmen, nicht nur aus Furcht, dem Gegner, der sich vielleicht doch wider Erwarten rasch erholen könnte, durch vorzeitige Fixierung etwas zu schenken, sondern vor allem deswegen, weil die endgültige Nennung der Summe die sofortige Erkenntnis zur Folge haben würde, daß sie entweder zu gering ist, Frankreichs Defizit an Geld und Wirt-

schaftskraft zu decken, oder viel zu groß, als daß Deutschland sie jemals zahlen könnte. Es gab in Frankreich einen Mann, der diese Entwicklung vorausgesehen hat: Caillaux. Man hat ihn lahmgelegt. Mit dem Erfolg, daß es in Frankreich heute keine Opposition gibt, die imstande wäre, die Regierung zu übernehmen, falls sich mit unwiderleglicher Klarheit herausstellt, daß die Kriegs- und Friedenspolitik der Regierung falsch war. Auf Gedeih und Verderb wird alles, was heute in Frankreich regieren will, auf dem einmal eingeschlagenen Weg fortgetrieben. Verläßt man ihn, so ist ein Regieren in Frankreich überhaupt nicht mehr möglich, die Mehrheit des Parlaments, alle Politiker müßten als kompromittiert abtreten, ohne daß Ersatz geschaffen werden könnte. Eine Änderung des Kurses wäre nur durch eine gewaltsame Revolution möglich. Aber die revolutionären Kräfte sind ohnmächtig und zersplittert. Die Ziffer nennen, bedeutet den Zusammenbruch. Die Annexion des Ruhrgebiets aber schafft einen Aufschub und Gelegenheit, die Entschädigungsziffern neu zu arrangieren. Der wirtschaftliche Wert der Ruhrkohle, der Ruhrindustrie schafft, sobald Frankreich unbehindert über sie gebieten kann, ein Aktivum, dessen Veranschlagung die Möglichkeit bietet, die Wiedergutmachungsrechnung zu balancieren. Auf die Ruhrkohle gestützt, wird Frankreich politischer Diktator in Deutschland, es wird die deutsche Einheit zerschlagen und diese Maßregel dadurch populär machen, daß es, nun keinem übermächtigen Gegner mehr gegenüber, seine Wehrmacht verringern kann. Mit der Loslösung des Ruhrgebiets, mit der mit polnischer Hilfe bewirkten Ablösung von Oberschlesien ist der deutschen Volksmacht, deren Kriegsgeübtheit ja nicht aus der Welt zu schaffen ist, die Möglichkeit neuer Rüstung endgültig genommen. Das ist Frankreichs Gedanke.

Es gibt Optimisten, die behaupten, die gewaltsame Besetzung der Ruhr würde Frankreich selbst zum Schaden gereichen. England werde sich widersetzen, die Ruhrarbeiter würden streiken, die Gewerkschaften aller Länder würden sich empören, Norddeutschland würde sich bolschewisieren und Frankreich anstecken. Möglich, daß all das eintrifft, aber es ist schwer abzusehen, wie, auf welche Weise. Von Frankreichs augenblicklichen Machthabern wird kaum jemand diese bloßen Möglichkeiten als ausschlaggebend anzusehen geneigt sein. Gewiß würde England das Ruhrgebiet nicht gern in Frankreichs Händen sehen, die wirtschaftliche Vereinigung von deutscher Kohle und französischem Erz wäre eine furchtbare Bedrohung für Englands Industrie (weshalb auch gerade England die französisch-deutschen Wirtschaftsverhandlungen mit aller Macht zu stören sucht), aber wie stellt man sich ein aktives Eingreifen Englands vor? Es kann die Kohlenlieferungen nach Frankreich einstellen, aber Frankreich braucht sie nicht mehr. Es kann Frankreich im Orient schädigen, aber es ist nicht das erstemal, daß Frankreich im Orient Raum gibt, um Vorteile am Rhein zu gewinnen. Und offenen Krieg kann England heute nicht mehr führen. Und Amerika? Amerika ist weit. Der Streik der Ruhrarbeiter? Ich bin überzeugt, daß sie nicht streiken werden. Hunger ist heute mächtiger als Nationalgefühl und antimilitaristische Grundsätze. Und vierzehn Tage, drei Wochen kann Frankreich, gestützt auf seine Vorräte, auch ohne Kohlenlieferungen aushalten. Bis dahin bricht jeder Streik zusammen. Die Industrie? Die Industrie wird arbeiten, wo ihr Arbeitsmöglichkeit winkt. Die Gewerkschaftsinternationale? Die handelt langsam und — der Boykott gegen Ungarn hat es bewiesen — nicht immer wirksam. Und gerade die französischen Gewerkschaften haben seit dem verunglückten Maistreik an Anhängern sehr verloren. Sie haben es bis jetzt nicht einmal fertig gebracht, daß die Munitionslieferung an Wrangel in nennenswertem Maße eingeschränkt wurde. Bolschewisiertes Norddeutschland? Die französische Regierung hält eine Ansteckung für unmöglich und hat alle Ursache dazu. Was also soll Frankreich hindern?

Möglich, daß das jetzt erfolgte formale Einlenken Englands in der Frage der Genfer bzw. Brüsseler Konferenz noch einmal Aufschub schafft, aber dann kann es sich immer wieder nur um Aufschub handeln. Man darf vor allem nicht übersehen, daß die Besetzung des Ruhrgebiets sich der gesamten übrigen Welt-

politik Frankreichs organisch einfügen würde. Denn während die englische Politik unverkennbar darauf ausgeht, mit Hilfe der Völkerbundsorganisation als Gegengewicht zu Amerika den in sich einheitlichen gesamteuropäischen Staatenbund zusammenzubringen, der, ohne in inneren Reibungen Kräfte zu verlieren, als geschlossener, von England beherrschter Organismus möglichst rasch wieder gesundet, während also England im eigensten Interesse gezwungen ist, vorläufig eine bis zu gewissen Grenzen altruistische Politik zu betreiben, geht das Bestreben Frankreichs deutlich auf Befestigung einer unumschränkten Vormachtstellung in Europa, ohne daß ihm an der Gesundung Europas das geringste gelegen wäre. Englands Stärke ist Europas Stärke, Frankreichs Stärke soll auf Frankreich (und seinen Alliancen) allein beruhen, Frankreich hat, was seine Annäherung an Amerika beweist, kein europäisches Gemeinschaftsgefühl, kann es auch vielleicht nicht haben, da es zum Festland, anders als das isolierte England, keine Distanz gewinnen kann. Aber es ist möglich, daß die Geste der Ruhrgebietbesetzung nötig ist, damit die Völker diesen Unterschied erkennen, damit ein europäisches Bewußtsein sich gegen Frankreich wende. Die nächsten Monate werden erweisen, ob Europa reif zum Untergange, zur amerikanischen Kolonie ist oder ob es aus sich die Kraft hervorbringen kann, als geschlossener Erdteil den anderen Erdteilen die Wage zu halten.

Menenius.

Wohltäter der Menschheit

Die verhaßte Würgekrankheit heilen
Sklarz und Friedmann, aber gründlich, nun,
Sie sind Philantropen und beeilen
Sich, der armen Menschheit wohlzutun.

Ein ergib'ges Feld, das sie beackern!
Wer die Schwindsucht aus dem Felde schlägt,
Macht sich selbst gesund. An diesen Wackern
Sieht man klar, daß Wohltun Zinsen trägt.

Sklarz, der stets Bescheidene, nimmt ein Drittel
Vom Erlös, und ist nicht dran erkrankt,
Während Friedmann dem erlauchten Mittel
Neue Mittel, und nicht knapp, verdankt.

Wundertät'ges Mittel! Reichen Segen
Spendet es dem hochbeglückten Haus.
Wenn sich solche zwei ins Mittel legen,
Bleibt die Wirkung (für sie selbst) nicht aus.

Noch an ihrem Bruderzwiste sieht man,
Wie der Baum der Heilkunst golden harzt
Und hübsch Moos ansetzt, bis der Profitmann
Ganz verfriedmannt, und der Arzt versklarzt.

Wahre Wissenschaft bringt hohe Renten,
Wer sich ihr ergibt, ist wohl ernährt.
Fromm ergeben zahlen die Patienten,
Weil Patientia nostra ewig währt.

Pandur.

Offenherzigkeiten

Steuerbetrüger und Steuerdenunziant

Der Reichsfinanzminister will, um des systematischen Steuerbetrugs Herr zu werden, für die Aufdeckung umfangreicher Steuerhinterziehungen angemessene Belohnungen gewähren, und zwar sowohl den beteiligten Beamten wie auch solchen Personen, die zur Finanzverwaltung in einem Beamtenverhältnis stehen.

Damit ist der in neuerer Zeit nicht mehr so häufig zitierte Rubikon überschritten. Immerhin vermag sich der Seelenkundige von der Spürtätigkeit der Beamten allein nicht besonders viel zu versprechen. Wohl werden die ausgesetzten Belohnungen manchen Strebsamen veranlassen, während der Amtsstunden einige Schwatze weniger zu halten, ein Kartenspielchen oder eine Betriebsversammlung zu versäumen und statt dessen verdächtige Akten zu studieren. Wirklich große Geldbeträge werden aber den Steuerbetrügern nur dann abzujagen sein, wenn jedermann im Volke zur Teilnahme an der Treibjagd eingeladen wird. Gewiß, wir ziehen uns damit Denunzianten und Schnüffler groß, doch dieses Plus an allgemeiner Unsittlichkeit und Verächtlichkeit, was macht es gegenüber dem bereits vorhandenen Bestande aus? In der furchtbaren Not der Zeit muß bis auf weiteres jedes Mittel recht sein, den Betrügern das Handwerk zu legen, sonst wird der Steuerdruck, dem die paar Ehrlichen ausgesetzt sind, nicht nur redensartmäßig unerträglich. Bieten die ausgelobten Belohnungen genügend starken Anreiz, spendet der Staat dem Anzeiger oder Entdecker einer Steuerhinterziehung ein bis zwei Fünftel der geretteten Summe, dann wird es schon nach Jahresfrist verteufelt wenige Waghälse geben, die sich vorm Steuerfiskus kleiner machen, als sie sind.

Heute sind just diejenigen ziemlich steuerfrei, die die Mammut-Einkommen beziehen, die Schieber aller Grade und Sorten. Ihnen könnte ein Bureau gefährlich werden, dem jeder nicht als Vollkaufmann geltende Käufer oder Verkäufer irgendwelcher Ware binnen 24 Stunden genaue Anzeige von dem Geschäft zu erstatten hat, bei erwürgender Strafe. Die englische Einrichtung des Kronzeugen und hiermit verbundene geldliche Vergünstigungen und die gerichtsnotorische Feindschaft, die zwischen Schiebergeschäftsfreunden immer sehr bald ausbricht, würden dem Bureau die Arbeit sehr erleichtern. Auch das Gewimmel der Telephonbeamten wäre zu interessieren. Jene tausend Mark auf den Kopf der Bevölkerung, die der Feind jährlich von uns fordert, kämen allein durch einigermaßen gerechte Besteuerung der anonymen Schieberei auf, dieses modernen Dschingis Khans, der, frei nach Tolstoi, nur mit Telegraph und Telephon arbeitet.

300000 Kronen Jahresgehalt für Hilfskräfte

Von den Gebührnissen die die großkopfeten Mitglieder der Feindeskommissionen in Berlin und Wien erhalten, will ich hier gar nicht lange reden. Ein Vielverbandsgeneral als Ausschußpräsident erhält hierzulande jährlich 228 000 ℳ, ein Bataillonskommandeur 162 000. Wien muß dem Vorstand jeder staatlichen Abteilung in der „Reparationskommission" rund sechs Millionen Kronen zahlen, seinem Stellvertreter drei, seinem Sekretär etwa zwei und eine halbe Million jährlich. Diese Summen könnten höchstens die Herren Geschäftsführer und stellvertretenden Geschäftsführer unserer Kriegsgesellschaften neidisch machen; da sich aber diese Gesellschaften zunächst in der „Abwicklung" (oder Einwicklung des Steuerzahlers) befinden, so werden ihre Leiter mehr Gewicht auf jahrzehntelange Liquidation als vorübergehend hohe Entlohnung legen.

Anders steht die Sache, was das Kleinvolk anbelangt. Ein einfacher Ententesoldat bezieht von Deutschland 42 000 ℳ Verpflegungsgeld, die Maschinenschreiberinnen der Berliner Fremdherren kommen sogar auf 50 000 ℳ Jahresgehalt. Das unglückliche Österreich muß diese schätzbaren Hilfskräfte unteren Ranges sogar mit je 300 000 Kronen jährlich besolden. Es ist hübsch, daß gegen

diese kraftvolle Ausbeutung verhungernder Völker mit besonderem Nachdruck diejenigen deutschen und deutsch-österreichischen Blätter zu Felde ziehen, die seinerzeit das Äußerste getan haben, um den Zusammenbruch durch die Aushöhlung der inneren Front herbeizuführen. Aber ihr ernster Tadel hilft uns nicht über die Möglichkeit hinweg, daß Deutschlands Privatangestellte eines Tages schon aus Gründen vaterländischen Stolzes dieselben Bezüge wie die Vielverbands-Maschinenschreiberinnen verlangen können. Da heute alle Macht beim kleinen Mann und kleinen Fräulein liegt und ein Vorstandsbeschluß der Afa sie alle sofort zum freudigen Streik bewegt, ist es wünschenswert, daß die Tagespresse von den oben genannten Direktorengehältern der Nichtdirektoren aus Frankreich und England keine Notiz nimmt. Wir riskieren sonst kaufmännische Handlungsunkosten, die die letzte Handlung lahm legen.

„Auf eine Mark abgeschrieben"

In Anbetracht des allgemeinen Geschäftsrückganges, der Absatzstockungen, der Kaufunlust, der unerträglich gestiegenen Betriebsunkosten und der verderblichen wirtschaftsrevolutionären Strömungen können sich die deutschen Aktiengesellschaften nicht darauf beschränken, ihre diesjährigen Mammutgewinne in der Form einer 40—60-%-Dividende, eines entsprechenden Bonus und einer Gratisaktie auszuschütten. Sie haben weitere schwer verdiente Millionen massenhaft als stille Reserven verbucht und die Gebäude, Maschinen und sonstigen Konti bis auf eine Mark abgeschrieben.

Hinreißender zur Sozialisierung einzuladen, das Entschädigungsproblem einfacher zu lösen, ist unmöglich. Wenn der amtliche Sozialismus jetzt nicht zugreift und der Privatindustrie ihre Betriebe zu den Preisen abnimmt, die sie selbst als angemessen feststellt, dann hat Karl Marx umsonst gelebt, geliebt und gelitten. Eine Papiermark für Gebäude, die Millionen wert sind, eine Papiermark für unschätzbare Maschinenparke — wo bleibt das Gesetz, das den Staat ermächtigt, hier sofort als Käufer einzuspringen? Mulay Hassan.

Bücherschau

Keynes. Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages. München und Leipzig. Duncker & Humblot. 1920. Geh. M. 10,—.

Die Leser der „Grenzboten" kennen das berühmteste Buch unserer Tage aus dem Aufsatz in Nr. 7 S. 191 des laufenden Jahrganges. Das Buch ist nun auch deutsch erschienen und wird nirgends eifriger und mit mehr innerer Teilnahme gelesen werden, als bei uns. Ist es doch der bisher schärfste Widersacher, der außerhalb unseres unglücklichen Vaterlandes dem Vernichtungsfrieden von Versailles erstanden ist. Wie Keynes auf der Konferenz von Versailles seine Ämter niederlegte, als er den Sieg Clemenceaus über die Vernunft im Anmarsch sah, so bildet das glänzend geschriebene Buch eines bedeutenden Gelehrten und großen Künstlers auf jeder Seite die geschichtliche Verurteilung des Versailler Vertrages. Das gilt von den berühmten Seiten, welche den Rat der Vier in atmender Lebendigkeit vor uns hinzaubern, wie von den volkswirtschaftlichen Erwägungen, Schlüssen und Forderungen des Cambridger Professors. Aber der deutsche Leser muß vor einem Trugschluß gewarnt werden, den Deutsche immer und immer wieder begehen. So wie der Rücktritt Keynes' auf der Versailler Konferenz an dem Schlußergebnis nicht ein Komma geändert hat, so entbehrt dies unvergängliche Buch für unsere Tage noch jeder tatsächlichen Macht. Die achtbaren englischen Liberalen, denen Keynes angehört, sind wohl geeignet, die Herzen der Menschenfreunde und auch der Unterdrückten in allen Ländern für sich einzunehmen. Aber im heutigen England haben

sie für auswärtige Politik nichts zu sagen. Es könnte kein falscherer Schluß aus Keynes gezogen werden, als nun das Land zu lieben, das einen solch prächtigen Kämpen der Wahrheit hervorgebracht hat oder von diesem Land Gnade und Gerechtigkeit für das gefolterte Deutschland zu erhoffen. Das England Lloyd Georges, das England des Knock out, und nicht das sympathische Old England Keynes' ist es, dem wir noch mehr als die Iren und die Inder gegenüberstehen.

Dennoch und gerade deshalb muß jeder Deutsche Keynes lesen, aus dem wir die besten Gründe für unser Recht gerade deshalb entnehmen können, weil Keynes von jeder persönlichen Vorliebe für Deutschland frei ist und die Fehler derer, die auf deutscher Seite den Vertrag zu unterzeichnen rieten, klar erkennt und offen ausspricht. Sein Zeugnis ist unparteiisch im edelsten Sinn, aus ihm spricht die Vernunft und die Liebe zu Europa. Und da wir nicht müde werden dürfen, für unsre Sache zu kämpfen und zu zeugen, so muß jeder Deutsche sich mit dem geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Rüstzeug vertraut machen, das hier ein junger Nachfahr Macaulays, Carlyles und Adam Smiths mit der hohen politischen Schulung seiner Rasse gefertigt hat. Der geistvolle Mann, der das Gewissen der Welt in Versailles verkörpern wollte, nachdem Wilson für diese Aufgabe sich unfähig erwiesen hatte, darf von sich sagen: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Hätte er recht behalten, dann wäre nicht Frankreich größer geworden als Deutschland, und deshalb hat er nicht recht behalten dürfen. Er ist nicht der Mann, die aus den Fugen gegangene Welt einzurenken, aber er ist der Prophet, der in dem Jahr, das seit der ersten Planung dieses Buches verging, mit seinen Kassandrarufen bisher stets recht behalten hat. Manches spricht dafür, daß auch seine noch unerfüllten Prophezeihungen sich der Verwirklichung nähern und Europa auf dem Weg durch selbstverschuldete Qual einer Katastrophe und dann vielleicht dem neuen Zeitalter, das Keynes wünscht, entgegenreift.

N. J. Danilewsky. Rußland und Europa. Übersetzt und eingeleitet von Karl Nötzel. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. 1920. Preis geh. M. 26,—, geb. M. 32,—.

Danilewskys Buch ist seit zwei Generationen die Bibel des Panslawismus. Es ist wertvoll, daß wir jetzt wenigstens Bruchstücke des Werkes in deutscher Übersetzung erhalten haben.

Marion J. Bradshaw. The War and Religion. A Preliminary Bibliography of Material in English. Committee on the War and the Religious Outlook. Issued by Association Press, New York.

Krieg und Religion — ein angelsächsischer Kulturspiegel nach der guten und schlechten Seite hin ist diese Zusammenstellung feindlicher Kriegsliteratur.

Demangeon, A. Le Déclin De l'Europe. Payot, Paris.

Der Verfasser beweist den Selbstmord Europas, das unaufhaltsame Sinken unseres Erdteils von seiner führenden Stellung wirtschaftlich und politisch. Hoffentlich wird sein Buch bei seinen Landsleuten gelesen, die es angeht. Würde es nur in Frankreich beherzigt, so wäre Europa gerettet. Aber auch bei uns verdient das Buch als Ergänzung zu Keynes Beachtung.

Dr. Josef Graßl, Medizinalrat. Deutschlands Wiedergeburt. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin 1920. M. 16.—, geb. M. 20.—.

Das eigenartige Buch eines biologisch-soziologisch denkenden Patrioten, das unter den zahllosen zur Zeit erscheinenden Programmen und Rezepten zu Deutschlands Heilung hervorragt und trotz manchem Widerspruch im einzelnen als Ganzes die Aufmerksamkeit ernster Leser lohnt.

* * *

Max Pirker, Die Zukunft der deutsch-österreichischen Alpenländer. 1919.

Stephan Hock, Lyrik aus Deutsch-Österreich. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 1919.

Robert Faesi, Rainer Maria Rilke. 1919.

Amalthea-Almanach auf das Jahr 1920.

Sämtlich im Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

Alfred Maderno, Die deutsch-österreichische Dichtung der Gegenwart. Erstes bis fünftes

Tausend. Leipzig 1920. Verlag von Theodor Gerstenberg.

Böhmerland-Jahrbuch für Volk und Heimat, 1920. Herausgegeben im Auftrage des Böhmerland-Verlages Eger in Gemeinschaft mit vielen Mitarbeitern von Otto Kletzl. Böhmerland-Verlag. Eger 1920. Im Buchhandel durch den Sudetendeutschen Verlag Franz Kraus, Reichenberg.

Böhmerland-Flugschriften für Volk und Heimat. Böhmerland-Verlag. Eger.

Nr. 3. Katechismus für die Sudetendeutschen von Dr. E. Gierach. Fünfte Aufl. (31.—50. Tausend). 1920.

Nr. 13. Unsere deutschen Schulen und das Vernichtungsgesetz. 1920.

Bei allem Unheil, das über Deutsch-Österreich hereinbrach, ergab sich doch das Überraschende: die Papierverhältnisse lagen besser als im Reich (heute dürfte das längst anders geworden sein) und infolgedessen entwickelte sich der Verlagsbuchhandel günstig; neue Firmen entstanden und alte verjüngten sich. Zu den neuen Firmen gehört nun auch der Amalthea-Verlag, der seinen Hauptsitz in Wien hat.

Die von ihm herausgegebenen Bücher, die hier vorliegen, präsentieren sich alle in vornehmem, stattlichem Gewand.

Der „Amalthea-Almanach" gibt einen Überblick über seine bisherige, schon recht reichhaltige Produktion. Wir begnügen uns damit, aus der Zahl dieser Werke solche herauszuheben, die für das spezifisch österreichische Leben charakteristisch sind, allerdings in sehr verschiedener Weise.

Deutsch-Österreicher im völkischen Sinne ist nun allerdings Rilke durchaus nicht; eher das Gegenteil. Der Mann, der schon in jungen Jahren dem erbitterten Ringen zwischen Deutschen und Tschechen kühl bis ins Herz zusah, dem es eine bloße Rechtsfrage war:

Es bringt kein Laut bis her zu mir
Von der Nationen wildem Streite,
Ich stehe ja auf keiner Seite;
Denn Recht ist weder dort noch hier —

ist wirklich sehr weit davon entfernt, im Namen des deutschen Volkes in Österreich oder in Böhmen zu sprechen. Aber eine spezifisch österreichische Erscheinung (im Sinne des alten vielsprachigen Österreich vor dem Kriege) ist er vielleicht doch; nur auf andere Weise. Die Mischung slavischen und deutschen Blutes in seinen Adern, die in verschiedenen Studien über ihn allerdings mehr angedeutet als bewiesen wird, ist doch etwas, was sich im alten Österreich nicht selten vollzog. Und ebenso wie die leidenschaftlich und einseitig national empfindenden Männer der verschiedenen Volksstämme gehört auch ihr Gegenstück: die Männer, bei denen sich infolge der Völkermischung das Bewußtsein ihres Volkstums verflüchtigt hat, zum vollen Bilde dieses Völkerstaates.

Doch wie dies auch sei, jedenfalls ist Rilke einer der anerkanntesten Dichter aus der Zeit vor dem Kriege. Und schon einfach dadurch gehört er zu den bedeutenden Erscheinungen im alten Österreich.

Er dichtet nicht als Deutscher, immer nur als einzelner ohne Rücksicht auf den Zusammenhang mit seinem Volke; aber die Einzelseele, die hier spricht, der bloße Mensch, der hier empfindet, spricht doch tatsächlich Deutsch. Ob sie will oder nicht, sie kann den Zusammenhang, auch wenn sie ihn nicht fühlt, doch nicht sprengen. Das Fehlen des Volksbewußtseins besagt an und für sich gar nichts über Wert oder Unwert seiner Gedichte. Niemand z. B. wird zweifeln, daß Mörike ein größerer Lyriker war als E. M. Arndt oder Wildenbruch.

Und diesem Lyriker widmet ein Robert Faesi eine feinfühlige, eindringende Studie. Mit liebevollem Verständnis fühlt er sich in Wesensart und Dichtung seines Dichters ein, aber er unterliegt ihm doch nicht, sondern behauptet ihm gegenüber ein selbständiges befreiendes Urteil. Er liebt ihn, aber er vergöttert ihn nicht. Er liebt ihn, aber er umschreibt mit fast grausamer Sachlichkeit die Grenzen seines Wesens und Könnens. Er liebt ihn, aber — fast scheint es so — er sargt ihn ein.

Denn wer ist Rilke?

Ein feiner Mensch, aber ohne starke Lebenskraft: ein „edler Dekadent". Ohne Aktivität geht er als Beobachter durchs Leben. Dem entspricht sein Dichten: sein Schauen ist (und hier führt Faesi sein Schaffen mit sicherer Hand auf zwei Grundlinien zurück) — sein Schauen ist einmal n. h außen gerichtet;

das ergibt seine eigenartige Lyrik, welche die äußere Welt darstellt. Dann ist sein Schauen nach innen gerichtet; das ergibt seine religiöse Dichtung, welche das Verhältnis Gottes zu seiner Seele darstellt.

Beide Arten seiner Lyrik sind zur vollkommensten Meisterschaft ausgebildet; aber so vollkommen sie in ihrer Art sind, sind sie darum wirklich vollkommen?

Diese Frage regt sich besonders der ersten Gruppe seiner Gedichte gegenüber. Wir sind gewohnt, daß Empfindungen, Leidenschaften, die sich in Handlungen umsetzen, Inhalt des lyrischen Gedichts sind. Und hier? Das Ich des Dichters (nicht bloß das empirisch-persönliche, auch das lyrische Ich) zieht sich aus diesen Gedichten zurück; so fängt es an in dem „Buch der Bilder", so wird es vollendet in den „Neuen Gedichten" und deren „anderem Teil". Und dargestellt werden Gegenstände, Gestalten, ja, mit Vorliebe werden Werke der bildenden Kunst mit Worten noch einmal dargestellt. „Wie in einem ungeheuren Arsenal, einer Galerie häuft es sich von schaubaren Dingen, Dingen im engsten wie im weitesten Sinne des Wortes, toten und lebendigen Dingen, hundertfachem Natur- und Phantasiegebilde, Landschaft und Menschenwerk, Gewächs und Menschengestalt. Wille zu enzyklopädischem Umfassen wird spürbar." — Ja, ist das noch die legitime Aufgabe des lyrischen Dichters? Werden wir nicht wieder auf Lessings Grundfrage zurückgeführt, der in einem nicht ganz unbekannten Büchlein die Darstellung des Koexistierenden dem Maler und bildenden Künstler, die des Postexistierenden dem Dichter (als dem Arbeiter mit dem Material des gesprochenen Wortes) zuweist? Hat die glänzende Kunst Rilkes sich hier vielleicht an einer unmöglichen Aufgabe abgequält?

Rilkes religiöse Dichtung (vor allem im „Stundenbuch") wird begrüßt als eine willkommene Mahnung zur Stille, zur Sammlung, zur Frömmigkeit; aber es wird doch nicht verkannt, daß sein religiöser Quietismus letztlich doch nur auf physiologischer Müdigkeit, auf überempfindlicher Zartheit beruht. Es ist keine Religion der Kraft, sondern der Schwäche.

Auch hier wieder der Grundmangel der Aktivität. Seine Liebe (denn die Religion äußert sich wesentlich als Liebe) richtet sich ausschließlich auf Gott, sie bleibt ein Spiel zwischen Gott und Mensch, und der Mitmensch geht leer aus. Ja, durch diese Liebe zu Gott wird sogar die helfende Nächstenliebe verpönt; der Einsame, der wirklich Religiöse, der mit sich allein ist, dem nur Gott der „Zweite seiner Einsamkeit" ist, der verzichtet darauf, irgendwie Liebe zu anderen Menschen zu äußern, um sie nicht zu fesseln und in ihr Leben einzugreifen. Aus Liebe entäußert er sich einer Äußerung der Liebe!

Es steht viel Nachdenkliches in dem Buch von Faesi, und es macht einem zu schaffen. Hier wurden unwillkürlich die Schranken von Rilkes Dichtung hervorgehoben, so einseitig ist Faesi selbst nicht. Eh er von den Schranken spricht, schildert er mit liebevoller Andacht all das Schöne und Vollkommene, was innerhalb dieser Schranken gewachsen ist. Und das gehört doch mindestens so wesentlich zu dem Werk des Dichters als die Schranken. Es ist der eigentliche Inhalt, sie sind nur die Grenzen seines Reiches.

In Faesis Buch verschmelzen sich Verehrung und Kritik auf merkwürdige Weise.

Leichter wird man mit der Auswahl fertig, die Stefan Hock aus dem überreichen Schatz lyrischer Dichtung, den Österreich in achthundert Jahren hervorgebracht hat, zusammengestellt hat. Von dem Kürenberger und Walter von der Vogelweide bis auf Rilke und Werfel, bis auf Georg Trakl und Theodor Däubler sind alle namhaften Sänger vertreten. Über die Auswahl im einzelnen zu rechten, hat wenig Zweck; auffällt vielleicht nur, daß F. K. Ginzkey verhältnismäßig schwach vertreten ist.

Doch wirklich „fertig" wird der Leser, dem diese Lyriker nicht schon bekannt sind, der sie sich nicht schon als eigenen Besitz erworben hat, doch nicht mit dieser Auswahl. Und an solche Leser wendet sie sich doch wohl in erster Linie. Sie will die reichen Schätze, die Österreich besitzt, öffentlich zur Schau stellen und zu den alten neue Bewunderer anlocken. Diese aber würden dem Verwalter dieser Kostbarkeiten es Dank wissen, wenn er ihnen jeweils einen Wink gäbe über Charakter, Gehalt und Form der einzelnen Kunstwerke,

wenn er ihnen den Zugang zum Heiligtum erschlösse. Das ließe sich vielleicht (bei einer zweiten Auflage) mit wenigen Worten nachholen.

Ins Politische führt die Schrift von Max Pirker über die Zukunft der deutschösterreichischen Alpenländer. Soweit sie dabei die Grenzen der Alpenländer nach außen verteidigt, ist sie üb rholt, das ist inzwischen durch die Bestimmungen des Friedensvertrages „geregelt"; von dauerndem Wert aber ist der Versuch, die einzelnen Alpenländer (Tirol, Kärnten, Steiermark) als geistig-kulturelle Einheiten und Eigenheiten zu verstehen.

So hat sich der neue Verlag respektabel eingeführt Einige Veröffentlichungen anderer Herkunft seien angeschlossen.

Maderno leistet eine sehr nützliche Arbeit. Er will die geistige Verständigung zwischen den Deutschen Österreichs und den Reichsdeutschen fördern, um dadurch an seinem Teil die völlige Einigung vorbereiten zu helfen. „Erst wenn Deutschland uns Deutschösterreicher so gut kennt wie wir Deutschland kennen, werden sich die politischen Ideale verwirklichen lassen". Er macht uns zu dem Zweck mit allen irgendwie nennenswerten Kräften der deutsch-österreichischen Literatur (in hochdeutscher Sprache wie im Dialekt) bekannt. In der Tat: man ist erstaunt über die Fülle der Talente. Doch scheint uns, eine stärkere Sichtung wäre manchmal wertvoller gewesen. Maderno allerdings wird vielleicht sagen: meine Leistung ist es, das Material möglichst lückenlos herbeizuschleppen, mag auch weniger Wertvolles darunter sein, macht nichts, ich hole es doch herbei; mein Amt ist, das Material, das gesichtet werden soll, zu liefern; die Sichtung selbst mag später der Literarhistoriker vornehmen. Und wenn er so spricht, läßt sich's hören. Aber doch, es ist oft etwas gar zu viel der bloßen Namen und Büchertitel. Doch „wer ausharret, wird gekrönt".

Das Böhmerland-Jahrbuch ist eine Neuschöpfung. Die Deutschen in der Tschechoslowakei — und ein besserer Ersatz für diesen Un-Namen soll die vom wichtigsten Lande des Staates genommene Bezeichnung „Böhmerland" sein — müssen sich wohl oder übel in ihren neuen Verhältnissen einrichten. Und sie tun es auch. Hier nun ist zum ersten Male der Versuch gemacht, die geistigen Kräfte des heimatlichen Deutschtums zusammenzufassen und so ein wahrhaftes Heimatbuch zu schaffen. Dieser erste Versuch ist gar wohl gelungen und berechtigt (das Buch soll künftig Jahr für Jahr erscheinen) zu den schönsten Hoffnungen. Wir finden da eine Übersicht über die Heimatdichtung, Erörterungen über brennende politische und wirtschaftliche Fragen, Schilderungen einzelner Landschaften, Berichte aus der praktischen Arbeit für das deutsche Volkstum und anderes mehr. Auch der reichsdeutsche Leser wird Gewinn von der Lektüre haben; er wird auf diese Weise gleich lebensvoll in die Nöte der Deutschen im Böhmerland eingeführt, er erfährt manche großen und kleinen Züge, die für die dortigen Verhältnisse charakteristisch sind. So lesen wir z. B., daß in dem neuen Freistaat die Bezeichnung Deutsch-Böhmen verboten, und ihr Gebrauch mit Geldstrafen bis 700 Kronen oder mit Arrest bis zu 14 Tagen bestraft wird. Schade, daß die Regierung mit dem Namen nicht gleich auch die Deutsch-Böhmen selbst ausradieren kann.

Der Durchfechtung der Kämpfe um Einzelfragen dienen die Böhmerland-Flugschriften. Es genügt, beispielsweise zwei zu nennen: den Katechismus, der die Elemente dessen, was der Sudetendeutsche im Kampf um die Selbstbehauptung wissen muß, kurz und bündig in Frag' und Antwort zusammenfaßt, und die Flugschrift über das Vernichtungsgesetz gegen die deutschen Schulen. Denn natürlich ist auch hier sofort der Kampf um die deutsche Schule als das Rückgrat des deutschen Volkstums entbrannt.

Dr. G. Fittbogen.

Verantwortlich: i. V. Hans von Sodenstern in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 36a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallschreiberstr. 34/35.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet

Die elſaß-lothringiſche Lehre

Zum 22. November

Von Max Hildebert Boehm

Wir feierten in helleren Zeiten die Gedenktage, die als geſchichtliche Markſteine den Aufſtieg der Nation abzeichnen. Wir ſollten auch heute und gerade heute ſolcher Tage gedenken, um aus der Erinnerung an die Taten der Väter friſchen Lebensmut in drückender Zeit zu ſchöpfen. Wir ſollen aber auch der dunklen Tage eingedenk ſein, der Tage der Schande, in denen unſer Zuſammenbruch ſich ausprägt. An ihrem Gedächtnis ſoll ſich die Leidenſchaft entzünden, die einem Volk die Schwingen gibt, um ſich aus Verfall und Zerrüttung wieder auf die Höhen zu heben, in denen allein ſich große Geſchichte abſpielt.

Im Schickſal unſerer Grenzländer ſpiegelt ſich unſer nationales Unheil wieder, in ihren Schickſalstagen beſiegelt ſich das Geſchick des ganzen deutſchen Volkes. Ein ſolcher ſchwarzer Tag iſt der 22. November, der Tag, an dem der Überwinder in das deutſche Straßburg einzog, als auf Erwins Münſterturm die Trikolore aufſtieg, als dem Frieden der 14 Punkte der ſogenannten Gerechtigkeit zunächſt einmal der Raub unzweifelhaft deutſchen Landes vorweggenommen wurde. Dieſes Tages ſollen wir in Trauer und Zorn gedenken, ſolange es in unſerem geknechteten Volke noch einen Funken von Stolz und Würde, einen Hauch von nationaler Selbſtachtung gibt.

Der 22. November iſt ein Tag der Beſinnung. Er richtet an uns die Frage: wie kommt es, daß dieſer Tag immerhin für eine ganze Zahl deutſcher Volksgenoſſen ein Tag des Freudenrauſches war? War es nur der Wankelmut des Grenzländers, der Elſäſſern und Lothringern eine Beglückung durch Ludwig des Vierzehnten Nachfahren vorgaukelte? War es die ewig deutſche Selbſtentzweiung, die ſich hier ſo grundhäßlich auswirkte? Oder war es im Grunde deutſche Treue, die den Elſäſſer und Lothringer ein halbes Jahrhundert an die langgewohnte mère patrie gefeſſelt hatte, eine merkwürdig perverſe Treue, die ſich gegen die Stimme des Blutes auflehnte, aber eben doch aus deutſcher Weſensart kam? Oder war es wirklich nur eine Kette von Behandlungsfehlern, durch die wir die Sympathien des Reichslandes verfehlt oder verſcharrt hatten?

Wer durch persönliche Erfahrungen die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen wirklich kennt, der weiß, daß sie außerordentlich verwickelt liegen. Die Hervorkehrung eines der angezogenen Momente, wie wir sie aus agitatorischen Kämpfen kennen, gibt mit Notwendigkeit ein schiefes Bild. Es wird unseren Lesern noch erinnerlich sein, wie wir im Oktober 1917 unter den Hoffnungen auf eine deutsche Selbstbehauptung die Leistungen unserer deutschen Kulturpioniere im Reichsland überprüften und die mannigfachen psychologischen Verfehlungen, die wir offen zugestanden, auf ihre Wurzeln zurückzuführen suchten. Wir halten es auch heute noch für ein Zeichen ruhiger deutscher Sachlichkeit, daß wir inmitten der tobenden Kriegsleidenschaften solche Betrachtungen anstellten. Heute, wo sich viele der damals schon erkannten Fehler noch viel fürchterlicher gerächt haben, als wir voraussehen konnten, erleben wir bereits die Genugtuung, den französischen Einwanderer in Elsaß-Lothringen alles in vergrößertem Maßstabe wiederholen zu sehen. So schwer die Leidensschule für unsere Volksgenossen dort drüben ist: für die Stärkung ihrer nationalen Solidarität mit dem Muttervolk hat sie ihr Gutes. Genau wie unsere Behandlungsfehler den Blick der ewig Schwankenden nach Westen, so lenkt das, was heute in Elsaß-Lothringen vor sich geht, ihr Gesicht nach dem Mutterland.[1]) Und hier liegt unsere Überlegenheit. Frankreich ist als aufsteigender revolutionär demokratischer Machtstaat dem Empfinden der elsässischen und lothringischen Bourgeoisie zum Vaterland geworden. Übrigens ist es sehr beachtenswert, daß auch wir den Elsaß-Lothringern und besonders der Jugend des Landes noch als siegreich aufsteigender Machtstaat vor Augen stehen. Während bei uns der Stolz auf die deutsche Leistung im Krieg durch die pazifistische Massenagitation der Linken verdunkelt und die Führung des Krieges in den Schmutz gezogen wird, singen elsässische Rekruten, die in französische Kasernen eingezogen werden, beim Abmarsch noch immer: „Dem Kaiser Wilhelm haben wir's geschworen!" Der Elsässer hat, was man im Reich immer verkannt hat, sehr ausgeprägte staatliche und militärische Instinkte. Die eigentliche Einverleibung in das französische Reich hat nicht die Verwaltung Ludwigs XIV., sondern der volkstümliche Militarismus von Napoleon vollbracht. Mutterland aber hat Frankreich den beiden Grenzprovinzen nie werden können, weil eine tiefere Kulturgemeinschaft nie bestanden hat. Nur wir können nach wie vor dem Elsaß Mutterland sein. Das wissen die Franzosen: deshalb sperren sie das Land auch mit einer chinesischen Mauer gegen uns ab. Die tieferen Zusammenhänge freilich durchschauen sie nicht, weil ihnen das Verständnis für eine fremde Kultur, das wir in überreichem Maße haben, von Grund auf fehlt. Was uns mit dem Elsaß verbindet, ist die Kulturgemeinschaft der ausklingenden Gothik, die wir in Goethes Straßburger Eindrücken und in deren Niederschlägen im Faust noch voll lebendig finden. Kurz darauf kam die Revolution und damit die seelische Eroberung des Landes durch französische Staatlichkeit. Damals wurde das Fundament zu jener chinesischen Mauer gelegt. Das deutsche Bürgertum ging den kulturellen Weg nach Weimar, den Elsaß und Lothringen, die noch den deutschen Humanismus innerlich erlebt hatten, nicht mehr mitgingen. Die elsaß-lothringische Bourgeoisie begann damals sozial aufzusteigen, aber kulturell zu versumpfen. Während uns das Kultur-

[1]) Zum begreiflichen Unterschied zwischen Vaterland und Mutterland, vgl. die grundlegenden Ausführungen von Moeller van den Bruck.

erlebnis von Weimar und Jena beispielsweise mit den Deutschbalten unmittelbar verbindet, trennte es uns auch nach 1871 seelisch von der elsaß-lothringischen Oberschicht. Bemerkenswerterweise sind es heute die unteren Schichten der Bevölkerung, die den Segen der Bismarckschen Sozialreform am eigenen Leibe erfahren haben, die nun am leidenschaftlichsten um das deutsche Theater im bürgerlich verwelschten Mülhausen kämpfen. Die Bourgeoisie lehnte unsere neudeutsche Kultur und ihren Exponenten, das deutsche Gymnasium, innerlich ab und schickte ihre Söhne und Töchter vielfach auf französische Schulen. Das elsaß-lothringische Gymnasium war deutsch durch die nunmehr vertriebene altdeutsche Lehrerschaft, bei der Universität lag es ähnlich. Die Volksschule ist deutsch aus den tieferen Instinkten ihrer stammesgebundenen Lehrerschaft heraus. Daher der Ausrottungskampf, den Frankreich an diesem Punkte ansetzt. Der wirtschaftlichen Angleichung der Bourgeoisie stand die Überlegenheit der deutschen Wirtschaft entgegen, die einen reaktionären Konkurrenzneid des einheimischen Elements wachrief. Politisch wurde die Angleichung durch eine Maßnahme verfehlt, die wir an anderer Stelle zu wiederholen im Begriffe sind: durch die provinzielle Abklapselung in einer noch dazu tropfenweise gereichten Autonomie. Die sofortige Einpreußung nach 1871, der schon damals die Eifersucht der lieben Bundesstaaten entgegenstand, hätte den Elsaß-Lothringern die Aufstiegsmöglichkeiten im französischen Einheitsstaat vielleicht ersetzen können. Das Schachern dieser Bundesstaaten um elsaß-lothringische Gebietsteile über den Kopf der Bevölkerung hinweg, wie wir es als widerwärtigste Erscheinung unserer inneren Politik während des Weltkrieges erleben mußten, verscherzte dem Reich die letzten Sympathien. Nachdem nun auch noch das machtpolitische Band zerrissen ist, werden wir alle Hoffnungen auf die elsaß-lothringische Bourgeoisie fahren lassen müssen.

Wir werden überhaupt auf unmittelbare staatspolitische Einwirkung verzichten müssen. Der politische Kampf um Autonomierechte, den Elsaß-Lothringen heute mit veränderter Frontrichtung führt, ist eine innere Angelegenheit des Landes. Die Träger dieses Kampfes, die mit Iren und Indern in eine Linie rücken, haben vom gebrochenen Deutschen Reich nichts zu hoffen und nichts zu fürchten. Wahrscheinlich wird Herr Simons nächstens auch dem französischen Gesandten gern bescheinigen, wie wohl sich die Elsässer und Lothringer, nun sie dem joug allemand entronnnen sind, unter den Strahlen der Pariser Sonne fühlen. Daß ein Bittgesuch an den Völkerbund unbeantwortet in den Genfer Kanzleien ruht, wird er dabei höflicherweise nicht erwähnen. Davon braucht die Wilhelmstraße in der Tat nichts zu wissen: weder ihre rechte noch ihre linke Hand ist daran mitschuldig. Gott erhalte ihr ihre reine Weste!

Das deutsche Volk hat andere Aufgaben und andere Pflichten. Es hat die Aufgabe, all seinen abgetretenen und verstoßenen und selbst den davongelaufenen Volksgenossen Mutterland zu sein. Hier und nur hier ist es unersetzlich. Es soll sich darauf besinnen, wieviel seines kulturellen Erbes bürgerlicher Klassenbesitz ist. Es hat die Pflicht, den eigenen Kulturdualismus, ein unheiliges Geschenk seiner Geschichte, von innen heraus zu überwinden. Frankreich erstarrt als machtpolitischer Obrigkeitsstaat, der gegen die elsässischen und lothringischen Volksinstinkte mit Feuer und Schwert wütet. Seine Zivilisation ist bourgeoise Obrigkeitszivilisation par ordre de Mufti. Wir sollen unsere eigene Oberschichtenkultur erweichen, die kulturellen Kräfte des Volkes lösen und uns zu einer

nationalen korporativ unterbauten Geſamtkultur durchringen, die aus der bunten Vielfalt deutſcher Stammescharaktere lebendige ſchöpferiſche Kräfte entbindet. Wir ſollen uns von der kulturellen Vormundſchaft des Staates befreien. Was ſoll dies gebrochene Reich, das ſeine zerrüttete Verwaltung aus kleinſten Zellen neuerbauen muß, jener Hälfte unſerer Nation, die in fremder Staatlichkeit gebunden iſt? Dies Reich wird noch auf lange hin an innerer Werbekraft einbüßen. Die Anziehungs- und Bindekraft der Nation aber wird wachſen, je mehr ſie bureaukratiſche Feſſeln abſtreift und inneres ſtammlich freies Leben gewinnt.

In Elſaß-Lothringen wohnen Alemannen und Franken. Staatlich-neudeutſch ſind das verſunkene geſchichtlich gewordene Geſtalten. In ihren Dialekten, in ihren Sitten, in der Sprache ihres Blutes ſind ſie noch immer lebendig. Aus dieſen Kräften müſſen wir Kultur und kulturellen Lebenswillen holen. Das Blut des deutſchen Volkes, das im Dienſte des Reiches ſieglos vergoſſen wurde, muß wieder zu reden beginnen. Auf dieſe Stimme wird deutſches Volkes aufhorchen, wohin immer es durch politiſche Schickſale verſchlagen iſt. Volk muß wieder Leib werden. Leib iſt Wille. Und Wille iſt Zukunft.

Glaube an die Bindekraft von Volkstum und Sprache: darin liegt heute mehr als je die elſaß-lothringiſche Lehre beſchloſſen.

Die wirtſchaftliche Lage Deutſchlands nach dem Friedensſchluß*).

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Nieders (Berlin)

Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen ſie ſich drauf,
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nie und nimmer träger Stilleſtand!
Wir ſeh'n ſie auf-, wir ſeh'n ſie niederwehen
Und jede Blüte iſt ein Volk, ein Land!
Wir ſeh'n ſie auf-, wir ſeh'n ſie niederwehen
Und ihre Loſe ruh'n in Gottes Hand!

Mit dieſen Worten beginnt und ſchließt Ferdinand Freiligrath im Jahre 1844 ein Gedicht an Deutſchland. Das dichteriſche Bild dieſer Strophe ſpiegelt auch das Geſchick unſeres Vaterlandes wieder. Im Auf und Ab des Völkergeſchehens iſt Deutſchland durch den Krieg und ſeine Folgen von einer bisher unerreichten politiſchen und wirtſchaftlichen Höhe herabgeſtürzt und auf einem Tiefſtand angekommen, den noch vor wenigen Jahren niemand im In- und Auslande für möglich gehalten hätte. Es

*) Vortrag gehalten am 21. Oktober 1920 in Düſſeldorf auf dem VII. Landeskirchlichen ſozialen Kurſus.

ist hier nicht der Ort, die politischen, persönlichen, wirtschaftlichen und sozialen Gründe zu erörtern, die an diesem Zusammenbruch die Schuld tragen. Im gegenwärtigen Augenblick handelt es sich darum, diesen Zusammenbruch als gegeben anzuerkennen und Klarheit darüber zu gewinnen, was ist. Nüchterne Betrachtung der eigenen Lage ist die erste Vorbedingung zum Wiederaufstieg.

Politik und Wirtschaft lassen sich nie ganz trennen. Die Faktoren, welche beide bestimmen, bedingen und durchdringen sich gegenseitig. So haben auch in früheren Kriegen wirtschaftliche Momente sowohl bei ihrem Ursprung mitgewirkt wie auf den Ausgang Einfluß gewonnen. Der Krieg aber, der jetzt hinter uns liegt, und dessen ein Ergebnis ein Frieden ist, den man mit Clémenceau, dem früheren Ministerpräsidenten der französischen Republik, als „eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln" bezeichnen kann, hat wirtschaftliche Ursachen und Folgen wie noch kein Krieg zuvor, soweit wir die Weltgeschichte zurückverfolgen können.

Bismarck hat etwa ein Menschenalter vor dem Kriege Deutschland ein „saturiertes" Reich genannt. Das ist richtig, wenn man, wie er, die äußere Gestaltung unserer europäischen Grenzen im Auge hat und mit jener Wendung sagen will, daß Deutschland zu seiner weiteren Entwicklung keiner Kriege mehr bedurfte. Es scheint vielleicht nicht völlig zutreffend dem, der die wirtschaftlichen Bedürfnisse Deutschlands bedenkt, die, so unpolitisch sie an sich sein mögen, in ihren Auswirkungen ebensowohl die deutsche Politik wie die Politik der, um den Ausdruck Rankes und Kjéllens zu gebrauchen, großen und Weltmächte entscheidend beeinflußten. Vor dem Kriege hatte die deutsche Wirtschaft die Aufgabe, auf einem verhältnismäßig kleinen europäischen Gebiet von rund 540 000 qkm eine sich um mindestens etwa 800 000 Köpfe jährlich vermehrende Bevölkerung von damals 68 Millionen auskömmlich zu ernähren. Das deutsche Wirtschaftsleben ist dieser Aufgabe gerecht geworden. Dies war nur möglich dadurch, daß die deutsche Wirtschaft sich zur Weltwirtschaft empor entwickelte, und daß andererseits die inländische Produktion, namentlich der Landwirtschaft, unter mäßigem Schutzzoll, mit Hilfe technischer Fortschritte und intensiver Bewirtschaftungsmethoden sich erheblich steigerte. Der Anteil Deutschlands an der Weltwirtschaft wuchs in einem Maßstabe, der namentlich in England Erstaunen und Schrecken erregte. Deutschland schlug nacheinander auf den verschiedensten Gebieten des Handels und der Industrie, der Fabrikation, des Exports, der Schiffahrt und Technik den englischen älteren Wettbewerb aus dem Felde. So kam es, daß, obwohl Deutschland in weitem Maßstabe auf die Einfuhr von Rohstoffen, Erzeugnissen der Tropen, Kolonialwaren angewiesen und seine Handelsbilanz infolgedessen passiv war, etwa 11,6 gegen 10,1 Milliarden Mark Wert der Ein- und Ausfuhr, seine Zahlungsbilanz trotzdem einen Überschuß zu seinen Gunsten aufwies, der als wichtiges Aktivum für die deutsche Volkswirtschaft gebucht werden konnte. Die Aktivität der Zahlungsbilanz wurde erzielt im wesentlichen aus den Frachtgewinnen der deutschen Reedereien für fremde Rechnung, aus den deutschen Kapitalanlagen im Auslande und schließlich aus den Gewinnen deutscher Unternehmungen und Unternehmer im Ausland. Während aber z. B. der letztere Posten, auch in der italienischen Zahlungsbilanz eine gewisse Rolle spielend, dort sich im wesentlichen aus den im Einzelfalle geringen Verdiensten der vorübergehend ins

Ausland abgewanderten italienischen Arbeiter zusammensetzte, war die Quelle der deutschen Unternehmergewinne mehr der Erfolg von Einzelpersönlichkeiten, die in besonders hoch bezahlten Stellungen oder sonst durch ihre Leistungen erhebliche Einkünfte zu erzielen vermochten. Man wird den Überschuß der deutschen Forderungen an das feindliche Ausland gegenüber dem, was Deutschland auf Grund von Importen an das Ausland schuldete, doch mit etwa 1 Milliarde Mark jährlich in Rechnung stellen können. Dies bei einm Wert der deutschen Jahresproduktion vor dem Kriege von etwa 40 bis 50 Milliarden Mark und bei einem Volkseinkommen, das man ungefähr auf 45 Milliarden wird beziffern können. Unter diesen wirtschaftlichen Verhältnissen war die Bevölkerung Deutschlands, und zwar nicht nur in gewissen bevorzugten Schichten, sondern aufs allgemeine angesehen, in einer absolut und relativ günstigen Lage, die zudem sich stetig besserte. Das zeigte sich vor allem in der Zunahme der Einkommen, insbesondere der Arbeiterbevölkerung, während andererseits die Steuerlast, selbst wenn man nicht an die jetzigen Steuergesetze denkt, gering genannt werden muß. Der Gesamtbedarf an Steuern für Reich, Staat und Gemeinden belief sich jährlich auf etwa 4½ Milliarden Mark oder 67,85 ℳ auf den Kopf der Bevölkerung, während z. B. ein Haushalt mit vier Personen bei einem Reichsbedarf von jährlich 30 Milliarden Mark und einer durch den Friedensvertrag zunächst vorgesehenen Belastung von 60 Milliarden Mark eine Jahressteuer von 4400 ℳ heutzutage aufzubringen haben würde. Über die Höhe des deutschen Volksvermögens vor dem Kriege sind verschiedene Schätzungen veröffentlicht worden, die, stellenweise übertrieben, noch jetzt den Feinden als Maßstab für ihre Erpressungen dienen, obwohl nicht nur das Volksvermögen selbst durch den Krieg und die ihm folgenden Ereignisse erheblich vermindert ist, sondern auch nahezu alle materiellen Voraussetzungen fortgefallen sind, die bei der Wertbemessung vor dem Kriege mitsprachen. Das steuerbare schuldenfreie Vermögen, das bei der Veranlagung zum Wehrbeitrag im Jahre 1913 ermittelt worden ist, ergibt etwas über 180 Milliarden Mark. Rechnet man hierzu das steuerfreie werbende Vermögen und das sogenannte Genußvermögen, so kann man die Gesamtsumme des deutschen Volksvermögens vor dem Kriege auf nicht mehr als 220 Milliarden Mark annehmen. Im großen und ganzen war sonach die deutsche Volkswirtschaft vor dem Kriege, auf gesunder Basis aufgebaut, in blühender Entwicklung, die durch völlige Sicherheit im Innern und unparteiische Rechtspflege, gerechte und billige Verwaltung, ein glänzend ausgebautes Verkehrssystem auf einer Höhe gehalten wurde, die wohl von keinem anderen Staat erreicht, anderen Völkern ebenso vorbildlich wie ein Gegenstand des Neides war. In Deutschland vermochte auch der sogenannte kleine Mann sich mit einer verhältnismäßig geringen Summe Geldes materielle und geistige Genüsse, Kulturgüter aller Art zu verschaffen, die in anderen Ländern nur den besitzenden Klassen zugänglich waren. Der Kapitalismus, dessen schrankenloseste Auswirkung man im Friedensvertrag von Versailles schaudernd beobachten kann, war in Deutschland lange nicht in dem Maße Alleinherrscher, wie in der ganzen übrigen Welt, vor allem den westlichen Staaten Europas und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es kann und soll hier unerörtert bleiben, ob nicht gerade diese verhältnismäßige Unabhängigkeit Deutschlands gegenüber der internationalen Kapitalistenherrschaft einer der wesentlichsten Gründe gewesen ist für den gegen uns geführten, auch in wirtschaftlicher Hinsicht auf unsere Vernichtung eingestellten Weltkrieg und ob nicht die deutschen Arbeiter, die im Umsturz unserer Staats- und Gesellschaftsordnung vor allem den Kapitalismus zu bekämpfen

wähnten, gerade dessen Sieg in dem Triumph unserer Feinde gefördert und vollendet haben: eine der tragischen Ironien so des Sozialismus wie der Weltgeschichte.

Die Folgen des Krieges lasten jetzt auf uns. Sie, und zwar ebensowohl in ihrer außenpolitischen wie ihrer innerpolitischen Auswirkung, bestimmen die Lage der deutschen Wirtschaft.

Sie hatte naturgemäß schon unter dem Kriege selbst schwer zu leiden. Die Umstellung nahezu der gesamten Industrie auf die Erzeugung von Kriegsmaterial, die Unterbindung der Rohstoff- und Lebensmitteleinfuhr durch die Hungerblockade, der Ersatz aller im Felde stehenden kräftigen Arbeiter durch ungeübte weibliche und männliche Arbeitskräfte, die Verwendung der flüssigen Mittel für die Zwecke des Krieges, die mangelhafte Bestellung, Düngung und Urbarmachung der landwirtschaftlich genutzten Flächen: alles das mußte naturgemäß das Wirtschaftsleben Deutschlands nachhaltig verändern und beeinflussen. Dann kamen gleichzeitig die innere Umwälzung, die Revolution und die Waffenstillstandsbedingungen, die nicht, wie es sonst bei Waffenstillständen zu sein pflegt, ausschließlich oder wenigstens vorwiegend militärischen Charakter hatten, sondern die bereits die wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands einzuleiten bestimmt waren. Schon die durch den Waffenstillstand erzwungene Demobilisierung innerhalb kürzester Frist anstatt des dafür vorgesehenen langsamen Abbaues mußte den deutschen Arbeitsmarkt aufs schwerste erschüttern, weil hierdurch alle vorbereiteten Übergangsmaßnahmen nahezu gegenstandslos gemacht wurden. Außerdem gingen bei der überhasteten erzwungenen Räumung der besetzten Gebiete dort aufgestapelte Vorräte und Rohstoffe im Wert von vielen Milliarden der deutschen Volkswirtschaft verloren, die andererseits bei einer langsamen Umstellung auf die Friedenswirtschaft dieser zugute gekommen wären. Aber gegenüber diesen mehr mittelbaren Schädigungen der deutschen Volkswirtschaft muß vor allem hervorgehoben werden die Abgabe von 5000 Lokomotiven und 150 000 Eisenbahnwagen, durch die auf Jahre hinaus das deutsche Verkehrswesen aufs schwerste beeinträchtigt und geschädigt wird. Infolge der Ablieferung dieses, übrigens zum großen Teile aus technischen Gründen für Frankreich und Belgien gar nicht verwendbaren Eisenbahnmaterials im Verein mit der Notwendigkeit der Zurückbeförderung unserer Truppen traten naturgemäß Verkehrserschwerungen und Stockungen ein, die mit der fortdauernden Blockade die Lebensmittelversorgung und die Wiederentwicklung von Handel und Industrie aufs schwerste beeinträchtigten. Dabei kann selbstverständlich nicht unerwähnt bleiben, daß auch die inneren Wirren jeden geordneten Neuaufbau unseres Wirtschaftslebens zunächst nahezu unmöglich machten. Die Weiterführung der Blockade auch nach Niederlegung der Waffen und ihre Ausdehnung sogar auf das Ostseegebiet hat bekanntlich die deutschen Lebensmittelnöte ebenso verschärft wie den Mangel an Rohstoffen und sonstigen für den Aufbau des Wirtschaftslebens notwendigen Produkten. Die Möglichkeit, letztere nach Aufhebung der Blockade zu verhältnismäßig billigen Frachten einzuführen, wurde unterbunden, als unter dem Vorwand der Gestellung von Schiffsraum zur Heranführung von Lebensmitteln Deutschland als Folge der Brüsseler Verhandlungen vom 13. und 14. März 1919 den größten Teil seiner Handelsflotte den Feinden ausliefern mußte. Hierdurch wurden ferner etwa 50 000 deutsche Seeleute brotlos, die nun ebenso den radikalen Strömungen haltlos preisgegeben waren, wie sie andererseits der Arbeitslosenunterstützung anheimfielen und auch dadurch die öffentlichen Mittel für sich in Anspruch nahmen. Daß trotz diesen von Deutschland gebrachten Opfern der damit

verfolgte Zweck, die feindlichen Staaten zur Lieferung von Lebensmitteln zu veranlassen, nur in verschwindendem Maße erreicht ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Deutschland erteilte Erlaubnis, bei den Neutralen Lebensmittelkredite aufzunehmen, wurde in ihrem Wert beeinträchtigt durch das schnelle Sinken der deutschen Währung. So mußte Deutschland seinen Goldbestand, die fremden Devisen und ausländischen Effekten heranziehen, um auch nur die notwendigste Einfuhr zu finanzieren. Als diese Quellen nicht mehr flossen, blieb nur noch der Export der Marknote ins neutrale Ausland übrig, der wiederum ein weiteres Fallen der deutschen Währung zur Folge hatte. Daß alle diese Notstände ein Anschwellen des Notenumlaufes im Inland zur Folge haben mußten, ergibt sich aus der Natur der Sache. Während noch zu Anfang 1919 der Notenumlauf 22 187,8 Millionen Mark betragen hatte, steigt er im Laufe des Jahres auf insgesamt 35 698,4 Millionen Mark. Diesen Beträgen ist noch ein Umlauf an Darlehnskassenscheinen in Höhe von 13 781,2 Millionen am 31. Dezember 1919 hinzuzurechnen. In der gleichen Zeit fiel die Golddeckung der Noten von 10,2 % auf 3,1 %. Die Reichsbank hat damals allein zum Ankauf von Lebensmitteln etwa 1 Milliarde in Gold abgeben müssen, so daß sich ihr Goldbestand auf 1089,5 Millionen Mark verminderte. In welcher Weise die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse von unmittelbarem Einfluß auf unsere nicht nur, sondern auf die gesamten europäischen Währungsverhältnisse waren, zeigt am besten eine Entwicklungsquote der europäischen Wechselkurse, verglichen mit der Goldparität des nordamerikanischen Dollars. Hierbei ergibt sich, daß der Zeitpunkt des Waffenstillstands, des Brüsseler Abkommens von Mitte März 1919, der Unterzeichnung des Friedens von Versailles am 28. Juni 1919, sowie des Friedensschlusses im Januar 1920 die europäischen Wechselkurse, vor allem aber den Stand der deutschen Reichsmark, in unheilvoller Weise beeinflußt hat. Nimmt man hierzu nun noch die fehlende Überwachung der Zollgrenzen im Westen, die jede wirksame Kontrolle des Waren- und Geldverkehrs an den Grenzen des besetzten Gebietes vereitelte, ferner die damalige Weigerung unserer Feinde, die Erhebung unserer Zölle in Gold anzuerkennen, so ergibt sich, daß ein zahlenmäßig allerdings kaum darzustellender Einfuhrüberschuß, da allein im Sommer und Herbst 1919 für etwa 17 Milliarden Mark entbehrliche Waren, vor allem englische Zigaretten und französische Luxusartikel eingeführt sind, die Entwertung der deutschen Mark und damit die Zerrüttung eines der wesentlichsten Faktoren unseres Wirtschaftslebens in unheilvollster Weise verstärkt hat.

Derartig geschwächt war die deutsche Wirtschaftskraft bereits, als der Frieden von Versailles am 10. Januar 1920 durch unsere Hauptgegner ratifiziert wurde. Er vollendete unsere wirtschaftliche Zerrüttung durch Zerstörung nahezu aller Voraussetzungen, die für einen Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens unerläßlich sind. Dies zeigt sich zunächst in seinem Einfluß auf die deutschen Grenzen und die deutsche Bevölkerung. Von Deutschland wurden abgetrennt mit Elsaß-Lothringen sowie Teilen von Ostpreußen, Westpreußen (¾ der Provinz), Posen (⁹⁄₁₀ der Provinz) und Schlesien 64 682 qkm mit etwa 6 Millionen Personen, d. h. 7,5 % der Gesamtbevölkerung innerhalb der alten Reichsgrenzen. Hierzu kommen aus den Abstimmungsgebieten zunächst 4889 qkm mit etwa 200 000 Personen, die in Schleswig-Holstein und Eupen-Malmedy inzwischen bereits abgetrennt sind, während das Saargebiet mit nahezu 700 000 und Oberschlesien

mit etwas über 2 Millionen Bewohnern zwar die Abstimmung noch nicht vollzogen haben, aber bis zur vollzogenen Abstimmung — dies gilt namentlich für das Saargebiet — vermöge der Zerreißung der verwaltungstechnischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge mit Deutschland für das deutsche Wirtschaftsgebiet zum großen Teil verloren sind. Das gleiche wird man, wenn auch in etwas geringerem Maßstabe, annehmen müssen von der Bevölkerung des besetzten Gebietes, das ohne Saargebiet und Eupen-Malmedy über 6 Millionen Bewohner zählt. Im ganzen würde ohne Berücksichtigung der besetzten Gebiete im schlimmsten Falle auf eine Minderung der Bevölkerung Deutschlands infolge des Friedensvertrags um etwa 12 bis 13 % zu rechnen sein. Dazu treten dann die eigentlichen Kriegsverluste. Sie erreichen an Toten und Vermißten bekanntlich die Zahl von 2 Millionen, während man etwa 1½ Millionen Kriegsbeschädigte zählt, die nicht oder nur teilweise erwerbsfähig sind. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, einmal, daß die Abnahme der Bevölkerung im Verhältnis dem Verlust an Reichsgebiet nicht entspricht, so daß auch ohne Hinzurechnung der zahlreichen Deutschen, die aus fremden, insbesondere feindlichen Ländern nach Aufhebung der Blockade zurückgekehrt sind, der deutsche Boden selbst unter ähnlichen Produktionsverhältnissen wie vor dem Kriege eine verhältnismäßig größere Bevölkerung zu ernähren haben wird. Ferner muß erwähnt werden, daß die städtische Bevölkerung trotz der besonders ungünstigen Verhältnisse in den Städten noch zugenommen hat. Fast ein Drittel der deutschen Bevölkerung ist in Städten von mehr als 50 000 Einwohnern konzentriert. Daß die Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse dieser Bevölkerung ungemein ungünstig sind, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Wohnungsnot findet in dieser Vermehrung sowie in dem Stocken der Bautätigkeit ihre Begründung, das den vor dem Kriege auf etwa 200 000 Wohnungen jährlich zu bemessenden Zugang an Wohnraum unterbunden hat. Dank der völligen Auspowerung Deutschlands infolge der Hungerblockade, sowie der hiermit und mit den zerrütteten inneren Verhältnissen zusammenhängenden Verminderung der landwirtschaftlichen Produktionsfähigkeit ist die Ernährungsmöglichkeit dieser deutschen Bevölkerung, namentlich in den Städten, die denkbar schlechteste. Trotz der Erhöhung der Löhne — die ganze Revolution hat sich vorwiegend in eine Lohnbewegung umgewandelt —, läßt die Kaufkraft der großen Massen einschließlich des völliger wirtschaftlicher Vernichtung und Proletarisierung anheimgefallenen Mittelstandes von Tag zu Tag nach. Der zur ausreichenden Ernährung eines erwachsenen Menschen nötige Satz von etwa 3000 Wärmeeinheiten (Kalorien) wird in Großstädten nur noch zur Hälfte erreicht. Dagegen sind die Kosten des täglichen Ernährungsbedarfs eines erwachsenen Mannes von 6 ℳ im Januar 1919 bis auf 10 ℳ im März 1920 gestiegen. Sie sind im Mai und Juni 1920 noch weiter gewachsen und der geringe Rückgang im Hochsommer war nur vorübergehend, wie leider inzwischen die Erfahrung gelehrt hat. Ebenso bewegen sich die Kosten für den übrigen Lebensunterhalt, z. B. Kleidung, Beleuchtung, Heizung, dauernd auf steigender Kurve. Das Existenzminimum fordert zu seiner Erreichung stetig höhere Aufwendungen. Der Verlust von 2 Millionen im kräftigsten Mannesalter stehender Deutschen hat auch im Altersaufbau der Bevölkerung eine erhebliche Veränderung mit sich gebracht. Hierdurch, durch die allgemein verbreitete Unterernährung und schließlich durch die politischen Wirren dieser Zeit in ihrem wechselseitigen Bedingtsein ist die Leistungs-

fähigkeit und Willensenergie, die Moral und das Verantwortlichkeitsgefühl in allen Schichten der Bevölkerung, vor allem in den arbeitenden Klassen, erheblich gesunken. Schon gegen den Ausgang des Krieges wurde der Rückgang der Leistungsfähigkeit der Arbeiter auf etwa ein Drittel der normalen Arbeitsleistung berechnet. Bekannt ist der Rückgang insbesondere in den Werkstätten der vormals preußischen Staatsbahnen, wo im Vergleich zum Frieden bei der doppelten Zahl von Arbeitern die Leistungen eher gesunken sind. Dazu kommt die auch beim besten Willen durch den Krieg eingetretene Verminderung der Qualitätsarbeit infolge der langjährigen Unterbrechung und der Mangel an sachgemäßer Vor- und Ausbildung. Während sich der erstere Übelstand hauptsächlich bei *den* Arbeitern bemerkbar gemacht hat, die durch den Krieg Jahre hindurch ihrer bisherigen Arbeit entzogen waren und dadurch ihre Übung und Geschicklichkeit einbüßten, sind die jüngsten Jahrgänge der Arbeiter infolge des Kriegsdienstes oder der Arbeit in den Munitionsfabriken ohne eigentliche gewerbliche Erziehung geblieben. Daß auch das seelische Gleichgewicht nahezu aller Kreise der Bevölkerung in unheilvollster Weise gestört ist, kann jeder täglich beobachten. Als Folge dieser physischen und psychischen Erscheinungen ergibt sich ein für das Wirtschaftsleben verhängnisvolles Nachlassen der Produktion. Sind diese Erscheinungen bei der arbeitenden Bevölkerung und den Mittelklassen allgemein, so lähmt in der besitzenden Schicht, die stellenweise die materiellen Unbilden der Kriegszeit nicht zu hart empfunden hat, die Unsicherheit ihrer Existenzbedingungen infolge des äußeren und inneren Zusammenbruchs, sowie die dauernde und immer schärfer in Erscheinung tretende Konfiskation des Kapitals, die drohende Sozialisierung großer Produktionsgebiete, den Unternehmungsgeist, der im Zusammenwirken mit der Leistung der Arbeiterschaft die frühere Quantität und Qualität der deutschen Produktion erst ermöglichte. Dazu kommt das fortschreitende Elend in den Kreisen der Geistesarbeiter, des Offizier- und Beamtenstandes. Man darf, ohne ungerecht zu sein, sagen, daß diese Schichten durch den Krieg in sozialer und geistiger wie wirtschaftlicher Beziehung vielleicht am meisten gelitten haben. Aus ihrer führenden gesellschaftlichen und sozialen Stellung gedrängt, den unmittelbaren Nöten des Lebens ohne den Rückhalt gewerkschaftlicher Organisationen mehr als die Arbeiter preisgegeben, unzureichend bezahlt, schlecht behandelt, in ihren vaterländischen Empfindungen aufs tiefste verletzt, fühlen sie die materielle und moralische wie nationale und wirtschaftliche Not unseres Vaterlandes am eigenen Leibe mehr als jene Schichten der Bevölkerung, die sich einreden ließen, daß die Revolution ihnen die Befreiung aus der Knechtschaft gebracht habe. Da aus jenen Schichten der Bildung und des Besitzes zum großen Teil sich die Führer des Volkes auf allen Gebieten rekrutierten, ist das Herabsinken eines Teiles dieser Elemente ins Proletariat eine besonders schwere Gefahr für die deutsche Kultur, das deutsche Geistesleben und nicht in letzter Linie die deutsche Wirtschaft. Nimmt man hierzu die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht, die unter den Gründen für Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung infolge der Disziplinierung der Massen nicht die letzte Stelle einnimmt, nimmt man weiter den Versuch, auch die Schulen zu politisieren und, ebenso wie die Universitäten, in ihren Leistungen herunterzuschrauben, so wird man die Gefahren, die dem deutschen Wirtschaftsleben weniger aus der quantitativen Verminderung wie aus der qualitativen Verschlechterung der deutschen Bevölkerung erwachsen, kaum hoch genug anschlagen dürfen. Dazu kommen *die* seelischen Er-

scheinungen, die unmittelbar durch den Friedensvertrag und seine Wirkungen bedingt werden. Gerade in den Kreisen der Bevölkerung, bei denen Vaterlandsliebe, nationales Bewußtsein und Staatsgesinnung bestimmend wirkt, müssen die Bedingungen des Friedensvertrages den seelischen Druck verstärken, der bereits durch die innere Entwicklung Deutschlands bedingt ist. Die geflissentliche Achtung der Deutschen im Auslande, die Einkleidung des Friedensvertrages in die Form eines Strafurteils, die Nichtachtung selbst der wenigen in diesem Friedensvertrag dem deutschen Partner noch zuerkannten Rechte, wie überhaupt die Beiseiteschiebung der als Grundbedingung der ganzen Vertragshandlungen auch von unseren Gegnern zunächst anerkannten 14 Punkte Wilsons: Das alles muß die physische und psychische Energie gerade der besten Deutschen lähmen. Je mehr die Kenntnis des Friedensvertrages von Versailles sich verbreitet — und die weiteste Verbreitung wäre diesem Dokument des Hasses und der Schande zu wünschen —, um so tiefer muß die Verzweiflung sein, die sich gerade der schaffenden Stände Deutschlands bemächtigt. Wer den Geist des Friedensvertrages kennt, weiß, daß wir dank ihm dauernd in der Hand unserer Feinde sind, stets von Zwangsmaßnahmen militärischer und wirtschaftlicher Art bedroht und genötigt, selbst die kärglichsten Früchte eines etwaigen zukünftigen Aufschwunges den Feinden zur Wiedergutmachung auszuliefern, so zu dauerndem wirtschaftlichen Siechtum verurteilt. Daß diese Beschreibung nicht zu schwarz sieht, bezeugt das bekannte Buch von John Maynard Keynes: „The economical consequences of the treaty of peace", das unter dem Titel: „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages" in deutscher Übersetzung bei Duncker u. Humblot in Leipzig erschienen ist. Bekanntlich hat Keynes als britischer Finanzvertreter und Vertreter des englischen Schatzkanzlers beim Obersten Wirtschaftsrat an der Pariser Konferenz teilgenommen. Er hat jedoch am 7. Juni 1919 seine Ämter niedergelegt, als er erkannt hatte, daß wesentliche Milderungen der mit den Wilsonschen Zusagen unvereinbaren Friedensbedingungen nicht zu erreichen sein würden, und damit nach seiner Auffassung nicht nur für die besiegten Staaten, sondern auch für ganz Europa eine wirtschaftliche und soziale Katastrophe eingeleitet sei. Keynes äußert bei der Erörterung der von Deutschland an seine Feinde nach dem Friedensvertrag geschuldeten Leistungen folgendes (S. 169 der deutschen Ausgabe, Anm. 130):

> „Im Vorbeigehen darf nicht übersehen werden, daß die Herabsetzung der Lebenshaltung zweischneidige Wirkungen auf die Fähigkeit eines Landes zur Erzeugung eines Produktionsüberschusses ausübt. Auch haben wir über die Seelenverfassung einer weißen Rasse unter nahezu sklavereiartigen Lebensbedingungen noch keine Erfahrung. Man nimmt jedoch allgemein an, daß, wenn einem Menschen die Gesamtheit seiner Reinerträge entzogen wird, seine Leistungsfähigkeit und sein Fleiß sich vermindern. Der Unternehmer und Erfinder wird nicht arbeiten, der große und kleine Händler nicht sparen, der Arbeiter sich nicht anstrengen, wenn die Früchte ihres Fleißes nicht zum Besten ihrer Kinder, ihres Alters, ihres Stolzes und ihrer Lage, sondern für die Genüsse eines fremden Eroberers bestimmt sind."

In diesem Zusammenhange sei auch an das Wort des ehemaligen Ministerpräsidenten Clémenceau erinnert, daß es 20 Millionen Deutsche zuviel gäbe.

Er hat mit seinen Verbündeten alles getan, um diese 20 Millionen durch den Friedensvertrag und seine Folgen aussterben und verschwinden zu lassen.

Sind sonach die personellen Voraussetzungen für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft die denkbar ungünstigsten, so gilt dies nicht minder von den sachlichen Bedingungen, auf die alle einzelnen Produktionsgebiete angewiesen sind. Man hat vielfach gefordert, Deutschland müsse wieder zum Agrarstaat werden, wie es das bis etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen ist, dann werde es unabhängig von der Einfuhr aus fremden Ländern und könne infolgedessen leichter als ein Industriestaat seine innere und damit auch seine äußere Unabhängigkeit wieder erlangen. Dabei wird zunächst nur vergessen, daß sich die Bevölkerung eines einmal industrialisierten Landes nicht ohne weiteres wieder zur Landwirtschaft bekehren läßt und daß, wie bereits ausgeführt, trotz der großen Einbuße an Bevölkerung die Einbuße an Land nicht unerheblich größer ist und damit die Bevölkerungszahl gegenüber der Zeit vor dem Kriege relativ vielfach zugenommen hat. Außerdem aber sind auch die Produktionsbedingungen der Landwirtschaft wesentlich erschwert. Dabei fällt vor allem ins Gewicht, daß schon die auf Grund des Friedensvertrages eingetretene Verminderung der deutschen Bodenfläche sich auf Gebietsteile erstreckt, die einen Überschuß an agrarischen Erzeugnissen zur Ernährung vor allem der Industriegebiete hervorgebracht haben. Daraus folgt, daß in Zukunft der verhältnismäßige Anteil der Selbstversorger an der zu ernährenden Bevölkerung herabgehen, andererseits aber der Einfuhrbedarf an Lebensmitteln zu Lasten unserer Zahlungsbilanz erheblich steigen muß. Der bereits jetzt eingetretene Verlust an landwirtschaftlich nutzbarem Boden, insbesondere im Norden und Osten, stellt einen Ausfall dar von etwa 25 % der deutschen Getreide- und Kartoffelerzeugung, von etwa 10 bis 12 % der Vieherzeugung, dem eine Verminderung der Bevölkerung durch die jetzt schon vollzogenen Abtretungen von nur 7,5 %, bei ungünstigstem Ergebnis der Abstimmungen von etwa 12—13 % gegenüberstehen wird. Noch im Jahre 1913 hatten wir eine Getreideernte von 30,7 Millionen Tonnen, während sie im Jahre 1919 sich auf 15,1 Millionen Tonnen belief, wobei die abgetretenen Gebiete nicht, wohl dagegen die Abstimmungsgebiete mitgezählt sind. Auf dem gleichen Areal wurden im Jahre 1913 noch 26,7 Millionen Tonnen geerntet. Die Kartoffelernte konnte man im Durchschnitt im Frieden auf etwa 50 Millionen Tonnen veranschlagen. Das besonders günstige Jahr 1913 hat sogar 54 Millionen Tonnen erbracht. Bereits im Kriege war dieser Ertrag auf 30 Millionen Tonnen zurückgegangen. Da hiervon etwa ein Viertel in den abgetretenen Gebieten produziert wurde, so bleibt dem verkleinerten Deutschland nur eine Ernte von etwa 20 Millionen. Hieraus ergibt sich, daß der Rückgang im Ertrage der beiden wichtigsten Nahrungsmittel die Verminderung der Bevölkerung bei weitem übersteigt. Die nicht nur für die deutsche Landwirtschaft, sondern auch für die deutsche Ausfuhr besonders bedeutungsvolle Erzeugung von Zuckerrüben hat eine Einbuße um mehr als 50 % zu verzeichnen. Die Erzeugung von Zucker selbst ist, wie jede Hausfrau weiß, noch viel erheblicher zurückgegangen, weil die Rüben infolge der mangelhaften Futtermittelernten und des Wegfalls der Futtermitteleinfuhr in großem Maßstabe verfüttert wurden.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Viehstande. Während im Jahre 1913 noch 21 Millionen Stück Rindvieh gezählt wurden, war der Viehstand bereits während des Krieges im Jahre 1918 auf 18,1 Millionen Stück zurückgegangen und

betrug im Jahre 1919 in dem durch den Friedensvertrag verkleinerten Gebiet nur noch 16,3 Millionen Stück. In viel größerem Maßstabe ist jedoch eine Verminderung des Bestandes an Schweinen eingetreten, die bekanntlich für die großen Schichten der unteren und mittleren Bevölkerungsklassen die bevorzugte Fleischnahrung bilden. Während es Ende 1913 noch 25,7 Millionen Stück Schweine gab, sind diese in dem verkleinerten Deutschland von 1920 auf 11,5 Millionen Stück zurückgegangen. Aber dieser zahlenmäßige Rückgang allein drückt den Verlust an eßbarem Fleisch noch nicht aus. Dabei ist noch in Anschlag zu bringen die infolge der auch bei dem Vieh hervortretenden Unterernährung und die durch den Friedensvertrag erzwungene Abgabe von hochwertigem Vieh eingetretene bedeutende Minderung der Qualität und die Tatsache, daß die Nötigung zu vorzeitiger Schlachtung die vor dem Kriege erreichte Reife des Viehes nicht mehr erzielen läßt. Auch hierfür Beispiele. Vor dem Kriege betrug das durchschnittliche Schlachtgewicht bei

Rindern	250 kg
Kälbern	40 „
Schweinen	85 „
Schafen	22 „

im Januar 1919 sind die gleichen Zahlen bei

Rindern	160 kg
Kälbern	31 „
Schweinen	63 „
Schafen	15 „

Erwägt man nun noch, daß auf der Viehwirtschaft 90 % der Fetterzeugung im Inlande und $^{11}/_{10}$ des gesamten Fettverbrauchs vor dem Kriege beruht, daß die Schlachtfetterzeugung damals etwa 700 000 Tonnen, davon allein 590 000 Tonnen aus Schweinezucht betrug, so wird es klar, wie auch hier sowohl auf dem Gebiet der Ernährung der Bevölkerung wie des sonstigen Wirtschaftslebens der zahlenmäßige Rückgang und die qualitative Verschlechterung des Viehstandes die deutsche Wirtschaft schädigen muß. Ferner beeinträchtigt die verminderte Leistungsfähigkeit auch der ländlichen Arbeiter und ihre Disposition zu Arbeitsweigerungen — man denke nur an die Landarbeiterstreiks —, sowie die auf dem Lande nahezu undurchführbare Festsetzung des Achtstundentages in Verbindung mit den auch hier maßlos gesteigerten Löhnen und dem Mangel an Düngemitteln sowie der Zwangswirtschaft gleichfalls die agrarische Produktion aufs schwerste. Man rechnet jedenfalls in der Landwirtschaft mit einem Rückgang der pflanzlichen Produktion um 40 %, der tierischen um 60 % ihres früheren Umfanges. Vor dem Kriege hatte die deutsche Landwirtschaft ungefähr 90 % des einheimischen Bedarfs an Pflanzenstoffen, 67 % an Fleisch und Fett, 50 % an Milch und deren Erzeugnissen selbst gedeckt.

Besonders verhängnisvoll mußte selbstverständlich der Friedensvertrag für unsere Industrie sein, da deren Vernichtung ja einer der ausgesprochenen Zwecke des gegen uns geführten Wirtschaftskrieges gewesen ist. Zunächst haben auch hier die uns abgezwungenen Gebietsabtretungen verheerend gewirkt. Deutschland hat das bisher behauptete Monopol in der Kalierzeugung verloren. Dies ergibt sich vor allem aus dem Verlust von Elsaß-Lothringen. Die großen Kalilager des Elsaß waren bisher noch in keiner Weise abgebaut, vielmehr noch weitestgehender

Erschließung fähig. So erzeugte das Elsaß 1913 erst 26 % der deutschen Gesamtförderung von 1 110 370 Tonnen, hat aber schon 1914 eine bedeutende Steigerung der gewonnenen Mengen aufzuweisen gehabt. Hierdurch ist uns, selbst wenn man von der Verwendung des Kali für die heimische Landwirtschaft völlig absieht, eine Exportmöglichkeit größten Umfanges einfach abgeschnitten worden. Schwerwiegender noch sind die Verluste, die Deutschland an Eisen und Kohle erleidet, mithin den beiden Faktoren, auf denen eigentlich die deutsche Industrie aufgebaut ist. Vor dem Kriege bezifferte man das Gesamtvorkommen an Eisenerzen einschließlich des in einem Zollverband mit Deutschland verbundenen Luxemburg auf etwa 2,3 Milliarden Tonnen. Hiervon verliert Deutschland 1,897 Milliarden Tonnen, so daß ihm nur 0,403 Milliarden Tonnen verbleiben. Im Jahre 1913 betrug die deutsche Förderung von Eisenerzen 35 941 Millionen Tonnen, davon entfielen auf Lothringen mit 21 136 Millionen Tonnen 58,81 %, auf Luxemburg mit 7333 Millionen Tonnen 20,40 % und auf Oberschlesien mit 138 000 Tonnen 0,38 %, im ganzen 28 607 Millionen Tonnen. Daher verbleibt nur noch ein Rest von 7334 Millionen Tonnen oder 20,41 %, das ist etwa der fünfte Teil der früheren Gesamtförderung.

Von den drei großen Kohlengebieten Deutschlands, der Saar, dem Ruhrbezirk und Oberschlesien, verliert Deutschland wenigstens zunächst und voraussichtlich auch für die Zukunft den Saarbezirk mit einem Vorrat von 16,50 Milliarden Tonnen. Ob Oberschlesien erhalten bleiben kann, ist nach der reinen Gewaltpolitik unserer Feinde, die in krassem Widerspruch selbst zu dem Friedensvertrage Oberschlesien von den Polen besetzen läßt und eine etwa noch erfolgende Abstimmung voraussichtlich gewaltsam zugunsten der Polen zu wenden versuchen wird, immerhin sehr unsicher. Mit Oberschlesien würde dem Deutschen Reich ein Vorrat von 166 Milliarden Tonnen Steinkohlen entgehen. Daher würden von einem deutschen Gesamtvorrat von 409,97 Milliarden Tonnen vor dem Kriege nur noch 227,47 Milliarden Tonnen verbleiben. Jeder vermag sich selbst zu sagen, was im Zusammenhang mit den uns in Spa auferlegten Kohlenlieferungen von monatlich 2 Millionen Tonnen dies für das deutsche Wirtschaftsleben ausmacht. Es bedeutet die Stillegung der deutschen Industrie in weitestem Umfange, damit weitere Herabminderung der Exportmöglichkeit, Stillegung des Arbeitsmarktes und Verteuerung aller Lebensbedingungen. Dabei sei, um nicht die Darstellung übermäßig mit Zahlen zu belasten, nur erwähnt, daß die Saarkohle 8,95 % der Gesamtförderung, die Erträge der oberschlesischen Gruben 25 % der deutschen Gesamtförderung ohne Saarkohle betragen. Sollten etwa die Franzosen, auf das Gewaltdiktat von Versailles und Spa gestützt, sich des Ruhrgebiets bemächtigen, so würde, nach den Förderzahlen für 1913 bemessen, eine weitere Förderung von 114 487 zu Einheiten von 1000 Tonnen Kohlen, mithin 60,22 % der Gesamtförderung abermals wegfallen. Damit würde Deutschland vor die Alternative der völligen Stillegung des wirtschaftlichen Lebens oder des Erwerbes der nötigen Kohlenmengen von den Feinden, insbesondere von den Franzosen, zu Weltmarktpreisen gestellt sein, die wiederum das Preisniveau der deutschen Waren, insbesondere der Eisenfabrikate, im Zusammenhang mit den sonstigen wirtschaftlichen, vor allem Lohnbedingungen, zu einer auf dem Weltmarkt nicht mehr als konkurrenzfähig anzunehmenden Höhe steigern müßten. Die Erzeugung von Roheisen würde sich um 45 % vermindern, eine Berechnung, die vielleicht noch zu

günstig ist. In Wirklichkeit ist nämlich die Roheisenerzeugung von 19 309 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf 6251 Millionen Tonnen im Jahre 1919 zurückgegangen. Die gleichen Zahlen für die Rohstahlproduktion stellen sich nach theoretischer Berechnung auf einen Rückgang von 37,5 %, während die tatsächliche Produktion von 18,9 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf 7,79 Millionen Tonnen im Jahre 1919 gesunken ist. Mehr noch als die Streiks und die sonstigen Arbeitsbedingungen muß Kohlenmangel als der Hauptgrund dieser Produktionsverminderung gelten. Und dies zu einer Zeit, wo die Kohlenvorräte Frankreichs dank den aus Deutschland erpreßten Kohlenlieferungen die Höhe der Vorkriegszeit erreicht, wenn nicht überschritten haben. Die Pariser Gasanstalt hat mit 900 000 tons zur Zeit mehr Reserven an Kohlen, als die sämtlichen deutschen Gaswerke zusammengenommen. Dagegen betrugen am 9. Oktober 1920 die Lagerbestände auf allen Zechen des Ruhrgebietes nur noch 75 661 Tonnen, das ist nur ein Bruchteil der Tagesförderung. Infolgedessen ist die Produktion der deutschen Industrie aller Gebiete aufs äußerste eingeschränkt worden. Auch hier wieder das Mißverhältnis zwischen dem Rückgang der Produktion und dem Rückgang der Bevölkerung und damit die so ungemein gefährliche Verringerung des Nahrungsspielraums. Gleichzeitig aber ein Beweis für die Verarmung des verkleinerten neuen Deutschland. Nur angedeutet werden soll, daß, abgesehen von Kohlen und Eisen, auch die auf den Nebenprodukten der Kohle aufgebauten wichtigen Industrien der Teerfarben- und pharmazeutischen Produkte unter der Verminderung der Kohle erheblich zu leiden haben werden. Dies um so mehr, als nach dem Friedensvertrag die Produktionen der deutschen Farbenfabriken in weitgehendem Maße an die Feinde abzuliefern sind. Die durch den Friedensvertrag (Anlage VI zu Art. 243/44) festgesetzte Forderung auf Ablieferung von 50 % ihrer Vorräte und 25 % der Normalproduktion hat schon jetzt die Ablieferung nahezu der Gesamtproduktion der deutschen Farbenfabriken zur Folge gehabt, weil einzelne dieser Fabriken wegen Kohlenmangels stillgelegt werden mußten. Da nun gerade auf dem Gebiet dieser Industrien die durch den Friedensvertrag festgesetzte Rechtlosigkeit hinsichtlich deutscher Patente und Markenschutzrechte von einschneidendster Wirkung ist, so ergibt sich auch hier die Lähmung einer Industrie, die vor dem Kriege Deutschland bei weitem den ersten Platz unter allen Völkern sicherte und an der Gestaltung der aktiven Zahlungsbilanz immerhin nicht unwesentlich beteiligt war.

Wie bereits angedeutet, war für das deutsche Wirtschaftsleben vor dem Kriege die Einheit der Verwaltung, die Leichtigkeit des Verkehrs, die Billigkeit der Frachten Hand in Hand mit der Lage Deutschlands als großes europäisches Durchgangsgebiet von hervorragender Wichtigkeit. Auch dieser Vorteile gehen wir durch den Friedensvertrag verlustig. Die deutsche Wirtschaftseinheit ist, wenn nicht zerstört, so doch in verhängnisvollster Weise gelockert. Dies ergibt sich schon aus der Art, in der, übrigens vielfach in Widerspruch mit den Bestimmungen des Friedensvertrages, unsere Feinde die Verwaltung der besetzten Gebiete ausgestaltet und diese von dem übrigen Deutschland in weitem Maßstabe abgeschlossen haben. Dadurch wird, ganz abgesehen von der Verwaltung, der Verkehr, der Waren- und Kapitalaustausch innerhalb des Reiches selbst erschwert, wenn nicht unterbunden, und aus den besetzten Gebieten vielfach in neue Bahnen, vor allem in die feindlichen Länder gelenkt. Dies gilt vor allem von den besetzten linksrheinischen Gebieten, deren

Mitarbeit am Gesamtertrag der deutschen Wirtschaft sowohl zahlenmäßig wie ideell ungemein hoch zu veranschlagen ist. Der Rhein bildete innerhalb Deutschlands keine Grenze, die zwei Wirtschaftsgebiete schied. Die hoch entwickelten links- und rechtsrheinischen Gebiete waren wirtschaftlich aufs engste verknüpft und konnten ihre besonders reich entfaltete Leistungsfähigkeit nur auf Grund eines gegenseitigen Austausches und der Ergänzung durch ineinandergreifende Organisationen und Betriebe erzielen. So haben z. B. die auf dem linken Rheinufer gelegenen Werke der Schwerindustrie vielfach ihre Kohlenbasis auf dem rechten Rheinufer. Bei anderen Industrien müssen die Halbfabrikate zwecks Weiterverarbeitung die Stromufer wechseln. Im Jahre 1913 bezifferte sich der Güterverkehr auf der Eisenbahn von der linksrheinischen Rheinprovinz nach dem rechtsrheinischen Deutschland auf 10 236 452 Tonnen, der Verkehr in der entgegengesetzten Richtung ist auf 13 096 027 Tonnen festgestellt. Für den Absatz ist das linksrheinische Industriegebiet auf die rechte Rheinseite so vorwiegend angewiesen, daß daneben der Auslandsverkehr kaum in Betracht kommt.

Ein Ziel, dessen Erreichung vor allem für England zu den Hauptzwecken des Krieges gehörte, war die Zerstörung des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt, einschließlich der Binnenschiffahrt und der Fischerei. Es ist bekannt, daß vor dem Kriege Deutschland, allerdings in ziemlichem Abstand von England, die zweitgrößte Handelsflotte der Welt sein eigen nannte. Bereits der Waffenstillstand forderte die Auslieferung aller Schiffe über 2500 Bruttoregistertons. Infolgedessen wurden damals ausgeliefert aus Deutschland 227 Dampfer mit 1 219 738 Bruttoregistertons und aus neutralen Ländern 166 Dampfer mit 704 397 Bruttoregistertons, mithin rund 2 Millionen Tons der vor dem Kriege auf etwa 5,3 Millionen Bruttoregistertons zu beziffernden Handelsflotte. Der gleiche Schiffsraum ist von den Feinden in ihren Häfen oder sonst beschlagnahmt worden. Wer sich vergegenwärtigt, daß vor dem Kriege die Größenverhältnisse der Schiffe andauernd wuchsen und damit eine erheblich vorteilhaftere und billigere Verfrachtung erzielt werden konnte, wird ermessen, wie schwer wirtschaftlich für Deutschland die Notwendigkeit wiegen mußte, alle größeren Schiffe ausnahmslos abzuliefern. Aber auch diese Bedingungen waren unseren Feinden noch nicht hart genug. Die weitere Auslieferung aller Seeschiffe über 1600 Bruttoregistertons und der Hälfte aller Seeschiffe zwischen 1000 und 1600 Bruttoregistertons ist gefordert und durchgesetzt worden. Damit war selbst die Küstenschiffahrt in der Nord- und Ostsee auf deutschen Schiffen nahezu unmöglich gemacht. Deutschland verbleiben von einer Flotte, die im Jahre 1914 4935 Schiffe mit 5 238 957 Brutteoregistertons umfaßte, an Schiffen über 1000 Tons etwa 100 000 Bruttoregistertons. Schiffe unter dieser Größe sind für die Überseefahrt technisch nur zur Not, wirtschaftlich überhaupt nicht geeignet. Daß die Deutschland noch verbleibende Zahl von Schiffen unter 1000 Bruttoregistertons im wesentlichen nur für die Zwecke der kleinen Küsten- und Erzschiffahrt in Frage kommt, ist von der deutschen Regierung seinerzeit der Schiffahrtsabteilung der Wiedergutmachungskommission in einer Denkschrift nachgewiesen worden. Aber damit noch nicht genug. Um die im Ausland bekannte und von ihm gefürchtete Leistungsfähigkeit der deutschen Werften für unser Vaterland auszuschalten oder den Feinden nutzbar zu machen, hat der Vertrag von Versailles uns die Verpflichtung auferlegt, fünf Jahre hindurch jährlich bis zu 200 000 Bruttoregistertons für die

Feinde an Schiffsraum zu bauen. Damit ist unter den vorgeschilderten heutigen Produktionsverhältnissen es nahezu unmöglich, für Deutschland selbst neuen Schiffsraum auf deutschen Werften herzustellen. Entweder muß auf die Herstellung deutschen Schiffsraums überhaupt verzichtet werden, das bedeutet die Ausantwortung Deutschlands für die Einfuhr an ausländische Frachttarife, die in fremder Valuta zu zahlen sind, und wird dadurch abermals eine erhebliche Verteuerung alles Imports zur Folge haben, oder aber die Notwendigkeit, Schiffe auf fremden Werften zu bestellen, wodurch gleichfalls die deutsche Zahlungsbilanz verschlechtert und die Fracht infolge der höheren Kosten abermals verteuert wird. In etwas ist ja die auf Untergrabung der deutschen Handelsschiffahrt gerichtete Absicht des Friedensvertrages vereitelt durch das Abkommen, das im Frühsommer dieses Jahres die Hamburg-Amerika-Linie mit dem sogenannten Harriman-Konzern in Nordamerika getroffen hat. Danach stellt die Hamburg-Amerika-Linie ihre Erfahrungen und Organisation im Gebiete der Weltschiffahrt der amerikanischen Linie zur Verfügung und betreibt mit dieser zusammen einen überseeischen Schiffsverkehr, bei dem bis zur Hälfte der Schiffstonnage unter deutscher Flagge fahren kann. Ein ähnliches Vertragsverhältnis ist der Norddeutsche Lloyd mit einer anderen nordamerikanischen Schiffahrtsorganisation eingegangen. Diese der Privatinitiative der großen Hamburger und Bremer Reedereien entsprossenen und zu verdankenden Abkommen dürfen neben der Erweiterung unserer drahtlosen Telegraphie als eins der wenigen uns günstigen wirtschaftlichen Ereignisse der Jetztzeit bezeichnet werden. Aber selbst wenn im einzelnen hier und da der Wagemut, der Unternehmungsgeist und die Klugheit deutscher Kulturpioniere wirtschaftliche Vorteile für uns zu erringen vermag, so darf doch darüber kein Zweifel obwalten, daß unsere weltwirtschaftliche Stellung, auch soweit sie auf dem Überseeverkehr durch deutsche Schiffe beruhte, auf Menschenalter nahezu zerstört ist. Daraus folgt, daß einer der Faktoren, die vor dem Kriege unsere Zahlungsbilanz aktiv gestalteten, für die Zukunft zunächst ausgeschaltet ist. In krassem Widerspruch zu den humanitären Phrasen, mit denen unsere Feinde ihr satanisches Vernichtungswerk an unseres Vaterlandes Größe bekleidet haben, steht auch die Forderung des Friedensvertrages, wonach ein großer Teil der zur Fischerei bestimmten Fahrzeuge an unsere Feinde auszuliefern ist. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß hierdurch nicht nur wichtige Bevölkerungsgruppen unmittelbar brotlos, sondern durch die Verminderung des deutschen Fischfanges die an sich schon knappen Ernährungsmöglichkeiten des deutschen Volkes noch mehr eingeschränkt werden. Aber England tut ganze Arbeit. Es begnügt sich nicht damit, die deutsche Flagge von der See verschwinden zu lassen, sondern entzieht auch unserer Binnenschiffahrt wesentliche Existenzbedingungen. Diese hatte schon durch den Krieg erheblich gelitten. Die durch ihn erzwungene teilweise Stillegung und der Mangel an Mannschaft hatten zur Folge gehabt, daß seit 1914 etwa 400 000 Tons Schiffsraum als nicht mehr reparaturwürdig zerschlagen werden mußte. Insbesondere seit dem Waffenstillstand und auf Grund des Friedensvertrages sind weiter aus dem deutschen Gebiet etwa 100 000 Tons Kahnraum, über 100 Motorboote und mindestens 230 Schleppdampfer der deutschen Binnenschiffahrt verloren gegangen. Für die noch vorhandenen Binnenschiffe gilt das gleiche wie für den Fuhrpark der Eisenbahn. Sie sind reparaturbedürftig im höchsten Grade, ohne daß wegen der Kosten, des Kohlenmangels und der vielfach

bedrängten Wirtschaftslage der Schiffseigentümer die notwendigen Ausbesserungen in dem erforderlichen Maßstabe durchgeführt werden können. Dabei treten infolge der erzwungenen Einschränkung des Eisenbahnverkehrs an die Binnenschiffahrt erheblich höhere Anforderungen heran als vor dem Kriege. Schon die Kohlenlieferungen auf Grund des Vertrages von Versailles und des Diktats von Spa müssen zum großen Teil per Kahn transportiert werden. Das gleiche gilt für die Zufuhr der Kohlen zu den inländischen Produktionsstätten und für die deutsche Getreideversorgung.

Aber unsere Feinde gingen noch weiter. Unter dem Vorwand, allen Staaten, die Anlieger irgendeines deutschen Flusses sind, ungehinderte Verbindung zum Meere und wesentliche Mitwirkung an der Kontrolle des Flusses zu verschaffen, haben sie die deutschen Hoheitsrechte über die deutschen Ströme aufgehoben und alle deutschen Flüsse mit ihren schiffbaren Nebenflüssen und mit Einschluß des Nord-Ostsee-Kanals sowie des geplanten Großschiffahrtsweges Rhein—Donau außer der Weser zu internationalen Verkehrsstraßen erklärt. Die deutschen Ströme werden also in Zukunft internationalen Kommissionen unterstellt, in denen überall England und Frankreich, außerdem, je nach der Lage, andere Staaten, Deutschland aber nur mit einer kleinen Minderheit vertreten ist. Frankreich hat sich dabei für den Rhein, dessen Verkehr durch einen Ausschuß von 19 Mitgliedern in Straßburg kontrolliert wird, noch besonders weitgehende Rechte vorbehalten. Es stellt in dem Ausschuß 5 Mitglieder einschließlich des Vorsitzenden, während Deutschland nur 4, die Holländer 2 Mitglieder haben. Daneben sind Frankreich weitgehende Rechte erteilt, den Rhein für industrielle Kraftzwecke auszunutzen, die Weichsel und Memel sind uns völlig entzogen und ihre Mündungen werden voraussichtlich tatsächlich britische Häfen werden. Nimmt man dazu neben der schon erwähnten Verpflichtung der Ablieferung von Binnenschiffen und Schleppern die Wegnahme des für die Versenkung der deutschen Kriegsflotte in Scapa Flow abzuliefernden, ursprünglich auf nicht weniger als 300 000 Tons bezifferten Dock- und Hafenmaterials, sowie den Zwang, in Stettin und Hamburg besondere, für die Tschecho-Slowakei bestimmte Häfen einzurichten, so wird man zugeben müssen, daß die Vernichtung der deutschen Schiffahrt nicht planmäßiger durchgeführt werden konnte, als dies unter dem Motto der Freiheit der Schiffahrt geschehen ist. Dazu kommt dann noch die in verkehrstechnischer Beziehung besonders einschneidende Aufhebung der Tarifhoheit auch über die deutschen Eisenbahnen, die jede Begünstigung deutscher vor fremden Transporten ausschließt. Damit fällt z. B. für Bremen und Hamburg die Möglichkeit weg, den Austausch der Waren aus dem deutschen Industriebezirk mit den Einfuhrartikeln aus dem Ausland zu bevorzugten Tarifen zu vollziehen. Ebenso ist Deutschland nicht in der Lage, die Vorteile auszunutzen, die ihm bisher seine Lage im Mittelpunkt Europas als Durchgangsland bot. Denn alle fremden Schiffe und Waren darf Deutschland nur ebenso wie deutsche behandeln.

Hand in Hand mit der Vernichtung der deutschen Handelsflotte, der Binnenschiffahrt und der Tarifhoheit im Inland geht die Zerstörung des deutschen Außenhandels, die, schon in den ersten Tagen des Krieges unter der Agide Englands geflissentlich begonnen, durch den Friedensvertrag von Versailles vollendet worden ist. Daß die wachsende Bevölkerung Deutschlands in dem zum Vergleich mit anderen Staaten nur kleinen Kolonialreich ein Kraftventil und eine an Wert stetig

wachsende Vorratskammer hatte, ist ein Grund mehr, um Deutschland seiner Kolonien zu berauben. Sie sind an den Völkerbund übergegangen, dessen Mandat ein lügnerischer Ausdruck für ihre Annexion durch unsere Feinde ist. Damit hat Deutschland ein Gebiet von 2,9 Millionen Quadratkilometern mit mindestens 12 Millionen Einwohnern verloren. So steht Deutschland ohne Kolonien, ohne tropische Einfuhr- und subtropische Siedlungsgebiete da. Es besitzt kein Ventil mehr, um seine auf kleinerem Raum wachsende Bevölkerung auf eigenem Boden im Auslande ansiedeln oder zur Verfolgung von Kulturzielen dorthin senden zu können. Aber damit noch nicht genug, ist durch neuere Verfügungen und Gesetze sowohl Englands wie Frankreichs und ihrer Kolonien den Deutschen auch die Rückkehr in die früheren deutschen Kolonien für einen Zeitraum abgeschnitten, der genügt, um im Verein mit der Liquidation des dortigen Besitzes deutsche Entfaltungsmöglichkeiten dort für die Zukunft nach menschlichem Ermessen auszuschließen. Gleichzeitig ist auch für die englischen und französischen Gebiete und Kolonien ein Einwanderungsverbot für Deutschland ergangen. Ist die wirtschaftliche Lage Deutschlands, das, anstatt wie vor dem Kriege nur Waren, jetzt vor allem auch Menschen exportieren muß, schon ohne diese Ausschließung schlimm genug, so verhindern jene Verbote unserer Gegner vielleicht auch zu deren eigenem Schaden die Ansiedlung Deutscher in ihren Gebieten und erhöhen damit die Spannung unserer inneren Verhältnisse und unsere Wirtschaftsnot. Daß auch dadurch und durch den Wegfall der vor dem Kriege wachsenden Einfuhr von Produkten unserer Kolonien unsere Lebensmittelnöte abermals verschärft und die Bedürfnisse nach ausländischen Zahlungsmitteln gesteigert werden, ist nur eine weitere Folge, wie sie der Friedensvertrag bewußt gewollt und bewirkt hat.

Kann man die Fortnahme auswärtiger Siedlungsgebiete noch allenfalls mit den bisher üblich gewesenen Regeln des Völkerrechts vereinigen, so ist dies nicht mehr der Fall mit der Fortnahme der deutschen Überseekabel sowie alles deutschen Eigentums in den ehemals gegnerischen Staaten. Bekanntlich galt früher der Krieg nur dem feindlichen Staat und dem Eigentum dieses Staates, während Privatrechte und Privateigentum allgemein als unverletzlich anerkannt wurden. Damit ist in diesem Krieg und durch den Friedensvertrag gründlich gebrochen und dadurch die allgemeine Kulturentwicklung auf eine Stufe zurückgeschleudert worden, die man längst überwunden wähnte. Während Deutschland nach den wirtschaftlichen Bestimmungen in Artikel X des Friedensvertrages die Pflicht hat, alles feindliche Eigentum, was es, dem Beispiele der Feinde notgedrungen folgend, beschlagnahmt, liquidiert oder unter Zwangsverwaltung gestellt hatte, restlos wieder heraus oder dafür Entschädigung zu geben, hat es selbst jeden Anspruch auf die Rechte und den Besitz seiner Staatsangehörigen im ehemals feindlichen Ausland verloren. Artikel 297 b des Friedensvertrages geht sogar so weit, daß es den feindlichen Mächten die Möglichkeit gibt, auch das bei Friedensschluß noch nicht liquidierte deutsche Eigentum zu liquidieren oder sonst in Anspruch zu nehmen, um daraus die privaten Forderungen der feindlichen Untertanen zu befriedigen und einen etwaigen Überschuß zugunsten Deutschlands auf Wiedergutmachungskonto vorzutragen. Die Eigentümer werden nach Artikel 297 i des Friedensvertrages für ihre Ansprüche an das verarmte Deutsche Reich verwiesen. Es handelt sich dabei aber nicht etwa nur um Liegenschaften, Handels- oder sonstige Unternehmungen

Deutscher auf fremdem Boden, vielmehr hat nach § 10 des Anhanges zu Artikel 298 des Friedensvertrages Deutschland binnen sechs Monaten nach Inkrafttreten des Vertrages jeder alliierten oder assoziierten Macht auch alle in Händen seiner Angehörigen befindlichen Verträge, Bescheinigungen, Urkunden und sonstigen Eigentumstitel auszuantworten, die sich auf Güter, Rechte und Interessen im Gebiete der betreffenden alliierten oder assoziierten Macht beziehen. Unter letztere fallen auch Aktien, Schuldverschreibungen und sonstige Wertpapiere aller in der Gesetzgebung dieser Macht zugelassenen Gesellschaften. Außerdem gibt Artikel 260 dem Wiedergutmachungsausschuß das Recht, innerhalb eines Jahres die Abtretung aller Rechte Deutscher an öffentlichen Unternehmungen und Konzessionen in Rußland, China, Österreich-Ungarn, Bulgarien, der Türkei und den Gebieten, die früher zu diesen Staaten gehört haben, zu verlangen. Damit ist ein weiterer Faktor der bisherigen Aktivität der deutschen Zahlungsbilanz, die Beteiligung Deutscher an fremden Unternehmungen und die Geldanlage in fremden Ländern gleichfalls ausgeschaltet. Man darf den Wert dieser Interessen nicht zu gering veranschlagen. Im Jahre 1914 wurde der Betrag der deutschen Auslandsanlagen auf über 20 Milliarden Gold angesetzt. Trotzdem hiervon immerhin ein Teil auf Länder entfällt, die uns nicht feindlich gegenüber gestanden haben, so werden die buchmäßigen Verluste, wie auf Grund der während des Krieges erfolgten Ermittlungen gesagt werden kann, doch etwa den gleichen Betrag ergeben. Vor allem ist dabei auch nicht zu unterschätzen der ideelle Wert, den jedes Unternehmen im Ausland durch die nicht in Geld auszudrückenden und abzuschätzenden Erfahrungen und Verbindungen seiner Inhaber hatte. Wenn man auch dieses ideelle Moment — die Engländer sprechen in diesem Fall von goodwill — mit in Ansatz bringt, so ist ein Ersatz dieser Schäden durch die deutsche Regierung überhaupt nicht möglich. Da nun die von unseren Feinden als Entschädigung verlangten angeblich 100 Milliarden in Gold weit übersteigenden Summen eine starke aktive Handelsbilanz voraussetzen, die durch die Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles ausgeschlossen ist, so ergibt sich schon hieraus die volkswirtschaftliche Unmöglichkeit dieses Vertrages auch in seinen wirtschaftlichen Bestimmungen. Die Feinde schlachten die Henne, die ihnen goldene Eier legen soll.

Insoweit die deutschen Anlagen und Guthaben im Auslande dazu dienen konnten, unsere Zahlungsbilanz zu verbessern oder bei der notwendigen Wiederanknüpfung der Handelsbeziehungen unsere Rohstoffeinfuhr zu finanzieren, ist auch auch das, wie bereits erwähnt, unmöglich geworden, weil der Friedensvertrag all diese deutschen Werte im Auslande den Feinden zur Verfügung stellt. Dadurch wird, und dies ist für die Gestaltung unserer Währung wesentlich, ein großer Betrag fremder Währung, über den Deutsche zu verfügen gehabt hatten, uns entzogen. Andererseits wird aber eine weitere Entwertung der deutschen Währung künftig dadurch herbeigeführt, daß der Friedensvertrag in Artikel 296 und 297 unter den dort vorgesehenen Voraussetzungen die Umwandlung der deutschen Markschulden in die Währung des beteiligten feindlichen Gläubigerlandes zum Vorkriegskurse anordnet. Dies gilt insbesondere gegenüber den feindlichen Staaten, die anstatt der Abrechnung zwischen den beteiligten Schuldnern und Gläubigern das sogenannte Ausgleichsverfahren, das ist die Abrechnung von Staat zu Staat, auch hinsichtlich der Schuldverbindlichkeiten von Privatpersonen wählen. Diese Wahl war seitens des be-

teiligten feindlichen Staates binnen Monatsfrist nach Ratifikation des Friedensvertrages vorzunehmen. Für das Ausgleichsverfahren haben sich bisher entschieden: England mit Kolonien, abgesehen von Ägypten und der Südafrikanischen Union, Frankreich, Italien, Belgien, Griechenland, Siam und Haiti. Die Folgen der vorerwähnten Umwandlung deutscher Markschulden in fremde Währung sind für den deutschen Geldmarkt nahezu katastrophal und könnten von den deutschen Schuldnern, auch wenn sie noch so gut fundiert sind, nicht ertragen werden. Man bedenke, was es bedeutet, wenn ein deutscher Schuldner, der bei Kriegsausbruch 10 000 ℳ einem Franzosen schuldete, diese 10 000 ℳ in Francs zum Vorkriegskurse umwandeln und nun die betreffende Summe in französischer Währung zum jetzigen Kurse anschaffen muß. Es bewirkt dies, je nach dem Kurs, eine Vervielfachung der Schuldsumme, zu der dann noch die gleichfalls umzuwandelnden Zinsen hinzutreten. Bekanntlich hat das Deutsche Reich im Reichsausgleichsgesetz vom 24. April 1920 nach den dort angegebenen, im einzelnen sehr verwickelten Bestimmungen die sogenannte Valutadifferenz auf das Reich übernommen und übernehmen müssen, wenn nicht mit einem Schlage der ganze deutsche mit dem feindlichen Ausland in Verbindung stehende Handel hätte zahlungsunfähig gemacht werden sollen. Über die volkswirtschaftlich gleichfalls hochbedeutsame Frage, wie die Valutadifferenzen und die Währungsverschlechterung, die übrigens auch in den feindlichen Ländern zu beobachten ist, zur Vermeidung von großen Erschütterungen des Geldmarktes ausgeglichen werden können, sind schon während des Krieges in Deutschland die verschiedensten Verhandlungen aller beteiligten amtlichen, wissenschaftlichen und beruflichen Kreise gepflogen worden. Wie um die Wende des Jahrhunderts man die Juristen in solche teilen konnte, die über das Bürgerliche Gesetzbuch geschrieben hatten, und die dies nicht getan hatten, wobei behauptet wurde, die ersteren bildeten die Mehrzahl, so hat sich jetzt an dem Thema Valuta nahezu jeder versucht, der irgendwie mit den einschlägigen Fragen befaßt gewesen ist. Es ist daher eine nicht unberechtigte Ironie, wenn der bekannte Hamburger Bankier Max Warburg in einem vor einer Reichstagskommission in Hamburg gehaltenen Vortrag über die Valutafrage die etwas bissige Bemerkung machte, über Valuta spräche heute jeder, der noch vor dem Kriege das Wort Valuta für einen Mädchennamen gehalten hätte. Warburg selbst, der kraft seiner Kenntnisse und seiner ausgedehnten geschäftlichen Beziehungen, namentlich nach Amerika hin, für einen der ersten Sachverständigen in Währungsfragen gilt, hat seinerzeit den Vorschlag gemacht, die Valutadifferenzen sollten möglichst durch Valutakredite von Staat zu Staat etwa in der Weise ausgeglichen werden, daß die Staaten mit besserer Valuta denen mit schlechterer Beträge in ihrer Währung zur Verfügung stellten, die dann von dem leihenden Staat den beteiligten Kreisen des Handelsstandes zur Abdeckung ihrer Schulden gewährt und bei einem Erstarken der Wirtschaft zurückgezahlt werden könnten. Es kann dahingestellt bleiben, ob dieser in seiner Einfachheit beinahe genial anmutende Vorschlag durchzuführen gewesen wäre. Er war zugeschnitten mindestens auf einen sogenannten Verständigungsfrieden und kommt in der ursprünglich von Warburg gedachten Art kaum mehr in Frage. Immerhin basieren die Kredite, die Deutschland von Neutralen, vielleicht auch von bisher feindlichen Staaten gewährt werden sollen und, wenn man uns zahlungsfähig erhalten will, gewährt werden müssen, im Grunde doch wohl auf ähnlichen Ideen,

die bei der Finanzkonferenz in Brüssel wohl von neuem erörtert sein dürften. Das Hauptmittel zur Hebung unserer Währung bleibt aber nach wie vor die deutsche Arbeit, die vor allem in der industriellen Produktion jetzt drei Aufgaben zu lösen hat. Einmal der industriellen Bevölkerung, d. h. 43 % der deutschen Gesamtbevölkerung, Arbeit und damit Existenzmöglichkeit zu geben, dann die Bezahlung der aus dem Ausland einzuführenden Lebensmittel und Rohstoffe zu bewirken und ferner die Werte zu schaffen, die nach dem Friedensvertrag von Versailles unsere sogenannte Wiedergutmachung darstellen sollen. Dabei ist hervorzuheben, daß nach der vorher gekennzeichneten wirtschaftlichen Lage die deutsche Industrie in Zukunft wesentlich Veredelungsindustrie werden muß. Auch dies folgt aus dem verminderten Wert der deutschen Mark, denn die Industrie bezieht jetzt einen großen Teil ihrer Rohstoffe aus dem Ausland zu Kaufpreisen, die sich nach den Wechselkursen richten. Daher ist sie von den ausländischen Wechselkursen nur dann unabhängig, wenn sie das ganze, aus deutschen Rohstoffen hergestellte Produkt fertig dem Ausland verkaufen kann. Das wird in Zukunft weniger denn je der Fall sein. Erhält diese Industrie für die aus dem Ausland zu beziehenden Rohstoffe nun keine Kredite, so muß sie mit den Verkaufspreisen für die Ausfuhr der fertigen Fabrikate zunächst die eingeführten Rohmaterialien bezahlen, daher bleibt in solchem Falle für den Bedarf der deutschen Bevölkerung nur etwas übrig, wenn durch die Ausfuhr der hergestellten Fabrikate der Anschaffungspreis der Rohstoffe gedeckt ist. Es leuchtet ein, daß nur eine ungeheuer leistungsfähige Industrie gleichzeitig einen Vorrat von Fabrikaten herstellen kann, der durch die im Ausland erzielten Preise die Einfuhrkosten der Rohstoffe deckt und der dennoch ausreicht, um auch das Inland mit seinem gewaltig gesteigerten Bedarf an Waren aller Art einigermaßen auskömmlich zu versorgen. Die Leistungsfähigkeit der Industrie aber hängt wiederum ebenso von der Leistung der in ihr beschäftigten Arbeiter, wie von der genügenden Belieferung mit Kohlen ab. Die leider zur Regel gewordenen Streiks auf der einen Seite, die infolge des Abtretens der Kohlengebiete und der uns auferlegten Kohlenlieferungen immer schlechter werdende Belieferung mit Kohlen auf der anderen Seite, bedeuten eine Lahmlegung der Industrie, die sowohl die Ausfuhr ins Ausland, wie auch die Deckung des inneren Bedarfs wesentlich in Frage stellt. Um anschaulich zu machen, welche Summen zur Beschaffung der nötigen Rohstoffe erforderlich sind, mag erwähnt werden, daß allein die Beschaffung von Rohstoffen und Halbfabrikaten für die Textilindustrie bei deren voller Leistungsfähigkeit etwa 4½ Milliarden Mark in Gold, das sind 45 Milliarden Papiermark, erfordern würde. Aus diesem Kapitalbedarf der Industrie erklärt sich auch die erhebliche Vermehrung des Industriekapitals, die zum großen Teil durch Herausgabe neuer Aktien sowie von Industrieobligationen gedeckt wird. Dies im Zusammenhang mit der Steuergesetzgebung, sowie der Neigung des Auslandes, für infolge des Währungsunterschiedes verhältnismäßig billiges Geld gute deutsche Papiere zu erwerben, ist der Hauptgrund für die jetzt zu beobachtende außerordentliche Prosperität der deutschen Banken, die kaum Räume und Personal genug finden können, um ihre Geschäfte zu erledigen. Dabei soll aber nicht verschwiegen werden, daß infolge der allgemeinen Preissteigerung, insbesondere aber der Lohnbewegung im Bankgewerbe das Unkostenkonto mancher Banken einen Betrag erreicht hat, der bei einem Rückgang der

Gewinne die liquiden Mittel der Banken immerhin nicht unerheblich beanspruchen kann.

Wenn, wie erwähnt, bereits vor dem Kriege die deutsche Einfuhr die deutsche Ausfuhr an Umfang und Wert überstieg, dagegen aus den angeführten Gründen die deutsche Zahlungsbilanz trotzdem aktiv war, d. h. Deutschland vom Ausland mehr zu fordern hatte als es ihm schuldete, so wird in Zukunft sowohl Handels- wie Zahlungsbilanz passiv sein. Dabei ist nicht zu vergessen, daß schon jetzt Deutschland dem Ausland ohne Vorkriegsverbindlichkeiten etwa 50 Milliarden Mark schuldet. In der Denkschrift der Reichsregierung über die Zahlungsfähigkeit Deutschlands, die in Spa vorgelegt worden ist, und der wie dem sonst für Spa verwendeten Material die tatsächlichen Angaben dieser Darstellung im wesentlichen entnommen, während die übrigen Ausführungen lediglich die persönlichen Ansichten des Verfassers und nicht etwa amtlichen Charakters sind, wird der Wert der künftigen deutschen Ausfuhr auf 35 bis 40 Milliarden Mark Papier angenommen, während der Wert der unumgänglich nötigen einzuführenden Lebensmittel und Rohstoffe auf 80 Milliarden Mark beziffert wird. Dadurch, daß für die Eisen- und Stahlindustrie die wichtigsten Produktionsstätten in Deutschland verloren sind und in großem Maßstabe Eisenerz eingeführt werden muß, erwächst der Zwang, vor allem die hieraus hergestellten Fabrikate vorwiegend ins Ausland zu exportieren. Denn eine Aktivität der Handelsbilanz kann hier nur dann eintreten, wenn der Wert der ausgeführten, in Deutschland fertiggestellten Waren den Wert des eingeführten Rohstoffes übersteigt, aus dem jene Waren gefertigt wurden. Dabei läuft der Fabrikant, wenn er die benötigten Rohstoffe auf eigene Kosten einführt, ein nicht unerhebliches Risiko insofern, als jede Hebung der deutschen Währung den Wert der bereits bezahlten Rohstoffe, gleichzeitig aber die Ausfuhrmöglichkeit ins Ausland herabmindert. Wirkt doch, wie wir gerade in der letzten Zeit erfahren haben, eine sinkende Valuta als Ausfuhrprämie, eine steigende als Ausfuhrzoll. Man hat diesem auf dem Valutaunterschied aufgebauten Mißstand dadurch zu begegnen gesucht, daß die sogenannte Veredelung, d. h. die Bearbeitung des aus dem Auslande eingeführten Rohstoffs in Deutschland für Rechnung des bestellenden Ausländers betrieben wird. Hierdurch wird aber die so arbeitende Industrie noch mehr vom Ausland abhängig und ihm gegenüber geradezu in die Rolle einer unselbständigen Lohnindustrie herabgedrückt, eine Art nationaler Heimarbeit zugunsten fremder Industrien. Auch das entspricht natürlich nicht den berechtigten Interessen des deutschen Wirtschaftslebens. So bleibt, wie bereits angedeutet, nur die möglichste Hebung der Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie. Sie läßt sich nicht auf einmal erreichen, es bedarf dazu einer nachhaltigen Kräftigung des Gesundheits- und Ernährungszustandes der arbeitenden Bevölkerung, einer Deckung des Inlandsbedarfes an Waren, insbesondere soweit sie für die unmittelbare Lebenshaltung wesentlich sind, und vor allem der nötigen Rohstoffe, um die volle Aufnahme der industriellen Arbeit erst einmal zu ermöglichen. Alle diese Voraussetzungen, die bisher nicht vorhanden sind, nimmt der Friedensvertrag von Versailles als gegeben an, wenn er von 1926 an eine regelmäßige Jahreszahlung von 2,4 Milliarden Mark Gold festsetzt. Es ergibt sich dies daraus, daß ein den Wert der Einfuhr übersteigender Überschuß eine Ausfuhr von Waren im Wert der

obengenannten Summe 25 bis 30 % der Gesamtausfuhr ausmachen würde. Daß dies nicht der Fall sein kann, folgt aus den vorgetragenen Umständen ebenso wie aus der Bestimmung des Friedensvertrages, nach der Deutschland nach Inkrafttreten jenes Vertrages selbst nirgends die Meistbegünstigung für seinen Handel erhält, sie aber wohl den Feinden von vornherein zu gewähren hat.

Ist so das deutsche Wirtschaftsleben aus sich heraus nach der durch den Friedensvertrag von Versailles geschaffenen Lage nicht imstande, gleichzeitig die ihm für das eigene Volk obliegenden Aufgaben zu lösen und dabei doch die Verpflichtungen gegenüber unseren Feinden zu erfüllen, so wird daran auch durch das Anziehen der Steuerschraube, wie unsere Feinde vielfach zu glauben scheinen, nichts Wesentliches geändert. Es würde zu weit führen, hier im einzelnen auf die Ansprüche einzugehen, die Deutschland zu befriedigen hat, um den Anforderungen des eigenen Landes auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Nur darauf soll in diesem Zusammenhang hingewiesen werden, daß seit dem Waffenstillstand und der inneren Umwälzung das Heer der Beamten nahezu ins Uferlose vermehrt ist und die Verwaltungskosten auf das Vielfache der früher in erheblich besseren Zeiten benötigten Summe gestiegen sind. Erwähnt wurde bereits der Papiergeldumlauf, der in Reichsbanknoten, Privatbanknoten, Reichs- und Darlehnskassenscheinen am 23. April 1920 auf 60,3 Milliarden gestiegen war. Bei Ablauf der ersten Oktoberwoche dieses Jahres betrug der Notenumlauf 62 078,5, der an Darlehnskassenscheinen 13 360,7 Millionen Mark. Die fundierten Schulden des Reiches betrugen am 31. März 1920 92 Milliarden Mark, die schwebende Schuld belief sich auf 105 Milliarden Mark, insgesamt 197 Milliarden Mark. Am Schluß des Monats Juni war die Gesamtschuld bereits auf 215 Milliarden, Mitte September 1920 auf 242,7 Milliarden Mark gestiegen. Weder können zur Zeit die schwebenden Schulden zurückgezahlt, noch in fundierte Schulden verwandelt werden. Die Sparkraft des Volkes würde dies nicht zulassen, da die völlige Entziehung des Kapitals jedes Erwerbsleben vernichten würde. Der laufende Steuerbedarf, der ordentliche Bedarf des Reiches von 1920 an laufenden Ausgaben, war zunächst auf 32,3 Milliarden Mark berechnet worden, eine Summe, der mindestens 8 Milliarden Mark für die Länder und Gemeinden hinzutreten. Dieser laufende Steuerbedarf von 32 Milliarden Mark bringt für den Kopf der Bevölkerung eine Belastung von 533 *M*. Die bewilligten mit den bisherigen Steuern waren auf einen Ertrag von 30 Milliarden 950 Millionen Mark veranschlagt, so daß also auch da noch ein Fehlbetrag von mehr als 1 Milliarde Mark bleibt. Nun treten aber zu dem vorbezeichneten Bedarf noch einmalige Ausgaben aus dem ordentlichen Etat, die für 1920 vom Reich ursprünglich auf etwa 4 Milliarden angenommen sind. Dazu kommt noch der außerordentliche Etat mit Ausgaben in Höhe von 39,7 und Einnahmen von 2 Milliarden Mark. Hierbei ist der Fehlbetrag der Eisenbahn mit voraussichtlich über 16 Milliarden Mark und der Post mit 2 Milliarden Mark noch nicht in Anschlag gebracht. Der Gesamtfehlbetrag beläuft sich also auf mindestens 1 + 37,7 + 18 = 56,7 Milliarden Mark. Dies gilt für die Zeit Ende September 1920. Seither dürfte sich die Belastung des Reiches nicht unerheblich verstärkt haben. Hieraus dürfte zu folgern sein, daß, zumal die Steuern voraussichtlich unregelmäßig und spät eingehen werden, das Gesamtdefizit zwar auch nicht annähernd genau errechnet werden, aber immerhin als so hoch angenommen werden kann, daß von einer Ver-

wendung zu Zwecken der Entschädigung von Reichsangehörigen (geschätzt auf 131 Milliarden Mark) und der Wiedergutmachung gegenüber den Feinden kaum die Rede sein dürfte. Im einzelnen sollten im Jahr 1920 eingenommen werden für die Reichskasse

aus dem Reichsnotopfer . .	2 Milliarden	250 Millionen	Mark
aus der Einkommensteuer . .	2 „	100 „	„
aus der Kapitalsteuer		1300 „	„
aus der Körperschaftssteuer		300 „	„
aus der Erbschaftssteuer		496 „	„
aus der Besitzsteuer		100 „	„

im ganzen mithin 6½ Milliarden Mark. Außer diesen Steuern waren im Voranschlag für 1920 3 Milliarden Mark eingestellt aus der Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs, aus Stempel- und Verkehrssteuern 1030 Millionen Mark und aus der Umsatzsteuer 3102 Millionen Mark. Aus Verbrauchssteuern, Zöllen und Monopolen glaubte man auf einen Gesamtertrag von 9087 Millionen Mark rechnen zu zu dürfen, aus Zöllen auf eine Einnahme von 2,5 Milliarden Mark, aus der Tabaksteuer wollte man 1 Milliarde vereinnahmen und aus der Weinsteuer 250 Millionen Mark. So erhoffte man aus den laufenden direkten und den Verkehrssteuern 10,88 Milliarden Mark, aus einmaligen direkten Steuern 3 Milliarden Mark, aus Zöllen, Verbrauchssteuern und Monopoleinnahmen 9,1 Milliarden Mark, zusammen also 22,98 Milliarden Mark. Dazu treten noch 1 Milliarde Mark aus Ausfuhrabgaben und 950 Millionen Mark aus dem Bankwesen, sowie an noch nicht bewilligten neuen Steuern 2922 Millionen Mark. Es bedarf kaum einer Ausführung, daß eine weitere steuerliche Belastung unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen auf absehbare Zeit kaum möglich, aber ebenso kaum abwendbar ist. Die Vermehrung oder Erhöhung der direkten Steuer würde die jetzt schon begonnene Konfiskation des Kapitals vollenden und damit jede produktive Tätigkeit völlig lähmen. Die Bewilligung weiterer indirekter Steuern ist in einer Demokratie schon aus politischen Gründen ausgeschlossen, würde aber auch wirtschaftlich nicht zu rechtfertigen sein, weil sie die Kosten der Lebenshaltung der Massen noch erhöhen und damit das Reich voraussichtlich zu neuen Ausgaben zwingen würde. Hat die Regierung doch in der Zeit vom Juli 1919 bis Ende Juni 1920 fast 10 Milliarden Mark, das sind 160 ℳ auf den Kopf der Bevölkerung, zwecks Verbilligung ausländischer Lebensmittel zur Verfügung stellen müssen. Gleichfalls mindestens 10 Milliarden Mark werden jetzt für die nächsten Monate zur Ermöglichung der Einfuhr ausländischer Lebensmittel aufzuwenden sein, wenn wir vor dem Verhungern geschützt sein sollen. Aus dieser finanziellen Not des Reiches den Ausweg des Staatsbankerotts zu wählen, mag einfach erscheinen, ist aber schon um deswillen unmöglich, weil dann, abgesehen von der Vernichtung unseres Kredits nach außen, im Innern der völlige Zusammenbruch des gesamten wirtschaftlichen Lebens und als Folge davon die Anarchie eintreten würde. Es ergibt sich dies schon daraus, daß, wie bekannt, die deutschen Kriegsanleihen im Ausland kaum, im Inland dagegen in allen, und zwar auch in den ärmeren Schichten der deutschen Bevölkerung weit verbreitet sind.

Nimmt man nun zu den Lasten, die dem Reich schon aus seinen eigenen Aufgaben in der Verwaltung überhaupt im Innern erwachsen, die Riesensummen ein-

schließlich der sogenannten Wiedergutmachung, die ohne bisherige Begrenzung nach oben der Friedensvertrag in all seinen Auswirkungen von ihm fordert — man denke nur an die Kosten der feindlichen Besetzung! —, so kommt man zu Beträgen, die sich jeder Berechnung entziehen und mit deren wirklicher Beschaffung und Eintreibung nicht ernstlich gerechnet werden kann. Infolgedessen dürfte es Aufgabe der deutschen Regierung sein, bei den bevorstehenden Verhandlungen über die Festsetzung einer Pauschalsumme als Kriegsentschädigung, die in Genf, Brüssel oder Paris vor sich gehen sollen, in nach intensiverem Maßstabe, als dies in Spa geschehen ist, die wirtschaftliche Lage Deutschlands wie den Stand seiner Finanzen klarzulegen und alle über die Kräfte des Reiches hinausgehenden finanziellen Forderungen entschieden zurückzuweisen. Zum Wiederaufbau ebenso der deutschen Finanzkraft wie des deutschen Wirtschaftslebens, die sich beide gegenseitig bedingen, gehört von seiten der Feinde eine Schonung, die in ihrem eigenen Interesse liegt, wenn sie überhaupt in absehbarer Zeit weitere Leistungen von Deutschland erreichen wollen. Es gehört von seiten des deutschen Volkes dazu ein Sichbesinnen in allen Kreisen der Bevölkerung. Die Arbeiterschaft, die durch die politische Entwicklung die herrschende Klasse geworden ist, muß sich vergegenwärtigen, daß Herrschaft nicht nur Rechte gibt, sondern auch Pflichten und Verantwortung aufbürdet. Sie muß vor allen Dingen lernen, anstatt der schrankenlosen Befriedigung der eigenen Bedürfnisse sich als Glied des Großen und Ganzen zu fühlen und die von ihr veranlaßte Umwälzung nicht dauernd zu immer erneutem Lohnkampf herabzuwürdigen. Das deutsche Bürgertum, dessen Feigheit und Fatalismus nach oben wie nach unten an dem Niederbruch Deutschlands wesentlich mit schuld ist, wird, wenn es sich und sein Volk vor völligem Untergang bewahren will, die Mahnung Goethes beherzigen müssen:

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei.

So ist Deutschland nicht zu retten, die deutsche Wirtschaft nicht wieder aufzubauen, ohne eine Änderung der psychischen Verfassung des deutschen Volkes. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Die deutsche Seele, die deutsche Volksseele ist krank. Alle, die geistige Führer sind, müssen daran arbeiten, daß die deutsche Volksseele gesunde. Hier erwächst vor allem der Kirche und ihren Dienern eine gewaltige nationale und soziale Aufgabe. Bismarck hat einmal gesagt: „Nach 1806 war Deutschland in Preußens Pfarrhäusern". Die evangelische Kirche ist im politischen Leben von jeher nie, im sozialen wenig hervorgetreten. Das entspricht ihrer Eigenart und ihrer Aufgabe, die nicht auf diesseitige Dinge eingestellt ist. Aber in einer Not des Volkes und Vaterlandes, wo es sich auch in geistiger und geistlicher Beziehung um die letzten und höchsten Dinge handelt, kann die evangelische Kirche durch ihre Diener und Gemeinden ein Sauerteig werden, der die Genesung des deutschen Geistes und die Erlösung aus den Nöten dieser Zeiten mit herbeiführen hilft.

Man hat gesagt, ein Volk von 60 Millionen könne nicht sterben. Das ist nur dann richtig, wenn dieses Volk sich nicht selbst aufgibt. Im inneren Kampf

aller gegen alle, wie er jetzt tobt, ist weder auf politischem noch auf wirtschaftlichem Gebiet eine Genesung möglich. Noch dürfen wir hoffen, daß die Gegenwart nur ein Übergangsstadium ist, daß sich unser Volk wieder aufraffen und Eichendorffs Worte wahr machen wird:

Und wo immer müde Fechter
Sinken im mutigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

Gott hat uns vor anderen Gaben verliehen, die zur Erreichung der höchsten Ziele im Völkerleben befähigen. Jetzt kommt es vor allem darauf an, die edlen Eigenschaften unseres Volkscharakters wieder zu entwickeln und in einmütigem Zusammenstehen das Gute aus der alten mit dem Berechtigten aus der neuen Zeit auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet in harter, aber fruchtbringender Arbeit an uns und unserem Volke zu vereinigen und zu läutern. Dann werden unsere Kinder und Enkel künftig vielleicht doch einmal in Erfüllung gehen sehen, was in seinem eingangs erwähnten Gedicht des Dichters Sehergabe prophetisch verheißt:

„Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!"

Bürokraten-Briefe*)

Von Unterstaatssekretär a. D. Freiherr v. Falkenhausen

III. Literaten-Politik; die Politik der unbegrenzten Unmöglichkeiten

Lassen wir die Zukunft! Ob meine Voraussage über das Zurückbleiben des politischen Interesses und der demokratischen Hochflut eintritt oder nicht, wird schwerlich einer von uns beiden festzustellen Gelegenheit haben. So rasch wird auch nach meiner Überzeugung der Rückschlag kaum wirksam werden. Aber eine Unterhaltung wie die unsrige ist schließlich keine Parlamentsdebatte, in der nur Fragen von heute und morgen Beachtung und Gehör finden. Es lohnt sich immerhin, den Lauf der Dinge auch einmal aus weiterem Abstande zu betrachten. Wer sich des Abstandes bewußt bleibt, verfällt dadurch noch nicht der Weitsichtigkeit, vor der Bismarck in dem neulich von mir erwähnten Briefe warnt.

Freilich, über solche Ausblicke zu *streiten*, ist unfruchtbar. Lassen Sie mich lieber das Mißverständnis aufklären, das meine abfällige Bemerkung über die „Vergeistigung" der Politik und ihre unerfreulichen Folgen verschuldet hat. Sie wundern sich bei mir über diese Scheu vor dem Geiste und fragen, ob ich eine Scheidewand zwischen der Politik und dem geistigen Leben der Zeit aufrichten wollte. Wenn

*) Nachstehende „Bürokraten-Briefe" des bekannten Verfassers stammen aus dem Winter 1919/20. Siehe auch „Grenzboten", Hefte 44/45 und 46.

eine solche Scheidewand denkbar wäre, würde ich alles tun, um sie niederzulegen! Sie wissen, ich schwöre auf Platos Wort, daß nur der den Staat gut leiten kann, der Höheres kennt als den Staat. Ich kann es also nur als beschämenden Mangel ansehen, wenn der Staatsmann für seine Person nicht die Höhenluft des geistigen Lebens atmet. Was ich ironisch Vergeistigung der Politik schalt, ist ihre unorganische und, wie ich's nannte, unredliche Verquickung mit Methoden, Anschauungen und Idealen aus dem höheren Gebiete, deren unvermittelte Übertragung, stets zu dem unerfüllbaren Verlangen nach unmittelbarer Verwirklichung jener Ideale bereit, in der letzthin geschilderten Literatenpolitik ihre Gefährlichkeit nur zu deutlich erwiesen hat. Wollen Sie sich an einem Beispiel überzeugen, was dabei herauskommt, wenn man die Politik mit Künstleraugen ansieht, so lesen Sie einmal das „politische Geständnis eines Künstlers", mit dem Meyer-Graefe den „Ganymed" (Blätter der Marées-Gesellschaft) von 1919 einleitet. Es ist ein als Kriegsteilnehmer gedachter Vollblutkünstler, den der bekannte Kunstschriftsteller seine politischen Wandlungen während des Krieges erklären und deuten läßt. Bei Kriegsbeginn, überwältigt von der Begeisterung der Tat, marschiert er freudig in Reih und Glied. Dann kam das abstoßende Einerlei des Schützengrabens, ein Kriegsdasein, das nicht jahrelang halten konnte, was der erste Aufschwung versprach. Und da es an Führern fehlte, die mitzureißen wußten — ihre „schlechten Köpfe" sind ihm gleich anfangs aufgefallen, und freilich, neben den edlen Charakterköpfen von Erzberger, Scheidemann, Cohn-Nordhausen und Liebknecht können sich die Alltagsgesichter Hindenburgs und der Seinen nicht sehen lassen — so steht der einst begeisterte Vaterlandsverteidiger heute bei den radikalen Revolutionären. Aber er spielt schon mit dem Gedanken an eine neue Wandlung, für den Fall, daß auch die Revolution ihn enttäuschen sollte. Denn er nimmt für sich als sein gutes Recht in Anspruch, seinen politischen Standpunkt vom Eindruck der Persönlichkeiten, vom Rhythmus des Geschehens, von der Farbigkeit der Ereignisse bestimmen zu lassen, ohne sich um Gründe, politische Systeme und Parteiprogramme zu kümmern.

Ganz recht! In dieser Weise wirkt die Politik nicht allein auf Künstler, sondern auch auf andere Zeitgenossen, auf die Massen, überhaupt auf alle — die eben nicht politisch denken. Wer so auf politische Eindrücke reagiert, bekennt sich damit als Objekt der Politik, nimmt nur passiv an ihr Teil. Der aktive Politiker muß mit diesen Wirkungen rechnen, muß sich auf sie einstellen, mit ihnen arbeiten. Wer ihnen unterliegt, wer dadurch, wie der Held jenes Künstlergeständnisses blindlings von einem Gegensatz in den anderen geschleudert wird, muß Unheil anrichten, wenn seine Auffassung und Denkart irgendwie zu politischem Einfluß gelangen.

Unser Künstler ist nicht der erste beste. Die tonangebende Persönlichkeit seines Wortführers bürgt dafür. Sein Geständnis gibt sich auch nicht etwa als psychologische Studie, als dichterisches Seelenbild in der Art wie Tollers „Wandlungen". Es will augenscheinlich eine Rechtfertigung des politischen Verhaltens bestimmter und bedeutsamer Kreise der Künstlerschaft und eine Begründung ihres Standpunktes sein. Darüber hinaus aber scheint es mir bezeichnend für das politische Denken und Empfinden der „Intellektuellen" überhaupt, und mag so zur Beleuchtung des Verhaltens jener Gruppen dienen, die ich Ihnen als Vorkämpfer der Politisierung und Demokratisierung vorführte.

Es ist kein Wunder, daß diese Kreise, die Geistigen, wie sie sich heut gerne

nennen, Künstler und Dichter voran — mit Ausnahme allerdings, und auch das ist kennzeichnend, aller wahrhaft Großen —, politisch so leicht dem Radikalismus verfallen. Je feiner eine Natur organisiert ist, je stärker sie empfindet, um so tiefer wird sie von der Unzulänglichkeit des Irdischen ergriffen, um so leidenschaftlicher bäumt sie sich auf beim Anblick aller der Grausamkeiten, die der schaffenden Natur, auch auf dem Gebiete menschlichen Zusammenlebens, beliebte Mittel für ihre verborgenen Zwecke sind. Wo dies starke und edle Gefühl nicht durch sicheren Instinkt oder kritischen Verstand geleitet wird, wo nicht religiöser Sinn oder philosophisches Unterscheidungsvermögen den Trieb nach Vollkommenheit und Harmonie dahin weisen, wo er Heimatsrecht besitzt: ihn aus dem Zeitlichen ins Ewige, aus der Welt der Erscheinungen ins Transszendentale, aus dem Sozialen ins Reich der Persönlichkeit, mit dem bekannten Wort F. Th. Vischers gesagt: aus dem unteren in den Oberstock der Menschheit hinüberretten, da wird der Drang nach Weltverbesserung übermächtig und rennt den Wirklichkeitssinn und das Verantwortlichkeitsbewußtsein über den Haufen. So sind gerade die feinsten Geister, wenn in ihrer Entwicklung nicht durch besonders glückliche Fügung jene überwachenden Kräfte mit der Verfeinerung gleichen Schritt gehalten haben, am meisten in Gefahr, eingefangen und mitgerissen zu werden, wenn der Radikalismus mit der Peitsche knallt, um die Entwicklung der Menschheit zum Galopp anzutreiben. Und die weniger feinen Gefährten, Jünger und Mitläufer legen Wert darauf, sich an ihrer Seite zu halten. Sie sind es auch, die bei der Stange zu bleiben pflegen, wenn jene Edleren sich enttäuscht in der Erkenntnis abwenden, daß die Zeit ihren gleichen Schritt, unbekümmert um alles Geknall und Geißelschwingen, weitergeht. Die Schläge aber, wenn solche literarische Weltverbesserungswut Gewalt über die Politik bekommt, treffen den Staat, dem sie mit der Forderung im Nacken sitzen, ihre Ideale von heut auf morgen in die Wirklichkeit umzusetzen.

Das ist der Grund, weshalb ich zugunsten der Staatskunst für reinliche Scheidung zwischen Ober- und Unterstock eifere. Es heißt eine Kunst verderben, wenn man von ihr verlangt, was sie ihrem Wesen nach nicht leisten kann.

Die Staatskunst hat freilich nicht erst seit gestern unter solchen unbilligen Forderungen zu leiden. Schon die Erklärung der Menschenrechte, die aus den Konstitutionen der amerikanischen Freistaaten in die der ersten französischen Republik und von da in so viele neue europäische Verfassungen übergegangen ist, nannte unter den Aufgaben des Staates die Sorge für die „Glückseligkeit der Einwohner". Ebensogut könnte man in einen Wegebauplan die Pflasterung der Milchstraße hineinschreiben! Kein geringerer als Jakob Burckhardt sieht in der verfassungsmäßigen Festlegung dieser Menschenrechte den verhängnisvollen Beginn einer unseligen Verwischung der Grenzen zwischen den Aufgaben des Staates und denen der Gesellschaft und beklagt es, daß man dem Staate „in sein täglich wachsendes Pflichtenheft schlechtweg alles oktroyiert, wovon man weiß oder ahnt, daß es die Gesellschaft nicht tun werde". „Man will eben" — sagt er und rührt damit an den letzten Grund unseres politischen Elends, „man will die größten Hauptsachen nicht mehr der Gesellschaft überlassen, weil man das Unmögliche will und meint, nur Staatszwang könne dieses garantieren". Er kann es aber nicht! Er kann es am allerwenigsten. Man tut dem Staate Unrecht und man tut ihm Schaden, wenn man von ihm verlangt, was bestenfalls die Gesellschaft in allmählicher, Jahrhunderte währender Entwicklung zu

erreichen vermag: die Veredelung der Grundbedingungen menschlichen Zusammenlebens. Er versäumt darüber seine angestammten Pflichten, die Staatskunst verödet über dem hoffnungslosen Abmühen an unerfüllbaren Aufgaben, Regierende wie Regierte werden verdrossen und enttäuscht durch die Danaïdenarbeit, und auf dem Boden ununterbrochener Enttäuschungen wächst die tötliche Erbitterung aller gegen alle, die schließlich, im Kampfe aller gegen alle endend, den Staat selbst zerstört. Mich dünkt, die Geschichte der Politik seit der Erklärung der Menschenrechte ist ein einziges, erschütterndes Bild dieses Entwicklungsganges.

Der andere Teil, die Gesellschaft, deren Aufgaben der Staat an sich gerissen hat, fährt nicht besser bei dieser Grenzverrückung. Selbst der begeistertste Verfechter der Staatsallmacht wird nicht zu behaupten wagen, daß die Glückseligkeit der Einwohner wohl gediehen sei, seit der Staat ihre Förderung pflichtmäßig übernommen hat. Wir alle sind vom Gegenteil überzeugt. Der Eindruck, daß Glück und Lebensfreude im modernen Leben immer spärlicher blühen und immer härter um ihr Recht zu kämpfen haben, ist so zwingend, daß keiner sich ihm entziehen kann, so sehr wir uns dagegen sträuben und so wenig sich ein beweisbarer Vergleich anstellen läßt. Den modernen Staat hierfür als Hauptschuldigen haftbar zu machen — statt der Weltanschauungskrise, die im Grunde das Wesen des Modernen bestimmt —, wäre eine Lächerlichkeit, die Sie mir nicht zutrauen werden. Ohne Mitschuld aber sind seine Übergriffe ins persönliche Leben nicht. Wenn das Glück der Erdenkinder einzig in der Persönlichkeit wurzelt — und über diese Grundwahrheit bedarf es zwischen uns keiner Verständigung —, dann muß es leiden, wenn die Persönlichkeitswerte und ihre Pflege vom Geiste der Zeit vernachlässigt werden, wenn die sozialen und politischen Ideen sich auf ihre Kosten einseitig und im Übermaß auswachsen und breitmachen und sie aus dem Mittelpunkt des Denkens und Lebens verdrängen. So steht es in unserer Zeit. Das öffentliche Leben überwuchert das Persönliche. Die Arbeit am eigenen Ich, die einzige Handhabe, die dem Menschen gegeben ist, um an seinem und seines Nächsten wahrem Glücke zu weben, tritt in den Hintergrund. Sie muß ja auch an Triebkraft verlieren, je mehr auf dem Felde, das sie zu bestellen hat, von der Allgemeinheit, vom Staate verlangt und erhofft wird. Sie werden selbst die vielbesprochene Wahrnehmung bestätigt gefunden haben, daß die Selbstverantwortung des einzelnen verkümmert, wo die Staatsfürsorge für die Sicherstellung seines Daseins verantwortlich gemacht wird. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch aber verlieren ihre Eigenart und ihre Wärme, wenn einer dem anderen nur noch als Staatsbürger gegenübersteht. Am grellsten tritt dies zutage, wenn ein soziales Verhältnis durch öffentlich-rechtliche Regelung schematisiert wird. Nicht allein patriarchalische Verhältnisse müssen dadurch absterben, was ich nicht anstehe als schmerzlichen Verlust zu beklagen; auch kameradschaftliche Bande aller Art sehen wir gelockert und durchschnitten, und die großartige, aber unpersönliche, finster-trotzige, mit Hilfe von Terrorismus zusammengehaltene Gemeinbürgschaft der Arbeitermassen bietet, menschlich betrachtet, einen schlechten Ersatz.

Von dem geistigen Leben der so politisierten Massen sagte ich letzthin, es verfalle der Verödung durch die einseitige Zuspitzung alles Denkens auf die Politik. Sie halten mir zur Entgegnung das leidenschaftliche Bildungsstreben vor, das die Sozialdemokratie in unserer Arbeiterschaft geweckt habe. Ob sie es geweckt hat oder ob es ihr entgegengekommen ist, bleibe dahingestellt. Es ist jedenfalls bewunderungs-

wert und hat mich in seiner Hingabe und Opferfreudigkeit oft tief ergriffen. Mit einem Gefühl allerdings, dem ähnlich, mit dem Goethe in dem venezianischen Epigramm des Pilgers und seiner Beseligung durch einen falschen Begriff gedenkt. Sind es nicht Steine, die diesen nach geistiger Nahrung Hungernden statt Brotes von der nur auf politische Dressur bedachten Partei gereicht werden? Ist die dogmatisch verknöcherte, im Sumpfe eines platten Materialismus und Utilitarismus erstickende sozialistische Volksbildung, ist diese Volksversammlungsrhetorik, diese tendenziöse Geschichtsklitterung, diese rabulistische Zusammenstellung nationalökonomischer und statistischer Einzelheiten, dieser Absud aus Haeckels „Welträtseln" und der Religionsphilosophie eines Adolf Hoffmann — eine Partei, die es fertig gebracht hat, ihm das Kultusministerium zu übertragen, hat eigentlich das Recht verwirkt, über Kulturfragen überhaupt mitzureden —, ist das alles, frage ich Sie, überhaupt Bildung? Ist es nicht in Wahrheit eine trostlose Verödung und Verflachung der Volksseele, gemessen an der Kultur vergangener Zeiten, wie sie uns in Volkskunst, Volkslied und Volksbräuchen überliefert ist? Zeigt nicht das Geistesleben eines weltabgeschiedenen Alpennestes, das sich die alte Sitte seiner Mysterienspiele erhalten hat — ich meine nicht das Allerweltspassionsdorf in Oberbayern mit seiner auf die Schaulust von Globetrotters berechneten Münchener Malkastentheatralik —, zeigt es nicht in all seiner Enge, seiner Dumpfheit und seinem Aberglauben mehr Reichtum, mehr Farbe, mehr Seele, fast möchte ich sagen: auch mehr Freiheit als jene parteipolitische Abrichtung?

Als ich neulich davon sprach, daß der Staat sich wieder auf seine Nachtwächterrolle besinnen müsse, fragten Sie mich ganz bestürzt, ob ich denn in Menschheitsfragen den Entwicklungsgedanken abgeschworen hätte. Im Gegenteil! Gerade weil ich mich — selbst in den Tagen des Bolschewismus, des Friedens von Versailles und der jungen deutschen Republik — an diese Hoffnung festklammere, gerade deshalb will ich nicht, daß der Racker von Staat mit seinen plumpen Fingern an diese Dinge rührt. Die Entwicklungen der Kultur — das viel mißbrauchte Wort in seinem wahren, noch unentweihten Sinn angewandt — vollziehen sich im Oberstock der Menschheit leise und eigenwillig nach ihren eigenen Gesetzen. Die gutgemeinten Hilfen und Förderungsabsichten, die aus den Niederungen des praktischen Lebens regelnd, richtunggebend, beschleunigend hinaufreichen möchten, haben sich von jeher als heillose Störungen erwiesen. Laßt die droben in Ruhe! Laßt sie wirken und weben, wie der Geist sie treibt! Das Beste, was ihr tun könnt, ist, ihnen eine treue Schildwacht sein gegen feindliche Mächte, gegen die Rückfallzuckungen des Faustrechts. Weit besser jedenfalls, als wenn ihr die Ideale bei dem hoffnungslosen Versuche, sie vor den Karren der Zeit zu spannen, in den Staub der Alltäglichkeit herabzieht! Dabei wird nur das Ideal staubig und die Alltäglichkeit auf den Kopf gestellt. Es führt kein Weg zur Fata Morgana eines Paradieses auf Erden. Die ihn immer aufs neue zu bahnen versuchen, verwüsten dabei nicht allein die Saatfelder, die uns das tägliche Brot spenden, sie verlieren auch die Richtung nach einem Menschheitsziele, das wahrlich mehr bedeutet als ein irdisches Paradies.

Blicke in das Geſellſchaftsleben zur Zeit der franzöſiſchen Konſularregierung

Von Dr. Willy Müller

rankreich, müde des Henkers und des Fallbeils der Schreckenszeit, müde auch des ununterbrochenen Freudenrauſches, der die üppigen Tage eines Barras ausgefüllt hatte, war reif und geneigt, ſich einem Despoten zu beugen — vorausgeſetzt, daß er ein Genie war, und ſo ſank, als Bonaparte aus Ägypten heimkehrte, die verrottete Welt des Direktoriums in Trümmer. Aber neues Leben blühte aus den Ruinen: ein dreiköpfiges Konſulat erſetzte die geſtürzte Behörde der Fünfmänner; in Wahrheit freilich trat an die Spitze des Staates der mit dem Nimbus des Siegers geſchmückte General, dem ſeine Kollegen nur als Dekoration dienten. Nun lebte, da wohlſituierte Leute unter der geordneten Regierung keinen Grund mehr hatten, ihren Reichtum zu verbergen, überall geſelliger Verkehr auf, und zumal Paris zeigte in dieſer Hinſicht bald ein Antlitz wie vor den Saturnalien, die während der Herrſchaft der Guillotine gefeiert, und vor den Tollheiten, die unter den Auſpizien der Göttin Vernunft begangen worden waren. Der Winter von 1799 auf 1800 und der ihm folgende verliefen geradezu glänzend und ſtellten dem neuen Jahrhundert auf geſellſchaftlichem Gebiete eine ſehr günſtige Prognoſe; wie von einem Alb befreit, trank man in vollen Zügen den Becher der Luſt. Auf Befehl des erſten Konſuls gaben auch die Generäle und hohen Staatsbeamten Geſellſchaften, unter denen beſonders die Bälle bei dem Kriegsminiſter Berthier ſich eines gewiſſen Rufes erfreuten. Einen ihrer Anziehungspunkte bildete die pikante Frau Hamelin; hätte der Umſtand, daß ihr Gatte Armeelieferant war, ihr nicht Berthiers Tür geöffnet — ihr Liebesverhältnis mit dem einflußreichen General Fournier würde es getan haben. Den Offizieren und Beamten gegenüber wollte aber die hohe Finanz nicht zurückſtehen, ſo lud auch ſie denn zu pompöſen Feſten, bei denen oft eine geradezu märchenhafte Pracht entfaltet wurde; beſonders der Bankier Ouvrard auf ſeinem Schloſſe Raincy, wo die ſchöne Thereſia Tallien eine ähnliche Rolle ſpielte wie Frau Hamelin beim Kriegminiſter, konnte ſich darin nicht genug tun.

Und im Gefühl der Sicherheit vor ferneren Bürgerkriegen tauchte auch der alte Adel wieder auf: aus dem Schiffbruch der Geſellſchaft des ancien régime hatten ſich Trümmer gerettet, die nun, nachdem der ſtürmiſche Wellenſchlag der Revolution verebbt war, an der Oberfläche erſchienen; dazu kehrten viele Emigranten, von Sehnſucht getrieben, in die alte Heimat zurück. Dieſe Royaliſten, die einſt in Verſailles, wo nach Montesquieus Ausſpruch große Herren in Lakaien verwandelt wurden, das leere Bett des Monarchen mit einer Kniebeugung begrüßt hatten, ſtanden natürlich dem neuen Herrſcher — zunächſt wenigſtens — frondierend gegenüber und bildeten eine Welt für ſich, eine Art Fremdkörper im geſelligen Leben der napoleoniſchen Kreiſe. Exkluſiv, in ihren alten, vorrevolutionären Ideen befangen, lebten ſie, der Gegenwart feindlich, ihren Erinnerungen und mehr noch — kunſtfertige Architekten im Bau von Luftſchlöſſern — ihren Hoffnungen. Außer dieſen hielt ſie der allen gemeinſame gute Ton zuſammen. Manche von ihnen

schlugen sich, durch die Revolution ihrer Güter beraubt, kümmerlich durch: der Marquis de Bérac z. B. bewohnte ein Dienerzimmer, das, von dem Bette abgesehen, nur mit einem Stuhle möbliert war, und die Baronin v. Montmorency wusch und plättete ihr Musselinkleid eigenhändig. Hauptsächlich im Salon der Frau v. Montesson, der „morganatischen Witwe" des Herzogs von Orleans, Vaters von Philipp Egalité, einer Verkörperung des Vergangenen, die noch den Hof Ludwigs XV. gekannt hatte, sammelte sich zu Beginn des Konsulats dieser Zirkel; die Herren, wie einst, in Kniehose, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, die Damen leicht kenntlich an ihrem ungezwungenen Anstande und der Art, wie sie beim Gehen den Saum ihres Gewandes hoben. Frau v. Montesson war auch die erste, die ihre Diener aufs neue in Livree kleidete und an ihren Wagen wieder ihr eigenes Wappen und dasjenige der Orleans anbringen ließ. Es herrschte in den gastlichen Räumen ein feiner Ton, obgleich die Dame des Hauses, für deren Reize der Umstand spricht, daß ihr Neffe, ein Graf Valence, als ganz junger Mann eine Zeitlang ihr Liebhaber war, nicht nur selbst eine sehr bewegte Vergangenheit hatte, sondern auch gern alte Gecken und leichtsinnige Frauen bei sich sah, so daß Talleyrand, sarkastisch, wie er war, meinte, das Haus der interessanten Erscheinung liege am äußersten Ende der Schicklichkeit. Neben solchen moralisch angekränkelten Existenzen gab es aber auch höchst achtbare Damen unter dieser Aristokratie; so eine Frau v. Angiviller, die, in ihrem Inneren zwiespältig — sie war, weil geistvoll, halb Voltairianerin und, da sie sich vor dem Tode fürchtete, halb strenggläubig —, doch ein goldenes Herz besaß: von ihren milden Gaben fristeten etwa dreißig ruinierte Adelsfamilien ihre Existenz.

Scharf hoben sich von diesen Edelleuten die oft durch schmutzige Geschäfte reich gewordenen, aber an Bildung des Geistes und des Herzens unendlich armen Emporkömmlinge ab, meist Kriegsgewinnler, die nichts von den Schätzen des guten Tones und der Eleganz ihr eigen nannten. Ihnen ging es ähnlich wie den Feldherren, die zwar zu siegen, aber den Sieg nicht zu nutzen verstehen: sie hatten die Gabe, Reichtümer zu erwerben, doch es fehlte ihnen die Fähigkeit, sich ihrer mit Anstand zu bedienen. Dabei hinderte ihr Haß gegen die Edelleute diese Parvenus keineswegs, ihnen nachzuahmen und somit ihre Superiorität anzuerkennen, die sich auf die Tatsache stützte, daß man Traditionen weder schaffen noch vernichten kann: die Söhne der aufstrebenden Sphäre suchten ihr gesellschaftliches Neophytentum durch eine Weihe in den Sälen des Tanzmeisters Coulon zu verdecken, während die Töchter bemüht waren, die den Französinnen so oft angeborene Grazie mittels einer unter dem Beirate sachkundiger Modistinnen zusammengestellten Toilette in möglichst helles Licht zu rücken. Der Erste Konsul, der eine Versöhnung aller Parteien herbeizuführen wünschte, suchte zwischen den sich widerstrebenden Kreisen zu vermitteln, und da seine Gattin Josephine stets eine gewisse Schwäche für den Adel der Königszeit gehabt hatte, diente sie als willkommenes Bindeglied zwischen den Leuten von gestern und denen von heute, zwischen der alten und der neuen gesellschaftlichen Welt, und rekrutierte nicht ohne Geschick unter der Aristokratie für ihren Gatten: eine Anzahl Männer und Frauen, den Familien angehörig, die man als das „Faubourg St. Germain" zu bezeichnen pflegte, beugten sich, zum Teil von ihr beeinflußt, der zwingenden Macht der Verhältnisse und suchten Anschluß an den Ersten Konsul; die heterogenen Elemente begannen sich infolge davon ein-

ander zu nähern, und beispielsweise im Salon der tonangebenden Frau Récamier, der schönen Gattin eines mit irdischen Gütern reich gesegneten Bankiers, verkehrten Vertreter des ancien régime mit ausgesprochenen Repräsentanten der republikanischen Welt — allerdings nicht ohne sie hinter dem Rücken mit dem Gifte ihres Spottes zu bespritzen —, und dadurch, daß beiden Richtungen sich in manchen Häusern die Halbwelt einte, entstand eine neue Gesellschaft: die spezifisch napoleonische. Räume wie diejenigen der Frau Permon, der Mutter der Generalin Junot und späteren Herzogin von Abrantès, öffneten sich heimgekehrten Emigrantinnen und Damen der neuen Aristokratie — darunter der Mutter und den Schwestern des Ersten Konsuls — so gut wie der ausgeprägten Halbweltlerin Frau Hamelin; man war nicht engherzig im Punkte der Moral.

Und wie derartige tolerante Anschauungen noch vielfach an die Direktorialzeit erinnerten, so auch die Kleidung der Damenwelt. Theresia Tallien, eine der ausgesprochensten Modedamen ihrer Tage, erschien, um nur diesen einen Fall anzuführen, gelegentlich einer Galavorstellung im Opernhause als Diana kostümiert: aus dem dunklen Haar leuchtete ein Diadem von Brillanten in Halbmondform hervor, die entblößte Schulter trug einen mit Juwelen geschmückten Köcher, und von der schönen Hüfte fiel ein Tierfell bis zu den Füßen hinab, den alabasterweißen unteren Gliedmaßen als günstige Folie dienend. Es wurde überhaupt auf dem Gebiete der Toilette ein arger Luxus getrieben, und manche Frau verbrauchte für ihre Kleidung Summen, die zu der Börse ihres Gatten, selbst wenn sie wohl gespickt war, so wenig in dem richtigen Verhältnis standen, daß dieser und jener ihrer Freunde reichliche Gelegenheit fand zu zeigen, ob er eine offene Hand habe. Auch Bonapartes Expedition an die Ufer des Nils wirkte in der Gewandung und dem Schmucke der Frauenwelt nach; Julie Récamier trug bisweilen einen starken weißen, auf ägyptische Art pyramidal in die Höhe gesteckten Schleier, und der Pelikan, der ihren Betthimmel krönte, wie die antiken geschnittenen Steine, deren sie selbst und manche andere Frau sich zur Hebung ihrer Toilette bediente, erinnerten an die kürzlich angeknüpften Beziehungen zum Orient. Ganz besondere Sorgfalt widmete ihrer äußeren Erscheinung die Gemahlin des Ersten Konsuls; wenn sie auf ihrem Landsitze Malmaison weilte, wechselte sie, die Monotonie des Daseins zu unterbrechen, nicht nur dreimal täglich das Hemd, sondern änderte auch wohl noch öfter ihren Anzug, was sie sich freilich leisten konnte, da sie über etwa 600 Roben verfügte. Man sieht, sie wirtschaftete nicht weniger leichtsinnig als ihre Vorgängerin auf dem Throne, den sie selbst besteigen sollte, Marie Antoinette, die der Volksmund mit Recht „Madame Defizit" genannt hatte. Die Männerwelt, die begreiflicherweise auf ihr Äußeres weniger Gewicht legte, trieb einen Luxus anderer Art: Schlemmerei, die manchmal Orgien gebar; besonders junge Offiziere kamen bisweilen zusammen, um sich mal ordentlich vollzutrinken.

Ein Vergnügen aber, dem beide Geschlechter mit gleichem Eifer huldigten, war der Dienst Terpsichores; auf schönes Tanzen, auch seitens der Herrenwelt, wurde ebenso großes Gewicht gelegt wie in den Tagen vor der Revolution, und wie damals der berühmte Tänzer Vestris sich zu den größten Männern seiner Zeit gerechnet und am Hofe Ludwigs XVI. Beauharnais „le danseur", Josephinens erster Gemahl, die Damenwelt entzückt hatte, so fand jetzt ein Herr v. Trénis

wegen der gleichen Kunstfertigkeit vor deren Augen Gnade. Auch Frau Récamier tanzte unvergleichlich schön, besonders ihren viel bewunderten „Schaltanz". In der besseren Gesellschaft hatte man für die Tanzvergnügungen eine von einem Mohren geleitete Kapelle; er erhielt für 3 bis 4 Stunden 12 Louisdor, und es gehörte zum guten Ton, ihn zu engagieren. Man ließ sich überhaupt die Geselligkeit etwas kosten, wie das Vorgehen der Frau Hainguerlot zeigt; Gattin eines über erhebliche Mittel verfügenden Bankiers, gab diese Dame Bälle, die mit einem Lotteriespiel endeten, bei dem es keine Nieten gab und jeder ein Schmuckstück gewann. Daß es ihr bei solcher Liberalität an Gästen nicht fehlte, liegt auf der Hand, aber der stärkere Magnet war doch die schöne, liebenswürdige und geistvolle Wirtin selbst. Unter den Tanzlustbarkeiten, die sich in der Öffentlichkeit abspielten, wurden diejenigen der Ballhäuser Thélusson und Richelieu von den renommierten Schönheiten der beginnenden napoleonischen Ära mit Vorliebe aufgesucht; außerdem vermittelten die berühmten Opernbälle, die im Februar 1800 einsetzten und neben gesunkenen Vertreterinnen vornehmer Kreise auch Repräsentantinnen der Halbwelt Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Reize gaben, unter dem alles Kompromittieren ausschließenden Schutze von Larve und Domino so hübsch das leichte Spiel der Liebe; hier pflegte auch Bonaparte, dem Schutze der Maske vertrauend, Freundinnen zu sprechen, die er in den Sälen der Tuilerien nicht gut empfangen konnte. Neben dem Tanze gab aber auch die Musik den geselligen Vereinigungen der Konsulatszeit einen willkommenen Reiz; die Flöte freilich, die einst Friedrich der Große salonfähig gemacht hatte, trat mehr und mehr in den Hintergrund, dafür wurde die sentimentale Harfe modern; Frau Moreau beispielsweise, die hübsche Gattin des Siegers von Hohenlinden, eine sehr talentvolle Dame, die nicht nur eine der elegantesten Tänzerinnen der Hauptstadt war, sondern auch wie eine Künstlerin malte, stickte und Klavier spielte, wußte dem schwierigen Instrumente bezaubernde Töne zu entlocken. Besonders gern gehört wurden — vielleicht ein Nachklang aus der Periode der Empfindsamkeit — Kompositionen für Harfe und Waldhorn. Mit Tanz und Musik war aber das Repertoire gesellschaftlicher Unterhaltungen keineswegs erschöpft; die Mimomanie, die Sucht Komödie zu spielen, erfaßte immer weitere Kreise und artete bald zur Tollheit aus. Die Proben waren aber auch gar zu amüsant, der Beifall der Zuschauer so berauschend, und zumal die Frauen hatten ganz besonderes Talent für die Lüge der Szene. Auch in Malmaison führte, der Mode der Zeit entsprechend, der um den Ersten Konsul sich bildende Kreis häufig Theaterstücke auf. Ebenso hielten die Karten viele in ihrem Bann. Frau Gail, z. B., die Gattin des berühmten Helleniſten, war ihrem Zauber derart verfallen, daß sie, wenn es sich gerade so machte, ähnlich wie manche unserer Studenten beim Dauerskat, vierundzwanzig Stunden ununterbrochen am Spieltisch zuzubringen vermochte. Und auch das Hasardspiel blühte; eine Gesellschaft, die großenteils aus zurückgekehrten Adligen bestand, hatte die Pariser Spielhöllen für eine fabelhafte Summe gepachtet und suchte daher auf jede Weise, so unter anderem durch wöchentliche Freibälle, das Publikum anzulocken. Und mit Erfolg; die Roulette mit den unergründlichen Geheimnissen des rouge et noir zog nicht nur die Reichen in ihren Bann — auch der Krieger opferte ihr oft genug, was er in mühevollen Feldzügen an Sold gewonnen hatte. Vielen wurde der Spielsaal zum Dorado; manchem aber, der am grünen Tische, wo die verhängnisvolle Kugel rollte, sein

Glück hatte versuchen wollen und von der trügerischen Göttin genarrt worden war, zog man anderen Tages aus den Fluten der Seine. Und auch an der Börse wurde fleißig gespielt; Talleyrand, Minister des Äußeren und nebenbei leidenschaftliche Spielratte, verlor dort Millionen, die er freilich schnell genug zu ersetzen wußte: ihm flossen reichlich Gelder zu als Gegengabe für diplomatische Gefälligkeiten.

(Schluß folgt.)

Weltspiegel

Frankreich und die Lage in Europa. Noch einmal ist der Kelch der Besetzung des Ruhrgebiets an uns vorübergegangen. Aber wie ernst die Lage immer noch bleibt, zeigt folgende Äußerung der radikalsozialistischen (also bürgerlichen!) „Ere nouvelle" vom 14. November: „Die Besetzung des Ruhrgebiets ist das Schlagwort unserer gesamten nationalistischen Presse geworden. Es handelt sich nicht mehr um die Pfandtheorie, sondern um die wirkliche Annexion des Ruhrbeckens. Wie jetzt der Marschall Foch mit seiner militärischen Rheingrenze veraltet dasteht. Jetzt zählen nur die wirtschaftlichen „Notwendigkeiten". Die „industrielle" Grenze Frankreichs ist die Ems. Welcher Vertreter des Bloc national (der Clemencistischen Mehrheit: Der Verf.) könnte sich der Durchschlagskraft solcher Argumente entziehen? Allerdings ist wahr, daß 1915 die deutschen Kohlenherren in einer berühmt gewordenen Denkschrift mit den gleichen Gründen bewiesen, daß Briey deutsch werden müßte . . . Wie können wir auf Grund des Nationalitätenprinzips fordern, daß Oberschlesien an Polen kommt, wenn wir unsererseits gleichzeitig das Ruhrgebiet verlangen? Allerdings erzählt man uns, daß nicht alle Deutschen den Einzug unserer Truppen in Westfalen mißgünstig ansehen würden. Herr Stinnes besonders wünscht, daß sie möglichst rasch „die Ordnung wiederherstellen". Wie sollte man derartige Appelle, die in so rührender Weise die Industriellen Frankreichs und Deutschlands einigen, unberücksichtigt lassen? Trotz ihrer Schwäche scheint unsre Regierung noch nicht geneigt zu sein, vor dieser ständig fortgesetzten Campagne zu kapitulieren. Im Einvernehmen mit den Alliierten bereit, zur Besetzung zu schreiten, um Deutschland zur Einhaltung seiner Verpflichtungen zu zwingen, macht sie doch den Einzug in Essen nicht zum Endziel ihrer Politik. Sie zeigt sich sogar, nach Äußerungen Millerands und Charles Laurents bereit, die Entwicklung der Handelsbeziehungen zu unseren ehemaligen Feinden zu begünstigen. Aber die Minister denken und der Bloc national lenkt. Wird es der Regierung noch lange gelingen, ihrer Mehrheit Widerstand zu leisten? Wird nicht für Arago (das Haupt der mächtigsten, 183 Mitglieder zählenden Rechtspartei der „Entente républicaine-démocratique") und seine Freunde die Besetzung des Ruhrgebiets mehr und mehr als notwendige und das Heil bringende Geste erscheinen? Mehr als je muß man wählen zwischen einer Politik des Friedens und einer Politik der Isolierung. Aber werden Millerand und Leygues noch lange Herren ihrer Wahl sein können?"

In der Tat ist es einzig die Furcht vor Isolierung, die Frankreich von der Besetzung oder, wie man neuerdings zu sagen beliebt, der „Einkreisung" des Ruhrbeckens zurückhält. Ein glatter Bruch mit England würde einstweilen noch, trotzdem die besten Kräfte der Verbündeten augenblicklich in inneren Kämpfen gebraucht werden, die französische Politik an allzu vielen Stellen der Welt gefahrlichen, zum mindesten schmerzhaften Reibungen aussetzen. Schon ist in östlichen Angelegenheiten der durch die polnische Offensive errungene Prestigeerfolg infolge

der leicht (nur nicht von der deutschen bürgerlichen Presse!) vorauszusehenden katastrophalen Niederlage Wrangels wieder dahin, und die Franzosen können nun bei der Erörterung polnischer Angelegenheiten den Engländern nicht mehr bei jeder Gelegenheit vorwerfen, sie unterstützten die Polen nicht genug, schon wird die Wiederaufnahme englisch-russischer Handelsbeziehungen wieder lebhafter erörtert. Schon versuchen die durch den Ausfall der griechischen Wahlen aufs höchste bestürzten Franzosen an den ursprünglich als Deutschfreunde hingestellten anatolischen Nationalisten Freunde gegen England zu gewinnen, das in Konstantinopel als unumschränkter Herrscher auftritt. Schon fühlt man sich in Tunis, wo seit sieben Jahren ununterbrochen Belagerungszustand herrscht, in Algier, wo Mißernte und übertriebener Getreideexport den Boden für Rebellion und bolschewistische Umtriebe geschaffen haben, bedroht, und auch die Reise des spanischen Königs nach London, die in erster Linie wohl der Gewinnung Tangers für Spanien gilt, kann man nur mit Mißbehagen ansehen. Und wenn man sich auch (auf dem Papier!) mit England und Italien über die Einflußzonen in Kleinasien geeinigt hat, so bleibt trotz der militärischen Erfolge des Generals Gouraud die Lage in Syrien noch immer beunruhigend, zumal jetzt auf englischen Antrieb der Palästinastaat Ansprüche auf den oberen Jordan und Teile des südlichen Syriens erhebt und die Gründung des christlichen Großlibanonstaates Syrier und Mohammedaner verstimmt hat. All diese Gegensätze würden bei einem Bruch mit England sofort akut werden. Deshalb hat man es, besonders da auch England alle Schroffheiten vorsichtig vermied, vorgezogen, sich hinsichtlich der Wiedergutmachungsfragen noch einmal zu einigen, d. h. die Entscheidung hinauszuschieben. Denn mehr als eine Hinausschiebung bedeutet die Festsetzung der vier Konferenzen (1. alliierte und deutsche Sachverständige in Brüssel, 2. Konferenz alliierter Minister im Februar mit konsultativer Teilnahme deutscher Regierungsvertreter, 3. Wiedergutmachungsausschuß, 4. Oberster Rat) nicht. Sowie es an die dritte und vierte Konferenz geht, werden die Gegensätze zwischen dem englischen und dem französischen Standpunkt wieder hervortreten und der Kommentar des „Echo de Paris", daß Frankreich zwar sein Ziel, die Akkordmethode zu beseitigen und dem Wiedergutmachungsausschuß alle im Friedensvertrage vorgesehenen Befugnisse zurückzugeben (was auch Poincaré fordert) nicht erreicht habe, daß dies aber auch leicht zu verschmerzen sei, da der Wiedergutmachungsausschuß so wenig wie der Völkerbund imstande sei, die Rolle einer über den Staaten stehenden Regierung zu spielen, läßt deutlich erkennen, daß man in Frankreich darauf zählt und hinarbeitet (womöglich mit diplomatischer Unterstützung Amerikas), seine Aktionsfreiheit auf gütlichem Wege zurückzuerlangen. Argumentiert doch auch Tardieu schon allen Ernstes: da der amerikanisch-englisch-französische Allianzvertrag nicht ratifiziert worden sei, habe Frankreich ohne weiteres das Recht, das Rheinland so lange besetzt zu halten, bis Deutschland alle seine Verpflichtungen erfüllt habe. Es wäre für Deutschland selbst immerhin von Interesse, in Erfahrung zu bringen, wie sich Amerika und England zu dieser Ansicht stellen. Wie wenig man in französischen Nationalistenkreisen gesonnen ist, auf England Rücksicht zu nehmen, beweist nicht nur die immerhin höflich gehaltene Antwort Poincarés auf den Angriff der „Daily News", in der die Frage aufgeworfen wird, warum nicht das englische Blatt, wenn es den Deutschen durchaus helfen wolle, von Lloyd George verlange, daß er Deutschland die Handelsflotte und den englisch gewordenen Teil Kameruns wiedergäbe, sondern auch Artikel wie die des „Eclair" vom 2. und 5. November, in denen spaltenlange Listen der Beschwerden Frankreichs gegen England aufgezählt und allen Ernstes erwogen wird, welche Stellung Frankreich in einem bevorstehenden amerikanisch-englischen Konflikt einzunehmen hätte und daß seine Küste eine ausgezeichnete U-Bootbasis gegen England abgeben würde. Und ob Erklärungen, wie die, welche unlängst Lord Northcliffe im „Journal des Débats" abgab, in denen versichert wurde, daß Deutschland durchaus bezahlen könne und Frankreich beschworen wurde, nur ja bei den Wiedergutmachungsverhandlungen festzubleiben, zur Ausgleichung der bestehenden Gegensätze beitragen

werden, darf füglich bezweifelt werden. Daß England die Wendung der Dinge in Amerika tatsächlich nicht ohne Besorgnis ansieht, beweist seine vorsichtige Zurückhaltung bei den Völkerbundsverhandlungen, deren Ausgang erst noch abgewartet werden muß, um sie bewerten zu können.

In Osteuropa ist die französische Politik nicht von Glück begünstigt gewesen. Die Bildung des großen Antibolschewistenblocks aus kleiner Entente, Ungarn, Polen und Rumänien ist trotz der eifrigsten, infolge der Niederlagen Wrangels und der damit heraufziehenden Gefahr für den gerade erst bestätigten bessarabischen Besitz noch verstärkten Bemühungen Take Jonescus am Mißtrauen Polens gegen die Tschechen gescheitert. Anscheinend hält man es in Warschau augenblicklich für vorteilhafter, sich auf eigene Hand eventuell mit Ungarn zu verständigen und sich in ihm gegen einen im nächsten Jahr als ziemlich sicher zu erwartenden neuen russischen Angriff einen verläßlicheren Bundesgenossen zu schaffen, als es Tschecho-Slowaken und Südslawen sein würden. Andererseits würden natürlich die Westmächte die Bildung eines Gegenblocks gegen die Kleine Entente nicht gerade als Gewähr für einen dauernden Frieden ansehen können. Besonders nicht, wenn sich der Kleinen Entente, um einen Rückhalt Griechenland gegenüber, das ihm den Zugang zum ägäischen Meere sperrt, Bulgarien anschließen würde. Einstweilen wirbt allerdings Stambuliski in Paris noch um Frankreichs Gunst, die ihm, falls England nicht Größeres verspricht, angesichts der Entwicklung in Griechenland vielleicht doch noch zuteil werden wird, besonders da der infolge Wilsons Wahlniederlage und des im Ausfall der italienischen Kommunalwahlen deutlich erkennbaren inneren Erstarkens Italiens überraschend schnell zustande gekommene Vertrag von Rapallo sehr zum Mißbehagen Frankreichs eine italienisch-südslawische Annäherung vorsieht und damit Italien in weniger starkem, bei der diplomatischen Kunst Giolittis aber immerhin fühlbarem Maße die Möglichkeit geben würde, auf dem Balkan zwischen England und Frankreich eine ähnliche Vermittlerrolle zu spielen, wie es das in Kleinasien getan hat. Jedenfalls aber erstarkt Italien durch den Vertrag von Rapallo und die zunehmende innere Beruhigung so sehr, daß die Gefahr einer Isolierung Frankreichs immer näherrückt, besonders wenn letzteres nicht endlich die Finger aus den habsburgischen Intrigen herausläßt.

Das große Rätsel bleibt nach wie vor Rußland, besonders da man über die Stabilität der Sowjetregierung immer noch im Dunkel gelassen wird. Kleine lokale Aufstände sind allgemeine Kriegserscheinungen und beweisen gar nichts, aber auch der viel besprochene Vertrag mit Vanderlip beweist nichts, da ein ostsibirisches Pachtgebiet selbst bei einem Regierungswechsel in Moskau hinreichende Garantie bieten würde. Immerhin zeigt der rasche und vollständige Sieg über die gut ausgebildeten und, wie es (wohl mit Recht) hieß, vortrefflich disziplinierten Wrangeltruppen, daß es wenigstens um die Militärtransporte in Rußland nicht so miserabel stehen kann, wie man uns immer wieder glauben machen will. Als sicher kann angenommen werden, daß die Sowjets jetzt zunächst mit Machno und Petljura, sowie mit Balachowitsch aufräumen werden, um sich dann, im nächsten Sommer, wieder gegen die Polen zu wenden, die sich inzwischen mit Unterstützung Lettlands einen allein zwar ohnmächtigen, mit bolschewistischer Unterstützung aber immerhin gefährlichen Gegner in den durch Zeligowskis d'Annunziostreich aufs höchste erbitterten Litauern geschaffen haben. Was dann aus den in der polnischen Presse schon jetzt erörterten Absichten Polens auf Dünaburg und womöglich Riga wird, ist schon jetzt vorauszusehen, besonders wenn etwa die durch eine etwaige polnisch-ungarische Verbindung bedrohten Tschechen ins Lager der Gegner getrieben werden sollten. Die verstärkte und durch Wahlmißerfolge der Sozialisten keineswegs abgeschreckte Tätigkeit der Bolschewisten in allen Ländern, der energische Vorstoß der Kemalisten gegen Armenien, der die langerwartete Erklärung für ihr auffällig rasches Zurückgehen an der griechisch-kleinasiatischen Front gibt, die Verhandlungen zwischen Sowjet-Rußland und China zeigen, daß die Sowjetregierung noch lange nicht gesonnen ist, ihre Kampfstellung gegen England und die ganze Welt aufzugeben.

Inzwischen ist England fieberhaft tätig, wenigstens seine Position in Konstantinopel zu stärken. Es hat den Einfluß des französischen Generals Franchet-d'Esperey ausgeschaltet und sucht, trotzdem es damit die Mohammedaner Indiens beunruhigt, mit allen Mitteln Vorwände zu schaffen, die Türken endgültig aus Europa zu vertreiben. Hält es den Bosporus und die Ostsee, so wird es auch in Mittelasien, wo Kurdistan inzwischen ganz unter bolschewistischen Einfluß geraten zu sein scheint, zum mindesten an der indischen Grenze und in Mesopotamien, Rat schaffen. Jedenfalls ist aber für England der Krieg noch lange nicht vorbei, ein Grund mehr, in Europa möglichst für Ruhe zu sorgen, einerlei, ob es nun auf Kosten Deutschlands oder Frankreichs geschieht. Menenius.

Neue Männer

Beim alten Landrat, dem Fachmann von Rang
Und Meister politischen Speeches,
Vermißten wir doch den Tatendrang.
„Des Mannes ist hier wenig!" klang
Damals der Bannfluch Nietzsches.

Jetzt ist es anders, meiner Seel'!
Heut zeigt sich Woche für Woche,
Daß es nicht länger an Männern fehl'.
Die Landräte Reichardt und Paffehl
Verkörpern die neue Epoche.

Ist Reichardt auch sonst nicht comme il faut,
Erringt er wenigstens d e n Preis:
Daß er im Verkehr auf dem Landratsbureau
Mit weiblichen Sekretären und so
Durchaus seinen Mann zu steh'n weiß.

Und wie steht Landrat Paffehl erst da,
Den Eros immer recht roh packt!
Als er den Freund der Geliebten sah,
Wie hat er ihn mit Hip hip hurra
Urkräftig beschimpft und vertobackt!

„Ich bin ein Mann, wer ist es mehr?"
Wahrhaftig, ein Anblick für Kenner!
Nun haben wir endlich, was von jeher
All unser Wünschen und Begehr:
Nicht Maßregeln, sondern Männer!

Das Amt des Landrats steht heute in Bann
Süßlieblichen Weibergequietsches.
Und ist er schon kein Verwaltungsmann,
Entspricht er doch, und darauf kommt's an,
Den strengsten Ford'rungen Nietzsches. Pandur

Offenherzigkeiten

Das modische Berlin

Hunderttausende von deutschen Mitmenschen wissen schon lange nicht mehr, wie sie ihr erbärmliches bißchen Leben fristen sollen. Mit dem Ausbruch des Hungertyphus im bevorstehenden Winter wird von vielen Ärzten fast mit Sicherheit gerechnet; die Zahl der Kinder, die an Tuberkulose, d. h. Unterernährung, zugrunde gehen, ist sechs- bis zehnmal so groß wie im Jahre 1913. Wenn unser Nachwuchs vor der Zeit stirbt, dann kommt es ja am Ende darauf nicht an, daß auch die Alten frühzeitig in die Erde sinken. Und so haben wir uns mannhaft mit dem über alle Maßen jammervollen Schicksal derer abgefunden, die sich durch ein Leben voll Arbeit, Entbehrung und Sparsamkeit ein kleines Kapital für die Greisenjahre zurücklegten und denen der Staat und die Schieber jetzt das mühselig Erworbene aus der Hand reißen. Angesichts der grauenhaften Verwüstung, an der niemand geschlossenen Auges vorbeigehen kann, ist es ungezählten von unseren Besten und Gewissenhaftesten ein Verdruß ohnegleichen, daß das im Gegensatz zu den Kindern und Arbeitsgreisen nicht ausrottbare Volk der Leichtsinnigen sich weiter jeden Tag zu einem Fest macht. In Dielen, Bars und Kabaretts, den durch pratschige Zeitungsannoncen allbekannt gewordenen Schlemmerbetrieben, werden Unsummen vergeudet, mit denen sich Hunderttausende unserer armen Brüder und Schwestern vom Hungertode retten ließen. Gewiß, Restaurants für die vornehme Welt müssen sein, gerade so, wie Schleichhandelhotels sein müssen; denn sie bringen, wie wir täglich lesen, Geld unter die Leute und geben großen Scharen von Angestellten lohnenden Erwerb. Auch Modenschauen müssen sein. Zwar können derzeit nur die Damen der ausgepichtesten Schieber und Vampire daran denken, sich in funkelnde Gewänder zu hüllen; die entsprechende Mehrzahl unserer Frauen ist froh, wenn sie noch ein ganzes Hemd auf dem Leibe hat und ihre Strümpfe noch einigermaßen brauchbar sind. Trotz allem, so lange die rote Riesenflut aus Osten uns nicht hilflos überspült, so lange entzücken und blenden uns „Abendkleider in gewickelter Form aus Goldstoff mit schleppendem Übermantel aus giftgrünem Tüll mit Armspangen, dazu Kopfputz aus Goldband und Reihern" und „Abendmäntel aus Goldbrokat mit Chinchillabesatz, dazu Abendhut aus grauem Tüll mit grauen Kronenreihern". Sie sind die nettesten Kulturdokumente aus großer Zeit. „Anschauungsunterricht nach modernen pädagogischen Grundsätzen" nennt übrigens eine Kollegin, die früher die „B. Z. am Mittag" sachverständig bediente, besagte Modenschau. Nach ihrer Auffassung legte der Abend beredtes Zeugnis davon ab, „wieviel wir in Fragen der äußeren Kultur gelernt haben". Diese erhabene äußere Kultur hat nicht nur die moderne Frauenwelt beleckt, sondern erstreckt sich auch auf unsere Herren, die ja in der Tat jetzt keine finsteren Sorgen haben. „Gerade unsere Herren könnten, soweit es ihnen möglich ist, sich allmählich bemühen, neben der Dame eine bessere Figur zu machen." Dieser Aphorismus stammt freilich nicht aus Elsa Herzogs Küche, denn wir haben ihn schon wiederholt an anderer Stelle serviert bekommen, aber auch aufgewärmt kennzeichnet er Stimmungen und Auffassungen lange. In welch sonnigem Paradiese müssen alle diese Herrschaften atmen! Welche Abgründe müssen ihr Fühlen und Leben von dem der übrigen deutschen Menschheit trennen, die vor Angst nicht weiß, woher sie das tägliche Brot nehmen soll! Wenn darauf hingewiesen wird, daß das Ausland an der Berliner Modenschau erkennen werde, wie kräftig und leistungsfähig wir noch sind, so gehört diese Anschauung vom Ausland, freundlich gesagt, zu den deutschesten aller deutschen Illusionen. Die irrsinnnige Verschwendung, die angesichts der Götzendämmerung betrieben wird, kann nur die Wirkung haben, daß das Ausland über unser tatsächliches Elend weiter im unklaren bleibt. Genau so wie die Mitglieder der Berliner Vielverbandskommissionen aus der blendenden Lichtfülle, die die großen Hotels und Restaurants der Stadt umstrahlt, den Schluß zogen, daß es uns durchaus nicht an Kohlen fehle, gerade so wird die Berliner Modenschau neuen Anstoß zu neuen Erpressungen geben.

Wahlverdrossenheit

Am 14. November sind im früheren roten Königreich Sachsen 30—40 Proz. der eingeschriebenen Wähler zu Hause geblieben. Sie müssen dafür Scheltreden ohne Maß über sich ergehen lassen. Die Presse der Linken nennt sie faul, gedanken- und gewissenlos; die Gegenseite wirft ihnen vor, daß allein ihre politische Unklarheit und Schlappheit es verschuldet habe, wenn trotz allen Rückens nach rechts doch noch einmal eine Linkenmehrheit von zwei Mann in die Dresdener Landstube einziehe. Vorschläge zur Beseitigung des getadelten Übels hageln nur so. Im Vordergrunde steht die strenge Forderung der Wahlpflicht. Wer nicht stimmt, wird verdimmt. Bescheidenere Politiker begnügen sich mit minder grobem Geschütz gegen die offenbare Wahlmüdigkeit. Sie empfehlen Zusammenlegung der Wahltage im Reich, in den Einzelstaaten und Gemeinden, damit der gequälte Wähler nicht Sonntag für Sonntag zum Wahllokal zu rennen brauche. Sie schlagen daneben eine minder aufgeregte und gehässige Wahlagitation vor, die jetzt gerade die Anständigen und Feinfühligen zur Wahlabstinenz zwingt. Was die Wahlpflicht anlangt, so erinnern sich Sachverständige — es brauchen ja nicht gerade Sachverständige in den Fraktionen zu sein, denn diese Herren erinnern sich bekanntlich niemals — an die verflossenen nieder-österreichischen Wahlsatzungen unter Franz Joseph. Dort war jeder Wähler gehalten, bei 5 bis 50 Kronen Buße, seine Stimme abzugeben, und weil die Kronenzettel damals immerhin noch etlichen Wert hatten, so ließ sich wirklich viel gutmütiges Volk zur Urne treiben. An den eigentlichen Wahlergebnissen ist freilich dadurch nichts geändert worden, höchstens daß die konservativen Elemente etlichen Zufluß gewannen. Ungeheuer nahm dagegen die Zahl der weißen Zettel zu; auch fröhliche Verulkungen der Wahlhandlung und der Wahlbewerber lagen massenweis im Zettelkasten. Glaubt irgend jemand, daß in Deutschland solche gehässigen Ablehnungen des Parlamentarismus, die jeden wahrhaft frei gesinnten Mann mit Widerwillen, Trauer und Zorn erfüllen müssen, nicht ins Zehn-, vielleicht Hundert- oder Tausendfache gehen würde? Glaubt irgend jemand, durch die Wahlpflicht jene innerlich Freigewordenen zurückzuerobern, die die Parlamentsspielerei für die letzte Ursache unseres völkischen, sozialen und wirtschaftlichen Jammers halten? Wo der Wähler trotz einer wahnsinnigen Agitation, trotz unaufhörlichen Peitschenknalls und Gebrülls sich von den Parteibonzen nicht mehr einfangen lassen will, da ist Hopfen und Malz verloren. Die Wahlmüdigkeit frißt, daran kein Zweifel, von Monat zu Monat weiter, und ob alle Posaunen von Jericho ertönen, diese Mauer der Gleichgültigkeit werfen sie doch nicht um: haben die Herren Posauniſten doch selber die Mauer gebaut. Es wird der Tag kommen, an dem sich die einstweilen noch nicht müden paar Parteifexe rechts und links ungefähr das Gleichgewicht halten (in Sachsen ist es ja beinahe so), während die große Volksmehrheit erst gelangweilt, nachher zornmütig beiseite steht. Die dann aufsteigenden Parlamentskrisen sind nicht mehr zu lösen und führen den gesamten Parlamentarismus ad absurdum. Damit ist die Parteidämmerung gekommen.

Hölz ist wieder im Land

Nachdem die sächsische Staatsanwaltschaft 30 000 ℳ auf den Kopf des kommunistischen Politikers Hölz ausgesetzt hatte, ist der jedenfalls nicht feige Herr abermals im Voigtlande erschienen und hat, selbstverständlich nur für die Parteikasse, größere Beträge eingezogen. Er durfte den waghalsig aussehenden Schritt mit einiger Ruhe riskieren. Bei seinem ersten Auftreten zog die sächsische Regierung ein ganzes Armeekorps gegen ihn, der nur 100 bis 200 Kerle hinter sich hatte, zusammen, und wagte es trotzdem geschlagene volle zwei Wochen lang nicht, den Fürchterlichen aufzuheben. Heute, wo Hölz allein auf sich steht, also keine Dummheiten und keine Verrätereien zu fürchten hat, ist er überhaupt unantastbar und ungreifbar. Da die sächsischen Wahlen erfreulicherweise eine, wenn auch verringerte sozialdemokratische Mehrheit ergeben haben, eine Mehrheit, deren Grundlagen die bürgerliche Demokratie ja wohl alleruntertänigst verstärken wird, so braucht Herr Hölz auch für die Zukunft keinerlei Besorgnisse zu hegen. Er wird genau so rücksichtsvoll behandelt werden

wie bisher, und die voigtländischen Fabrikanten werden, genau wie vor einem halben Jahre, bei seinem nächsten Besuche wieder dankbar die Segnungen des Parlamentarismus empfinden, die Kraft parlamentarischer, von der Straße abhängiger Regierungen bewundern. Mulay Hassan.

„Gazette de Voß"

Die „Vossische Zeitung" ist heute neben der Marokkaner-Zeitung in Mainz höchst wahrscheinlich die nützlichste Zeitung in Deutschland. Chemiker studieren schon das Problem, wie lange es ihr Papier noch aushält, ohne zu erröten. Sie hat sich in die Verrenkung der Wirklichkeit derartig eingelebt und vertritt ihren Widersinn so, daß es auch dem harthörigsten deutschen Michel durch Georg Bernhard (mit Sarah Bernhard nur entfernt verwandt) täglich klarer wird, wie flau es um die Sache Frankreichs stehen muß. Die verzweifelten Mittel, mit denen hier für Frankreich gekämpft wird, vermitteln dem Deutschen eine ruhige Sicherheit. Er sagt sich: Wenn es so in Frankreich aussieht, wie in den Spalten der „Gazette de Voß", dann wollen wir uns lieber nach Osten orientieren! Insbesondere hat die Art der Berichterstattung der sämtlichen Angestellten des George Bernhard aus allen Weltteilen bei den Lesern steigende Verblüffung und in diesen trüben Zeiten ein gewisses Vergnügen hervorgerufen, da infolge der täglichen deutschfeindlichen Akte Frankreichs diese Pressekommis täglich gezwungen sind, mehrmals Kobolz zu schießen. Sie haben sich überkugelt. Man hat bisher den deutschen Journalisten eine solche Gelenkigkeit gar nicht zugetraut, aber das macht eben die französische Schule.

Ein Staat ohne Hauptstadt.

Es handelt sich hier nicht, wie der Leser zunächst annehmen wird, um Deutschland, sondern um Litauen, das soeben seine Hauptstadt an die Polen verloren hat. Litauen steht heute vor der sicheren Aussicht, überhaupt von Polen aufgefressen zu werden. Es würde deshalb für die Litauer zweckmäßig sein, sich schon heute zu überlegen, ob sie dereinst einmal wieder russisch werden wollen, oder ob sie vielleicht jetzt doch erkennen, daß Deutschland ihr bester Freund ist. Zunächst werden sie es natürlich mit England versuchen, und wir wollen in aller Ruhe den Erfolg dieser Hilferufe an England abwarten. Tibo

Bücherschau

Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung. Laiengedanken eines Berufsoffiziers. Verlag von Georg Bath, Berlin.

Schade eigentlich, daß sich der Verfasser als biologischer Laie und Berufsoffizier auf dem Titelblatt vorstellt. Diese übergroße Bescheidenheit kann über den sehr bedeutenden Wert des Buches nicht hinwegtäuschen. Der Verfasser hat nicht nur tief aus dem Born der Wissenschaft getrunken, sondern er hat vor allen Dingen den Instinkt des praktischen Historikers, so daß niemand, der unsere Zeit verstehen will, unbereichert dies selbständige und gedankenvolle Buch aus der Hand legen wird. Biologisches, Soziologisches, Weltpolitisches und scharf beobachtetes Leben: hier schreibt ein wirklicher Politiker.

Generalfeldmarschall Graf von Schlieffen. Sein Leben und die Verwertung seines geistigen Erbes im Weltkriege. Von Freiherrn von Freytag-Loringhofen. Historia-Verlag Paul Schraepler in Leipzig. 1920. In Halbleinen gebunden Mark 20.—.

Der berufene Biograph Schlieffens zeichnet

ein Bild dieser großen Gestalt, aus dem die ganze Tragik deutscher Geschichte spricht und das zugleich in aller Kürze für viele Einzelheiten endgültige Aufschlüsse gibt. Zurückhaltend und in keiner Weise endgültig ist allerdings das Kapitel „Die Verwertung von Schlieffens geistigem Erbe im Weltkriege". Über die Marneschlacht der Schlieffen-Epigonen wird man sich an anderer Stelle besser unterrichten können, obwohl das letzte Wort heute überhaupt noch nicht gesprochen ist.

Graf Schlieffen und der Weltkrieg. Von **Wolfgang Foerster**, Oberstleutnant a. D. Erster Theil: Die deutsche Westoffensive 1914 bis zur Marneschlacht. Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin.

Dieser 60 Seiten umfassende erste Teil bildet eine willkommene Ergänzung zu der bisherigen Literatur über den Grafen Schlieffen und seinen Operationsplan, sowie die kritische Betrachtung der deutschen Operationen in Frankreich 1914. Etwas breit geschildert, gewinnt das Buch durch Angaben über Operationsstudien, die Graf Schlieffen nach seinem Ausscheiden aus dem Generalstabe gemacht hat. Im übrigen bringt es nicht viel Neues.

Wilhelm Müller-Loebnitz, Oberstleutnant a. D., **Der Wendepunkt des Weltkrieges. Beiträge zur Marneschlacht am 5. bis 9. September 1920.** Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin.

Eine außerordentlich klare, übersichtliche und zugleich kritische Gesamtdarstellung der Operationen, die zur Marneschlacht führten, der Marneschlacht selbst und des Rückzuges hinter die Aisne. Man erhält ein Bild der Vorgänge bei allen Armeen des westlichen Kriegsschauplatzes. Mit Meisterhand sind die folgenschweren Entschlüsse des Oberkommandos und das Versagen der Obersten Heeresleitung geschildert. Der billige Preis von 10 Mark ermöglicht es einem größeren Kreis, sich das vortreffliche Buch anzuschaffen.

v. François, Gen. d. Inf., **Marneschlacht und Tannenberg.** Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin SW.

Nach dem Titel des Buches zu urteilen, könnte man glauben, es handle sich um eine vergleichende und gegenüberstellende Studie der militärischen Faktoren, als da sind: höhere Führung, Truppenführung, Zustand und Leistung der Truppen, Versorgung und Ausrüstung der Truppen, geographische und Wetterverhältnisse in beiden Schlachten. Dem ist leider nicht so. Der bekannte General gibt getrennt voneinander eine Schilderung der Truppen, der Operationen, die zu den Schlachten führten und der Schlachten selbst. Daß in dem Abschnitt „östlicher Kriegsschauplatz" der Tätigkeit des I. Armeekorps ein besonders breiter Raum gewidmet ist, erklärt sich dadurch, daß der Verfasser zu Beginn des Krieges Führer dieses Korps war. Immerhin muß man sagen, daß das Buch besonders wegen „Tannenb rg" Beachtung verdient, über das noch wenig Literatur vorhanden ist im Vergleich zu der ständig wachsenden Zahl von Büchern und Broschüren über die Marneschlacht. Gut und wertvoll sind die zahlreich beigegebenen, übersichtlich und klar gezeichneten Karten und Skizzen.

Alfred Krauß, General der Infanterie. **Die Ursachen unserer Niederlage.** Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkriege. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Ein österreichischer bedeutender Heerführer, ein Deutscher nach Charakter und Rasse, der 1914 gegen die Serben kämpfte, Generalstabschef des Erzherzogs Eugen an der italienischen Front war, als Korpskommandant das k. u. k. 1. Korps in der Bukowina führte und dann ein Kommando an der italienischen Front erhielt, um schließlich den undankbaren Posten eines Militärgouverneurs der Ukraine zu bekleiden, spricht zum deutschen Volk innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen.

Das Buch ist eine Fundgrube neuer Tatsachen. In den Durchkreuzungen und Hemmungen, die die Politik sowohl in Deutschland wie in Österreich-Ungarn den Heeresleitungen bereitete, sieht Krauß die Kardinalfehler unserer Kriegsführung. Über Kaiser Karls schwächlichen Charakter, seine ungenügende Erziehung und seine durchaus unerfreuliche Umgebung erhält man wesentliche neue Aufschlüsse. Die deutschen Operationspläne, das Gegeneinander der deutschen und österreichischen Heeresleitungen, die schweren

strategischen und taktischen Fehler, die vor allem in Österreich gemacht wurden, werden eingehend geschildert. Krauß fühlt sich als Schüler von Clausewitz, Moltke und Schlieffen.

Friedrich v. Bernhardi (General d. Kav.). **Vom Kriege der Zukunft.** Nach den Erfahrungen des Weltkrieges. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Der geistvolle General, dessen vor dem Kriege geschriebene Bücher in der ganzen Welt Beachtung fanden, ist weit entfernt, einem Kriege der Zukunft das Wort zu reden. Er betont, daß ein Krieg auf moderner Grundlage für das verarmte Deutschland fürs erste unmöglich ist, daß aber das militärische, politische und volkswirtschaftliche Interesse am Weltkriege sehr bald wieder erwachen wird. Rückblickend gibt er die Lehren dieses großen Kampfes und darauf aufbauend die Grundsätze für einen modernen Krieg. Das Buch, das reich an geschichtlichen Erkenntnissen ist, ist nicht etwa allein für Fachleute, sondern für alle Gebildeten geschrieben.

Dr. Ludwig Scholz Seelenleben des Soldaten an der Front. Hinterlassene Aufzeichnungeu des im Kriege gefallenen Nervenarztes. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Schon Schauwecker gab uns in seinem Buche „Im Todesrachen" ein Seelenleben des Soldaten, der mit Liebe und Hingebung für sein Vaterland kämpfte; der unbeeinflußt vom Parteigezänk in der Erfüllung der Pflicht die vornehmste Aufgabe sah. Ihm zur Seite gesellt sich Dr. Ludwig Scholz, der den Feldzug als Truppenarzt vorderster Linie im Osten und Westen mitmachte, der als Nervenarzt für sich in Anspruch nehmen kann, als sachverständig für das Seelenleben zu gelten. Die Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen hat er nicht mehr erlebt. Er fiel am 6. Oktober 1918 in Ausübung seines Berufes in der Kampflinie.

Das Buch ist sehr wertvoll und gibt einen klaren und bedeutungsvollen Einblick in die verschiedenartigen Auswirkungen der Kampfhandlungen, der Anforderungen und der Behandlungen, die teils an den Soldaten gestellt, teils ihm zuteil wurden.

Von Kiel bis Kapp. Von **Gustav Noske.** Verlag für Politik u. Wirtschaft, Berlin W 35.

Die Mütze schief aufs Ohr gedrückt steht dem Volks- und Freiheitsmann wohl. So hat auch der jetzige Oberpräsident von Hannover für seine Denkwürdigkeiten einen etwas futuristischen Titel gewählt und kann sich, da nun einmal die Politiker seiner Färbung erst dreimal „Partei" sagen müssen, ehe sie einmal „Vaterland" aussprechen, der Parteiwürze in seinen Ausführungen nicht enthalten. Das Buch ist aber viel wertvoller, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Noske, der Brandenburger, der kräftige Vollmensch, der langjährige Reichstagsreferent gegen Heer, Marine und Kolonien, der durch die hierbei erworbene Sachkenntnis und dem Einblick in weltpolitisch gereifte Kreise zu einem heimlichen Freund deutscher Macht und Blüte geworden war, hat als die einzig wirkliche Persönlichkeit in dem ganzen Reigen der Novembergrößen 1918 in sich den Mann und Deutschen entdeckt. Sein Buch spiegelt die tragische Zweideutigkeit wider, in der sich, nachdem ein Teil des deutschen Volkes klassenmäßig und international verhetzt und von der Volksgesamtheit abgesprengt war, ein Mann wie Noske zerreiben mußte. Ein deutscher Sozialdemokratenführer als deutscher Staatsmann ist eben ein Widerspruch in sich selbst. Sooft der Zwiespalt zwischen Parteimann und Patrioten auch noch überkleistert wurde, sooft Noske auch eine wie die andere Seite enttäuscht hat, gerade um ihr Vertrauen wieder zu verdienen, so ging dies Spiel doch einmal in die Brüche. Möchte es nie wieder aufleben!

Matth Erzberger. Erlebnisse im Weltkrieg. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

Er hat es infolge der Schwäche unserer führenden Schicht und der erschreckenden Talente und Instinktlosigkeit im Parlament, insonderheit im Zentrum, fertig gebracht eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. Er ist eine widerwärtige Figur gewesen und füllt die traurigste Seite der deutschen Geschichte aus. Jetzt hat er selbst ein Buch geschrieben, aus allerlei Gründen, vor allen Dingen wohl, um sich u

rehabilitieren. Letzteres ist ihm bisher nicht gelungen; die Zentrumsfraktion hat ihn doch abgeschüttelt. Er wartet jetzt auf seinen neuen Tag, der kommen soll, wenn die sozialdemokratisch geführten Massen wieder einmal den taktlosen Sukkurs irregeleiteter Zentrumsmannen brauchen können. Wird das deutsche Volk gesund, so kann es ihn kein zweites Mal dulden. Inzwischen soll nun also das Buch wirken. Mit dem vor Gericht festgestellten individuellen Wahrheitssinn erzählt er dem Leser die Hucke voll. Sein Geschick, das Wesentliche zu verschweigen, zeigt sich groß. Wir kennen Leser, die doch, obwohl sie die Wirklichkeit seinerzeit miterlebt haben, von diesem Geschichtsmann irregeleitet worden sind. Auf die Dauer hat er immer nur sich selbst mit Erfolg bestochen. Es ist wirklich das Mildeste, über ihn zu schweigen.

Langemann, Professor Dr. Ludwig, Studienrat a. D.:

Das Evangelium Jesu Christi, das römische Antichristentum und die Hohenzollern. Ein Blick hinter die Kulissen des Weltkrieges und unserer Not. Eine Auseinandersetzung mit Herrn Pfarrer Wächter in Kirchborchen bei Paderborn. Selbstverlag des Verfassers, Göttingen. M. 3,—.

Deutschlands Erniedrigung und das Zentrum. Politische Briefe an den Grafen v. Hertling, die ohne Antwort blieben. Hubert u. Co., G. m. b. H., Göttingen. M. 0,80.

Auf dem Wege zum Abgrund. Politische Briefe, die ohne Antwort blieben. Neue Folge. Hubert u. Co., G. m. b. H., Göttingen. M. 0,60.

Der Verfasser der vielbeachteten Schrift „Der Kampf des Papsttums gegen das protestantische deutsche Kaisertum" druckt in den vorliegenden Broschüren eine Reihe von Briefen und Streitschriften ab, die eines dokumentarischen Wertes für die Zeitgeschichte nicht entbehren.

Eduard Flottwell. Ein Abriß seines Lebens. Von Manfred Laubert. Preußische Verlagsanstalt, G. m. b. H. 1919.

Viele Leser der „Grenzboten" werden sich gerade heute für den Flottwell, den Vorkämpfer der deutschen Sache in der Ostmark, besonders interessieren und finden bei Laubert

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis.

einen wissenschaftlich wie national sicheren Führer.

Das Dresdner Buch. 1920—1922. Herausgegeben von Max Rosenkranz. Neuwirtschaftlicher Verlag Max Rosenkranz, Dresden-A.

Der Almanach, in idyllischeren Zeiten als den unsrigen eine literarische Erscheinung von feinstem und edelstem Geschmack, war schon vor dem Krieg wesentlich ein Mittel moderner verlegerischer Reklame geworden. Es scheint uns ein glücklicher, zur Nacheiferung spornender Versuch, für die Bedürfnisse einer modernen Stadt wie Dresden einen Merkkalender zu schaffen, der, auf mehrere Jahre angelegt zugleich Verkehrsbuch, Auskunftsbuch, kleines Adreßbuch, Führer durch die Stadt und volkstümliches Familienbuch darstellt. In recht geschickter Weise hat es der Herausgeber und Verleger verstanden, Bedürfnisse des täglichen praktischen Lebens und Ansprüche des Geschmacks und der Kultur gleichmäßig zu befriedigen und dem Dresdner Bürger ein Vademekum für das nächste Triennium zu bieten, das ihn durch des Tages Mühen und der Abende Rast begleitet, das berät, anregt und erfreut.

Verantwortlich: i. V. Hans von Gebenstern in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallschreiberstr. 34/35.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet

W. Moeser Buchhandlung / Berlin und Leipzig

Soeben erschien:

Preistreibereistrafrecht

(früher Kriegswucherstrafrecht)

VI. neubearb. u. vermehrte Aufl. unter Mitwirkung v. Rechtsanw. Dr. Kurt Peschke

von

Dr. Max Alsberg

Rechtsanwalt in Berlin

Das Buch gibt eine für jeden Juristen und Gewerbetreibenden unentbehrliche zusammenfassende Darstellung der für die Übergangszeit geltenden Handels- und Gewinnbeschränkungen, unter besonderer Berücksichtigung der Praxis der Preisprüfungsstellen und der Rechtsprechung des Reichsgerichts. Neu aufgenommen ist eine Bearbeitung der Frage des Ein- und Ausfuhrhandels. Das schwierige Problem der Kalkulation hat unter Beibringung weiteren reichen Materials eine erweiterte und vertiefte Darstellung gefunden.

Preis 35 Mark

Aus den Besprechungen der bisherigen Auflagen:

Geheimrat Prof. Dr **Kohler** (Goltd. Arch. f. Strafr.): „Gründlich in die Einzelheiten eingehend; überall mit reicher Kenntnis der Literatur, zugleich aber auch mit großer Eigenkritik und mit großer Eigenkraft auf allgemeinen Prinzipien aufbauend; in jeder Beziehung eine vortreffliche Schrift."

Um Oberſchleſien!

Von Legationsrat Frhrn. von Rheinbaben, M. d. R.

„Die Abtretung Oberſchleſiens an Polen iſt auch nicht im Intereſſe der übrigen Staaten Europas und der Welt; denn ſie ſchafft zweifellos neue Elemente von Zwiſt und Gegnerſchaft. Die Fortnahme Oberſchleſiens würde Deutſchland eine niemals heilende Wunde ſchlagen, und die Wiedergewinnung des verlorenen Landes würde von der erſten Stunde des Verluſtes an der glühende Wunſch eines jeden Deutſchen ſein. Das würde den Frieden Europas und der Welt ſchwer gefährden. Es liegt im eigenſten Intereſſe der alliierten und aſſoziierten Mächte, Oberſchleſien bei Deutſchland zu belaſſen, *denn Verpflichtungen aus dem Weltkriege kann Deutſchland höchſtens mit, niemals aber ohne Oberſchleſien erfüllen.*“

So lautete der Schluß des Abſatzes über Oberſchleſien in den Gegenvorſchlägen der deutſchen Regierung vom 29. Mai 1919 gegenüber dem erſten Verſailler Friedensdiktat, das die Abtretung Oberſchleſiens an Polen enthielt. Das Aufbäumen, nicht nur der oberſchleſiſchen Bevölkerung ſelbſt, ſondern des ganzen deutſchen Volkes, nicht zuletzt gerade gegen dieſe ungeheure Vergewaltigung, hat uns dann im zweiten und endgültigen Friedensdiktat die *Abſtimmung* in Oberſchleſien als eine der weſentlichſten Konzeſſionen gebracht. Heute trennen uns nur wenige Wochen von dem Tage, an dem dieſe Abſtimmung ſtattfinden, an dem entſchieden werden ſoll, ob überhaupt die Möglichkeit beſteht, daß es auch fürderhin ſo etwas wie eine deutſche Wirtſchaft und ein einiges deutſches Volk geben wird. Wir ſind mit den Sorgen des Tages, mit intenſiver ſonſtiger Arbeit oder auch mit unweſentlichen anderen Dingen ſo beſchäftigt, daß trotz allem, was gerade in den letzten Monaten in Oberſchleſien geſchah, das deutſche Volk in ſeiner Geſamtheit leider immer noch nicht den Anteil an dieſer entſcheidenden Frage nimmt, den ſie verlangen kann und verlangen muß. Werfen wir darum in dieſen, der ſchickſalſchweren Entſcheidung voraufgehenden Tagen noch einmal einen ganz kurzen Rückblick auf die wichtigſten Phaſen der Entwicklung der „Oberſchleſiſchen Frage“ ſeit dem verhängnisvollen 9. November 1918.

Der Zusammenbruch und die ihm folgende Regierung der Volksbeauftragten löste in Verbindung mit dem unsäglich Traurigen und Beschämenden, was damals in unserer Ostmark und in Polen geschah, sofort auch Wirkungen im gläubig katholischen Oberschlesien aus. Sehr bald erscholl der Ruf: „Los von Berlin!, wo Adolf Hoffmann Kultusminister ist, wo man uns heiligste Güter schmähen und rauben will." Schon damals erhob die Freistaatbewegung ihr Haupt, unterstützt durch die bald zahlreich durchs Land reisenden fremden Agenten und Missionen. Schon damals entstand auch das Projekt des famosen „Kohlenstaates", d. h. der Kohlenbecken von Oberschlesien, Polen und der Tschechoslowakei; seine Befürworter saßen besonders im amerikanischen Lager. Am Ende des Jahres 1918 gelang es indessen der allmählich wieder erstarkenden Autorität der preußischen Regierung, die Gefahren der Absplitterung fürs erste zu bannen, und an Versprechungen, daß man in Berlin den oberschlesischen Wünschen mit größter Berücksichtigung ihrer Eigenart und Selbstverwaltung entgegenkommen wolle, fehlte es nicht.

Dann kamen die eingangs erwähnten Tage des ersten Friedensdiktates von Versailles und des Aufflammens des nationalen Gedankens, der in der Folgezeit infolge skrupellosester polnischer Agitation und kommunistischer Verhetzung zwar überwuchert, niemals aber wieder verschwunden ist.

Die in der endgültigen Fassung des Friedens vorgesehene Volksabstimmung in Oberschlesien ist bekanntlich auf das Eingreifen der englischen Politik zurückzuführen, die nun doch eingesehen hatte, daß der Bogen überspannt war. Am Rhein hatte sie den Franzosen gegenüber nachgegeben, aber im Osten bestand kein englisches Interesse, ein derartig klar zutage liegendes Unrecht zugunsten Frankreichs zu begehen. Der Wortlaut des die Abstimmung regelnden Artikels 88 des Friedensvertrages ist seitdem oft zitiert worden und darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. Gerade in diesen Tagen steht er wieder im Vordergrund der öffentlichen Diskussion, weil sich die französische Politik die polnische These zu eigen gemacht hat und die heimattreuen Oberschlesier aus dem Reich nicht, wie in Ost- und Westpreußen, zusammen mit den eingesessenen Oberschlesiern, sondern in Orten des besetzten Gebietes abstimmen lassen will. Die nächsten Tage werden die Entscheidung in dieser Frage bringen. Hier sei die Hoffnung ausgesprochen, daß die Regierung festbleiben und die Vorschläge, die in Wahrheit polnisch-französische sind, die uns aber formell ausdrücklich nicht nur im Namen der französischen, sondern auch der englischen und italienischen Regierung gemacht wurden, ablehnen wird. Ein Verlassen des klaren und unzweideutigen Wortlautes des Versailler Vertrages in dieser Frage wäre in der Tat ein so verhängnisvoller Schritt, daß seine Folgen für die Zukunft gar nicht schwarz genug gemalt werden könnten. Viel zu wenig beachtet in der Öffentlichkeit wird aber jene andere Ausführungsbestimmung des Artikels 88, nach der „nach Schluß der Abstimmung die Interalliierte Kommission in Oberschlesien den alliierten und assoziierten Hauptmächten zunächst einen genauen Bericht über den Hergang der Stimmabgabe und einen Vorschlag über die als Grenze Deutschlands in Oberschlesien einzunehmende Linie einreichen soll, bei dem sowohl der von den Einwohnern ausgedrückte Wunsch, wie auch die geographische und wirtschaftliche Lage der Ortschaften Berücksichtigung finden soll". Erst auf Grund dieses Berichts bestimmen die alliierten und assoziierten Hauptmächte — d. h., nachdem die Vereinigten Staaten fürs erste

weggefallen sind, die Regierungen Englands, Frankreichs und Italiens — die neue Grenzlinie. Mit anderen Worten sind die genannten Regierungen nach dem Wortlaut des Vertrages auch an den Vorschlag der Kommission nicht gebunden und können auch ihrerseits noch bis zum letzten Augenblick Änderungen an der Grenzziehung vornehmen!

Im August 1919 fand der „erste polnische Aufstand" statt und wurde durch Reichswehr und Sicherheitswehr schnell niedergeschlagen. Um den, wie vorher schon erwähnt, niemals zur Ruhe kommenden Bestrebungen nach größerer Selbständigkeit entgegenzukommen, entschied sich die preußische Regierung sodann im Oktober 1919 dafür, aus dem früheren Regierungsbezirk Oppeln eine selbständige Provinz zu machen und ein eigener Oberpräsident sollte die gemachten Versprechungen in die Tat umsetzen. Seine Wirksamkeit war indessen zeitlich sehr begrenzt, und bald nach seinem Amtsantritt zogen die Truppen des französischen Generals Lerond, begleitet von wenigen Italienern und Engländern, in Oberschlesien ein. Die schmerzliche Zeit der Okkupation begann.

Was Oberschlesien, d. h. seine deutsche und für Deutschland fühlende Bevölkerung seitdem erduldet hat, ist nur zum kleinsten Teil in der deutschen Öffentlichkeit bekannt geworden. Vergessen soll es nicht werden; wir kommen darauf zurück, wenn der Druck der feindlichen Besetzung von Oberschlesien gewichen sein wird! Besonders verhängnisvoll war es, daß neben den Hauptparolen: Hier deutsch! — Hier polnisch!, so viele andere nebenher liefen. Wir sprachen schon von der Freistaatbewegung, die auch heute noch, und scheinbar nichtachtend der Vorschrift, daß am Abstimmungstage die Zettel nur für Deutschland oder für Polen abgegeben werden sollen, eine rege Agitation entfaltet und angeblich Hunderttausende zu ihren Anhängern zählt. Es dürfte auch von sogenannten Kennern Oberschlesiens schwer vorauszusagen sein, wie die verhetzten und irregeleiteten Massen, die diesem Irrlicht folgen, am Abstimmungstage wählen werden. Neben dieser Bewegung ging jene andere Bewegung, die man kurz Autonomiebewegung nannte, die aber ebenfalls in sich die verschiedensten Strömungen barg. Sie hat, vorläufig wenigstens, ihr formelles Ziel erreicht, nachdem auf den Vorschlag der Reichsregierung und mit Zustimmung der preußischen Regierung das „Gesetz betreffend Oberschlesien" im Reichstage zur Annahme gelangt ist, das der oberschlesischen Bevölkerung in einer zweiten Abstimmung die Möglichkeit gibt, sich mit der in Artikel 18 der Verfassung vorgesehenen Mehrheit für den Bundesstaat, d. h. für ein „Land Oberschlesien" zu entscheiden, das dann automatisch ins Leben treten würde. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch die Verhältnisse in jenen traurigen Wochen, die dem „zweiten polnischen Aufstand" vom 18. August dieses Jahres folgten. Die polnische Propaganda hat damals die durch die Duldung, ja offene Begünstigung der von Frankreich beherrschten Interalliierten Kommission geschaffene günstige Situation in der skrupellosesten Weise dazu ausgenutzt, um nach der Methode „mit Zuckerbrot und Peitsche" zu arbeiten. Einmal wurde die derartigen Methoden besonders zugängliche oberschlesische Bevölkerung auf das schärfste brandmarkiert und eingeschüchtert und gleichzeitig wurden ihr die schönsten Versprechungen gemacht, die sich in Realitäten umsetzen sollten, falls Oberschlesien zu Polen käme. Das wichtigste dieser Versprechen war jene famose Autonomie der „Wojewodschaft Schlesien", in der es angeblich Oberschlesien herrlich gehen und

in der es alle seine Wünsche erfüllt sehen soll. So wurde es zur ernsten Pflicht der deutschen Regierung und der Parteien, durch die Annahme des erwähnten „Gesetzes betreffend Oberschlesien" das von der polnischen Propaganda in die oberschlesische Bevölkerung getragene Mißtrauen zu beseitigen.

Die Debatten des Reichstages über dieses Gesetz haben aber auch erneut die Gelegenheit geboten, die wirtschaftliche Bedeutung Oberschlesiens für Deutschland noch einmal auf das dringlichste zu betonen. Auf Zahlen und Statistiken soll hier nicht eingegangen werden. Auch diese sind dem, der sich nur einigermaßen mit diesen Dingen befaßt hat, geläufig. Weniger klar ist vielen, wie sehr sich im besonderen die Kohlenversorgung Deutschlands gegenüber den Verhältnissen vor dem Kriege dadurch geändert hat, daß die englische über 9 Millionen Tonnen betragende Einfuhr in Fortfall gekommen ist, und daß von der fast ebenso großen Einfuhr böhmischer Kohle heute nur noch ein Bruchteil nach Deutschland gelangt. Wenn aus dem anderen großen Kohlenrevier, dem Ruhrgebiet, die Züge nach Frankreich rollen, so wird es ohne weiteres klar, welche gesteigerte Bedeutung die staatliche Zugehörigkeit des oberschlesischen Kohlenbeckens für die deutsche Kohlenversorgung und damit für die deutsche Wirtschaft gewonnen hat. Besonders in der ausländischen Presse findet man so oft Ausführungen über die angebliche Notwendigkeit der Wiederaufrichtung der nun selbständig gewordenen mitteleuropäischen Länder. Dabei werden die Statistiken des Jahres 1913! zum Vergleich herangeholt, um zu beweisen, daß die damals getätigten oberschlesischen Lieferungen nach diesen Ländern heute wiederhergestellt werden müßten! Man begeht dabei einfach den kleinen Rechenfehler, den damals vorhandenen und heute fortgefallenen großen Import von Kohle nach Deutschland unter den „grünen Tisch" fallen zu lassen! Oft wird im Lager unserer Gegner auch damit argumentiert, daß man auf die Verpflichtung Polens hinweist, im Falle, daß es Oberschlesien erhält, uns oberschlesische Kohlen zu denselben Bedingungen zu liefern, zu denen es sie selbst bezieht. Auch dieses ein ungeheures Trugschloß und nichts als leere Worte! Vom wirtschaftlichen und finanziellen Teil dieses „Trostes" ganz abgesehen — gibt es noch einen ernsthaften Politiker oder Wirtschaftler in Deutschland, der auf polnische Zusagen, Versprechungen, Verträge baut?!

Bekanntlich hat der Außenminister in geschickter und wirkungsvoller Weise die oberschlesische Frage bei der Konferenz von Spa vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus in die Debatte geworfen. Er schlug damals vor, von der Abstimmung gänzlich abzusehen, um dem schwergeprüften oberschlesischen Lande endlich Ruhe und Frieden zu geben und seine Bodenschätze und Arbeit endlich wieder ungehemmt der deutschen und der europäischen Wirtschaft zuzuführen. Das Wenige, was Minister Simons damals erreichte, war die Zusage des englischen Ministerpräsidenten, daß eine Kommission gebildet werden sollte mit dem Zwecke, diejenigen Maßnahmen vorzuschlagen, die eine verstärkte Belieferung der deutschen Wirtschaft mit oberschlesischen Kohlen zum Ersatz für die außerordentlichen und für die Dauer unerträglichen Ruhrkohlenlieferungen sicherstellen sollten. Diese Kommission ist auch tatsächlich zusammengetreten und einer unserer ersten Kohlensachverständigen ist ihr deutsches Mitglied; anstatt aber ihren Zweck zu erfüllen, hat sie ihre Zeit mit mehr oder weniger unnützen Diskussionen und statistischen Debatten verloren. Die deutschen Vorschläge blieben hauptsächlich in-

folge der Gegnerschaft des belgischen und französischen Vertreters mehr oder minder unbeachtet. Dazu hielt Polen in seiner immer zunehmenden inneren Unordnung eine große Anzahl deutscher Waggons nach Entladung zurück und heute stehen wir vor der Tatsache, daß die Zusage des englischen Ministerpräsidenten in Spa unerfüllt geblieben ist. Dies alles bezieht sich wohlgemerkt aber nur auf die Aufrechterhaltung der heutigen Wirtschaft. Wir sollen doch aber „wiedergutmachen", wir sollen „wiederherstellen", wir sollen unsere „Produktion steigern", wir sollen die deutsche Wirtschaft „wiederaufbauen" — also nicht nur das heutige halten, sondern nach den Fesseln des Friedensvertrages morgen und übermorgen ungeheure Mehrleistungen zu Nutzen unserer früheren Feinde vollbringen!

Eine schon vom 10. Mai dieses Jahres stammende, von führenden deutschen Wirtschaftlern, darunter auch dem jetzigen Außenminister, unterschriebene Denkschrift sagt an ihrem Schlusse über die oberschlesische Frage:

„Noch stärkerer Hervorhebung bedürfen die Erörterungen, die sich auf Oberschlesien beziehen. Sollte wider alles Erwarten die Abstimmung gegen Deutschland ausfallen und Deutschland auf dieses Gebiet trotz der engen wirtschaftlichen und kulturellen Verbundenheit verzichten müssen, so würde der Arbeitszusammenhang der deutschen Volkswirtschaft völlig zerrissen werden. Deutschland würde unter schweren sozialen Notständen, unter beträchtlicher Verminderung der Bevölkerung im Restgebiet, versuchen müssen, zu einem neuen wirtschaftlichen Gleichgewicht unter Auflösung seines industriellen Überbaues zu gelangen. Bei solcher Sachlage würde die Abgabe eines deutschen Angebots zum Zwecke der Wiedergutmachung hinfällig werden müssen, da die Unfähigkeit Deutschlands zu nennenswerten Leistungen ohne Gegenleistung ohnehin für alle Welt erkennbar sein würde."

Seitdem ist das Wesentliche dieser Ausführungen oft genug wiederholt worden — und doch blieb es ohne sichtbares Echo bei unseren Gegnern. Jetzt stehen die ersten Sachverständigenverhandlungen über die von Deutschland zu leistende Wiederherstellungssumme bevor; so muß erwartet oder besser gefordert werden, daß von unseren Vertretern das oberschlesische Problem vom wirtschaftlichen Standpunkt mit aller Schärfe und allem Nachdruck dargelegt wird. Daß es wenigstens im Kreise der englischen Regierung ganz allmählich mehr verstanden wird, als bisher, ergibt sich aus der auf ihren Druck erzielten französisch-englischen Übereinkunft darüber, daß die zweite Etappe der Wiederherstellungsverhandlungen, d. h. die Konferenz der Minister erst nach dem Abstimmungstage in Oberschlesien stattfinden soll; daher das plötzliche Drängen nach baldigster Abstimmung, — daher die Ansetzung dieses Termins auf die ungünstigste, kälteste Zeit des Jahres!

Die oberschlesische Frage erschöpft sich nicht in dem, was bisher gesagt wurde; sie ist längst neben ihrer völkischen und wirtschaftlichen Bedeutung zu einer Angelegenheit der europäischen Politik geworden. Deutschland hat Oberschlesien wirtschaftlich notwendig, Polen braucht es nicht. Aber Polen verlangt es aus allgemeinen Machtgelüsten und hinter ihm steht Frankreich. Die französische Politik, so wie wir sie heute am Werke sehen, will Deutschland militärisch

entwaffnen, politisch entzweien, ethnographisch verkleinern und wirtschaftlich schwächen. Im selben Maße, wie Oberschlesiens Abtrennung Deutschland gegenüber diese Ziele fördern würde, soll Polen gekräftigt werden; ähnlich wie die überall in Europa sich vordrängende und einnistende französische Politik in kleinerem Maße zwei solche natürliche Gegner wie die Tschechoslowakei und Ungarn gleichzeitig begünstigt, so träumte sie bis vor kurzer Zeit davon, ein Großpolen zu schaffen und gleichzeitig vom Süden Rußlands her ein neues Groß-Rußland erstehen zu lassen. Der Zusammenbruch Wrangels hat diese utopischen Pläne zunichte gemacht. Daß Rußland, das sicher einmal sich vom Bolschewismus befreien und wiedererstehen wird, das wird ganz gewiß kein Frankreich ergebenes Rußland sein. Um so mehr muß die französische Politik bestrebt sein, den polnischen Schützling zu stützen und aus seiner Wirtschafts- und Finanzmisere (7 bis 8 polnische Mark gleich 1 deutsche Mark!) zu erretten. Und die englische Politik? Ihre frühere Auswirkung in der Frage der oberschlesischen Abstimmung fand schon Erwähnung. Gemeinsam mit der französischen hegt sie den Wunsch, Deutschland von Rußland getrennt zu halten; aber anders als der französische Partner wünscht die englische Politik ein geschwächtes, uneiniges Rußland, offen für jede Betätigung des englischen Handels. Sympathie für Polen besteht in London nur noch in geringem Grade und auch in Warschau gibt es kaum ein polnisches Witzblatt ohne eine boshafte Karikatur des englischen Ministerpräsidenten. So bleiben die Endziele sowohl der französischen, wie der englischen Politik unklar und verworren, vor allem auch deshalb, weil niemand sagen kann, wie sehr sich vielleicht schon in wenigen Wochen oder Monaten die Lage im Osten von Grund aus wiederum ändern wird. Auch für Deutschland handelt es sich deshalb bei der Entscheidung über Oberschlesien nicht nur um eine der wichtigsten Fragen seiner Wirtschaft und Politik, — es handelt sich darüber hinaus immer mehr um eine der großen Ideen, welche die deutsche Politik der nächsten Jahre beherrschen sollten! Ganz gewiß ist der Untergrund aller heutigen und künftigen Politik des zusammengebrochenen Deutschlands das Wirtschaftliche. Nur über Wirtschaftliches geht der Weg zur Wiederaufnahme und zum Aufbau der Politik mit unseren bisherigen europäischen Gegnern sowohl wie mit den Vereinigten Staaten, die, wenn die Zeichen des Tages nicht trügen, gleichzeitig mit dem Amtsantritt des neuen Präsidenten wieder aktiver in die Weltpolitik eingreifen werden. Auch dort steht hinter der Politik der Druck der Wirtschaft, d. h. das Bestreben des amerikanischen Handels, Absatzmärkte großen Stils zu finden. Aber so wichtig diese wirtschaftlichen Fäden und später hoffentlich wieder starke wirtschaftliche Bande auch sein mögen, höher noch muß für uns stehen die Kunst der Politik, d. h. die Fähigkeit und Möglichkeit, auf dem wirtschaftlichen Untergrunde politisch zu gestalten. Und wiederum höher noch als dieses steht die Macht der Idee, ohne die starke Kräfte der Völker überhaupt nicht ausgelöst werden können. Kampf um die Erhaltung des Deutschtums im Osten — das muß eine der Ideen sein, mit denen und an denen sich das zusammengebrochene Deutschland wieder aufrichtet — und Oberschlesien wird dabei eine ganz besondere Stellung einnehmen!

Bürokraten-Briefe*)

Von Unterstaatssekretär a. D. Freiherr v. Falkenhausen

IV. Vom Nachtwächteramt des Staates

Meine Philippika wider Staatsallmacht und „Menschenrechte" macht Sie neugierig auf die praktisch-positive Nutzanwendung? Ich sollte meinen, die ergibt sich von selbst: Selbstbescheidung des Staates, Herabstimmung der Erwartungen, die man auf sein unmittelbares Eingreifen in soziale Verhältnisse setzt, Zusammenfassung all seiner Kräfte auf dem Gebiete, auf dem er unbestrittener Herrscher ist, auf dem des Rechtsschutzes, von dem aus er mittelbar einen weit wirksameren Einfluß auf die soziale und Kulturentwicklung üben kann. Sie bezweifeln freilich, daß ihm noch etwas, was des Schweißes der Edlen wert, zu tun übrig bleibe, wenn er sich auf das Altenteil seiner Nachtwächterpflichten zurückziehe. Sie fragen auch, wie man gerade dem modernen Staate eine Versäumnis dieser Pflichten vorwerfen könne, da er doch die „Sekurität" — um J. Burckhardts beliebten Ausdruck zu gebrauchen — auf eine nie zuvor gekannte Höhe gebracht habe. Ich könnte erwidern, daß die Erlebnisse der letzten Jahre die vielgerühmte bürgerliche Sicherheit im neuzeitlichen Staate als einigermaßen trügerische Eisdecke erwiesen haben, unter der nach wie vor die dunklen Gewässer strudeln. Auch möchte ich bitten, das Paradox vom Nachtwächterposten nicht gar zu wörtlich zu nehmen. Mit unbedingter Ausschließlichkeit auf die Handhabung von Spieß und Horn den Staat beschränken zu wollen, fällt keinem vernünftigen Menschen ein.

Aber ich will mich aus der Theorie durch einen Sprung in die allerheutigste Freiheit befreien und Ihnen an der brennendsten Frage des Tages einen Fall zeigen, in dem der Schutz eines wichtigen Rechtes nicht allein versäumt, sondern geradezu verweigert wird. Dabei wird sich ergeben, daß die bloße Gewährung dieses Rechtsschutzes genügen würde, um jene Frage, die Lebensfrage unserer Volkswirtschaft, befriedigend zu lösen, während alle Versuche unmittelbarer Einwirkung sie immer heilloser verwickelt haben.

Sein und Nichtsein unseres in den letzten Zügen liegenden Wirtschaftslebens hängt davon ab, ob wir arbeiten, stetig und mit Anspannung aller unserer Kräfte arbeiten wollen. Nur durch rastlose Arbeit können wir die Werte schaffen, die wir zum eigenen Leben gebrauchen und deren Ausfuhr uns den erforderlichen Ernährungszuschuß und neue Rohstoffe zur Fortführung unserer Produktion erkauft, das Valutaelend und mit diesem zugleich die Not der Teuerung heilt. Das ist eine so allgemein anerkannte Wahrheit, ist so unendlich oft von allen Seiten und in allen Tonarten gepredigt worden, daß man sich fast schämt, die abgesungene Melodie zu wiederholen. Fast ebenso einmütig scheint die Überzeugung zu sein, daß die erdrückende Mehrzahl der Arbeiter arbeiten wolle. Alle Sachkenner, die ich zu hören Gelegenheit hatte, versichern, daß es eine kleine Minderheit ist, die immer neue Streiks anzettelt und der Mehrzahl durch brutalen Druck, wenn nötig, durch offene Gewalt ihren Willen aufzwingt. Wenn dem so ist — und unter denen, die es wissen

*) Nachstehende „Bürokraten-Briefe" des bekannten Verfassers stammen aus dem Winter 1919 20. Siehe auch „Grenzboten", Heft 44/45, 46 und 47/48. Weitere Briefe folgen in den nächsten Heften.

können, habe ich, wie gesagt, noch keinen gefunden, der es anders wußte —, dann ist offenbar unser ganzes wirtschaftliches Elend letzten Endes darauf zurückzuführen, daß die Arbeitswilligen dem Zwange der Streikhetzer schutzlos preisgegeben werden, daß ihr Recht auf Arbeit gegen das Faustrecht der Minderheit keinen oder nicht hinreichenden Schutz findet. Um Deutschland wieder arbeitsfähig zu machen und damit seine wirtschaftliche Gesundung einzuleiten, braucht also der Staat hier lediglich seine selbstverständliche, Ihnen so untergeordnet erscheinende Nachtwächterpflicht zu erfüllen und rechtswidrige Gewaltanwendung zu verhindern.

Das ist gewiß leichter gesagt als getan. Aber um die — bei gutem und festem Willen nicht unüberwindbaren — Schwierigkeiten der Durchführung handelt es sich gar nicht. Die Sache liegt so, daß die Regierung gegen den Schutz der Arbeitswilligen einen unverhohlenen Widerwillen zeigt, daß sie ein entschiedenes Vorgehen gegen die Streikhetze aus politischen Gründen scheut. Allen Klagen über diesen das Leben des Volkes gefährdenden Mißbrauch zeigt sie taube Ohren und macht nicht einmal ernstliche Versuche zu bessern. Kann sie sich doch nicht dazu aufschwingen, aus dem von ihr eingeführten öffentlich-rechtlichen Tarifvertragsverhältnis die notwendige, in anderen Ländern längst Gesetz gewordene Folgerung zu ziehen und es gegen Bruch unter öffentlichen Schutz zu stellen, d. h. den unter Verletzung der Vertragsbestimmungen begonnenen Streik und die Anstiftung dazu — ebenso natürlich auch die entsprechende Vertragsverletzung von seiten der Unternehmer — mit Strafe zu bedrohen. Die Regierung begnügt sich damit, in langen Reden, häufigen Zeitungsartikeln und mehr oder minder schönen Plakaten zur Arbeit zu mahnen, ihren Segen zu preisen und die traurigen Folgen der Arbeitsunlust an die Wand zu malen. Sie spricht von Zeit zu Zeit *) einen feierlichen Fluch gegen das Streikfieber aus, verhandelt gelegentlich, wenn es besonders gefährlich aussieht, mit den Arbeitern und drückt auf die Unternehmer, die Bedenken tragen, allzu maßlose Forderungen Streikender zu erfüllen.

Natürlich spottet das Übel solcher weißen Salben. Der Streikterror wird immer dreister — und die Regierung drückt sich um seine Bekämpfung nach wie vor mit mehr oder weniger Grazie herum. Statt diese Staatspflicht zu erfüllen, gefällt sie sich in hochfliegenden Weltverbesserungsversuchen: Begrenzung der Arbeitszeit, Erwerbslosenfürsorge, Sozialisierung der Industrien, Beteiligung der Arbeiterschaft an der Betriebsleitung und dergleichen mehr. Daß all diese willkürlichen Eingriffe der Staatsallmacht in das Gesellschaftsleben die Arbeitsleistung nur noch weiter herabdrücken, daneben auch den Unternehmungsgeist lähmen müssen, liegt auf der Hand. Fördern sie wenigstens, was ihr Zweck ist, die Arbeiterwohlfahrt und den sozialen Frieden? Eine nicht aufzuwerfende Frage angesichts des Jammers unserer heutigen Verhältnisse! Auf diesem Gebiete sind eben Erfolge nur möglich durch allmähliche Entwicklung des Gesellschaftslebens.

Auf die Beeinflussung dieser Entwicklung soll der Staat keineswegs verzichten. So radikal ist, wie gesagt, das Schlagwort vom Nachtwächteramte nicht gemeint. Was es verlangt, ist, daß jene Beeinflussung organisch sei, daß sie sich unmittelbarer, gewaltsamer Eingriffe enthalte und sich darauf beschränke, den Rechts-

*) wenn sie nicht gerade zur Abwechslung den Generalstreik als „prachtvolle Abwehraktion" des Proletariats preist (nachträgliche Anmerkung des Verfassers).

boden zu bereiten, auf dem der Keim sich zu entfalten vermag. Lassen Sie mich ein Beispiel dafür anführen, wie auf diesem Umwege, wenn er im rechten Augenblick eingeschlagen wird, der soziale Fortschritt ungleich wirksamer gefördert werden kann, als durch all unsere sogenannte Sozialpolitik.

Die Gelegenheit, die ich meine, ist die Geburt des Kapitalismus. Ich verstehe darunter den Ausgangspunkt der Entwicklung, die das Kapital durch Loslösung von der Person des Eigentümers zu einer selbständigen Macht sich auswachsen ließ. Denn erst das unheimliche Walten dieser unpersönlichen Macht verdient den Namen des Kapitalismus mit seinem gehässigen Unterton. Erst mit der durch das moderne Gesellschaftsrecht ihm verliehenen Fähigkeit, unabhängig vom Willen des Besitzers, sozusagen auf eigene Faust, zu wirken und Verbindungen einzugehen, erlangte das Kapital die grenzenlose Bewegungsfreiheit, die Möglichkeit zu der unerhörten Zusammenballung und rücksichtslosen Kraftentfaltung, die ihm die Reiche der Welt zu Füßen gelegt hat und die es zugleich in dieser, aller menschlichen Beziehungen entkleideten Form zu einer so furchtbaren Gefahr für den sozialen Frieden hat heranwachsen lassen. Die Aktiengesellschaft, die beliebig viele Kapitalanteile beliebiger Kapitalisten, unter Ausschaltung der Verlustgefahr für ihr übriges Vermögen, zu einem selbsttätigen Organismus zusammenschweißt, ist die Wurzel dieses neuzeitlichen Kapitalismus. Mit der Schaffung des Aktienrechts, das dieser „anonymen" Gesellschaftsform durch Regelung ihrer Organisation und Einschaltung von Sicherungen gegen Mißbrauch das öffentliche Vertrauen gewann und den Teilhabern die Sicherheit gegen Verlustrisiko bestätigte, wurde der ebenso verheißungsvollen wie gefährlichen Pflanze der Boden bereitet.

Damals hatte der Staat die Fäden der Entwicklung in der Hand. Krieg und Frieden barg der Gesetzgeber in seiner Toga: die soziale Verständigung und den Klassenkampf. Ahnungslos, welche Entscheidung in seine Hand gelegt war, zog er den Erisapfel hervor. Er bot dem Kapital die unschätzbare Rüstung der neuen Gesellschaftsform zum Geschenk, ohne die geringste soziale Gegenleistung zu fordern, und verhalf ihm dadurch in der Folge zu der erdrückenden Übermacht, die, an sich eine Herausforderung, aus Neidern Feinde weckend, als Verleitung zum Mißbrauch doppelt gefährlich, den Kapitalismus zum sozialen Störenfriede gemacht hat. Mit der bedingungslosen Zulassung des unpersönlichen Kapitals auf dem wirtschaftlichen Kampfplatze war die verhängnisvolle Entwicklung vorgezeichnet, die zu der sozialen Krise der letzten Jahrzehnte führen mußte. Diese Folgen waren damals nicht zu übersehen. Überhaupt hatte die herrschende Manchesterlehre den Blick für die soziale Seite wirtschaftlicher Fragen nicht geschärft. So erkannte man weder die Möglichkeit noch die Notwendigkeit, durch Abgrenzung des Kampfplatzes, durch Bedingungen, die man dem neuen, mit einer so furchtbaren Waffe ausgestatteten Kämpfer auferlegte, die gesamte soziale Entwicklung der Folgezeit — organisch, ohne unmittelbaren Eingriff — zu beeinflussen und in friedliche Bahnen zu leiten.

Wie anders hätten die Dinge sich gestalten können, wäre der Staat sich dieser seiner Verpflichtung rechtzeitig bewußt geworden! Unendliche soziale Werte konnten für die dem Kapital durch den Schutz seines Zusammenschlusses gewährte Vergünstigung eingetauscht werden. Es bedurfte nur einer Gesetzesbestimmung, die den Aktiengesellschaften neben den Bedingungen organisatorischer und wirtschaftlicher Art, an die ihr Vorrecht gebunden wurde, neben der Bildung eines Aufsichtsrats

und eines Reservefonds auch Verpflichtungen gegen ihre Arbeiter und Angestellten auferlegte. Ein Mindestmaß hätte genügt, dem Gedanken zum Durchbruch zu verhelfen. Für das Wachsen des Keimes hätte das Bedürfnis gesorgt. Und was errungen wurde, konnte unmöglich auf Aktienbetriebe beschränkt bleiben. Sobald die Gesellschaftsform sich ihren Platz im Wirtschaftsleben erobert hatte, mußten alle privaten Unternehmungen ihren Arbeitern von selbst die gleichen Bedingungen gewähren, sofern sie nicht etwa im patriarchalischen Zustande Befriedigenderes zu bieten verstanden. Der gesamte Arbeiterschutz, das soziale Versicherungswerk, all unsere vielgerühmte und vielumstrittene Sozialpolitik konnte auf diesem Wege ohne polizeilichen Zwang, ohne den riesenhaften, mit bedenklichen Reibungen arbeitenden Apparat, sozusagen selbsttätig erreicht werden. Noch mehr: man hatte die Lösung jener Kernfrage in der Hand, von der es abhängt, ob der Arbeiter ein am Ergebnis seiner Arbeit interessierter, vollberechtigter und vollwertiger Produktionsfaktor werden und ob ihm die Möglichkeit des sozialen Aufstieges beschieden sein soll. Man konnte ihm die Beteiligung am Gewinn des Unternehmens sichern. Was lag näher, als sie zur Bedingung der Gesellschaftsgründung zu machen, bei der ohnehin über Verteilung des Gewinns von Staats wegen sichernde Bestimmungen zu treffen waren?

Heut freilich ist der Weg verbaut, der zu Beginn der kapitalistischen Entwicklung gangbar war und zum Ziel geführt hätte. Die Errungenschaften, die damals mit Staunen begrüßt worden wären, würden jetzt niemanden mehr befriedigen. Wird doch selbst die Gewinnbeteiligung der Arbeiter, die solange ein Hauptpunkt im Programm des Sozialismus war — mir übrigens immer als die gesundeste seiner Forderungen erschienen ist —, gegenwärtig gerade von der Arbeiterschaft mißmutig abgelehnt. Es ist nicht allein das Gefühl, daß jetzt im allgemeinen nicht viel an Gewinn zu holen sei. Es besteht eine grundsätzliche Abneigung gegen die Interessengemeinschaft der Arbeiter mit dem Unternehmer des sie beschäftigenden Betriebes, von der die politischen Führer eine Milderung der Unzufriedenheit und des sozialen Gegensatzes — der Wurzeln ihrer Macht —, die Arbeiter selbst die Beeinträchtigung ihrer Freizügigkeit, der eifersüchtig gehüteten Ungebundenheit in der Verwertung ihrer Arbeitskraft befürchten. Hier liegt in der Tat der entscheidende Punkt. Die Frage lautet: Sollen Kapital und Arbeit als zwei in sich geschlossene Mächte kampfbereit einander gegenüberstehen, oder sollen sie, in jedem einzelnen Betriebe durch gemeinsamen Nutzen verbunden, alle Kräfte an die Erreichung des gemeinsamen Produktionszweckes setzen? Welche dieser beiden Arbeitsverfassungen der Produktion dient, der durch den ständigen Kampf zwischen den beiden Faktoren ihres Daseins ein schwer zu schätzendes Maß von Kraft entzogen wird, kann nicht zweifelhaft sein. Ebensowenig, welcher Weg zur sozialen Gesundung führt.

Wenn es uns beschieden ist, die furchtbare Krise zu überwinden, die jetzt unser Dasein bedroht, so werden wir uns noch einmal vor jenen Scheideweg gestellt sehen. Daß aus dem gegenwärtigen Chaos der sozialistische Zukunftsstaat geboren werde, glauben wohl seine eigenen Anhänger nicht mehr. Möglich, daß wir durch das rote Meer des Bolschewismus hindurch müssen. Er ist, wie ich Ihnen bereits nachwies, das gerade Gegenteil des sozialdemokratischen Ideals: eine neue Form des Obrigkeitsstaates. Er erweist sich sogar immer deutlicher als eine Autokratie von nie dagewesener Brutalität. Daß die Autokraten und die sie umgebenden und beein-

flussenden „Sphären" nicht mehr aristokratisch, sondern proletarisch sind, macht das Gesamtbild in seiner gesteigerten Roheit noch abstoßender, ändert aber am Wesen der Sache nichts. Halten kann sich der rote Terror auf die Dauer ebensowenig wie alle übrigen sozialistischen Experimente. Wenn wir eines Tages aus diesem Fiebertraum erwachen, dann werden Staat und Gesellschaft vor der Aufgabe stehen, die individualistische Wirtschaftsform, als die einzige, in der die Menschheit auf ihrer heutigen Entwicklungsstufe arbeiten und produzieren kann, auf einem Trümmerfelde wieder aufzubauen. Dann wird sich vielleicht von neuem die Gelegenheit bieten, durch organische Beeinflussung der Entwicklung die Übermacht des Kapitals einzudämmen. Gebe der Himmel, daß dann nachgeholt wird, was in den letzten hundert Jahren versäumt wurde!

Blicke in das Gesellschaftsleben zur Zeit der französischen Konsularregierung

Von Dr. Willy Müller

(Schluß.)

Bezeichnend für das gesellschaftliche Leben der Jahre vor der Errichtung des Kaiserthrones ist aber auch das allmähliche Entstehen und die weitere Ausbildung einer bonaparteschen Hofhaltung. November 1799 siedelte der Haushalt des Ersten Konsuls aus der bisherigen bescheidenen Privatwohnung in das Petit-Luxembourg über, und hier tauchte im Salon Josephinens das so lange verpönt gewesene Wort „Madame" wieder auf; die „Citoyenne" verschwand — allerdings erst nach und nach — von der Bildfläche. Und schon im Februar des folgenden Jahres vertauschte man das Luxembourg mit den Tuilerien. Bonaparte hatte nun, wo repräsentiert werden sollte, nichts Eiligeres zu tun, als den Zutritt zum Salon seiner Gattin allen Vertreterinnen einer laxen Moral zu untersagen, was Josephine, die mit dieser unstäten Welt einigermaßen verwachsen war, viele Tränen kostete; selbst Frau Tallien, mit der sie jahrelang das gleiche Interesse intensivsten Lebensgenusses verbunden hatte, wurde veranlaßt zu weichen, um so mehr, als sich ihren früheren Sünden neuerdings das Verhältnis zu Herrn Ouvrard gesellte. Eine einzige Ausnahme mußte der Konsul bei diesem Reinigungsprozesse allerdings machen: Josephine selbst blieb. Dann aber galt es, eine neue Hofgesellschaft zu konstituieren. Die Guillotine hatte glücklicherweise einen Tanzmeister von Ruf, Herrn Despréaux, verschont, dem, da er als lebendiger Anstandskodex galt, sich anvertraute, was in aller Eile ein formvollendeter Kavalier oder eine große Dame werden wollte; und neben ihm spielte die Rolle der Pythia in allen Fragen des guten Tones Frau Campan, einst erste Kammerfrau Marie Antoinettes. Sie kramte eifrig in dem Schatze ihrer Erinnerungen, um die alte Hofordnung der Königszeit möglichst vollständig zu reproduzieren; und auch durch Frau von Montesson, die sich den neuen Verhältnissen gegenüber bald nicht mehr völlig ablehnend verhielt, ließ Bonaparte sich gern belehren. Im März 1802 wurden die ersten, die neue Etikette regelnden Vorschriften erlassen, die Dienerschaft erhielt

Livree, und bald hörte man von großen Diners, zu denen die Mitglieder des diplomatischen Korps, die hohen Staatsbeamten und die Generäle mit ihren Frauen erschienen. Die intimsten Geheimnisse höfischer Förmlichkeiten waren allerdings im Ozean der Revolution versunken, und den von manchem schmerzlich vermißten Schatz zu heben, erforderte Zeit.

Wie in allen Perioden der Weltgeschichte spielte aber auch während der Tage des Konsulats die Liebe eine Rolle; genußfreudig auf diesem Gebiete, waren die Menschen damals nicht anders geartet als die Vor- und die Nachwelt. Selbstverständlich blühten bei geselligen Zusammenkünften jene harmlosen Scherze, die ihren Höhepunkt in dem Einlösen von Pfändern durch Küsse fanden; aber es gab doch auch in den besseren Kreisen Frauen und Mädchen genug, die intensiver genießen wollten und sich legitim oder, wenn das nicht glückte, illegitim mit einem Manne verbanden. Manchmal trieb die Liebe ganz wunderbare Blüten: wie vor kurzem der Herzog von Bourbon in einem offenkundigen, nichts weniger als geschwisterlichen Verhältnis zu seiner Schwester, der Herzogin du Maine, gestanden hatte, so unterhielt jetzt die schöne Frau v. Savary, spätere Herzogin von Rovigo, ebenfalls zarte Beziehungen zu ihrem Bruder, einem Herrn v. Faudoas, und Thereſia Tallien soll dieselben Pfade gewandelt sein. Ein origineller Kauz war auch der reiche Bankier Beaujon, der, als er, hochbetagt, auf den Verkehr mit Maitressen verzichten mußte, sich doch noch ein Dutzend „berceuses“ — Wiegerinnen — hielt, schöne Frauen, die ihn unter dem Gesange von Schlummerliedern in Schlaf schaukeln mußten, eine Prozedur, durch die dem lüsternen alten Burschen vermutlich liebliche Bilder aus der Vergangenheit vor die Seele gezaubert wurden. Auch innerhalb der Armee florierte begreiflicherweise die Liebe; in den Feldlagern fand man nicht nur Gattinnen und Maitressen der Offiziere — der General Bonaparte hatte 1796 während des italienischen Feldzuges ein schlechtes Beispiel gegeben, indem er Josephine zu sich kommen ließ —, sondern auch ganze Scharen sonstiger Frauen und Mädchen, die, eine Art Kriegsdrohnen, die Lebensmittel aufzehren halfen und überdies Krankheiten unter den Mannschaften verbreiteten. Eine wunderliche Ehe schloß der eine Zeit lang in Ägypten kommandierende General Menou: er heiratete die ihrem Vater abgekaufte hübsche junge Tochter eines Bademeisters und wurde sogar ihr zu Liebe Muselmann; als sie aber noch nicht lange die Zwanzig überschritten hatte, sah sie aus wie eine wohlbeleibte Hökerin und zeichnete sich durch nichts mehr aus als durch grenzenlosen Stumpfsinn.

Auch dem Ersten Konsul war natürlich die Liebe nicht fremd geblieben; immerhin konnte aber der schon kriegserprobte General für einen im Minnedienste noch völlig unausgebildeten Rekruten gelten, als er zur Direktorialzeit die graziöse und elegante Josephine v. Beauharnais kennen lernte, die, von finanzkräftigen Freunden unterstützt, deren Beihilfe sie durch Gefälligkeiten anderer Art wett zu machen wußte, die Trauer um ihren guillotinierten Gatten mit Vorliebe auf Bällen und in Konzerten zur Schau trug und Bonapartes bald entzündete Glut zu immer höheren Flammen schürte, bis er der mittellosen und verschuldeten lustigen Witwe die Hand zum Ehebunde reichte, die nur allzu gern ergriffen wurde, weil diese Verbindung ihr und ihren beiden Kindern wenigstens das tägliche Brot sicherte. Geduldig ließ der Hochbeglückte es über sich ergehen, daß Josephinens Hündchen Fortuné, ein etwas mißratener Mops, der gewohnt war, im Bette seiner Herrin

ihr zu Füßen zu nächtigen, seinen Unwillen über die mißliebige Störung der gewohnten Behaglichkeit dadurch dokumentierte, daß er den neuen Teilhaber der Ruhestatt kurzer Hand ins Bein biß; geduldig ertrug er selbst die absolute Gleichgültigkeit seiner jungen Gattin, die ihm den „Pulsschlag eines Marmorbildes" zu haben schien; erst als unbestritten festgestellt war, daß die Angebetete sich einem schmucken Husarenoffizier, Herrn Hippolyte Charles, gegenüber weit weniger zurückhaltend zeigte, änderten sich die Empfindungen des aus allen seinen Himmeln Gestürzten, und als Erster Konsul ließ er sich in den Tuilerien eine Garçonwohnung herrichten, wo er, vor eifersüchtigen Blicken geborgen, allerhand Freundinnen empfing. Manchmal freilich markierte Josephine, in steter Angst vor der angedrohten Scheidung lebend, die Tolerante: den Schauspielerinnen Mademoiselle Duchenois und Mademoiselle Georges, deren zarte Beziehungen zu ihrem Gatten ihr zweifellos nicht unbekannt waren, schenkte sie sogar kostbare Gewänder, wie Witzbolde erzählten, „um ihre Nacktheit zu kleiden".

War aber für die Anschauungen, die zur Zeit des Konsulats über Liebe und Liebesleben in den tonangebenden Sphären herrschten, die Ehe Bonapartes charakteristisch, so nicht minder diejenige seines Bruders Lucian. Dieser hatte seine erste Frau durch den Tod verloren und kam zu der zweiten in etwas ungewöhnlicher Weise. Ihre Bekanntschaft machte er auf Schloß Méréville bei dem Grafen Laborde. Die junge und hübsche Alexandrine Jouberthou war bei der, sobald es sich um sexuelle Fragen handelte, absoluten Vorurteilslosigkeit ihres in Konkurs geratenen Gatten und dessen Bedürfnis, seinem an chronischer Auszehrung leidenden Geldbeutel neuen Inhalt zuzuführen, des Schloßherrn Geliebte. Nun kamen einst zum Teil in Gesellschaft ihrer Maitressen als Gäste des Grafen erschienene Herren — auch Lucian war darunter — nach einem lukullischen Mahle auf den die Sinne kitzelnden Gedanken, eine Art Spiel zu treiben, das Kinder als „Bäumchen verwechseln" zu bezeichnen pflegen; die Rolle der Bäumchen übernahmen aber hier die Damen. Beim Verlosen fiel Frau Jouberthou Lucian Bonaparte zu, beide fanden aneinander Gefallen, und bald hatte die kluge, im Verkehr mit Männern gut geschulte und nach Höherem strebende Frau den Bruder des Ersten Konsuls so sicher in ihrem geschickt geknüpften Netze, daß er sie nach dem baldigen Tode ihres Gatten heiratete. Die Vorwürfe Napoleons waren wirkungslos; nicht mit Unrecht durfte Lucian darauf hinweisen, daß das Schicksal der einstigen Frau v. Beauharnais mit demjenigen seiner Alexandrine eine ganz frappante Ähnlichkeit habe. Konnte in diesem Falle der Erste Konsul den Eintritt einer Dame von überaus lockerem Lebenswandel in seine Familie nicht hindern, so wußte er bei anderer Gelegenheit eine stark kompromittierte Persönlichkeit den Hofzirkeln fern zu halten. Es handelte sich um die schöne Frau Visconti, mit der der General Berthier in wilder Ehe lebte. Dieser spähte nach einer Möglichkeit aus, seiner ehrgeizigen Freundin den Zutritt zu den Salons der Tuilerien zu vermitteln, und glaubte sie bei folgendem Anlaß gefunden zu haben. Als Karoline Bonaparte sich Anfang 1800 verheiratete, schenkte Napoleon dieser seiner Schwester ein Diamantenhalsband aus dem Juwelenschatze Josephinens, deren Schulden er eben unter großen Opfern bezahlt hatte. Diese, über die Beraubung verstimmt, hielt sich durch den heimlichen Ankauf einer weit schöneren Kette — die Perlen, aus denen sie zusammengesetzt war, entstammten dem Schmuckkästchen Marie

Antoinettes — schadlos, und die dafür dem Juwelier Foncier zu erlegende Summe entnahm der von ihr ins Vertrauen gezogene Berthier ungeniert den für die Militärlazarette bestimmten, zu seiner Verfügung stehenden Kapitalien, in der Hoffnung, diese Gefälligkeit werde Frau Visconti zu der ersehnten Vergünstigung verhelfen. Aber der Erste Konsul blieb allen Bitten Josephinens unzugänglich, zumal außerordentlich pikante Briefe, die der verliebte General von Ägypten aus an seine Trauteste gerichtet hatte, britischen Spionen in die Hände gefallen und kürzlich von England aus gedruckt über halb Europa verbreitet waren.

Nicht minder wie die Herzensangelegenheiten Berthiers, des ersten militärischen Gehilfen Bonapartes, wirbelte aber auch ein Liebesverhältnis Talleyrands, seiner rechten Hand in politischen Dingen, Staub auf. Warmer Neigung fähig und bedürftig, huldigte dieser den Frauen mit aufrichtiger Hingabe, so auch einer Madame Grant, die als seine Maitresse bei ihm im Ministerium des Auswärtigen wohnte. Als aber nach und nach die bei dem Ersten Konsul akkreditierten Vertreter der fremden Mächte in Paris erschienen, bereiteten diese Zustände Schwierigkeiten; die Damen des diplomatischen Korps verspürten, wie zu verstehen, keine Neigung, der Geliebten eines Ministers ihre Aufwartung zu machen. Da griff denn Bonaparte energisch ein und wies Talleyrand an, die Freundin, falls er sein Amt behalten wolle, entweder zu entfernen oder zu heiraten. Man sieht, die Zeit der Ungebundenheit war vorbei; es wehte bereits Hofluft in Paris. Der so Gedrängte aber, der sich weder von Frau Grant trennen noch seiner glänzenden Stellung und allen mit ihr verbundenen pekuniären Vorteilen entsagen wollte, faßte den Entschluß, die Beanstandete zu seiner Gattin zu machen, und damit war das Problem gelöst: einer Frau v. Talleyrand konnten die fremden Damen sich ohne jedes Bedenken vorstellen lassen, selbst wenn sie eine bewegte Vergangenheit hatte. Und auf eine solche blickte die verflossene Madame Grant allerdings zurück. Geboren in dem vorderindischen Trankebar, war die nunmehrige Exzellenz, die, eben erwachsen, bereits aus ihren Reizen Kapital zu schlagen verstand, in Batavia als Tänzerin aufgetreten; hier verliebte sich ein Kaufmann namens Grant in die Sechzehnjährige und heiratete sie, ließ sich aber bald wieder von ihr scheiden wegen einer Episode, deren Held Sir Philipp Francis, der Verfasser der vielgenannten „Juniusbriefe", war. Längere Zeit in der Welt umherabenteuernd, lernte die Heimatlose schließlich irgendwo Talleyrand kennen, der die „schöne Indierin" mit nach Paris nahm; wer ihr von der Lebrun-Vigée gemaltes Bild sieht, wird das verstehen. Man bewunderte an ihr in erster Linie den Teint, der wie Perlmutter und Rosen leuchtete, dann die blauen, von schwarzen Wimpern bedeckten Augen, vor allem aber die üppigen Wellen des wundervollen Haares, das sie wohl ihren Freunden zu Liebe auflöste, um sich ihnen, wenn wir den Memoiren der Comtesse de Boigne Glauben schenken dürfen, in diesem natürlichen Mantel, andere Kleidung verschmähend, zu zeigen. Aber diesem so bevorzugten Wesen fehlte eins: das Gehirn, und wenn unwissende Frauen auch sehr wohl anziehend sein können, dumme sind es selten und keinesfalls auf die Dauer. Talleyrand pflegte denn auch, seine befremdende Eheschließung gewissermaßen entschuldigend, zu äußern: „Eine Frau, die Geist hat, kann ihren Mann leicht bloßstellen, eine dumme kompromittiert nur sich selbst."

Die Charakteristik der während eines Teiles der Konsulatszeit an hervor-

ragender Stelle stehenden Dame zu vollenden, mögen ein paar kleine Erzählungen dienen, die bald nach ihrer zweiten Verehelichung in Paris zirkulierten. Als sie einst die prachtvollen Diamanten der Fürstin Dolgorucki bewunderte und diese meinte, es würde ihr doch ein Leichtes sein, ihren Gatten zum Ankauf eines ähnlichen Schmuckes zu bewegen, erhielt sie die Antwort: „Glauben Sie vielleicht, ich hätte einen Papst geheiratet?" Und den berühmten Kunstkenner und Ägyptologen Denon, der nach einem längeren Aufenthalte im Lande der Pyramiden ein Buch über dieses geschrieben hatte, fragte sie einst, ob er denn auch seinen treuen Freitag mitgebracht habe. Sie verwechselte das Werk des Gelehrten mit dem „Robinson Crusoe". Man kann verstehen, daß es unter solchen Umständen boshaften Leuten Spaß machte, sich bei der törichten Frau nach ihrer Heimat zu erkundigen, nur um die Antwort zu vernehmen: „Je suis d'Inde". „Dinde" heißt aber bekanntlich „Pute". Talleyrand hatte bei dieser Beschränktheit seiner Gattin gewiß den lebhaften Wunsch, sie möge in Gesellschaft den Mund nur zum Essen öffnen, und sicherlich meinten viele, der interessantere Teil ihrer Unterhaltung sei die Sprache der schönen Augen. Und doch brachte die geistig vernachlässigte Frau das alte Sprichwort zu Ehren, nach dem auch eine blinde Henne mal ein Korn findet. Als der Minister seine junge Gattin bei Hofe vorstellte und der Erste Konsul ihr gegenüber die Erwartung aussprach, die jetzige Frau Talleyrand würde das Verhalten der einstigen Madame Grant in Vergessenheit bringen, entgegnete die Harmlose, völlig unbefangen mitten ins Schwarze treffend, sie werde sich in jeder Weise die Bürgerin Bonaparte zum Muster nehmen. Möglich, daß es diese Antwort war, die den Gewalthaber veranlaßte, einst an seinen Minister die Frage zu richten, ob die von ihm zur Gemahlin Erkorene Esprit habe, worauf der also Interpellierte weniger boshaft — er hätte nicht ganz mit Unrecht antworten können: „Genau so viel wie die Ihre" — als geistvoll replizierte: „So viel wie eine Rose".

Wir sehen, die Jahre des Konsulats zeigen gesellschaftliche Typen, die näher zu betrachten sich wohl verlohnt.

Zum deutschen Roman der Gegenwart

Von Joachim Albrecht Fehlert

Auf keinem Gebiete künstlerischen Schaffens lassen sich vielleicht so innige Verbindungslinien herstellen mit der Gegenwart als gerade bei dem Roman. Sei es nun der Roman nach der alten guten Auffassung, dem vor allem ein breiter Untergrund in der Umwelt zu eigen sein muß, oder sei es der Roman nach der Meinung der Jüngsten, der nur einen wirren Abriß von Eindrücken, Stimmungen bietet und gerade auf diese Art (allerdings unfreiwillig) ein deutliches Bild der Zeit gibt. Weder in der Malerei, der bildenden Kunst, noch in der Musik liegen die gegenseitigen Abhängigkeiten so klar zutage, wie bei dem Roman, der schon allein durch sein äußerliches Gewand, die Breite, alle richtigen Möglichkeiten dazu enthält. Und auch in Bücher, die scheinbar abseits vom Tage zu liegen scheinen, spielt die Epoche, in der das Werk geschrieben wurde, immer wieder deutlich hinein, äußert

sich in Ansichten, Meinungen, Werturteilen, die immer wieder durchaus abhängig sind von der Gegenwart.

Daß die Jetztzeit nun scheußlich, grauenvoll ist, daran zweifelt heute niemand mehr, der die letzten Jahre über die Augen offen hielt und ein hörendes Ohr für seine Zeit hatte. Man kommt nicht darüber hinweg, sich auch mit der Zeit auseinanderzusetzen, wenn man auf den deutschen Roman der Gegenwart hinweisen will, allzu enge ist die Verbindung und ihr Verständnis bedingt sich gegenseitig.

Gekennzeichnet ist die Epoche, in der zu leben wir das wirklich zweifelhafte Vergnügen haben, vor allem durch ihren schrankenlosen Materialismus. Man verstehe recht, Materialismus in der wahren Wertbedeutung, als Anbetung des einen Götzen: Materie. Es wäre völlig falsch, den Krieg allein dafür verantwortlich zu machen, er brachte nur in seinen Folgeerscheinungen den Höhepunkt einer Entwicklung, die sich schon seit Jahrzehnten vorbereitet hatte.

Hand in Hand damit geht eine scheinbar unaufhaltbare innere Auflösung, Zersetzung. Eine Zeit, die so völlig entgöttert ist wie die unsere, brauchte dringender denn je eine starke Hand, nicht nur im Sinne staatlicher Autorität gemeint, sondern vor allem im Geistigen, vielleicht sogar im Religiösen. Mannigfache Spuren solcher Bewegungen lassen sich bereits heute aufzeigen. Eine Sehnsucht geht durch das deutsche Volk, ein schwärmerischer Hang zum Mystischen, Geheimnisvollen. Der Mensch, der sich drückend in die engen Grenzen seines Wesens eingekerkert fühlt, will hinaus über diese Grenzen seines jammervollen Alltages. Es ist durchaus nichts Neues. Auch in der Gegenwart hat es bereits sein Beispiel in Amerika gefunden. Die Heilslehre der „christlichen Wissenschaft" drüben, die immer mehr Anhänger findet und auch bereits in Deutschland Fuß zu fassen beginnt, spricht deutlich dafür. Nichts anderes ist diese Bewegung, als der Wunsch, ein Gegengewicht gegen den Materialismus zu schaffen. Gerade in der jüngsten Zeit hielten doch in Deutschland einige Apostel der „christlichen Wissenschaft" Vorträge über ihre neue Glaubensauffassung und sollen damit tiefe Wirkungen erzielt haben. In Berlin befindet sich doch sogar eine Art Niederlassung dieser Jünger, ein „Lesezimmer der christlichen Wissenschaft" in der Dessauer Straße. Besonders die Frauenwelt zeigt sich für diese neuen religiösen Strömungen empfänglich, gerade jene Frauen des Mittelstandes, die während des Krieges und in der Nachkriegszeit am meisten zu leiden hatten, suchen ihre Zuflucht nun darin; eine Art von Fatalismus hat sich heute mancher deutschen Hausfrau bemächtigt. Eine bedeutsame Erscheinung, die auch hierher gehört, ist das Überhandnehmen okkultistischer, spiritistischer Vorträge in den deutschen Landen. Aus alledem spricht doch unbedingt ein neuer Zug zum Mystischen, Geheimnisvollen.

Und daß gerade diese Zeit, die Gegenwart, in der wir leben, mehr vielleicht denn je, einer starken, aufrichtenden Kunst bedarf, die weite Kreise des Volkes zu erfassen vermag, das leuchtet wohl auch sogleich ein. Vor allem wäre hier der Roman berufen, rettend, aufbauend einzugreifen. Was aber sehen wir, welche Art von Kunst und Scheinkunst wird heute in Massen gedruckt und mit dem Hilfsmittel einer laut trompetenden Reklame verbreitet? In welchem Zusammenhange stehen nun diese neueren Werke vor allem heute mit dem deutschen Volke?

Diese Frage beantwortet sich nahezu von selbst. Und doch gibt es keinen anderen Weg zu einer inneren Gesundung, als den über das e i g e n e Volk.

Viel, sehr viel wird heute geschrieben, wie wenig aber davon ist wertvoll, wenn man es von dem durchaus gesunden und absolut nicht unkünstlerischen Standpunkt (wie von der Gegenseite immer gern mit Spott geltend gemacht wird) beurteilt; inwieweit steht dieses Buch in einem Verhältnis zu meinem Volke, in einem nutzbringenden, aufbauenden?

Zweierlei Bücher kann man unterscheiden in ihrer Beziehung zur Gegenwart. Jene, die sich mit dieser kritisch auseinandersetzen, denn das bedingt schließlich jede Zeitschilderung, und dann jene, die in ihrer Zerfahrenheit, in ihrem Suchen nach verschrobenen Stoffen, in der Darstellungsart, in ihrer Gesinnung, richtige — traurige Kinder ihrer Zeit sind. Die kniekurzen Röcke einer verhurten großstädtischen Weiblichkeit finden ihren Gegenpol in einer schamlosen, völlig unkünstlerischen Erotik, die ebenso Lockmittel für den Käufer sein soll wie lockender Waden Pracht, und das rücksichtslose Schiebertum unserer Zeit findet ebenso sein literarisches Gegenspiel in Romanen, die sich kühn über alle künstlerischen Bedenken hinwegsetzen, nur auf der Jagd sind nach irgendeinem besonderen Stoff, einer Sensation. Und der sichtbare Erfolg all dieser Machwerke äußert sich dann vor allem in einer verblüffenden Ähnlichkeit mit der durchschnittlichen Filmware, man fragt sich da mit Recht: warum wurde dieser Stoff gerade zu einem Roman „verarbeitet", ein Film hätte das ebenso gut, ja vielleicht besser getroffen!

Ein besonderes Wort wäre hier wohl auch über den nationalen Roman im allgemeinen zu sagen. Daß der innere Gesundungsprozeß, der heute vor allem anzustreben ist, nur über das eigene Volk erfolgen kann, wurde bereits erwähnt. Nun stellt diese Gesundung, dieser Weg, vor allem eine Einkehr, eine Rückkehr zu den Urbestandteilen alter deutscher Dichtung dar. Was wir heute vor allem von dem deutschen Roman verlangen müssen, ist, daß er *gesund* sei, daß er von einer lebensbejahenden Anschauung getragen werde. Man darf darunter keineswegs eine Einschränkung des Stoffgebietes des deutschen Romans erblicken, alles, jedes Gebiet stehe ihm frei, es ist sicherlich wünschenswert, wenn Verfallserscheinungen unserer heutigen Kultur ihre Former und Gestalter finden, aber gesund sei das Ethos der Romane. Sind sich doch wohl die wenigsten der schreibenden und dichtenden Verfasser bewußt, welche *Macht* in ihre Hände gegeben ist und welche *Verantwortung* eben daraus für sie erfließt. Man sage nur ja nicht, Kunst sei Kunst, habe mit Ethos, Nationalgefühl gar nichts zu tun, die hohle Phrase, die einst so viele auch sonst gesunde Köpfe verwirrte und natürlich aus Frankreich kam. Das berüchtigte „l'art pour l'art" gehört heute, gottlob, zu den erledigten Schlagworten. Wann wird man es aber endlich überall begreifen lernen, daß Volkstum und Kunst zwei unlösbare Bestandteile eines Wesens sind, daß jeder Künstler mit seiner Sittlichkeit, seiner Art der Auffassung und Darstellung innerhalb der Grenzen seines Volkstums bleiben muß, soll etwas Ganzes und Wahres daraus entstehen. Den Wahn des Internationalismus, unter dessen Bann heute leider noch immer der deutsche Arbeiter steht, wollen wir von unserem deutschen Schrifttum fernhalten! Zu *sammeln* gilt es heute die leider so spärlich gesäten gesunden Kräfte im deutschen Volke, kein Pessimismus kann uns da helfen, keine verstandesmäßigen Triumphe, keine erklügelten Hirnarbeiten, der Weg führt einzig und allein über die reine Freude an Menschtum und Welt ins Freie. Das deutsche Volk täte, heute mehr denn je, gut daran, wieder zu Goethe und Schiller zurückzufinden, diese

waren doch schließlich auch noch wer, trotz ihrer deutlichen Begrenzung durch ihr Volkstum! Damit sei durchaus keine Nachahmung dieser auch mit ihrer Zeit verbundenen Werke verlangt, sondern nur eine Annäherung an den Geist, dem diese Werke ihr Entstehen verdanken. Der nationale Gedanke, das nationale Ethos vermag es, wie nicht bald eine andere Triebkraft, den Menschen aus den Niederungen seines Alltags, seiner hastenden Sorgen, dem lähmenden Bewußtsein, in einer fürchterlichen Gegenwart zu leben, emporzureißen.

Was heute aber zum größten Teile in „Literatur" macht, Literatur heißt, das hat meist alle Zusammenhänge mit seinem Volke verloren, ist eine wurzellose Sache der vielen schreibenden Heimatlosen, die sich in den tollsten Sprüngen gefallen, zusammenhängend wie die Kletten, einer des anderen frischgelegtes Ei getreulich begackern und vor allem ihre diebische Freude daran finden, den deutschen Philister zu überraschen, zu entrüsten, und aus diesen Gründen die eigenen Bücher von diesem kaufen zu lassen. Die Faselei von der Internationale in der Kunst, von allgemeiner Menschenverbrüderung auf diesen Gebieten, ist schon an und für sich stets hohles, unmögliches Geschwätz gewesen, hervorgerufen nur durch die Angst vor dem völkischen Erwachen des Deutschen. Damit er nur ja nicht einmal erkenne, welche ganz und gar minderwertige Gesellschaft ihm seit Jahr und Tag das vormacht, was er Literatur zu nennen gewöhnt ist. Denn der Weg zur Menschlichkeit führt ebenfalls nur über das eigene Volk, solange aber der Haß in dieser Art, vor allem der Haß gegen alles Deutsche, die Welt regiert, so lange haben wir es doch, bei Gott, nicht nötig, die Hand zu lecken, die uns täglich und stündlich ins Antlitz schlägt! Haben es nicht nötig, den fremden Literaturen nachzulaufen und darüber beglückt zu sein, daß wir nun endlich wieder, seit der „böse Krieg" vorbei, die Schöpfungen französischen Geistes genießen können. Wir brauchen das doch gar nicht! Man soll uns keine Märchen erzählen! Uns nicht noch ärmer machen, als wir ohnehin schon geworden sind. Unverlierbar sind die Schätze deutschen Geistes- und Gemütslebens, niemand kann uns diese rauben, wenn wir selbst sie nicht verschleudern, in einer wahnsinnigen Zerstörungslust in uns selbst vernichten!

Sind wir doch heute schon so weit, daß unsere führenden „deutschen" Literaturzeitschriften all das mit gallbitterem Spotte abzutun suchen, als unkünstlerisch, tendenziös verhöhnen, was irgendwie eine Gesinnung zeigt oder gar — das größte aller Verbrechen — sich unterfteht, auch nur ganz leise völkisch angehaucht zu sein!

Ein wüstes, schamloses Leben, wie draußen auf den Straßen, wo Schiebertum und Gemeinheit täglich Triumphe feiern, macht sich heute auch im „deutschen Dichterwalde", wie es einmal so schön hieß, bis zur Unerträglichkeit gesteigert, bemerkbar.

Die Jünger des heiligen „Dada" lassen ihr Stottern vernehmen, die Sinnlosigkeit des Expressionismus gräbt sich schön langsam auch ihr eigenes Grab, nachdem diese „Ausdruckskunst" es völlig verlernt hat, irgend etwas auszudrücken, wohl vor allem deshalb, weil gar nichts vorhanden ist, was ausgedrückt werden könnte! Der Verlag Kurt Wolff sammelt die meisten dieser deutschen Dichter, manche, so auch die offenkundigen planvollen Schweinereien von Corrinth, der nur so nebenher etwas verrückt tut, haben zu Georg Müller in München gefunden, auch der alte Fischer in Berlin hat seit einiger Zeit sein Herz für den Expressionismus entdeckt

und gab sogar ein Sammelbuch allein für diese Kunstgattung heraus. Mancher andere deutsche Verleger machte diese Mode leider auch mit.

Eine Wohltat ist es da, wenn ein so altangesehenes Verlagshaus wie das „Bibliographische Institut" in Leipzig sich entschlossen hat, einen belletristischen Verlag seinem Unternehmen anzugliedern, der einzig und allein den Zweck haben soll, der aufbauenden, wahrhaft deutschen Kunst zu dienen, die vor allem dazu berufen ist, unserem Volke aus den undurchsichtigen Wirren der Gegenwart hinaus- und emporzuhelfen. Andere Verlagshäuser, die sich frei von all diesem Unrate erhalten haben (die Liste macht durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit!), sind wohl in erster Linie die „Deutsche Verlagsanstalt" in Stuttgart, Scherl in Berlin, Grethlein und Theodor Weicher mit seiner belletristischen Abteilung in Leipzig und ganz besonders wäre hier das Haus Staackmann zu erwähnen, das seit Jahren eine bestimmte Überlieferung pflegt, dieser stets treu blieb, einen bestimmten Verlagsrahmen einhielt und im deutschen Lesepublikum ein vernehmliches Echo seiner tüchtigen Arbeit findet.

Aus der großen Flut von Romanen sollen hier nur einige, die im allgemeinen den Anforderungen, die man an einen deutschen Roman stellen muß, genügen, betrachtet werden.

Der Wiener Paul Busson, der vor allem als entzückender Schilderer des Kleinlebens bekannt ist und als Dichter feiner Reflexionen, hat bei der „Wila" in Wien einen Roman erscheinen lassen: F. A. E. (Friede auf Erden). Busson ist entschieden ein großer Optimist, der sich den schließlichen Sieg Deutschlands völlig unblutig vorstellt. In seinem kühnen Zukunftsbilde, das der Roman ist, siegt Deutschland durch eine Erfindung, die auf völlig friedlichem Wege dem Deutschen Reiche zu seiner gebührenden Stellung in der Welt emporhilft und die Völker zu dem ersehnten allgemeinen Frieden bringt. Busson zaubert ein Bild der Zukunft vor uns hin, in der Kunst, Wissenschaft und Erfahrung dem Allgemeinwohl dienstbar gemacht wird. Die Menschenliebe feiert Triumphe und das Glück blüht in der ganzen Welt. F. A. E. aber ist der geheimnisvolle Erfinder von kleinwinzigen, elektrisch betriebenen Flugzeugen von der Größe eines mittleren Vogels, die ein ganz unglaublich verheerendes Zerstörungsmittel mit sich führen können und so eine schwere Bedrohung darstellen. Der Erfolg dieser Erfindung ist sensationell. Die Stadt Paris versöhnt sich mit den dort lebenden Deutschen, gibt ihnen ein Gelage, das zu einem allgemeinen Versöhnungsfest wird. Man sieht, der fromme Wunsch war hier der Vater des Gedankens, von der wahren Stimmung in Deutschland, die heute bereits alle Bevölkerungsschichten erfaßt hat, machte sich der Autor wohl einen falschen Begriff. Schön an dem Buche ist vor allem der ethische Gedanke und eine hervorragende Technik, die viel Spannung zu erzeugen versteht und mit einer kühnen, fest zugreifenden Phantasie verbunden ist.

Bei Grethlein in Leipzig sind zwei Romane erschienen. „Gottesferne" von Walter Bloem und „Barrikaden" von Zdenko v. Kraft. Was man an Bloems Romanen mit Recht auszusetzen hat, ist ein Mangel an künstlerischer Vertiefung seiner Charaktere, seiner ganzen Darstellungsart. Was ihn aber für das deutsche Volk unbedingt wertvoll macht, ist der innere nationale Gehalt seiner Bücher. Das hat sein großer Roman über den Krieg der siebziger Jahre bewiesen, und dies gilt auch für sein neues Buch „Gottesferne", das seinen Stoff deutscher Vergangenheit

entnimmt, wobei es Bloem gelingt, sehr anschauliche Bilder des Mittelalters zu gestalten. Künstlerisch bedeutend höher steht der Richard-Wagner-Roman von Zdenko v. Kraft „Barrikaden". Als vierter hat sich Kraft diesen Stoff erwählt und dessen Gestaltung ist ihm bedeutend besser geglückt als seinen drei Vorgängern. Mit großer Bescheidenheit geht der Verfasser vor, bringt nur ausgewählte Quellen und Lebensdokumente Richard Wagners, gießt alles in eine ansprechende, anregende Form und ist vor allem von aufrichtiger Liebe und Begeisterung für Wagner erfüllt. Glänzend sind die Schilderungen der Umwelt, die Gestalten Schumanns, Bakunins treten besonders hervor. Auch dieser Roman wirkt vielleicht allein schon dadurch aufbauend, daß er einen der Großen unseres Volkes in den Mittelpunkt der Handlung stellt, er pflegt die bedeutenden Erinnerungen Deutschlands und ist von einer hohen Gesinnung getragen.

Große Liebe zum deutschen Vaterlande zeichnet den Roman von F. E. Corsepius, „Annemarie Zurzeit", aus (Th. Weicher, Leipzig). Es ist die Geschichte zweier Unglücklichen, eines Kriegskrüppels, dem der Krieg alles raubte, und einer Siechen an der Lunge, der deshalb die Mutterschaft verschlossen bleibt. Das Buch ist in einer rein sachlichen Art des Erzählens geschrieben, die einerseits wohltuend wirkt, andererseits aber doch wieder allzu wenig Schwung besitzt. Aber das vaterländische Gefühl, das den Roman durchpulst, ist so stark und hinreißend, daß man das Buch bestens empfehlen kann. Heute, in diesen Ausnahmezeiten, ist auch eine besondere Beurteilung des Romans am Platze, die Gesinnung eines Dichters fällt da sehr schwer in die Wagschale.

Ein feines, stilles Buch, über dem ein durchaus gesunder Humor liegt, ist der Roman von Alice Berend, „Der Glückspilz" (bei Albert Langen, München). Hier ist einmal eine Frau, der wirklich wahrer, erfrischender Humor zu eigen ist, die köstliche Schilderungen in der Gewalt ihrer Feder hat und hart neben dem Drastischen stets das Tragische bereit hält. Auf des Messers Schneide wandert ihr Held, der eifrige Sammler von Käfern und Schmetterlingen, der sich für einen ausgesprochenen Glückspilz hält, durch das Buch, versäumt über seinen Liebhabereien die Liebe seiner Frau, die seiner niemals wert war, und verschenkt sein ganzes Herz schließlich einem klugen Affen, den er sich in seiner Wohnung hält. Seine Ehe geht in Scherben, er aber findet in dem Tier seinen Freund. Wie der Professor dann einmal eines Abends den entsprungenen Affen suchen geht, hinaus in die Schneenacht und dort selbst den Tod findet, das ist von einer echten Dichterin geschrieben, die des Lesers Herz ganz in ihre Gewalt bekommen hat.

Ähnlich in gewissem Sinne ist der Roman von Hellmuth Unger, der sich bereits als Dramatiker einen guten Namen gemacht hat. „Schnurpels" heißt das Buch (bei Th. Weicher, Leipzig). Es ist auch die Geschichte eines Einsamen, eines Menschen, der seinen Beruf verfehlt hat, mit seiner Frau, einer geborenen Schnurpels, die vor allem über eine unheimlich große Verwandtschaft verfügt, auch ein kleines Kolonialwarengeschäft mitgeheiratet hat und in dieser Luft kleinlichen Krämergeistes nicht leben kann. Etwas von einem heimlichen Dichter hat er in sich, wird aber von den Schnurpels in deren „Familientagen" tüchtig hergenommen. Bis er sich losreißt, in die Thüringer Berge, in ein Bad, entflieht, dort nahezu ein richtiges Liebesabenteuer erlebt, aber doch wieder heimfindet zu seiner Frau

und seinen Kindern. Das alles ist mit einer gewissen stillen Behaglichkeit erzählt, mit einer Liebe für Menschen und Dinge, die einem warm ums Herz macht.

Ein ernst zu nehmendes Buch ist auch der Roman von Grete Urbanitzky, „Das andere Blut" (bei R. Wunderlich, Leipzig), der das Problem des Mischlings aus jüdischem und arischem Blut behandelt, mit einer Denkschärfe und Folgerichtigkeit, die bei einer Frau besonders auffällt. Deutlich wird an einem Menschenschicksal gezeigt, wie verheerend das Ergebnis einer solchen Mischehe wirken kann, wie schwer ein junges Menschenleben dadurch belastet wird. Zwei Seelen wohnen in der Brust des Helden, eine deutsche, die sich rückhaltlos an allen gegebenen Schönheiten der Welt zu erfreuen vermag, und die andere, der bohrende, zerstörende, zersetzende Intellekt, der alles zerfasert und jede Glücksmöglichkeit raubt. Es fällt manch kluges Wort über das Verhältnis der beiden Rassen zueinander. Eine sehr gute Figur des Buches ist dieser Dr. Adler, den es in tausenderlei Gestalten und Namen heute in Deutschland gibt. Der kommunistelnde Zeitungsmann, der hinter allen möglichen politischen Umtrieben her ist und mit System an dem Bau der Vormachtstellung seines Volkes arbeitet.

Auf einen echten, ich stehe nicht an, zu sagen, großen Dichter möge dieser Aufsatz noch ganz besonders hinweisen. Das ist Johannes Thummerer, der soeben bei Grunow in Leipzig ein neues Buch veröffentlichte. „Krämer und Seelen", ein deutscher Großstadtroman. Schon in seinen beiden vorhergehenden Büchern „Hannerl" und in der „tanzenden Familie Holderbusch" hat Thummerer die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen. Mit seinem neuen Roman aber hat er entschieden einen großen Wurf getan. Leipzig ist der Schauplatz der Handlung, und die biederen Leipziger wollen es scheinbar dem Dichter nicht verzeihen, daß er es wagte, ihre heilige „Messe" anzutasten und diese in ein — recht naheliegendes — Verhältnis zu dem Krämergeist unserer Tage zu bringen. Der schreiende Gegensatz unserer Tage, der auch in diesem Aufsatz besonders betont wurde, zwischen geistigem, ideellem Leben und dem Götzen Materie bildet die geistige Grundlage dieses bedeutenden Buches. Der Händler Kirmse, der sich aus kleinen Anfängen emporarbeitet, steht im Mittelpunkt der Handlung und dessen erste Frau, Pauline, die ihn verläßt und sich ein eigenes Leben zurechtzimmert. Wie Kirmse, der Händler und Schieber, reich wird, durch mißglückte Spekulation wieder verarmt und zum Spartakisten wird, das ist mit einer ganz hervorragend plastischen, realistischen Darstellungskunst wiedergegeben. Voll dieser großen Kunst ist auch das überaus anschauliche Messekapitel, das an die allerersten Vorbilder deutscher Erzählungskunst gemahnt. Prächtig gesehen in ihrem triebhaften, durch und durch einfachen Dasein, die Törin Pauline, drastisch und wahr die schnoddrige Berlinerin Auguste, die sich zu Kirmse als dessen geschäftstüchtige Frau in zweiter Ehe gesellt, rührend in seiner Einfachheit das Kind Willibald aus reichem Hause, das daheim keine Liebe findet und diese anderswo suchen geht. Ein düsteres Bild entwirft das Buch, aber prächtig dargestellt, unsere Welt, unsere Zeit! Thummerer hält ihr den Spiegel vor und in der Linse seiner bedeutenden dichterischen Kraft fangen sich alle Strahlen. Schade nur, daß das Gegenspiel, die freundliche Welt, nicht gleich kraftvoll gestaltet ist. Besonders hoch einzuschätzen ist das Ethos Thummerers, das auch den hart gesehenen und gestalteten Szenen ein Gegengewicht zu verleihen vermag.

Drei Bücher des Verlages L. Staackmann in Leipzig seien auch noch besonders hervorgehoben. Da ist einmal der neue Roman von Paul Burg, „Der Wegbereiter und die Liebe". Diesmal hat sich der Autor des erfolgreichen Leipziger Messeromans „Der goldene Schlüssel" das Lebensschicksal des Pioniers der Eisenbahn Friedrich List zum Vorwurfe gewählt und damit ein prächtiges Lebensbild eines tüchtigen deutschen Mannes geschaffen, der — selbstverständlich, muß man leider sagen — daheim völlig verkannt wurde und besonders von einem Leipziger Konsortium, das sich dessen Idee der ersten deutschen Eisenbahn Leipzig—Dresden zu eigen machte, beispiellos vergewaltigt wurde. Betrogen wurde List um die Früchte seiner Arbeit, beiseite geschoben, er, der geniale, stürmische Geist, der sich in Amerika die ersten Lorbeeren als Erbauer von Eisenbahnen geholt hatte. Aber er fand über dem Wasser drüben keine Ruhe, es trieb ihn immer wieder in seine Heimat zurück, um dieser die Früchte seiner langen Arbeit zu schenken. Doppelt schwer wird daher die Enttäuschung, doppelt schwer die Kränkung, die man ihm zufügt. Paul Burg ist ein Schilderer, bei dem man nicht sogleich warm wird, um so stärker versteht er es aber, einen dann zu packen und mitten in den Wirbel der Geschehnisse hineinzustellen. Einen besonderen Reiz dieses schönen Buches bildet die anschauliche Schilderung des geistigen Deutschlands dieser Tage, die mit viel Liebe und Verständnis wiedergegeben ist.

Robert Hohlbaum, der Schlesier von Geburt, erzählt uns in seinem neuen Roman, „Die Amouren des Magister Döderlein", das Schicksal eines stets Einsamen, nirgends Rastenden, der als junger Bursche auf die Universität kommt, von dort aus durch die halbe Welt, von Amour zu Amour eilt und doch nirgends sein Glück finden kann. Meisterhaft, wie immer bei Hohlbaum, ist die historische Umwelt gemalt (der Roman spielt ungefähr um 1800), das wilde Leben auf den deutschen Hochschulen zu dieser Zeit. Blendend glüht die Fackel der französischen Revolution auf, die in packenden Szenen voll dramatischer Wucht festgehalten ist. Auch als Magister und Vater leidet es Döderlein nicht bei den Seinen, die großen Freiheitskriege reißen ihn wieder hinaus in die Welt und er fällt auf dem Schlachtfelde. Vielen Amouren lebte er, seiner größten Liebe aber starb er, der Liebe für sein deutsches Vaterland! Mit diesem schönen Schlußgedanken entläßt der Dichter seine Leser.

Karl Hans Strobl, der seinen neuen Roman „Gespenster im Sumpf" (ein phantastischer Wiener Roman) betitelt, ist ein Tausendkünstler, der mit einer beispiellosen erzählerischen Begabung ausgerüstet, jeden Stoff bezwingt. In unserem Gedächtnis ist noch seine prächtige Bismarck-Triologie. Nun hat er sich die Zukunft Wiens, das völlige Ende dieser schönen Stadt als Vorwurf genommen und in phantastischen Bildern voller Grauen und Wucht gemeistert. Besonders sympathisch bei Strobl ist es, daß auch hinter seinen oft scheinbar verschrobenen Einfällen immer ein ganzer Mensch steht, der uns etwas zu sagen hat. Wien ist in seinem Roman eine völlige Ruinenstadt geworden, in der nur mehr Verbrecher und Narren hausen. Ein Krüppel hat sich an ihr gerächt für erfahrenes Leid, indem er ein Mittel erfand, um alle Gehirne zu vergiften. Sein eigentlicher Antrieb aber ist Laib Meische Seelenheil, ein galizischer Jude, der auch seine Rache an dieser Stadt befriedigen will und sich rühmt, sie umgebracht zu haben. Eine Figur von leicht erkennbarer Symbolik. Und daneben reihen sich

kühne Bilder des Grauens, die eine erschütternde Sprache reden. Strobl meistert das alles mit einer virtuosen Geschicklichkeit, bleibt aber stets über seinem Stoffe.

Damit sei der Reigen beendet. Es gibt einen deutschen Roman, einen gesunden und dabei doch künstlerisch hochstehenden, einen Roman, der die Kräfte aufzeigt, die im deutschen Volke an der Arbeit sind, von innen aus einen Genesungsprozeß durchzuführen. Man verschone uns nur mit dem lauten Getriebe einer Klique, die sich einbildet, den modernen Roman, die Kunst überhaupt, für sich allein gepachtet zu haben, und deren ganzes Schaffen nichts anderes ist, als eine atemlose Hetze hinter Sensationen, ein lüsternes Spiel auf den Saiten der Sexualität. Eine derartige Bereicherung unseres deutschen Schrifttums aber sei dankend und energisch abgelehnt.

Weltspiegel

Athen und London. Über die tieferen Ursachen des Regierungswechsels in Griechenland sind noch keine authentischen Nachrichten zu bekommen und diejenigen griechischen Persönlichkeiten, die sie liefern könnten, tun dies schon deshalb nicht, weil es noch nicht einmal feststeht, ob der Wechsel des Regimes auch einen wirklichen Umschwung der griechischen Außenpolitik bedeutet. Die aufgetauchten Nachrichten über Truppenmeutereien in Kleinasien wird man vorderhand mit äußerstem Mißtrauen aufzunehmen haben und anscheine d geht in den leitenden Kreisen Athens eine starke Strömung darauf aus, zwar, schon im Interesse nationaler Selbständigkeit, König Konstantin zurückzurufen, aber die Errungenschaften des Krieges nicht fahren zu lassen. Im Grunde wäre damit nur der letzte Schritt zur Krönung der venizelistischen Politik getan: Griechenland zur nicht nur großen, sondern auch selbständigen Mittelmeermacht werden zu lassen. Dadurch würde vor allem Italien einen auf die Dauer recht gefährlichen Rivalen bekommen, besonders wenn die Griechen, soweit es tunlich wäre, auf eine sehr kostspielige gewaltsame Befestigung ihres so rasch angewachsenen Machtbereichs verzichteten und die dabei ersparten Mittel anderweitig nutzbar machen würden. Eine Internationalisierung Smyrnas z. B. würde Griechenland, abgesehen von ideellen Gesichtspunkten wesentliche Nachteile kaum bringen, und auch bezüglich Thraziens könnte es ihnen genügen, wenn es in irgendeiner Form Bulgarien entzogen bliebe. Natürlich sind die Italiener viel zu klug, sich irgendein Mißbehagen anmerken zu lassen; sie wissen sehr wohl, daß eine innere und äußere Konsolidierung Griechenlands, solange das entwaffnete Bulgarien zwar in Fragen des Zugangs zum Ägäischen Meer zu Griechenland in starkem, durch Frankreich heimlich verstärktem Gegensatz steht, jedoch als Machtfaktor auf dem Balkan augenblicklich selbständige Bedeutung kaum besitzt, die Südslawen trotz aller inneren, namentlich auch infolge des Wahlausfalles von Kroatien ausgehenden Hemmungen ihrem Einfluß zugänglich machen und zu weiterem Ausbau der im Vertrag von Rapallo vorgesehenen italienisch-südslawischen Annäherung treiben muß, und es ist möglich, daß man in Italien schon jetzt für den Balkan eine ähnliche Politik ins Auge faßt, wie sie England Deutschland und Frankreich gegenüber verfolgt: bei scheinbarem Desinteressement und unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung des Friedens einen Gegner gegen den anderen auszuspielen. Es darf nicht übersehen werden, daß diese Politik einstweilen durch die Bestrebungen Frankreichs, Bulgaren und Südslawen in der mazedonischen Frage einander anzunähern, absichtlich oder unabsichtlich Unterstützung erhält. Auch in der türkischen Frage ist eine Annäherung Frankreichs an Italien zu verzeichnen, nicht umsonst wird auf der Durchreise nach London Graf Sforza bei Millerand Station

gemacht haben, und es darf angenommen werden, daß Italien jetzt überall ausgleichend, vermittelnd, mäßigend auftritt. Italiens politische Kraft ist eben in den letzten Wochen außerordentlich gewachsen, nicht zum wenigsten durch Giolittis kluge Innenpolitik, die die Bestrebungen der extremen Sozialisten mit scheinbarer Passivität entschlossen ad absurdum führen ließ, und die ganze Torheit außenpolitischer deutscher Schmöcke, die auf die unverantwortliche, nur in Deutschland mögliche Falschmeldung vom Rücktritt Graf Sforzas hin, diesen Rücktritt schon „seit langem vorausgesehen" hatten, wird durch diese ganze Entwicklung ins rechte Licht gesetzt. (Nur der deutsche Zeitungsleser läßt es sich bieten, daß ein Redakteur, nachdem er derartigen Unsinn verzapft hat, sein Referat noch weiter ausübt, ganz abgesehen davon, daß derartige Vorkommnisse die Italiener sehr viel mehr verstimmen, als man bei uns glaubt.)

Fest steht, daß die katastrophale Niederlage der venizelistischen Regierung Engländern und Franzosen gleicherweise, selbst denen, die an Ort und Stelle waren, gänzlich überraschend gekommen ist. Es scheint sich nicht nur um ein großartig organisiertes Wahlkomplott, sondern um einen vollständigen und ziemlich plötzlich erfolgten, durch Venizelos' Gewaltregime hervorgerufenen Umschwung der öffentlichen Meinung zu handeln. Den Franzosen aber ist die Wendung trotz aller Proteste gegen den hauptsächlich wegen seiner Potsdamer Rede 1913 und infolge der durch die feindliche Propaganda breit ausgeschlachteten Vorgänge während des Weltkrieges natürlich zu Unrecht als aktiv deutschfreundlich geltenden König Konstantin insofern nicht unerwünscht gekommen, als sie dadurch Gelegenheit bekamen, gegen die schon seit langem mit größtem Mißbehagen beobachtete englische Türkenpolitik Stellung zu nehmen. Der Vertrag von Sèvres, hieß es, dessen Ratifizierung von seiten der Türkei die Engländer seit Monaten vergebens anstreben, müsse revidiert werden. (Wenn die deutsche Tagespresse begriffen hätte, um was es ginge, hätte sie im Anschluß daran sofort in größter Aufmachung behaupten müssen, damit wäre, besonders da die Franzosen und die ententefreundlichen Vertreter der zentraleuropäischen Staaten immer behauptet haben, die fünf Friedensverträge [Versailles, St. Germain, Trianon, Neuilly, Sèvres] bildeten ein Ganzes, grundsätzlich auch die Möglichkeit einer Revision des Versailler Vertrages ausgesprochen. Dadurch hätte man die Franzosen genötigt, bescheidener aufzutreten und der englischen Politik im deutschen Interesse wertvolle Dienste leisten können.) Ja, nach einer Meldung des Lokal-Anzeigers haben die Franzosen in London noch weit mehr gefordert, nämlich nicht nur die Rückgabe Smyrnas an die Türkei unter italienischer (!) Kontrolle, Errichtung eines autonomen Staates in Thrazien unter der Kontrolle einer noch zu bezeichnenden Macht (wahrscheinlich Rumäniens oder Amerikas), Verzicht der Schutzmächte auf die Gewährleistung der Unabhängigkeit Griechenlands sowie Aufhebung jeder finanziellen Unterstützung an Griechenland und Erlaß einer Erklärung an das griechische Volk, die es auf diese Folgen einer Rückberufung Konstantins hinweist, sondern auch Rückgabe des Dodekanes an Italien und Abänderung der neuen Grenzen Griechenlands zugunsten Serbiens und Bulgariens. Selbstverständlich mußte England, wenn es auch auf Ratifizierung des Sèvresvertrags nicht bestand, diese Forderungen, die die ganze Balkanfrage noch einmal wieder aufrollen, ablehnen, um so mehr, als es fürchten mußte, daß, wenn man den anatolischen Nationalisten gar zu weit entgegenkäme, dadurch auch seine Stellung in Konstantinopel, wo erst unlängst der Einfluß des französischen Militärs mit sanfter Gewaltsamkeit zurückgedrängt worden ist, in Mitleidenschaft gezogen würde. Und es ist bezeichnend, daß die englischen Gegenforderungen weit mehr darauf hinauskommen, aus Griechenland ein neues Portugal zu machen, als den Türken Zugeständnisse zu bringen.

Verlauf und Ergebnisse der Londoner Konferenz lassen sich noch nicht vollständig überblicken. So viel aber ist sicher, daß in diesem Augenblick, vielleicht im Hinblick auf die im Januar bevorstehenden neuen Senatswahlen, von denen die Linke eine Stärkung ihres Einflusses erhofft, vielleicht infolge von enttäuschten Hoffnungen auf kräftigere Unterstützung durch die Vereinigten Staaten, vielleicht in der Befürchtung, daß die neue französische Anleihe ungenügende Ergebnisse zeitigt,

vielleicht um auf der Völkerbundskonferenz weitere Nachgiebigkeit Englands durchzusetzen, vielleicht (all die Faktoren können zur Zeit der Niederschrift noch nicht mit voller Sicherheit beurteilt werden) auch um in der Wiedergutmachungs-, Kohlen- und Oberschlesienfrage englische Konzessionen zu erreichen und weiter infolge des Zusammenbruchs der Wrangeloffensive, auf die man so große Hoffnungen gesetzt hatte, sich ein Umschwung in der Politik Frankreichs vollzieht, dessen bedeutsamstes Anzeichen die vor dem Kammerausschuß abgegebenen, freilich alsbald durch eine Erklärung des „Temps" abgeschwächten Erklärungen des Ministerpräsidenten Leygues betreffs Wiederaufnahme privater wirtschaftlicher Beziehungen zu Sowjetrußland bilden. Es ist ohne weiteres klar, daß sich Frankreich damit auf den Weg zur förmlichen Anerkennung der Sowjetrepublik begibt. In erster Linie, das lassen die letzten Leitartikel des „Temps" deutlich erkennen, geschieht das wohl, um die Rechte der französischen Vorkriegsgläubiger sicherzustellen. Man will verhüten, daß die Russen ohne Berücksichtigung der Schulden des zaristischen Regimes Konzessionen und Vorrechte an England, Deutschland, Amerika vergeben, und zu erreichen versuchen, daß die endgültige Wiederaufnahme der englisch-russischen Handelsbeziehungen von der Anerkennung der früheren russischen Staatsschuld an Frankreich abhängig gemacht wird. Ob die Franzosen diese Forderung durchsetzen werden, muß einstweilen dahingestellt bleiben und ist ganz von dem Grade abhängig, in dem Lenin die Hilfe Frankreichs braucht. Möglich, daß man einstweilen auch in Fragen der galizischen Polen einen Druck ausüben will, dessen Angriff auf Wilna, schon weil es dem nicht gern gesehenen Völkerbund Anlaß zum Einschreiten gab, in Paris stark verstimmt hat; auf die Art wie Frankreich seine Freundschaft für Polen mit einer gegen Rußland zum mindesten neutralen Politik vereinbaren wird, darf man überhaupt gespannt sein, zum mindesten im Hinblick auf den Zeitpunkt, in dem Frankreich, was auf die Dauer nicht ausbleiben kann, Rußlands (und der mit Rußland verbündeten Anatolier) Unterstützung braucht, um Englands Konstantinopelstellung zu bedrohen. Damit wäre dann in der Tat, d. h. falls Deutschland mittut und Polen zufriedengestellt werden kann (durch Verstärkung seines Einflusses in Danzig), die Möglichkeit eines Festlandblocks gegen England gegeben, die Idee eines europäischen Völkerbundes unter englischer Führung lahmgelegt. Und um England einstweilen die Möglichkeit rechtzeitiger Gegenwirkung zu nehmen, bemüht man sich französischerseits gerade jetzt wieder um Abschluß eines förmlichen englisch-französischen Bündnisses. Auf Grund eines solchen Bündnisses, für das übrigens in England an sich kaum große Neigung bestehen wird, könnte man dann innerhalb des Völkerbundes noch energischer auftreten und seine Aktion noch wirksamer sabotieren oder auch gegebenenfalls sie als Vorspann zur Erreichung der eigenen Ziele benutzen. Die Verhandlungen des Völkerbundes sollen, sobald sie sich in ihrer Gesamtheit überblicken lassen, zusammenhängend gewürdigt werden.

Kompliziert wird die Lage dadurch, daß die Arbeiter nicht gesonnen sind, die Politik ihrer Regierungen unter allen Umständen mitzumachen. Schon hat der Londoner internationale Gewerkschaftskongreß, auf dem 24,8 Millionen organisierter Arbeiter aus sechzehn verschiedenen Ländern, allerdings — ein bedeutsames Moment — nicht die Amerikaner, vertreten waren, sich sehr kräftig gegen die Besetzung des Ruhrgebiets ausgesprochen (die Stinnesschen Sozialisierungsvorschläge dürften diesen auf Informationen durch Arbeiter des Ruhrbeckens beruhenden Protest beschleunigt und verstärkt haben) und ein von Henderson, Macdonald, Vandervelde, Troelstra, Engbjerg, Huysmans, Wels unterzeichneter Aufruf des Vollzugsausschusses der zweiten Internationale, dessen Sitz bezeichnenderweise nach London verlegt worden und damit unter Einfluß der englischen Labour Party geraten ist, weist darauf hin, daß die Arbeiter, ebenso wie der Kapitalismus, ihrerseits Weltpolitik treiben müßten, um ihre Ziele zu erreichen. Möglich, daß auch hier Ansätze zu einer gesamteuropäischen Politik liegen, die über kurz oder lang unumgänglich ist, falls der alte Erdteil die Herrschaft über die Welt nicht einfach an den neuen abtreten will.

Menenius

Wo der Sekt bleibt

Gott, geht's uns herrlich nach dem Krieg!
Wir schlemmten zwar vorm Kriege auch,
Doch nicht wie jetzt. Erschreckend stieg,
Klagt Moses, unser Sektverbrauch.

Deutschland, so rief er voll Verdruß,
Verknallt statt sechs Millionen fast
Das Doppelte! Und dieses Plus
Fällt den Parteien rechts zur Last.

Wohin die Schar der Pullen schwand,
Er hat's im Reichstag aufgedeckt:
Die Kleinrentner, der Mittelstand,
Die Professoren saufen Sekt!

Von diesen wird das schöne Moos,
Das sie dem Volke abgeluchst,
Ruch-, anstands- und erbarmungslos
In Bars und Cabarets verjuxt.

Sie haben wie ein durst'ger Schwamm
Die ganze Produktion verkneipt,
So daß für den Kurfürstendamm
Kein einziger Proppen übrig bleibt.

Sie schlürfen gern — weshalb denn nicht? —
Den Phantasie-Champagner ein.
Wer längst auf Moselwein Verzicht
Geleistet, trinkt jetzt Moseswein.

Pandur.

Offenherzigkeiten

Die Grafen Cagliostro und Sternberg

Vor dem großen französischer Umsturz, der bekanntlich eine neue Menschheit gebar, mußten die Hochstapler, um erfolgreich zu sein, nicht unbeträchtlich viel Geist aufbringen. So verrottet und fluchbeladen das System der Louis auch gewesen sein mag, seine Träger oder doch wenigstens seine Nutznießer waren oft außerordentlich intelligente Bestien, und ohne Intelligenz war ihnen schlecht beizukommen. Alle die großen Affären jener Zeit sind mit Geist oder doch mit Schlauheit gedeichselt worden; die Cagliostro, St. Germain und Genossen pflegten ihn hier nicht auszuschalten. Wir Heutigen sind schlichtere Naturen. Gewiß kann das ancien régime hinsichtlich der Zahl und der Frechheit seiner Gauner es nicht annähernd mit uns aufnehmen, und nun gar die von überstrengen Spießbürgern beherrschte Robespierre-Revolution hat den Spitzbuben jeden Kalibers das Leben so sauer gemacht, daß unsere Gegenwartshalunken im Vergleiche damit

einfach auf Rosen gebettet sind. Wer nicht zu den ganz Dummen zählt, schwindelt und betrügt heute, und die Tatsache, daß alle Gefängnisse und Zuchthäuser überfüllt sind, etwaige Bewerber ihre Ansprüche monate-, vielleicht jahrelang zurückstellen müssen, diese Tatsache verlockt immer weitere Volkskreise zu fröhlicher krimineller Betätigung. Die Bahn ist nicht nur für jeden Tüchtigen frei. Je plumper ein Hochstapler die Sache fingert, desto sicherer gelingt sie ihm. Ob sich ein krummbeiniger, kleiner Buchhalter, dem sogar die „Neue Freie Presse" starke Galizerei nachsagt, als hocharistokratischer Graf Sternberg und habsburgischer Bankert ausgibt und Millionenkredite erlangt; ob zwei achtzehnjährige Bürogehilfen mit nachgeahmten Dokumenten ohne weiteres 280000 Mark von einer Bank abheben können — immer wieder glückt selbst der plumpste Schlag. Die Welt, die deutsche Welt, ist anspruchslos geworden. Was unsere Gemütstiefe anbelangt, so hat sie sich fraglos imponierend erweitert, unser Kultur- und unser Nachtleben übertreffen bedeutend das des achtzehnten Jahrhunderts — doch eben deswegen scheinen wir intellektuell sehr herabgekommen zu sein.

Völkerwanderung 1921

Herr Trotzki-Braunstein hatte bei der siegreichen bolschewistischen Offensive, die das rote Heer bis vor die Tore Warschaus führte, mit feierlichstem Nachdruck geschworen, die deutsche Grenze unter allen Umständen zu respektieren. Hier sollten sich, so versprach der rote Napolium, seine stolzen Wellen brechen. Heute ist es längst kein Geheimnis mehr, daß die Rote Armee Befehl hatte, sofort nach der Niederwerfung Polens über die deutschen Grenzen vorzustoßen und die bolschewistische Bewegung gänzlich unplombiert ins Reich hineinzutragen. Wir wären schon damals, obwohl unsere Reichswehr noch rund 150000 Mann zählte, gegen den Gewaltstoß wehrlos gewesen; wir sind es heute selbstverständlich noch mehr als vordem. Vermögen wir doch dem Anprall der Übermacht kaum eine erste dünne Sicherungskette entgegenzustellen! Die Bolschewistengefahr, mit der man hierzulande gern tändelt, ist seit der Vernichtung Wrangels wieder brennend geworden. In ihrem Siegesvertrauen gestärkt, mit erobertem Kriegsmaterial aller Art reich versehen, wird die Sowjetregierung es darauf anlegen, sehr bald mit Polen in neue Meinungsverschiedenheiten zu geraten. Ob die erlauchte freie sarmatische Republik imstande sein wird, diesen erneuten Angriff zu bestehen, ist mehr als fraglich. Die für den Frühling 1921 längst prophezeite bolschewistische Völkerwanderung, der Heuschreckenzug hungernder Verzweifelter und Fanatisierter nach Deutschland, zählt nicht mehr zu den fabelhaften Unmöglichkeiten. Wir aber fahren fort, zu tanzen und die bereits vorhandenen Parteien durch neue Schöpfungen dieser Art zu vermehren. Deutschland muß eben, koste es, was es wolle, unbedingt in die Lage versetzt werden, gegebenenfalls auch nicht den schwächsten Widerstand leisten zu können. So haben wir es ja kurz vor allen entscheidenden Tagen unserer Geschichte gehalten, und so soll es auch diesmal sein! Mulay Hassan.

Drinnen und draußen

Totengedächtnisfeier am deutschen Friedhof in Werschetz. In Werschetz (ehemals Südungarn, jetzt Südslawien) gibt es einen „Deutschen Heldenfriedhof", in welchem viele Stammesbrüder aus dem Mutterlande Deutschland, die in der Fremde den Tod fanden, ihren ewigen Schlaf schlummern. Diese Ruhestätte deutscher Soldaten blieb nach dem Umsturze 1918 ungepflegt und „verwahrlost und vom weidenden Vieh zertreten, bot sie einen traurigen Anblick, eine wahrhafte Schande für unsere deutsche Bevölkerung" schrieb die in Werschetz erscheinende Tageszeitung, der „Deutsche Volksfreund". Diese Mahnung genügte, und die aufgerüttelte deutsche Jugend hat den richtigen Weg gefunden. Volksschüler zogen in ihrer

freien Zeit unter Führung ihres deutschen Lehrers Otto Meistrik auf den Friedhof, und trotz der geringen zur Verfügung stehenden Mittel richteten sie die für die Werschetzer Bevölkerung heilige Ruhestätte würdig her. Am 2. November, dem Allerseelentag, legte die Werschetzer Ferialverbindung „Banatia" einen prachtvollen, mit schwarz-rot-goldener Schleife versehenen, eichenlaubenen Ehrenkranz, unter Absingung des ergreifenden Trauerchorals „Über den Sternen wohnt Gottes Friede", nieder. Der Erstchargierte der Verbindung, Franz Seemayer, hielt in tiefempfundenen, zu Herzen gehenden Worten die Gedächtnisrede und schloß mit dem Gelöbnis, die Ruhestätte der Helden immerdar in Ehren zu halten. Diwa.

Die Wasserländische Siedlung. Unsere großen Siedlungspläne von 1919 sind als gescheitert zu betrachten. Der Minister sagt: Die bescheidenste Landsiedlung kostete 120 000 ℳ — wir haben das Geld nicht oder, wenn wir's scheinbar schaffen, treibt uns das unaufhaltsam ins grundlose Meer der Schuldenwirtschaft. Für das Ruhrrevier sind für 150 000 Heimstätten 400 Millionen bereitgestellt. Die sind bald verbraucht und Ende des Jahres werden auch schon 4000 Heime fertig sein. Die Ausführung des Projektes dauert 30 Jahre. Was nützt uns das für die Last der Gegenwart. 1914 kostete die Heimstätte 6000 ℳ, heute über 100 000 ℳ. Die Mittel sind also mit 4000 Heimstätten draufgegangen. Der Bergmann soll und kann nicht mehr als 700 ℳ Miete zahlen (das Doppelte von 1914). Also schweben bei jeder Heimstätte (die 700 ℳ kapitalisiert) etwa 90 000 ℳ in der Luft. Schaffen wir weitere Mittel, so heiß das — — usw. — wie oben — Hoffnungslos!

Will man dennoch Siedlungshoffnung haben, so muß man zunächst den Grundsatz der bisherigen Siedlung einziehen. Wir wollen immer noch nicht begreifen und als einen Faktor in unsere Hauptrechnung einstellen, daß wir ein besiegtes, ein wirtschaftlich zerbrochenes Volk sind, daß wir ein ganz armes Vaterland haben. Es geht nicht an, immer Forderungen an den Staat zu stellen als wäre gar nichts passiert, als wären wir noch reich. Dabei ist zunächst die Frage ganz gleichgültig: wird der einstige Reichtum recht angewandt oder nicht? Hin ist hin!

Zu dieser ersten Erkenntnis kommt die zweite Notwendigkeit: Soll das Siedlungsproblem staatlich, gemeinwirtschaftlich gelöst werden, so kann dieser armselige Staat es nur, wenn ihm gleichzeitig etwas ganz Positives, Reales gegeben wird, wirkliche Werte: ein Kapital, mit dem er wirtschaften kann.

Sind diese beiden Tatsachen richtig, so sind unsere jetzigen Siedlungsmaßnahmen falsch. Ganz besonders falsch ist der Gedanke, das Siedlungsproblem mit dem der produktiven Erwerbslosenfürsorge zu verbinden. Denn zwei Nöte, zwei Minuswerte geben addiert kein Plus.

Fürsorge und Siedeln sind aber auch an sich nicht kongruent. Fürsorge ist Notbehelf, auf eine gewisse Dauer über gewisse Not hinweghelfend bis eben „bessere Zeiten" gekommen, die der Fürsorge nicht mehr benötigen, oder noch schlechtere, die alles gefressen haben.

Siedeln aber heißt, von vorn herein etwas auf Dauer tun, heißt Menschen seßhaft machen für ein ganzes Leben, heißt aus Heim und Scholle Werte schaffen, reale Werte — und ideale aus erfüllter Sehnsucht der Bodenständigkeit heraus — Segen der Heimat!

Soll der Staat die Siedlungsfrage lösen, so hat er vom Siedler zu verlangen, daß er sich bereitwillig einstellt auf ganz kleine, bescheidene Verhältnisse, wie die Zeit sie in sich trägt. Bescheidenste Ansprüche und trotzdem völlige Hingabe und ganze Kraft. Mit Arbeitszeitparagraphen ist zunächst gar nichts zu machen. Die Sonne steht über den Gefilden und kommandiert als Alleinherrscher von Aufgang bis Niedergang!

Man muß den Mut haben, das zunächst allen Beteiligten ganz unverblümt zu sagen: Der Staat muß den Mut haben, das zu sagen! Und dann: Klein anfangen, da, wo die Werte vorhanden sind, aus denen sich die Siedlung bezahlt.

Diese Werte können nur aus neuen heimischen Rohstoffen bestehen. Als solchen gilt es die Großwasserflora kennen zu lernen, aufmerksam die hier gegebenen Möglichkeiten zu überprüfen und dann mutig zuzugreifen. Sicher ist mit diesem neuen heimischen Rohstoff, dem Schilfrohr, nicht die

ganze Siedlungsarbeit zu erfassen und zu lösen, ebenso sicher aber ist mir, daß mit diesem Rohstoff tatsächlich ein heimischer Schatz zu heben ist.

Der Rohstoff erfüllt zunächst drei wichtige Bedingungen:

1. Er ist umfangreich, massenhaft. Wir haben Bestand von etwa 200 000 ha.
2. Er setzt sich schnell um. Der Umsatz erfolgt in 4—5 Jahren, so daß also fast $^1/_4$ des Bestandes jährlich greifbar wäre.
3. Er liefert wertvolle Produkte, die zum Teil schon praktisch erprobt, zum Teil auf wissenschaftlichen Analysen beruhen, Die Analysen stammen von Professor Semmler-Breslau. Sie weisen in der Rohrwurzel (das ist der wertige Rohstoff, der bisher noch nicht ausgenutzt ward, nicht die Oberpflanze, die schon zur Bedachung, zu Mattenwerk, Jalousien u. dgl. verarbeitet wurde) 52% Extraktivstoffe auf, davon 30% Zucker.

Im Hintergrunde steht also die Produktion deutschen Rohrzuckers. Produziert ist jetzt schon das Fragenit, ein Futtermittel für Groß- und Kleinvieh. Sehr gute Zeugnisse bestätigen die Qualität. Ein Restprodukt, das im Wasseraufguß ein kakaoähnliches Getränk ergibt. Alkohol (greifbar nur aus dem starken Zuckergehalt). Und endlich liegen Proben von Papierrohstoffen vor, die zu Pappe sowohl wie zu weißem zähen Druckpapier eben jetzt verarbeitet werden.

Die Rodung der wertvollen Wurzeln ist schwer. Bagger, mit pflugartigen Greifern ausgerüstet, leisten die Arbeit. Der Rohstoffverband Charlottenburg, der diese Arbeit organisierte, erläßt eben ein Preisausschreiben, um die Hebevorrichtungen weiter zu verbessern. Bei der Hebung der Wurzeln, die in einer tiefen, verfilzten Matratzenschicht im Schlemmboden ruhen, wird natürlich viel Schlemmerde mitgehoben. Diese einfache Tatsache führte nun dazu, die Arbeit am Rohstoff mit dem Siedlungsgedanken zu verbinden Die Schlemmerde ist bester Humus, natürlicher Dünger. Auf den Uferrand geworfen, schafft er dort schmale Streifen fruchtbarsten Gartenlandes, das mehrfache Ernte im Jahre trägt. Das ist das Siedlungsland; Gemüsebau, Obstbau, Kleinviehzucht. Hinter dem Gartenland werden (schon um der Entwässerung willen) Teiche ausgehoben zur Fischaufzucht. Alles klein, primitiv. Es werden nicht gebraucht große Stallungen, denn Großvieh wird nicht gehalten, große Maschinen erübrigen sich. Straßenanlagen werden kaum benötigt, denn der Verkehr spielt sich auf dem Wasser ab

Das Siedlerheim ebenfalls ganz primitiv. Die Grundmauern aus Natursteinen. Sind die an Ort und Stelle nicht vorhanden, müssen hier Ziegel verwandt werden Aber sonst alles ohne Kohle (und mit ganz wenig Holz). Die Baumasse wird nach den Plänen von Professor Schad von der Frankfurter Universität aus der Schlemmerde im Stampfverfahren gewonnen. Sie wird mit Steinen, wie sie sich im Boden finden, mit Abfällen der Rohrwurzel, mit dem Rohr- und Binsenwerk der Oberpflanze filzartig verbunden. Das Dach aus Schilf. Es wärmt im Winter und kühlt im Sommer. Gegen Nässe wird die Fassade nochmals mit Schilf überspannt. Das ist das Schilfhaus und das ganze die Wasserländische Siedlung!

Hermann Bouffet.

Bücherschau

Heia Safari! Deutschlands Heldenkampf in Ostafrika. Der deutschen Jugend erzählt von General von Lettow Vorbeck unter Mitarbeit von Hauptmann W. v. Ruckteschell. Mit einem farbigen Bild des Verfassers, 3 Kunstbeilagen und 3 Vollbildern nach Originalen von W. v. Ruckteschell, Illustrationen nach in Afrika gemachten Aufnahmen des Autors und seiner Mitkämpfer sowie einer Karte von Deutsch-Ostafrika und den angrenzenden Gebieten mit Angabe des Zuges der Lettowschen Truppe. In farbigem Originalumschlag. K. F. Koehler, Verlag, Leipzig.

Ein Buch für den Weihnachtstisch der Knabenwelt. Der Held des deutschen Volkes erzählt der Jugend, die ihn liebt und verehrt, von den Kämpfen und Ringen in unserer Kolonie, von der Treue und Freundschaft, die die tapferen Kolonialkrieger miteinander

verband. Und er findet mit seiner Erzählerart unzweifelhaft den Weg zum Herzen unseres „kleinen Volkes". Die sittliche Auffassung, die dem Buche zugrunde liegt, gibt ihm einen hohen erzieherischen Wert. Wer sich noch als deutscher Junge fühlt, dem kann man mit diesem Buch kein schöneres Geschenk machen! Durch die beigegebene Karte regt es zum geographischen Studium an, während die vielen Bilder, die sämtlich von Mitkämpfern in Afrika aufgenommen sind, die tausenderlei Erlebnisse unserer Heldenschar aufs beste illustrieren.

Meine Sendung in Finnland und im Baltikum. Von General Graf Rüdiger von der Goltz. Verlag von K. F. Koehler, Leipzig.

Auf dieses Buch hat man mit Spannung gewartet. Der charakterstarke Mann, der seine Mitwelt an festem Willen, an selbstloser Hingabe für Deutschlands Wohl und an vorbildlicher Führertreue zu seinen Untergebenen weit überragt, der, obwohl in erster Linie Soldat, mit dem einfachen, klaren Menschenverstande die politischen Wege wies, die wir hätten gehen müssen, beschert uns in dem vorliegenden Buche ein Werk, das eine Fundgrube militärischer und politischer Werturteile ist. Ihm ist es in allererster Linie zu danken, daß Finnland auch heute noch in den Herzen der meisten seines Volkes ein Freund Deutschlands ist; allerdings nicht des neuen Deutschland, aber des deutschen Geistes, der deutschen Pflichtauffassung und der deutschen Treue, wie sie ehedem bestanden und sich bei der Mission in Finnland bewährten.

Das Buch deckt schonungslos das Doppelspiel auf, das die Engländer mit uns trieben, die uns erst aufforderten, Riga zu nehmen und dann die deutschen Truppen beim Angriff auf diese Stadt mit Minengeschützen beschossen. Das „Goltzsche Werk" wird seinen Weg finden. Es mangelt leider an Raum, es eingehend zu besprechen; mit gutem Gewissen aber kann man es zu dem Besten rechnen, was der Büchermarkt in diesem Jahre bot.

Die Stadt. Trilogische Dichtung mit einem Vorspiel von **Max Sidow.** Einleitung von Theodor Däubler. Hans Heinrich Tillgner Verlag, Potsdam 1920.

Das Erlebnis der Stadt dichterisch zu formen, in einer einheitlichen, umfassenden Vision, wird von Dichtern der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit mit steigender Andacht und Kraft versucht. In diesen Versuchen lebt die Einsicht: daß die moderne Großstadt all die Wirkungs- und Erscheinungsbereiche, aus denen die dichterische Formenwelt sich aufbaut, die der dichterische Genius in sich hineinreißt, um sie neu zu schaffen, in gedrängtester Fülle enthält, — und, was wichtiger ist, nicht als bloßes Nebeneinander, sondern als wesentliche Einheit, als symboltragende Gestalt. Der Franzose erlebte vor uns die Zusammenstrahlung aller schöpferischen Energien, aller individuellen Beseeltheit in den Brennpunkt einer einzigen, der einzigen Stadt: so steht im Hintergrund der großen französischen Dichtung und Malerei seit hundert Jahren die ville lumière. Viel später, in fortwährender Wechselwirkung von Aufstieg und Verfall, von Intensivierung und Zerstreuung, Verschlammung wuchs für uns Berlin zur „Stadt" in gleichem Sinne auf. Man mag den Gang der Dinge segnen oder verfluchen, man mag sich dieser unerhörten Stadt hingeben oder sie ausrotten wollen, — sie ist da, wir erleben sie und können der Bedeutung dieses Erlebens nichts abdingen.

Max Sidows Gesang hebt mit der Stadt an. Er ist hinaus über die impressionistische Zerpflückung disparater Eindrücke. In ihm lebt eine hymnische Glut des Jubelns und Weinens, der Andacht und Verzweiflung, die mit der distanzierten Betrachtung des Ästheten nichts mehr zu tun hat. Musik trägt er in sich, so vermag er es, die Musik der Dinge zu hören. Das Musikalische in ihm ist so stark, daß seine Dichtung, obwohl dramatisch gegliedert, dennoch nicht von Tun und Leiden beschränkter Individualitäten spricht, sondern die große Leidenschaft visionärer Gestalten in chorischem Gefüge übereinandertürmt. Der Wechselgesang, zuletzt zur krönenden Monodie vereint, weckt die Erinnerung an antike Chorlyrik; nur daß hier die Träger nicht anonyme Sänger sind, sondern Personen, in denen das unendliche Leben der Stadt zu Einheiten gefaßt erscheint. Den Sinn der Dichtung erfasse ich in diesen ihren Worten: „Die Stadt ist Wissenden die Gotterscheinung.

Aus ihrem Taumel ragen wir empor. Bejahung opfert, tot ist die Verneinung." Dort sucht der Dichter darum ihr Wesen, wo es in Wesenlosigkeit zu zerrinnen scheint, dort ihren Sinn, wo das getrübte Auge des nicht zu vollkommener Andacht Gelangten nichts als Entartung und Verderbnis und Schande zu gewahren glaubt. In der tiefsten Finsternis das Licht leuchten zu sehen, in grenzenloser Verwirrung reine Musik zu hören, — darin liegt die menschliche Reinheit, die dichterische Reife in Max Sidow.

Nur hingedeutet sei darauf, wie sich ihm, der sich in der Stadt verloren und wiedergefunden hat, das weitere Ziel, die höhere Weihe einer Einung erschließt, die das Ende aller menschlichen Wanderung zu sich selber darstellt. Die Besinnung auf die aus der Geteiltheit neu zusammenzuschließende Allheit des Geistigen, auf das Zurruhekommen aller endlichen Bewegung in einer Mitte, die keine Grenzen mehr kennt, gibt dieser Sinfonie bis zu ihren letzten Akkorden Klarheit und Kraft. — Der große Dichter Theodor Däubler hat in den tiefen Worten, die er der Dichtung vorausgeschickt hat, die Ursprünge ihrer Visionen in verborgenen, geistigen Bereichen aufgezeigt und ihren Gang, wie Platon es im Timaios tut, im Gang der Gestirne verankert.

H. H.

Verantwortlich: i. V. Hans von Sodenstern in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallschreiberstr. 34/35.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet

Verkehrstechnische Woche
und
Eisenbahntechnische Zeitschrift
Organ der Vereinigung von höheren technischen Staatseisenbahnbeamten und des Vereins für Eisenbahnkunde zu Berlin
Bewährte Fachzeitschrift für das gesamte Gebiet des internationalen Verkehrswesens
Preis bei wöchentlichem Erscheinen vierteljährlich M. 8.—
Ausland Valutazuschlag
Verlangen Sie Prospekte von
W. MOESER BUCHHANDLUNG
Inhaber Willy Brandstetter und Dr. Kurt Säuberlich
Geschäftsstelle Dresdner Str. 11/13 **Leipzig** :: Fernsprecher Nr. 14401/3 ::
Telegramm-Adresse Imprimatur / Postscheckkonto Leipzig 63673

Gewissen

Für den Ring heraus- gegeben von Ed. Stadtler

Einzelnummer 50 Pf., vierteljährl. (b. d. Post) M. 6.—, Jahresbezug (b. Verlag) M. 20.—.

Verlag: Berlin W 9, Schellingstraße 13, Fernspr.: Lützow 5196.

Das „Gewissen", dessen Leserkreis im „Ring" zusammengeschlossen ist, erscheint wöchentlich und gibt dem politischen Einheitswillen der Jungen entschiedenen Ausdruck. Es wendet sich gegen Korruption, Parteihader und Klassenkampf und verficht eine aktivistische Politik des nationalen Aufbaus auf korporativer Grundlage.

Aus dem Inhalt der Nr. 48:

Das System Schüler. Von Chronist. — **Zwei Welten.** Von Heinrich von Gleichen. — **Der wirtschaftliche Niedergang Preußisch-Polens.** Von Wilhelm Ostelling. — **Ländliche Siedlung.** Von Fritz Ehrenforth. — **Parteisozialismus und Weltwirtschaft.** Von Fritz Weth. — **Gemeinschaft.** Von Hans Schwarz.

Alte Handschriften
Frühdrucke
Holzschnittbücher
Alte kostbare Einbände
Französische Kupferwerke
Reihen wissenschaftlicher Zeitschriften u. Akademie-Publikationen, auch Kunstblätter jeder Art (Stiche, Radierungen, Handzeichnungen) und Autographen

kauft u. verkauft

Karl W. Hiersemann
Antiquariat
Leipzig, Königstr. 29

Notizen

Dem heutigen Heft der „Grenzboten" ist ein **Prospekt des Verlages der Täglichen Rundschau, Berlin,** diverse Neuerscheinungen betreffend, beigefügt, auf den wir besonders aufmerksam machen möchten.

Ferner sind Prospekte beigefügt des Verlages **Oldenburg & Co., Berlin,** über die bekannten Weltanschauungsbücher von **Emil Felden** und des Verlages **Fritz Würtz, Berlin,** „Gute Unterhaltungs und Geschenkliteratur" betreffend.

Bücherliste

Hoeltzel, Dr. Max. Friedrich List. Ein Beitrag zu seiner Würdigung. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht. Berlin W 56. 1919.

v. Jezewski, Dr. S. Was ist Politik? Eine Einführung in das Wesen der politischen Parteien. Pallas-Verlag, Jena. 1920. Preis M. 3.—.

Schumacher, Fritz. Kulturpolitik. Eugen Diederichs Verlag, Jena. 1920. Preis brosch M. 10.—, geb. M. 15.—.

Schätzel, Dr. Walter. Nationalismus, Bolschewismus, Völkerbund. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin. 1920.

Turba, Franz. Das Nationalitätenproblem und der Völkerbund. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin. 1920.

Corsepius, Felix E. Annemarie Zurzeit. (Roman) Verlag von Theodor Weicher, Leipzig. 1920.

Hörmann, Georg. Alldeutscher Narrenspiegel. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin. 1920.

Hefte für Büchereiwesen Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu Leipzig. Geleitet v. Walter Hofmann. 5. Band, Heft 1/6. Die Gr... lebensnähe in der Volksbildungsarbeit. Verlag Felix Dietrich, Leipzig. 1920.

Reichswahlgesetz und Gesetz über die Wahl des Reichspräsidenten nebst Reichswahlordnung. Erläut. von Dr. Georg Ratzenberg und Hans Freiherr von Welser. Verlag von Franz Vahlen, Berlin. 1920. Preis M. 12.—.

Um die deutsche Einheit

Von einem preußischen Junker

Am 14. August 1921 läuft die zweijährige Frist ab, die in Artikel 167 der Reichsverfassung für das Inkrafttreten der Bestimmungen des Artikels 18 festgesetzt worden ist, welche die Neugliederung des Reiches vorsehen. Im Hinblick hierauf ist bekanntlich von der Reichsregierung bereits eine Kommission zum Studium der Frage der Neugliederung des Reiches eingesetzt worden. Die allgemeine Lage, die hierfür in Betracht kommt, ist folgende:

Die Provinz Oberschlesien soll für den Fall, daß sie sich durch die Volksabstimmung für Deutschland erklärt, Autonomie erhalten, d. h. also, Oberschlesien soll diesfalls aus dem preußischen Staatsverband ausscheiden und ein selbständiges „Land" im Sinne der Reichsverfassung werden. Hiermit wäre der Anfang zur Zerstückelung des preußischen Staatsgebietes gemacht. Falls Oberschlesien diese Sonderstellung im Reiche erringt, ist als verhältnismäßig sicher anzunehmen, daß die Rheinprovinz, in der ja schon lange ähnliche Bestrebungen auf Autonomie vorhanden sind, folgen würde. Dadurch wieder würde die autonome Bewegung in Hannover, die für die Wiedererrichtung eines selbständigen hannoverschen Staates unter welfisch-monarchischer Führung eintritt, außerordentlich gestärkt werden und Hannover als dritte preußische Provinz auf dem Plane der Autonomiebewegung erscheinen. Man kann es verstehen, daß unter solchen Umständen alle an der großen Vergangenheit Preußen-Deutschlands hängenden Kreise gegen jede Neueinteilung des Reiches, die mit der Zerstückelung des geographischen Preußens gleichbedeutend sein würde, geradezu leidenschaftlich Front machen. Dennoch verkennen sie die Macht der Tatsachen.

Neben den Loslösungsbestrebungen preußischer Provinzen oder besser gesagt ihrer scharfen Begünstigung durch die heutigen Machthaber, sind im Reiche zweifellos sehr starke und gutbegründete Bestrebungen im Gange, eine neue Einteilung des Reiches aus wirtschaftlichen Gründen zu fordern. Im Reichswirtschaftsrat sind mit Unterstützung weiter Kreise der Arbeiterschaft Anträge der Industrie eingereicht worden, die dem Gedanken der Gemeinwirtschaft und des wirtschaftlichen Räte-

systems entgegenkommen und deshalb eine Neueinteilung des Reiches nach Wirtschaftsgebieten herbeiführen wollen. Gerade im Westen Preußens werden sich diese Bestrebungen vielfach mit den politischen Autonomiebestrebungen decken, jedenfalls diesen einen starken Halt verleihen.

Den stärksten Rückhalt gibt aber all diesen Bestrebungen der Gedanke des deutschen Einheitsstaates. Daß dem größten Teil seiner Freunde die Schwierigkeit des Problems noch nicht genügend klar zur Erkenntnis gekommen ist, tut seiner Volkstümlichkeit in keiner Weise Abbruch. Von großen Parteien können die sozialistischen, die demokratische Partei und die deutsche Volkspartei nahezu geschlossen als Anhänger des Einheitsstaates gelten. Vom Zentrum und der deutschnationalen Volkspartei werden sich mindestens starke Teile für ihn entscheiden, — alles in allem zweifellos die Mehrheit des Reichstages und der Gesamtbevölkerung.

Der Weg zum Einheitsstaate führt nur über Opfer an liebgewordenen Überlieferungen und wird insbesondere die Kreise der Rechtsparteien vor schwere Entschlüsse stellen. Hier stehen die Sympathie für den monarchischen Gedanken und die Anhänglichkeit an die Bismarcksche Reichsschöpfung der unbewußten Erkenntnis gegenüber, daß eine völlige Rückkehr zu den staatspolitischen Zuständen, wie wir sie vor der Revolution gehabt haben, nicht möglich ist. So weit die Anhänger der Rechtsparteien das Alte wieder aufbauen wollen, kommt in Betracht, daß die Grundlage des Reiches von 1870 bis 1918 nicht so sehr der preußische Staat, als die preußische Monarchie war, sofern es überhaupt einen Sinn hat, zurückblickend zwischen beiden zu unterscheiden. Selbst wenn es gelänge, die angeführten Loslösungsbestrebungen preußischer Provinzen hintanzuhalten — der geographische Bestand des Staates wäre nicht der politische Machtfaktor der Monarchie von ehedem. Es ist schwer abzusehen, wie diese bald wieder hergestellt werden könnte, wo die Kräfte, welche die Staatsumwälzung im Reiche herbeigeführt haben, in ihrer Gegensätzlichkeit zum Alten zur Zeit noch so stark sind, wie gerade in Preußen. Die Anhänger Preußens rufen jetzt nach preußischen Neuwahlen in der Hoffnung, das Schicksal zu wenden. Nach Lage der Sache aber können sie nicht mehr erreichen, als sie bei den Wahlen zum Reichstag erreicht haben. Und daß auch dies keine entscheidende Wendung zur Wiederherstellung der früheren Macht Preußens bedeutet, dürfte wohl auf der Hand liegen. So weit aber der Wunsch nach dem Einheitsstaat bei den Anhängern der Rechtsparteien vorhanden ist, sind sie sich in vielen Köpfen nicht klar darüber, daß der Weg hierzu schwerlich geebnet wird, wenn in einzelnen anderen Ländern Deutschlands Teilmonarchien entstehen. Hier kommen zuvörderst Bayern und Hannover in Frage. Die staatliche Entwicklung in Bayern drängt unaufhaltsam zur Wiedereinführung der Monarchie und kaum minder stark ist das in Hannover der Fall. Werden aber im Süden und Westen Deutschlands Teilmonarchien neu errichtet, so bedeutet das, da der Norden zweifellos noch nicht für die Wiedererrichtung der Monarchie reif ist, außer unausbleiblichen innerpolitischen Erschütterungen innerhalb des Gesamtkörpers des Reiches schwerwiegende dynastische Verwicklungen. Man wende nicht ein, das sei heute nicht mehr möglich. Die deutschen Erbfehler können auch hierfür wiederum einen dankbaren Boden abgeben.

Man mache sich doch einmal die Entwicklung des Deutschen Reiches durch die Jahrhunderte hindurch und insbesondere seit der Bismarckschen Gründung des

neuen Reiches klar. Wir dürfen nie vergessen, daß wir vor tausend Jahren ein einheitliches Deutsches Reich gehabt haben. Die deutschen Könige waren die auf einer gesunden demokratischen Grundlage erwählten Fürsten *eines* Reiches, die Herzöge und Gaugrafen waren nur Reichsbeamte. Erst allmählich hat sich die Territorialherrschaft durchgesetzt, das Reich geschwächt und schließlich zerstört, bis es 1806 als Schemen versank. Bismarcks Aufrichtung des Reiches auf dem Grunde der Fürstengewalt war seinerzeit die einzig mögliche und deshalb geniale Lösung. Sie war aber eben nur möglich infolge des Übergewichts der preußischen Monarchie. Die Stärke des preußischen Staates und sein verfassungsmäßig festgelegter, überragender Einfluß im Stimmenverhältnis des Bundesrats gewährleisteten die Einheitlichkeit der Reichspolitik. Heute ist es anders und die Verhältnisse, die früher bestanden, kommen unzweifelhaft nicht wieder. Es ist nicht daran zu denken, daß die größere Mehrzahl der Fürsten, die mit ihren kleinen Bundesstaaten gerade in ihrer Abhängigkeit von Preußen eine Verstärkung desselben bis zum Übergewicht bildeten, zurückkehren. Der monarchische Gedanke, soweit er nicht der Kaisergedanke des Einheitsstaates ist, ist im wesentlichen nur an den drei Stellen lebendig, die oben genannt wurden, in Bayern, Hannover und Preußen. Preußen aber und die Hohenzollern sind zur Zeit der schwächste dieser drei Faktoren. Geschwächt in erster Linie durch den Versailler Frieden, der Preußen am schwersten getroffen hat, geschwächt durch die Teilung in Sozialisten und Individualisten, wie sie stärker als im Osten und Westen der früheren preußischen Monarchie nirgends zum Ausdruck gekommen ist, geschwächt schließlich besonders durch den Unitarismus, der seine Verwirklichung über Preußen abgelehnt und sich auf alle antipreußischen Tendenzen gestützt hat. Eine Neugestaltung des Reiches auf bundesstaatlicher Grundlage würde also insoweit ganz veränderte Verhältnisse vorfinden. Das Bismarcksche Reich war möglich, weil es einen König von Preußen und daneben 22 andere deutsche Fürsten enthielt. Das künftige Reich ist unmöglich, wenn es einen deutschen Kaiser und daneben 3 bis 4 größere Monarchen erhalten soll. Dann kehren wir einfach zu hohenstaufischen Zeiten zurück, wo sich die Welfen und Ghibellinen um die Macht im Reiche stritten, dann müssen wir noch einmal die Entwicklung durchmachen, die zu 1866 und zur Hegemonie einer der deutschen Territorialgewalten führte.

Die Sympathien, die heutzutage in preußischen, monarchischen Kreisen für den monarchischen Gedanken, wie er sich in Bayern täglich wieder mehr herausbildet, zu sehen sind, sind deshalb schlechterdings unverständlich! Wir können zu einem gesunden, in sich gefestigten Kaiserreich nicht auf dem Wege kommen, daß der Gedanke der Monarchie von Bayern aus über Deutschland einen Siegeszug antritt, denn er würde zu einem Föderalismus führen, der uns Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte weit hinter die Bismarcksche Reichsgründung zurückwerfen würde. Hält man dies fest, so wird man sagen dürfen, daß, von einem höheren Standpunkt der Geschichte aus betrachtet, die Bismarckschen Gründungen von 1866 und 1871 ein genialer Notbehelf waren, weil mehr im Sinne eines einheitlichen Reiches damals nicht zu erreichen war. Daß Bismarck der Gedanke des Einheitsstaates nicht fremd war, bewies er 1866 mit der Einverleibung von Kurhessen und Hannover. Erst mußte Preußen so stark werden, daß es den Föderalismus im Reich ertragen konnte, dann erst wurde dieser von Bismarck 1870 gutgeheißen und angenommen.

Das verkennen unsere heutigen Föderalisten. Zum großen Teile aber (Politiker wie Dr. Heim ausgenommen) fordern sie unter der Flagge des Föderalismus durchaus Verständliches und Berechtigtes, etwas, das auch im Einheitsstaat nötig und möglich ist und den Kernpunkt der Bismarckschen Massenpsychologie bei der Reichsgründung 1871 bildete: Die Berücksichtigung der deutschen Stammeseigentümlichkeiten bei der politischen Gestaltung der einzelnen Reichsteile, ganz besonders auf kulturellem Gebiete, was gleichbedeutend mit einem verständnisvollen Eingehen auf die Erbfehler und Schwächen der deutschen Natur ist. Sie sprechen vom Föderalismus und meinen die Dezentralisation, meinen sie ehrlich in einem verständigen Grimm über den unsinnigen Zentralismus, den der Sozialismus und die Revolution uns in überreichem Maße beschert haben. Alle die Kreise, die die Staatsumwälzung billigen, sind ja unitarisch; gleichzeitig aber tun sie mit ihrem Zentralismus das Menschenmögliche, um den Einheitsstaat praktisch nicht lebensfähig zu gestalten. Ein trauriges Zeichen von Mangel an politischer Begabung!

Heute ist die Lage anders als zu Bismarcks Zeiten. Die Fürsten sind nicht mehr, die Territorialgewalt der Länder ist heute der Schemen, der 1806 die Reichsgewalt war. Die Reichsgewalt allerdings ist schwach durch den Frieden von Versailles und die Unfähigkeit ihrer Verwalter. Der Gedanke des Einheitsstaates aber ist stark; er wird die Tat erwecken. Wenn Bismarck heute lebte, er könnte nicht anders, er würde den Einheitsstaat schaffen. Er ist die einzige Frucht, die uns aus der erbärmlichsten aller Revolutionen erwachsen kann. Ein schöpferischer Geist würde den Einheitsstaat aber nicht nur schaffen als Fortsetzung des Reiches von 1871 bis 1918, sondern darüber hinaus als Zusammenfassung aller Deutschen im Reiche und in Deutsch-Österreich. Er würde damit nur die Pläne wieder aufnehmen, die Bismarck 1866 hatte, als ihm Frankreich in Nikolsburg in den Arm fiel, und er in der scheinbar größten Stunde seines Lebens an Selbstmord dachte. Trotz der gleichen Gegnerschaft wie damals und einer im ganzen weit schlimmeren Lage ist die Verwirklichung dieses groß-deutschen Gedankens heute doch sehr viel aussichtsreicher. Denn Deutsch-Österreich will keiner der von der Entente neugeschaffenen Staaten haben, so daß die von Frankreich betriebene Donaupolitik in sich unfruchtbar bleiben muß, selbst dann, wenn sie unter Verleugnung des Reichsgedankens von einer bayerischen Monarchie gestützt werden sollte. Die einzige als dauerhaft mögliche Lösung ist der Anschluß Deutsch-Österreichs an das Deutsche Reich, und wenn er heute infolge der Gegnerschaft der Entente, insbesondere Frankreichs, nicht zu erreichen ist, so muß er doch unweigerlich allen Deutschen im Reiche und in Deutsch-Österreich als das Ziel einer nahen Zukunft vorschweben. Auf dieses muß hingearbeitet werden. Das kann aber unmöglich geschehen, wenn sich innerhalb Deutschlands der Föderalismus wieder durchsetzt und Sondermonarchien bildet. Bismarck, der Titan der deutschen Staatsvernunft, würde sich im Grabe umdrehen, wenn wir seine Schöpfungen von 1866 und 1870 in einer für ihre Wiederholung unmöglichen Lage einfach kopieren wollten, statt in seinem Geist mit den Mitteln unserer Zeit den groß-deutschen Einheitsstaat ohne Wiederherstellung der Territorialgewalten zu erstreben. Und noch ein anderes. Es ist gut, aus der Geschichte zu lernen, es wäre aber falsch, anzunehmen, daß frühere Entwicklungsstadien in gleicher Reihenfolge wiederkehren.

Der Vorläufer des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches war der deutsche Zollverein. Die Einigung damals ging also vom Wirtschaftlichen aus und endigte im Politischen. Es ist nicht undenkbar, daß es diesmal umgekehrt sein wird. In einer Zeit wirtschaftlichen Niederbruchs ohne gleichen und bei einer politischen Entwicklungsmöglichkeit, wie sie bisher noch selten in der deutschen Geschichte bestanden hat, kann diesmal wohl die politische Einigung den Vortritt erhalten.

Man mag über die „nationale Verlumpung" der deutschen Sozialdemokratie — ein gutes Wort Noskes — so absprechend urteilen, wie man nur will, der Realpolitiker wird nie vergessen dürfen, daß die von ihr vertretenen Massen in ihrer Abkehr vom Föderalismus eine Strömung bilden, die, sicher geleitet und genutzt, uns dem Ziele des Einheitsstaates näherbringen muß. Diese Strömung steht in einer beiden Teilen unbewußten Wechselwirkung mit den guten, für unsere staatliche Entwicklung nützlichen Seiten des Föderalismus, wie sie oben gekennzeichnet wurden. Der Gedanke des Einheitsstaates muß das Brauchbare nehmen, wo er es findet und das Unbrauchbare abstoßen. Wenn die staatliche Konsolidation Bayerns in ihrer Einwirkung auf Norddeutschland bei uns Sowjetzustände verhindert, so kann es ihr wirklich nicht hoch genug gedankt werden. Führt sie aber zu einer notwendig die Reichseinheit sprengenden Sondermonarchie, so wird sie wahrscheinlich schwereren Schaden anrichten, als sie Nutzen stiften kann. Hätten wir nur ein bißchen politischen Fernblick und Großzügigkeit, so müßte uns der Umstand, daß unsere Feinde den Föderalismus wollen, der beste Beweis dafür sein, daß wir jetzt den Einheitsstaat haben müssen. Er ist heute möglich und es bleibt nur dafür zu sorgen, daß er in einer Gestalt ersteht, die eine organische Fortsetzung des preußisch-deutschen Reiches verbürgt, wie es von 1870 bis 1918 doch schließlich die größten Leistungen aufzuweisen hatte, die in der Weltgeschichte in so kurzer Zeit jemals vollbracht sind. Um den Kaisergedanken braucht kein Anhänger Preußens in Deutschland bange zu sein. Wie er sich durch die Jahrtausende erhalten hat und wie er nach zweijährigem Umsturz bereits wieder mächtig angewachsen ist, so wird auch die weitere politische Entwicklung des deutschen Volkes niemals an ihm vorbeigehen können. „Kaiser" und „Reich" klingen immer wieder zusammen.

Bürokraten-Briefe*)

Von Unterstaatssekretär a. D. Freiherr v. Falkenhausen

V. Sozialdemokratie und nationales Bewußtsein.

Es klang fast nach einer Einladung zum gemästeten Kalbe, so freudig begrüßten Sie mich verlorenen Sohn, der eben noch mit Schutz der Arbeitswilligen, Obrigkeitsstaat u. dgl. reaktionären Schändlichkeiten das Erbe seiner Vernunft vergeudet hatte, wegen der Abkehr vom Kapitalismus, die Sie in meinem letzten Briefe überrascht

*) Nachstehende Bürokratenbriefe des bekannten Verfassers stammen aus dem Winter 1919/1920. Siehe auch „Grenzboten" Heft 44/45, 46, 47/48 und 49. Weitere Briefe folgen in den nächsten Heften.

hat. Hätten Sie die „Reaktion" mehr im Lichte ihrer eigenen Betätigung statt im Spiegel gegnerischer Schlagworte betrachtet, so wäre Ihnen die Überraschung erspart geblieben. Ich brauchte Ihnen dann nicht zu sagen, daß der Konservatismus für den Kapitalismus niemals etwas übrig gehabt hat. Die rücksichtsloseste Beschneidung der Kapitalsallmacht ist uns willkommen; unter einer Bedingung: sie darf der Volkswirtschaft nicht ins eigene Fleisch schneiden. Hier liegt die unermeßliche praktische Schwierigkeit der Frage. Jede Beschränkung der Gewinnmöglichkeit dämpft den Unternehmungsgeist und ist daher eine Gefahr für die Produktionskraft. Es gehört sehr viel Augenmaß, tiefer Einblick in das Wirtschaftsleben und sogar eine gewisse Sehergabe dazu, um zu ermessen, wie tief man schneiden kann, ohne diese Kraft zu lähmen oder doch ihre Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte zu unterbinden. Liegt überdies der Organismus der Volkswirtschaft so schwer krank darnieder wie heut der unsrige, und die Führung des Messers in so ungeübten Händen, so ist doppelte Behutsamkeit geboten, wenn es nicht heißen soll: die Operation gelang, der Patient ist verschieden.

Den orthodoxen Marxisten, der zwischen seinen Scheuklappen nur den Kampf gegen das Kapital sieht, wird das wenig anfechten: fiat socialismus, pereat patria! Der Teil der Sozialdemokratie, der sich regierungsfähig vorkommt, hat notgedrungen Vorsicht gelernt und will bei der Durchführung des Parteiprogramms nicht mehr unbedingt über Leichen gehen. Aber seine Vergangenheit drängt ihn zur Erfüllung der alten Verheißungen, es drängen die Genossen von links auf Sozialisierung um jeden Preis — ob zwischen diesen Forderungen und der Vernunft, d. h. den Lebensbedürfnissen der Volkswirtschaft eine Verständigung über das Maß des Erträglichen möglich sein wird, bleibt mehr als zweifelhaft.

Es tut mir leid, Ihnen die Freude stören zu müssen, mit der Sie mich halb und halb als „Genossen" begrüßen zu können meinten. Da Sie mich aber ausdrücklich fragen, was mich von der Sozialdemokratie trennt, so muß es gesagt sein: Selbst wenn über die Sozialisierung der Produktionsmittel eine Verständigung möglich wäre, liegt eine ganze Welt zwischen uns. Vor allem schließt ihre Haltung in der nationalen Frage jede Einigung aus. Nicht, weil sie international, aber weil sie antinational ist.

Gegen den Internationalismus, gegen das Ideal der Völkerverbrüderung habe ich nichts einzuwenden, als daß man sich keinen Illusionen hingeben soll und daß für die Entwicklung der Menschheit in ihrer Gesamtheit nach meiner Überzeugung noch auf lange Zeit hinaus dadurch am besten gesorgt wird, daß jedes Volk rüstig seinen eigenen Weg geht. Für „völkische" Verstiegenheiten habe ich, wie Sie wissen, sehr wenig übrig. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die krampfhafte Beflissenheit, mit der ein gewisser Kreis braver und wohlmeinender Leute auf ihr Deutschtum pocht, mit dem Begriffe „deutsch" sich nicht begnügend, ihn zu „deutscher" und „am deutschesten" zu steigern und die unmöglichsten Dinge auf den völkischen Leisten zu schlagen bemüht ist, ihre Wurzel gerade in dem durchgehenden Mangel jenes ruhigen und selbstverständlichen Nationalgefühls hat, um dessen Gemeinbesitz wir andere Völker beneiden müssen. Auch hier halte ich's mit Jakob Burckhardt und meine, daß „auf geistigem Gebiete alle Schlagbäume billig in die Höhe gehen". Ich gestehe, daß Michelangelo und Giorgione mich früher gepackt haben als Dürer und Grünwald, daß es mir schlechterdings nicht gelingen will, zum Nibelungenlied

ein Verhältnis zu gewinnen wie zum Homer, und daß es mir gar nicht in den Sinn kommt, in Dante den Italiener, in Shakespeare den Briten zu sehen. Wenn ich mich in diesen Sphären bewegen darf, verschwinden mir die Ländergrenzen in dämmriger Ferne. Ich will gar nicht bestreiten, daß ich vielleicht für diese Grenzen und Schlagbäume auf geistigem Gebiete gar zu wenig Sinn habe, daß ich hier von Natur — gerade darin allzu deutsch — zum Weltbürgertum neigen mag. Mein Nationalbewußtsein trägt sehr hausbackene Züge: es bedeutet nicht mehr, aber auch nicht weniger als treue Kameradschaft mit den Volksgenossen, als das Bewußtsein unbedingter Zusammengehörigkeit mit ihnen und den Willen, an dieser Gemeinschaft festzuhalten um jeden Preis und unbeirrt durch alle anderen Bindungen, seien sie materieller oder idealer Art.

Gerade das ist es, wovon die Sozialdemokratie nichts wissen will, was sie verleugnet, verhöhnt, bekämpft. Wie ist es Ihnen möglich, sich damit abzufinden, Ihnen, bei dem ich, seit wir uns kennen, die Stärke und Unmittelbarkeit des geistigen Nationalgefühls immer und nicht ohne Beschämung bewundert habe? Können Sie wirklich daran zweifeln, daß der Internationalismus der Sozialdemokratie bewußt antinational, als Sprengstoff für den nationalen Gedanken gedacht ist? Daß sie die Internationale gerade zur Zersetzung der Volkseinheit, die Völkerverbrüderung eben auf Kosten des inneren Friedens anstrebt. Sie will die Grenzwälle nur niederreißen, um neue Schranken zu errichten, quer über die Landesgrenzen hinweg, aber mitten durch das Herz des Volkes hindurch. Wenn sie dem Völkerkrieg ein Ende machen will, so ersetzt und überbietet sie ihn durch den Klassenkampf. Seltsam eigentlich, daß ihr strenger Pazifismus nicht beleidigt wird, sondern mit kaum verhehltem Wohlwollen zusieht, wenn dieser sich gelegentlich zum Bürgerkriege entwickelt! Dabei bedurfte es der Erlebnisse dieser Jahre kaum, um die geschichtliche Erfahrung zu bestätigen, daß solch ein Bruderkampf mit gesteigerter Erbitterung, mit besonders vergifteten Waffen ausgefochten zu werden pflegt. Wenn ohne Scheidewände zwischen Mensch und Mensch nun einmal nicht auszukommen ist, dann lasse man sie um Gottes willen an den Landesgrenzen stehen! Dort trennen sie wenigstens nicht, was unbedingt zueinander gehört, was durch den Zwang der unmittelbarsten Bedürfnisse und zugleich durch die ursprünglichsten aller menschlichen Regungen auf Zusammenleben und Zusammenarbeit angewiesen ist, was um der Menschheit und ihrer Ziele willen zusammenhalten muß, weil sein Zwist die Grundpfeiler aller Kultur erschüttert. Der Verkehr von Volk zu Volk kann sich mit Grenzhindernissen abfinden, Stacheldraht und Schützengraben erlebt ein Menschenalter kaum zum zweiten Male; an der Mauer aber, die zwischen den Schichten unseres Volkes aufgerichtet wird, stoßen wir uns täglich die Stirne wund.

Wenden Sie nicht ein, daß der Sozialismus diese Mauer nicht gebaut, sondern nur auf die längst vorhandene aufmerksam gemacht habe. Das ist ein und dasselbe. Soziale Scheidewände entstehen erst dadurch, daß sie zum Bewußtsein kommen. Sie werden nicht leugnen, daß die Sozialdemokratie dafür und davon gelebt hat, dies Bewußtsein recht scharf und schmerzhaft zur Geltung zu bringen, und daß sie überdies alles daran gesetzt hat, die Mauer selbst immer mehr zu verstärken, zu erhöhen und jeden Versuch ihrer Durchbrechung zu vereiteln.

Sie können auch nicht bestreiten, daß dieser Klassenkampf, der das Lebenselement der Sozialdemokratie ist, sie zur Todsünde wider den nationalen Gedanken,

zum Bunde mit dem Landfremden gegen den Volksgenossen verleitet. Rühmt sie sich doch selbst, daß ihr der Proletarier aller Länder näher stehe als der Landsmann andren Standes! Im seelenmordenden Parteikampfe kommt es dann so weit, daß jeder Fremde unbesehen als Bundesgenosse willkommen ist, wenn es nur gegen das eigene Vaterland geht. Müssen wir es doch mit ansehen — ja, wir haben uns daran nachgerade wie an etwas Unvermeidliches gewöhnt, daß Leute, die sich Deutsche nennen, ihren Pazifismus und ihre Todfeindschaft gegen Kapitalismus und Imperialismus dadurch betätigen, daß sie dem brutalen Imperialismus des vom Kapitalismus beherrschten Frankreichs zur Vergewaltigung ihres Heimatlandes, des sozialistisch regierten und schon aus Ohnmacht friedfertigen Deutschlands ihre Dienste als Spitzel und Denunzianten aufdrängen!

Sie wollen das als Verirrungen eines verstiegenen Radikalismus abtun. Haben Sie vergessen, mit welchem Behagen auch Mehrheitssozialisten feindliche Lügen über die Schuld des kaiserlichen Deutschlands an und im Kriege wiederkäuten? Alle diese beschämenden Gesinnungslosigkeiten wachsen aus der einen Wurzel: aus dem antinationalen Klassenkampfgedanken, der allen Richtungen der Sozialdemokratie gemein ist.

Ich weiß wohl, daß ihn keineswegs alle Parteigenossen teilen. Sie brauchen mich wahrlich nicht an den Sommer 1914 zu erinnern! Die Erlebnisse dieser Wochen werde ich bis an mein Ende nicht vergessen, und freudig gedenke ich der Treue, die Hunderttausende von sozialdemokratischen Arbeitern und auch viele ihrer Führer dem Vaterlande damals bewährt haben. Wenn Sie aber daraus der Partei als solcher einen Ruhmeskranz flechten wollen, so muß ich Ihnen entgegenhalten, daß die Parteileitung sich bei Kriegsbeginn in einer Zwangslage befand. Hätte sie sich der Regung entgegenstemmt, die in jenen Tagen mit urkräftiger Gewalt das Volk dahin riß, sie wäre selbst mit hinweggeschwemmt worden. Daß sie sich alsbald daran gemacht hat, diese Strömung einzudämmen und allmählich ins alte Bett zurückzuleiten — eine Mühe, die ihr durch die Bethmannsche Politik der Verschleierung aller Gegensätze in verhängnisvoller Weise erleichtert worden ist —, das kann niemand bezweifeln, der damals die Haltung der sozialdemokratischen Presse verfolgt hat. Sie werden sich entsinnen, daß schon bald nach Beginn der Ernährungsschwierigkeiten das blöde Schlagwort aufgetischt wurde, der Mangel sei nicht sowohl Schuld der feindlichen Sperre, als vielmehr des agrarischen Nahrungsmittelwuchers. Damit war im Grunde die alte Frontstellung wieder eingenommen: Gehässigkeit gegen den Landsmann und Anbiederung nach außen. Es dauerte dann nicht mehr lange, bis man anfing, die Not des Vaterlandes zu innerpolitischen Erpressungen zu mißbrauchen. Der Burgfriede wurde gekündigt. Fragen des Koalitions- und Wahlrechts mußten gerade im Augenblick vaterländischer Gefahr aufgerollt werden, damit der Gegner, dem mehr Verantwortungsbewußtsein zugetraut wurde, durch die Rücksicht auf den inneren Frieden zur Aufgabe seines Widerstandes genötigt werde. Lebensfragen der Kriegführung und die Friedensgewinnung hat der Parteigeist — allerdings nicht allein der sozialdemokratische, der aber auch hierin voranging und den Kern der Reichstagsmehrheit bildete — zu Waffen im Kampfe um die Parlamentsherrschaft herabgewürdigt, unbekümmert darum, ob dadurch, wie bei der U-Boot-Debatte und der Friedensresolution, unsere Lage dem Auslande gegenüber aufs verhängnisvollste geschwächt wurde.

Laſſen Sie mich abbrechen. Das, was zum Ende führte, iſt ja noch in friſcher, blutender Erinnerung: die planmäßige Vorbereitung der Niederlage durch Zerſetzung der bewaffneten Macht, deren ſich Wortführer der Unabhängigen öffentlich gerühmt haben; der „Dolchſtoß in den Rücken“ des Heeres im Augenblick, als es nach Erlöſchen der Siegeshoffnung galt, einen Diktatfrieden abzuwehren; die Erdroſſelung des letzten Willens zur Verteidigung, der Druck auf Annahme der vernichtenden Waffenſtillſtandsbedingungen, die Deutſchland wehrlos der Raub- und Rachgier ſeiner Feinde überantwortete; endlich die Umwälzung ſelbſt, die im Augenblicke äußerſter Not des Vaterlandes alle Autorität, allen Zuſammenhalt, alle Möglichkeit zum Widerſtande vernichtete. Über dieſe Bergeslaſt von Schuld, die ſich die Sozialdemokratie aufgeladen hat — die Sozialdemokratie in ihrer Geſamtheit! Denn ihre Saat, jahrzehntelang in einmütiger Arbeit geſtreut, wenn auch durch zahlloſe Fehler der Regierung und der anderen Parteien gedüngt, iſt es geweſen, die in jenen ſchwarzen Herbſttagen aufging, und was die Radikalen mit Vorbedacht herbeiführten, haben die Mehrheitsſozialiſten, um nicht unter die Räder zu kommen, wenigſtens nachträglich gedeckt und mitgemacht — über all dies Unnennbare kann ich beim beſten Willen nicht mit der Gelaſſenheit reden, die zu wahren ich mir alle Mühe gebe, um brennende Streitfragen mit einem alten Freunde in Freundſchaft zu beſprechen.

Parteipolitiſche Verhältniſſe in der Südafrikaniſchen Union

Von Africanus

Nach Verhandlungen, die viele Monate dauerten und oft zu ſcheitern drohten, ſchloſſen ſich am 31. Mai 1910 die vier britiſchen Kolonien in Südafrika: Kapkolonie, Natal, Oranjefreiſtaatkolonie und Transvaal, zur Südafrikaniſchen Union („Union of South Africa“ lautet die amtliche engliſche Bezeichnung) zuſammen. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren ungeheure geweſen. Um nur eine davon zu erwähnen: Jede der vier Kolonien hatte ihr eigenes Miniſterium, und die Zuſtimmung zum Zuſammenſchluß bedeutete für die große Mehrzahl der Miniſter das politiſche Harakiri. Die Selbſtverleugnung und politiſche Einſicht dieſer Männer verdient Bewunderung. Ein großer Teil des Verdienſtes am Zuſtandekommen dieſes für Südafrika ſo wichtigen Werkes gebührt übrigens der Staatskunſt und dem Takt eines Mannes, dem die Geſchichte bisher noch nicht den gebührenden Tribut zollt, vielleicht weil ſeine Beſcheidenheit einen der ſtärkſten Züge ſeines vornehmen Charakters bildet. Es iſt dies Lord Selborne, wohl der größte und fähigſte Generalgouverneur, den Südafrika je gehabt hat.

Ein weiterer Mann, der an dem Zuſtandekommen der Union hervorragend beteiligt war, ohne in der Öffentlichkeit ſehr hervorzutreten, war Jan Hendrik Hofmeyr, einer der bedeutendſten Führer der Burenpartei in der Kapkolonie und Gründer des „Afrikanderbond“, des Bundes der Afrikaner, der im politiſchen Leben Südafrikas während einiger Jahrzehnte eine wichtige Rolle ſpielte und in der

Hauptsache die burischen, deutschen und holländischen Elemente, die Südafrika als ihre Heimat betrachten, umfaßte. Hofmeyr war schon bei Beginn der Verhandlungen über die Gründung der Union sehr kränklich und hat die Vollendung der großen politischen Umwandlung Südafrikas nicht mehr erlebt. Er starb am 16. Oktober 1909.

Noch in letzter Stunde drohten die Verhandlungen an einer verhältnismäßig nebensächlichen Frage zu scheitern. Die Kapkolonie, als die älteste Kolonie, verlangte, daß Kapstadt die Unionshauptstadt sein sollte, während die Delegierten des Transvaal, als der wirtschaftlich wichtigsten Kolonie, dieses Vorrecht für Pretoria forderten. Ihr Führer, General Botha, erklärte rundweg, daß er es gar nicht wagen könne, nach dem Transvaal zurückzukehren (es wurde damals in Kapstadt verhandelt), „ohne die Hauptstadt mitzubringen". Schließlich kam eine Einigung auf der Basis zustande, daß Pretoria der Sitz der Regierung, Kapstadt der Sitz des Parlaments sein solle: Die Minister müssen also zu jeder Parlamentssitzung, begleitet von einem zahlreichen Stab von Beamten, von Pretoria nach Kapstadt übersiedeln. Berücksichtigt man, daß die schnellsten zwischen den zwei Städten verkehrenden Züge 36 Stunden gebrauchen, so ergibt sich ein Verhältnis, wie wenn die deutsche Regierung in Berlin, der Reichstag aber etwa in Rom wäre! Ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand.

Nach der Verfassung setzt sich die gesetzgebende Körperschaft aus zwei Kammern zusammen. Das Oberhaus, der Senat, hat 40 Mitglieder. Acht davon waren von dem Generalgouverneur mit Zustimmung der Unionsminister zu ernennen, und je acht wurden von den Mitgliedern der vier früheren Einzelparlamente gewählt. Der Senat behält seine ursprüngliche Zusammensetzung für zehn Jahre, nach dieser Zeit kann das Unionsparlament die Zusammensetzung ändern und einen neuen Wahlmodus einführen. — Das Unterhaus (englisch: House of Assembly) hatte ursprünglich 121 Mitglieder, wovon 51 auf die Kapkolonie, 17 auf Natal, 17 auf die Oranjeflußkolonie und 36 auf den Transvaal entfielen. Das Unterhaus hat eine Dauer von fünf Jahren, wenn es nicht früher aufgelöst wird. Alle fünf Jahre findet eine Zählung der Wähler statt und die Zahl der Abgeordneten wird auf Grund der Zählergebnisse revidiert und gegebenenfalls vergrößert, bis die Zahl 150 beträgt; diese soll nicht überschritten werden. Für die letzte Wahl, die am 10. März dieses Jahres stattfand, war die Zahl der Abgeordneten auf 134 festgesetzt.

Die Regierungsform lehnt sich an die britische an. An der Spitze der Regierung steht der Generalgouverneur als Vertreter des Königs; ihm zur Seite steht ein ausführender Rat (Executive Council), der sich aus den Ministern zusammensetzt. Die Minister müssen Mitglieder des Senats oder des Unterhauses sein und sind dem Parlament verantwortlich, sie behalten also ihr Amt nur so lange, als eine Mehrheit im Parlament sie stützt. Die Zahl der in der Verfassung vorgesehenen Ministerportefeuilles ist zehn.

Wie in einem Gebiet mit so weitgehender Selbstverwaltung, wie die Union sie besitzt, nur natürlich, spielt der Generalgouverneur im parlamentarischen Leben eine ähnlich passive Rolle, wie der König von England. Er hat das Recht, ein Veto gegen ein vom Parlament angenommenes Gesetz einzulegen, hat davon aber in den zehn Jahren des Bestehens der Union noch nie Gebrauch gemacht. Er kann ebenso-

wenig, wie der König von England, einen Minister ernennen, sondern muß einen führenden Parlamentarier mit der Bildung eines Ministeriums beauftragen.

Nachdem die Union konstituiert war, sandte der Generalgouverneur, in der richtigen Voraussetzung, daß die „Afrikaner" bei den Parlamentswahlen die meisten Sitze gewinnen würden, nach deren Führer, dem General Louis Botha, und beauftragte ihn mit der Bildung des Ministeriums. Botha besetzte das Kabinett fast ganz mit seinen Parteigängern. Er übernahm selbst das Amt des Premierministers und das Portefeuille der Landwirtschaft und verteilte die anderen Portefeuilles wie folgt: An Parlamentarier vom Transvaal zwei, an solche der Kapkolonie vier, an solche der Oranjefreistaatkolonie zwei, während ein Posten an einen Vollblutengländer, als Vertreter der Kolonie Natal, fiel. Das erste Kabinett hatte folgende Zusammensetzung:

Premierminister und Landwirtschaftsminister: General Louis Botha;
Inneres und Verteidigung: General J. C. Smuts;
Eisenbahnen und Häfen: J. W. Sauer;
Justiz: General J. B. H. Hertzog;
Erziehungswesen: F. S. Malan;
Finanzen: H. C. Hull;
Öffentliche Ländereien: A. Fisher;
Eingeborenenangelegenheiten: H. Burton;
Post und Telegraphie: P. D. de Villiers Graaff;
Handel, Industrie und öffentliche Arbeiten: Oberst G. Leuchars.

Die Wahlen fanden am 15. September 1910 statt und brachten mancherlei Überraschungen, unter anderen auch die, daß General Botha selbst durchfiel, was ihn so verärgerte, daß damals von manchen Seiten mit seinem Ausscheiden aus dem öffentlichen Leben gerechnet wurde. Er entschloß sich aber, zu bleiben, und es wurde natürlich ein sicherer Wahlkreis für ihn frei gemacht. Die Wahlen hatten das folgende Ergebnis: Nationalisten 66, Unionisten 39, Unabhängige 12, Arbeiter 4 Sitze.

Vor den Wahlen bestanden in Südafrika eigentlich nur zwei Parteien, die „Nationalisten" oder Buren, und die „Unionisten", die sich ganz überwiegend aus Engländern zusammensetzen. Von den Arbeitern konnte man als von einer Partei kaum reden. Bemerkenswert groß war die Zahl der Unabhängigen; nicht weniger als 11 waren in Natal gewählt worden, und sie bestanden meist aus Leuten, die noch zögerten, welcher der beiden großen Parteien sie sich anschließen sollten.

Die Bezeichnung „Nationalisten" hatte bis dahin ausschließlich für die Buren gegolten. General Botha sah darin einen Nachteil für seine Partei, die er auf eine möglichst breite Grundlage zu stellen wünschte, und gab ihr nach den Wahlen den Namen „Südafrikanische Partei". Dies war von Erfolg begleitet, mehrere Unentschlossene traten der Partei bei, und auch sonstige Abgeordnete englischer Abstammung schlossen sich ihr an. Tatsächlich ist die vielfach verbreitete Ansicht, daß die beiden großen Parteien lediglich Gegensätze zwischen Briten und Buren darstellten, unrichtig. Auch ist die Annahme, daß die Südafrikanische Partei die ländlichen, die Unionistenpartei die städtischen Interessen vertrete, in dieser Verallgemeinerung nicht zutreffend. Vielleicht läßt sich der Unterschied am besten so erklären, daß die Südafrikanische Partei dazu neigt, das südafrikanische Interesse über

das von Großbritannien zu stellen, während bei den Unionisten das Umgekehrte der Fall ist.

Bis Ende 1912 hatten sich in den Stärkeverhältnissen der Parteien folgende Verschiebungen ergeben: Die Südafrikanische Partei hatte 78, die Unionisten hatten 34 Sitze; die Zahl der Arbeitervertreter war 5, die der Unabhängigen 4. General Botha verfügte also über eine stärkere Majorität, als zu Anfang seiner Amtsführung.

Aber schon damals machten sich Anzeichen des Zerfalls der Südafrikanischen Partei bemerkbar. Der Justizminister, General Hertzog, geriet immer mehr mit seinen Kollegen im Ministerium in Widerspruch; er warf ihnen zuerst in versteckter Form, dann immer unverblümter vor, daß sie Großbritannien gegenüber zu liebedienerisch seien und die Interessen der Südafrikanischen Union vernachlässigten. Auch trat er in sehr heftiger Weise gegen die englische Sprache im öffentlichen Leben und in den Schulen auf und entfremdete damit die englischen Elemente, die anfänglich mit der Südafrikanischen Partei sympathisiert hatten. General Botha entschloß sich schließlich, den ungebärdigen Gefolgsmann loszuwerden; er reichte dem Generalgouverneur im Dezember 1912 die Demission des Kabinetts ein, wurde aber mit der Neubildung des Ministeriums betraut. Aus dem ursprünglichen Kabinett waren schon vorher zwei Minister ausgeschieden. Botha übernahm wieder das Amt des Premierministers und das Ministerium für Landwirtschaft und bildete sein Kabinett im übrigen wie folgt:

Eisenbahnen und Häfen: Henry Burton;
Finanzen und Verteidigung: General Smuts;
Justiz und Eingeborenenangelegenheiten: J. W. Sauer;
Erziehungswesen und Bergwerke: F. S. Mālau;
Inneres und öffentliche Ländereien: A. Fisher;
Post, Telegraphie und öffentliche Arbeiten: Sir Thomas Watt;
Minister ohne Portefeuille: Sir P. D. de Villiers Graaff.

General Hertzog trat nun offen in die Opposition und bildete eine eigene neue Partei, für die er die alte Bezeichnung „Nationalistenpartei" wieder ins Leben rief. Zuerst war seine Gefolgschaft nur gering, aber seiner Beredtsamkeit und geschickten Taktik gelang es bald, weitere Anhänger zu gewinnen. Damit führte er eine Zersplitterung der Stimmen der Buren im Parlament herbei und schuf aus seinen Anhängern eine zweite Opposition. Aber er konnte zunächst dem Kabinett nicht gefährlich werden; schon aus dem Grunde, weil die Unionisten ihm, als dem verkörperten Mittelpunkt der englandfeindlichen Richtung, gewiß nicht geholfen hätten, die Regierung zu stürzen.

Als General Botha bei Ausbruch des Weltkriegs nach einigem Zögern zu erkennen gab, daß er das Heil Südafrikas in der Teilnahme am Kriege auf der Seite Großbritanniens sah, vertiefte sich der Gegensatz zwischen den beiden Richtungen der Buren noch erheblich, denn General Hertzog und seine Anhänger verfochten mit aller Heftigkeit die Forderung strenger Neutralität. Gerade dadurch aber gewann Bothas Kabinett an Festigkeit, denn die Unionisten versprachen in aller Form, das Ministerium während der Dauer des Krieges, solange es an seiner Loyalität England gegenüber festhalte, zu stützen.

Einige extreme Elemente der Nationalisten glaubten kurz nach Ausbruch des Weltkrieges, daß der Augenblick günstig sei, um die britische Herrschaft abzuschütteln.

Da sie wußten, daß das Ministerium für solche Pläne nicht zu haben war, erhoben sie sich Anfang Oktober 1914 mit bewaffneter Hand und versuchten, die Macht an sich zu reißen. An die Spitze der Aufrührer stellte sich General Beyers, ein allgemein geachteter, tüchtiger Mann. Er war bis zum Ausbruch des Weltkriegs Oberstkommandierender der Streitkräfte der Union gewesen, war aber zurückgetreten, da er den von dem Ministerium beschlossenen Feldzug gegen Deutsch-Südwestafrika schärfstens mißbilligte. Ein weiterer Führer des Aufstandes war der aus dem Burenkrieg so allgemein bekannte General de Wet. — Aber die Leiter der Erhebung hatten offenbar weder die allgemeine Stimmung unter den Buren, noch die Energie und die Machtmittel der Regierung richtig beurteilt. Der Aufstand wurde in kurzer Zeit niedergeschlagen, General Beyers fand auf der Flucht seinen Tod in den Wellen des Vaalflusses und General de Wet mußte ins Gefängnis wandern. Dem General Hertzog konnte trotz vorhandener Verdachtsgründe keine Schuld an dem Aufstande nachgewiesen werden.

Im Oktober 1915 fanden die verfassungsmäßigen Neuwahlen für das Parlament statt. Sowohl Unionisten wie Nationalisten und die Südafrikanische Partei entfalteten eine fieberhafte Wahlpropaganda. Das Ergebnis war wie folgt: Südafrikanische Partei 54, Unionisten 40, Nationalisten 27, Arbeiter 4, Wilde 5 Sitze. General Botha hatte somit keine Majorität mehr, denn im Grunde waren sowohl die Unionisten wie die Nationalisten für ihn Opposition. Die Wilden stimmten gewöhnlich mit den Unionisten, während die Arbeiter ein unberechenbarer Faktor waren. Wie gesagt, konnte aber das Ministerium auf die Unterstützung der Unionisten rechnen, und ist tatsächlich mit ihrer Hilfe die ganze Zeit im Amte geblieben; die öfter erhobene Forderung, daß ein Koalitionsministerium gebildet werden solle, in dem die Unionisten einige Sitze zu erhalten hätten, ist von General Botha nicht bewilligt worden.

Das parlamentarische Leben der südafrikanischen Union bildet bis zum Ende des Weltkriegs keine für die Außenwelt sehr bemerkenswerten Ereignisse. General Hertzog gab aber immer deutlicher zu erkennen, daß er und seine Partei als letztes Ziel die völlige Loslösung vom britischen Reiche und die Gründung einer das ganze Gebiet der Union umfassenden südafrikanischen Republik ins Auge gefaßt haben.

Es kam der Zusammenbruch der Mittelmächte und damit der Kampf um die 14 Punkte des Präsidenten Wilson, die auch das freie Selbstbestimmungsrecht der Völker einschlossen. General Hertzog und einige andere Führer der Nationalisten nahmen dieses Recht der Selbstbestimmung auch für die Bevölkerung Südafrikas in Anspruch; sie kamen in den ersten Monaten des letzten Jahres nach Europa und versuchten, eine Unterredung mit dem Präsidenten Wilson zu erreichen, was ihnen aber nicht gelang. Dagegen hatten sie eine Besprechung mit dem britischen Premierminister, Lloyd George. Es fiel diesem klugen und schlagfertigen Parlamentarier nicht schwer, die Deputation in der öffentlichen Meinung ins Unrecht zu setzen. Tatsächlich stand auch ihre Sache auf einem etwas schwachen Fundament. Sie konnte bei ihrer Forderung der Selbstbestimmung unmöglich geltend machen, daß sie ein Mandat von der ganzen Union habe, denn in der Kapprovinz war der Wunsch, die Unabhängigkeit von Großbritannien zu erlangen, bis dahin nicht in so energischer Weise laut geworden, daß man hätte annehmen müssen, ein beachtenswerter Teil der Bevölkerung stehe hinter einer solchen Bewegung; in der Natalprovinz stand die

probritische Stimmung der überwiegenden Mehrzahl der Bewohner sogar außer allem Zweifel. General Hertzog und seine Kollegen beschränkten sich daher darauf, von dem britischen Premierminister nur das Recht der Selbstbestimmung für die beiden annektierten Inlandstaaten, den Transvaal und die Oranjefreistaatkolonie, zu fordern.

Lloyd George wies in seiner Erwiderung zunächst darauf hin, daß die Burenführer, als der Burenkrieg sein Ende erreichte, nicht bedingungslos die Waffen streckten, sondern sich in dem Friedensvertrag von Vereeniging vom 31. Mai 1902 ausdrücklich bereit erklärten, die britische Oberhoheit anzunehmen. Sodann legte er mit allem Nachdruck dar, daß der Zusammenschluß der vier südafrikanischen Kolonien zur Union ohne den geringsten Druck oder irgendeine Einwirkung von England zustande gekommen sei; es sei eine reine innerafrikanische Angelegenheit gewesen. Die beiden binnenländischen Kolonien hätten damals bereits Selbstverwaltung gehabt und Parlamente besessen, die aus freien, allgemeinen Wahlen der Landesbewohner hervorgegangen seien. Diese Parlamente hätten einstimmig den Vertrag ratifiziert, der zur Bildung der Union geführt habe. Der Vertrag sehe nicht vor, daß einer oder der andere Teil beliebig früher oder später wieder zurücktreten könne. Es handle sich somit um ein feierlich und in aller Form abgeschlossenes Bündnis der vier früheren Kolonien unter- und miteinander, und die britische Krone würde, selbst wenn sie es wünschte, gar kein Recht haben, einzelne Kontrahenten dieser Abmachung von ihrer Vertragspflicht zu entbinden.

Die Deputation kehrte also unverrichteter Sache nach Südafrika zurück.

Am 27. August 1919 starb der Premierminister der Union, General Botha. Die Südafrikanische Partei erlitt dadurch einen schweren Verlust, der um so mehr ins Gewicht fiel, als die Neuwahlen heranrückten. General Smuts, der mit Zustimmung des ganzen Ministeriums an seine Stelle trat, verfügt im Lande nicht über die allgemeine Beliebtheit Bothas.

Schon lange, ehe der Tag der Parlamentswahlen feststand, begann eine Wahlagitation, wie sie bisher in der Geschichte Südafrikas nicht dagewesen war, und der Kampf wurde mit äußerster Erbitterung geführt.

Den Unionisten fehlte es an einem überragenden Führer und auch an einem zugkräftigen Kampfruf für die Wahl. Es war von Anfang an klar, daß sie schlecht abschneiden würden.

Anders die Arbeiterpartei; ihr kam zunächst die durch den Krieg hervorgerufene starke sozialdemokratische und kommunistische Strömung zustatten, die auch in Südafrika nicht ohne Einfluß geblieben ist. Außerdem war die Bevölkerung, namentlich in den Städten, über die während des Krieges eingetretene Preistreiberei und Preisteuerung sehr erbittert, und die Arbeiter versprachen hier schnellste und gründlichste Abhilfe. Es mußte also mit einer starken Zunahme der Arbeiter im Parlament gerechnet werden.

Ausschlaggebend für das fernere Geschick der Union erschien naturgemäß das künftige Zahlenverhältnis der Anhänger der beiden Burenparteien im Parlament, und hier tobte der Kampf am wildesten. Die beiden Führer, General Smuts und General Hertzog, leisteten monatelang eine geradezu herkulische Arbeit; unausgesetzt reisten sie im Lande umher, besuchten Wahlversammlungen und hielten Reden, wobei es auf beiden Seiten an bitteren Vorwürfen und Schmähungen nicht fehlte.

General Hertzog bezeichnete den Premierminister als einen Diener der britischen Herrschsucht, als Verräter an den wahren Interessen Südafrikas, er warf ihm vor, daß er der Union ganz unnötigerweise eine schwere Schuldenlast aufgebürdet habe, um einen nur zu englischem Vorteil dienenden Krieg zu führen. Im übrigen führte er aber in bezug auf das Verhältnis der Union zu Großbritannien eine verhältnismäßig ruhige Sprache; er ließ zwar keinen Zweifel daran aufkommen, daß er die völlige Unabhängigkeit Südafrikas von Großbritannien anstrebe, er forderte aber nicht zu Gewaltmitteln auf und gab zu erkennen, daß er das Ziel auf „konstitutionellem Wege", d. h. mittels eines Mehrheitsbeschlusses des Parlaments oder Volkes herbeizuführen wünsche. Einigen seiner Anhänger ging dies allerdings nicht weit genug, sie sprachen sich viel schärfer und leidenschaftlicher aus.

Smuts bezichtigte Hertzog der Untreue und des Wortbruchs, da er die von ihm selbst mitunterzeichneten Verpflichtungen des Friedensvertrags von Vereeniging beiseite setzen wolle. Er warf Hertzog außerdem vor, ein rechthaberischer Eigenbrödler zu sein, der Verwirrung und Uneinigkeit in die Reihen der Buren getragen und dadurch ihren Feinden in die Hände gearbeitet habe. Zugleich aber trug General Smuts dem unter den Buren stark ausgeprägten Unabhängigkeitsgefühl in sehr geschickter Weise Rechnung. Er sagte, daß die ganze Unabhängigkeitsbewegung des Generals Hertzog und seiner Anhänger überflüssig sei, da die südafrikanische Union tatsächlich bereits unabhängig sei. Das britische Reich (Empire) habe am 4. August 1914 aufgehört zu bestehen, es sei nur noch eine Art Staatenbund, dessen einzelne Teile, die „Dominien", das volle Selbstbestimmungsrecht besäßen, und dessen gemeinsames Bindeglied lediglich in der Krone bestehe. Er gab bei einer Wahlrede zu, daß die britische Flagge bei den Südafrikanern unangenehme Erinnerungen erwecke und sprach sich für die Schaffung einer eigenen Unionsflagge aus. Er versprach, die englische Khakiuniform bei den südafrikanischen Truppen abzuschaffen (was ihm bittere Anfeindungen, namentlich von der Natalprovinz aus, eintrug); er tat in einer Rede in Zeerust den aufsehenerregenden Ausspruch, daß die Holländer — womit er wohl die Buren holländischer Abstammung meinte — wenig Ursache hätten, das britische Reich zu lieben.

Es versteht sich, daß diese Aussprüche in England nicht immer angenehm berührten. Aber die dortige beneidenswert politisch geschulte Presse verstand es, daran ohne viel Aufhebens vorbeizugehen.

Die Wahlen am 10. März 1920 ergaben die nachstehenden Stärkeverhältnisse im Parlament:

Nationalisten	44
Südafrikanische Partei	41
Unionisten	25
Arbeiter	21
Wilde	3.

Das Ministerium war nun in eine höchst schwierige Lage geraten; selbst wenn es sich auf die Mitglieder der Südafrikanischen Partei zusammen mit den Unionisten weiterhin stützen konnte, so hatte es keine Majorität, mit der eine Regierung möglich schien, denn auf die Stimmen der Arbeiter war keinerlei Verlaß. Man glaubte

daher in manchen Kreisen, daß der Premierminister Smuts dem Generalgouverneur das Rücktrittsgesuch des Ministeriums einreichen und es auf einen nochmaligen Wahlgang ankommen lassen werde. Man irrte sich aber; Smuts beschloß, den Versuch zu machen, am Ruder zu bleiben. Zwei der Minister, nämlich der Finanzminister und der Landwirtschaftsminister, waren bei den Wahlen unterlegen. General Smuts mochte selbst nicht mit einer langen weiteren Amtsdauer des Kabinetts rechnen, denn er ersetzte diese Minister nicht durch neue Männer. Die Portefeuilles wurden wie folgt neu verteilt:

Premierminister, Minister der Verteidigung und für Eingeborenenangelegenheiten: General J. C. Smuts;
Landwirtschaft, Bergbau, Unterricht: F. S. Malau;
Finanzen: H. Burton;
Inneres, Eisenbahnen und Häfen, Gesundheitswesen: Sir Thomas Watt;
Justiz: N. J. de Wet;
Öffentliche Ländereien: Oberst H. Mentz;
Post und Telegraphie: Sir J. A. C. Graaff.

Dieses Ministerium ist noch heute im Amt. Alle Minister gehören nach wie vor der Südafrikanischen Partei an.

General Smuts hat es ermöglicht, das Schiff seiner Regierung durch alle Klippen der ersten Session des neuen Parlaments hindurchzusteuern. Er konnte mit Recht erwarten, daß ihm die Unionisten keine nennenswerten Schwierigkeiten bereiten würden. Die Gefahr drohte naturgemäß in erster Linie von den Nationalisten, und diese versuchten denn auch wiederholt, den Sturz des Kabinetts herbeizuführen; aber ihre Zahl allein reichte dazu nicht aus. Von den Unionisten konnten sie keine Hilfe erwarten, aber auch die Arbeiterpartei lehnte es ab, sich zu Vorspanndiensten gebrauchen zu lassen. Den Arbeitern war zwar das Ministerium keineswegs sympathisch, aber die Nationalisten waren noch weit weniger nach ihrem Geschmack, weil diese allen Neuerungen sozialistischer oder gar kommunistischer Richtung besonders schroff ablehnend gegenüberstehen. Die Arbeiterpartei schloß sich daher den Nationalisten in ihrem Kampf gegen das Kabinett nicht an. Ja, es ergab sich sogar wiederholt eine recht komische Lage; die Arbeiterpartei beantragte eine für das Kabinett unannehmbare Resolution, die Nationalisten ergriffen begierig die Gelegenheit, die Regierung zu Fall zu bringen, aber sobald die Arbeiter bemerkten, daß die Regierung in ernstliche Gefahr geriet, machten sie nicht mehr mit, sondern verließen vor der Abstimmung in solcher Anzahl den Saal, daß das Ministerium noch über eine, wenn auch kleine Mehrzahl verfügte.

Am 17. August wurde die erste Session geschlossen; das Parlament wird aller Voraussicht nach erst Anfang nächsten Jahres wieder zusammentreten.

Die Männer, die seit dem Zustandekommen der Union ganz besonders im Brennpunkt des öffentlichen Interesses standen, sind die Generale Botha, Smuts und Hertzog, die alle drei ihr Ansehen bei ihren Landsleuten ursprünglich ihrer Gegnerschaft gegen England, ihren Taten im Kriege gegen dieses Reich zu verdanken hatten.

Botha und Smuts, die bis zum Tode des ersteren eng zusammengehalten haben, sind in Deutschland sehr verschiedenartig beurteilt worden. Man sah mit-

unter die Ansicht vertreten, daß Botha der Titane war, in dessen Schatten Smuts lebte, dann wieder wurde angenommen, daß Botha ein ziemlich unbedeutender Mann war und ganz unter dem Einfluß von Smuts stand und handelte. Diese beiden extremen Ansichten sind völlig irrig.

Louis Botha war eine durchaus selbständige Persönlichkeit und besaß zweifellos hervorragende Eigenschaften. Er hatte ein großes Maß von gesundem Menschenverstand und, wie dies unter den Buren nicht selten vorkommt, eine starke natürliche Begabung für das Kriegshandwerk. Außerdem hatte er die ebenfalls unter den Buren vielfach anzutreffende Gabe großer Redegewandtheit. Sein Einfluß auf seine Landsleute ging sehr weit, was nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen war, daß er als Landwirt zu ihren Kreisen gehörte, und daß er auch an Bildung nicht wesentlich über ihrem Durchschnitt stand. Noch im Jahre 1907, als er Premierminister der Transvaalkolonie wurde, beherrschte er die englische Sprache nur unvollkommen; er hat sich allerdings später darin weitergebildet, aber noch während seines letzten Aufenthalts in Europa hat er öffentliche Reden nicht auf Englisch, sondern unter Zuziehung eines Dolmetschers auf Kapholländisch gehalten.

Jan (Johannes) Smuts ist eine von Botha sehr verschiedene Individualität, schon aus dem Grunde, weil er an Bildung weit über ihm steht. Er ist von Beruf Rechtsgelehrter und hat in Cambridge studiert. Die Tatsache, daß er nicht Landwirt ist, daß er ein für einen Südafrikaner hohes Maß von Bildung besitzt, bringt es mit sich, daß seine Landsleute ihm etwas fremd gegenüberstehen, daß sie ihm nicht das unumschränkte Vertrauen entgegenbringen wie dem verstorbenen Botha. Smuts ist ein Mann von durchdringendem Verstand und hervorragender politischer Begabung, von einer glänzenden Rednergabe und von großer Schlagfertigkeit. Seine völlige Beherrschung des Englischen sowohl wie des Kapholländischen kommt ihm im öffentlichen Leben natürlich sehr zustatten. Wenn es auch unwahr ist, daß er Botha „gegängelt" hat, so ist es doch unverkennbar, daß sein Rat bei den Entschließungen Bothas oft eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat. Die beiden Männer haben sich in der glücklichsten Weise ergänzt, und wenn Smuts auch durch den Tod Bothas an die erste Stelle gerückt ist, so ist doch anzunehmen, daß das frühere Verhältnis ihm lieber war, denn er weiß gut genug, daß er nicht in gleicher Weise von der Zuneigung und dem Vertrauen eines großen Teils der Buren getragen wird, wie sein Vorgänger.

General J. B. M. Hertzog ist ebenfalls Jurist; er hat in Holland, England und Deutschland studiert, beherrscht natürlich das Englische, Hochholländische und Kapholländische vollkommen und spricht auch mit ziemlicher Geläufigkeit Deutsch. Er ist ein sehr sympathischer, vornehmer Charakter, und auch seine politischen Gegner wagen keinen Zweifel an der Lauterkeit seiner Beweggründe zu äußern. Bei Ausbruch des Burenkrieges war er oberster Richter im Oranjefreistaat. An Bildung steht er natürlich hinter Smuts nicht zurück, wohl auch nicht an Intelligenz, aber er reicht an staatsmännischer Begabung und an Rednertalent schwerlich an ihn heran, und wenn man dagegen geltend macht, daß er heute der Führer der stärksten Fraktion im Parlament ist, so ist zu erwidern, daß ihm zweierlei zuhilfe kam: Der tiefgewurzelte Freiheitsdrang der Buren und die unverzeihlichen Fehler der englischen politischen Taktik während des Weltkrieges, dieser Politik, die sehr treffend als „Eintagspolitik" bezeichnet worden ist. Daß die Union nur gezwungen in den

Krieg eingetreten ist, weiß man in Südafrika heute allgemein; die rund dreißig Millionen Pfund Sterling, die der Krieg der Union gekostet hat, würde man, auch im Hinblick auf den durch Deutsch-Südwestafrika erhaltenen Gebietszuwachs, allenfalls verschmerzen; aber das Hineinziehen der Schwarzen in den Krieg war ein geradezu ungeheuerlicher Fehler, dessen Folgen man in den Kreisen der wirklichen Kenner des Landes, der Buren, mit größter Besorgnis entgegensieht. Noch ein weiterer Umstand ist der Nationalistischen Partei zugute gekommen: Das maßlose Schimpfen und Hetzen der englischen Presse gegen alles, was deutsch ist. Es ist schwer verständlich, daß die sonst politisch so einsichtige Presse in England nicht versteht, wie sehr sie der eigenen Sache in Südafrika damit schadet. Der Bur erinnert sich bei der Schimpferei immer aufs neue daran, was im Burenkrieg alles über ihn gesagt und geschrieben worden ist; bei der ewigen Aufwärmung der deutschen „Greuel" weist er auf ein Monument in Bloemfontein hin, das dem Andenken an über 25 000 Frauen und Kinder gewidmet ist, die in den englischen Konzentrationslagern elend ums Leben gekommen sind. Mit Ekel und Verachtung blickt er auf die noch heute fortgesetzte Verunglimpfung eines unterlegenen Gegners. Daß besonders die Buren deutscher Abstammung (und ihre Zahl ist groß) durch dieses wüste Treiben der englischen Sache völlig entfremdet werden, versteht sich von selbst.

Der Leser wird fragen, wie es denn unter so bewandten Umständen geschehen konnte, daß die Buren überhaupt gegen Deutschland die Waffen ergreifen konnten. Darauf möchten wir heute die Antwort schuldig bleiben; für eine Erörterung dieser Gründe ist es zu früh. Das deutsche Volk möge aus der Tatsache nur die eine dringende Lehre ziehen, daß auf Völkerfreundschaften kein Verlaß ist. So wenig wie der Soldat im Felde darüber nachsinnen kann, ob der Feind, den er durch Verwundung oder Tötung unschädlich machen soll, im Recht oder Unrecht ist, so wenig kann der Politiker sich bei seinen Maßnahmen von Sympathien oder Antipathien leiten lassen; der Vorteil seines Landes darf allein für ihn ausschlaggebend sein. Wer ihn dafür tadelt, beweist nur, daß ihm jedes Verständnis für Politik fehlt.

Wenn man, von ganz nüchternen Erwägungen ausgehend, fragt, ob ein Abfall der Südafrikanischen Union von England und die Gründung einer Republik nahe bevorsteht, so wird die Frage zu verneinen sein, ja, es wird sogar stark bezweifelt werden müssen, ob ein solcher Schritt klug wäre.

Die Union, deren weiße Bevölkerung weniger als 1½ Millionen beträgt, ist für eine unabhängige Existenz nicht reif, selbst wenn die Weißen in der Forderung der Unabhängigkeit einig wären. Das sind sie aber nicht; die Ansiedler englischer Nationalität und Abkunft wünschen dem Mutterlande treu zu bleiben, und wenn sie auch in der Minderheit sind, so ist ihre Zahl doch so beträchtlich, daß ein Bürgerkrieg zu befürchten wäre, wenn der Abfall von England proklamiert würde. Die etwa 5 Millionen Farbigen und Schwarzen in der Union bilden nicht ein Element der Stärke, sondern der Schwäche, da sie sehr zur Unbotmäßigkeit neigen.

Ein unabhängiges Südafrika könnte ohne Anlehnung an eine Großmacht nicht bestehen. Welche könnte dies sein? Deutschland scheidet auf lange Jahre aus; Frankreich oder Italien kommen nicht in Betracht; die Vereinigten Staaten von Amerika wollen sich auf überseeische Abenteuer nicht mehr einlassen und werden wenig Lust haben, sich Südafrikas wegen der englischen Feindschaft auszusetzen.

Japan aber würde von dem unabhängigen Südafrika sofort die Zulassung der japanischen Einwanderung fordern, die heute untersagt ist.

Die militärische und maritime Macht Südafrikas ist sehr gering und wird es noch geraume Zeit bleiben. Die Zugehörigkeit zum britischen Reiche bietet die beste Sicherheit für die Verteidigung, ohne dem Land nennenswerte Lasten aufzuerlegen; im Gegenteil, der englische Flottenstützpunkt am Kap und die wenn auch kleinen englischen Garnisonen in Südafrika bilden eine nicht unerhebliche Einnahmequelle für das Land.

Man muß auch billigerweise zugeben, daß Großbritannien es sorgfältig vermeidet, in die inneren Verhältnisse der Union diktatorisch dreinzureden; es findet sich sogar mit Gesetzen und Maßnahmen ab, die seinen Interessen zuwiderlaufen. So zum Beispiel ist ihm das Verbot der Einwanderung der Inder sehr unangenehm, und es hat sich früher eine solche Maßnahme von seiten des unabhängigen Transvaal nicht bieten lassen, so daß man sagen kann, die Buren seien heute unabhängiger von Großbritannien als zur Zeit, als sie noch freie Republiken besaßen.

Auch General Hertzog würde sich wohl, wenn seine Partei ans Ruder käme, Erwägungen dieser Art nicht verschließen. Er würde zwar jedenfalls bestrebt sein, ein recht weites Maß von Unabhängigkeit von England durchzusetzen, er würde den südafrikanischen Standpunkt stark vertreten und die Interessen des britischen Reiches hintansetzen: er dürfte aber kaum so weit gehen, die völlige Unabhängigkeit der Union zu proklamieren und damit eine innere und äußere Krise heraufzubeschwören, die für sein Land verderblich werden könnte.

Die Großmächte und die Weltkrise*)

Von Friedrich von Berthelsdorfer

In seinem schweren Schicksal ringt das deutsche Volk nach Aufklärung über die Gründe, die den furchtbaren Zusammenbruch herbeiführten, über die Zusammenhänge, die die Not der Zeit verursachen, um auf solcher Erkenntnis den Weg zum Wiederaufbau und zur Zukunft zu finden. In Memoirenwerken haben an leitender Stelle stehende Persönlichkeiten, vom Standpunkt der Weltanschauung und der Partei aus, Politiker und Philosophen die Gründe des Unglücks darzulegen gesucht. Die Kritik der wirtschaftlichen Bestimmungen des Friedensvertrages durch Keynes hat die ganze Welt auf furchtbare Gefahren für Europa hingewiesen. Aber für Keynes scheint es doch eine feststehende Grundtatsache, daß der Krieg und seine Entwicklung zu einem schonungslosen Kampf um Sieg oder Niederlage Deutschland zur Last zu legen ist, die Zusammenhänge werden

*) Die Großmächte und die Weltkrise. Von R. Kjellén. Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin.

vorzugsweise vom wirtschaftlichen Standpunkt aus dargelegt, und auch den meisten anderen deutschen und ausländischen Werken haftet trotz allen Strebens nach Wahrheit meist eine gewisse Einseitigkeit an, die der nur schwer vermeiden kann, der verantwortlich oder politisch an den Ereignissen beteiligt war.

Der schwedische Gelehrte Kjellén, dessen Werk „Die Großmächte der Gegenwart" in Deutschland berechtigte Anerkennung fand, gibt in seinem kürzlich erschienenen Buche „Die Großmächte und die Weltkrise" auf der Grundlage der treibenden Kräfte im alten Großmachtsystem vor 1914 eine Darstellung der Entstehung und des Verlaufs der Weltkrise und des aus ihr entstandenen neuen Großmachtsystems mit seinen Zielen und Zukunftsmöglichkeiten. Kjellén fußt auf Erkenntnissen, die er in seinem früheren, vor dem Kriege geschriebenen Werke ausgesprochen hatte. So baut er auf dem sicheren Grunde eines in ruhigen Zeiten gewonnenen objektiven Urteils, aus dem sich eine vom Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis, Gerechtigkeit und Objektivität getragene Darstellung der Zusammenhänge der Weltkrise, ihres Verlaufs und ihres Abschlusses entwickelt, die, auch wenn man in manchen Fragen von den Anschauungen des Verfassers abweicht, doch aufklärend und befreiend wirkt. Denn sie führt hinaus über den Kampf der Weltanschauungen, des Völkerhasses und der Interessengegensätze unserer Tage zum Weltblick, zur Fernsicht, zu den großen Zusammenhängen, sie fußt nicht einseitig auf wirtschaftlichen, sozialen, militärischen oder rechtlichen Erwägungen, sondern sucht das Leben zu erfassen in der Fülle seiner vielseitigen Beziehungen und Verknüpfungen.

Für den deutschen Leser mögen vor allem die Urteile über Deutschland und seine Stellung im Weltkriege von Bedeutung sein. So schreibt Kjellén über Kaiser Wilhelm II.: „Eins kann nicht geleugnet werden: diese kaiserliche Politik mit all ihrer Sprunghaftigkeit und ihrem zuweilen sichtbaren Dilettantismus hatte doch ein Ziel, und das war, Deutschland zu einer Weltmacht an der Seite Rußlands, Englands und Amerikas zu erheben", und an anderem Ort: „Das Werk des großen Reichsgründers hatte Folgen, die über seine eigenen Voraussetzungen hinausgingen: sie wiesen aufs Meer, auf Seemacht, auf große Märkte und auf ferne Ziele für ein größeres Deutschland. Den Blick, diese weiten Aussichten zu sehen, und den Mut, auf sie zu vertrauen, besaß Wilhelm II. und damit die Eigenschaft des Staatsmannes, dessen Ehre durch den Ausgang nicht ganz herabgesetzt werden kann." — Die Frage der Schuld am Kriege wird nicht, wie das so oft geschieht, im Rahmen der Ereignisse unmittelbar vor dem Kriege behandelt, sondern vom allgemeinen Standpunkt des Daseinskampfes der Völker, aus dem die großen Krisen der Geschichte hervorwachsen. Kjellén entwickelt den Kampf, den England gegen Deutschland, in dem es ein ernstes und wachsendes Hindernis für seine Weltherrschaft sah, schon vor dem eigentlichen Kriege eingeleitet hat, und der sich aussprach in der Entente mit Frankreich, das Elsaß-Lothringen wiedergewinnen, mit Rußland, das die Dardanellen in Besitz nehmen wollte und als Führer des Panslawismus den Bestand Österreich-Ungarns bedrohte. Er erkennt, weshalb die Entwicklung Deutschlands dahin führen mußte, daß es über Europa hinauszuwachsen strebte, um das Maß einer Weltmacht zu erreichen und damit der germanischen Rasse einen Platz innerhalb der Gleichgewichtslage auf der weltpolitischen Bühne zu sichern. „An dieses Ziel glaubte es durch Verträge

gelangen zu können. Seine militärische Rüstung zielte seiner Meinung nach nur auf Verteidigung."

Eine in ihrer Knappheit meisterhafte Schilderung des Weltkrieges von seinen geschichtlichen Voraussetzungen an und des Inhalts des Friedens, der „tatsächlich mehr Böses schafft, als er bessert", leitet über zu dem Schlußkapitel „Die Großmächte nach dem Kriege". Kjellén sieht die Umrisse einer neuen Weltherrschaft auf der Grundlage des Atlantik aufsteigen und erblickt in der deutschen Niederlage die Überwindung eines letzten Hindernisses für die Alleingeltung des angelsächsischen Stammes. Innerhalb der angelsächsischen Welt könne England nicht mehr den ersten Platz behaupten. Es werde also entweder die alte Bündnispolitik betreiben, nunmehr gegen die Vereinigten Staaten, oder freiwillig verzichten. Kjellén hält letzteres nicht für unwahrscheinlich und glaubt, daß das „angelsächsische Bewußtsein" sich stärker erweisen könne als trennende politische Überlieferungen. Damit wird eine der für die Zukunft der Menschheitsgeschichte entscheidenden Fragen aufgeworfen, die in engem Zusammenhang mit dem japanischen Problem steht. Der geschichtliche Standpunkt des Lesers mag zum Anschluß an die Anschauungen Kjelléns oder zum Widerspruch führen. Die Geschichte Englands und Hollands im 17. und 18. Jahrhundert in Verbindung mit dem Kampf gegen Frankreich mag zu Vergleichen anregen. Ihre Lehren sprechen nicht für die von Kjellén für möglich gehaltene Arbeitsteilung zwischen England und Amerika — Europa und die indische Welt für England, Amerika und den Pazifik für die Union —, da trotz Völkerbund ein über beiden Staaten stehender Schiedsrichter nicht vorhanden sein wird. Wenn sich vielleicht auch, ähnlich wie einst England und Holland gegen Frankreich, die angelsächsischen Mächte einmal gegen Japan verbünden sollten, so wird doch schließlich einer von ihnen zurücktreten müssen, da die Herrschaft über die See sich nicht begrenzen läßt. England wird nach den Erfahrungen der Geschichte wohl nicht ohne Waffenentscheidung Verzicht leisten, solange das englische Volk den Willen zur Großmacht bewahrt. Die Feststellung ferner, daß Frankreich seine eigentliche Stütze im dauernden Bündnis mit den angelsächsischen Mächten suche, wird vielleicht der Ergänzung bedürfen in der Erkenntnis, daß Frankreich jetzt wieder bewußt die seit Ludwig XIV. traditionell gewordene Politik des Strebens nach Vorherrschaft über Europa aufzunehmen und entschlossen scheint, auch bei der Lösung des russischen Problems, des „größten und verhängnisvollsten Rätsels des neuen Staatensystems" eine durchaus selbständige Politik ohne Rücksicht auf angelsächsische Interessen einzuschlagen.

Es ist unmöglich, im Rahmen einer Besprechung die Fülle der Gedanken zu erschöpfen, die Kjelléns Werk auslöst. Wir kehren zu Deutschland zurück und hoffen, daß erreicht wird, was Kjellén als Ziel der deutschen Verfassung bezeichnet, „die werktätigen Schichten mit dem Staat zu versöhnen". In seiner Darstellung der Friedensbedingungen — „die Geschichte der Christenheit kennt kein Gegenstück zu diesem folgerichtig durchgeführten Programm, die Lebensquellen eines großen Kulturvolkes zu erforschen und sie alle zu unterbinden" — kommt Kjellén zu dem Ergebnis: „Damit ist Deutschlands Stellung als Weltmacht endgültig vernichtet, es fällt aus dem Weltkampf um den Welthandel aus." Der in dem „endgültig" sich aussprechenden pessimistischen Anschauung

wird nur zustimmen können, wer glaubt, daß das deutsche Volk den Willen zur Größe für immer verloren habe. Denn „die Großmächte sterben wie die Naturvölker, aus Mangel am Willen zum Leben in seiner höchsten Steigerung". Und Kjellén sagt ja auch an anderer Stelle mit Bezug auf Deutschland: „Was in Zukunft wirklich emporsteigen wird aus der geheimnisvollen Tiefe der Seele, wo noch alles in wilder Gärung ist, das weiß niemand." Vor dem Kriege war nach Kjelléns Urteil das deutsche Volk „ein Volk auf der Höhe der Zivilisation und auch der Kraft und des Mutes zum Leben. Es schien würdig eines Platzes an der Sonne".

Wir glauben, daß aus den schweren Nöten und Kämpfen dieser Zeit dem deutschen Volk das „Verantwortungsgefühl für eine Menschheitssendung" und „der Wille zur Größe" erwachsen werden und daß es sich verjüngt zu neuem Aufstieg erheben wird. Wir dürfen den Anschauungen des schwedischen Gelehrten, die sich aus dem Friedensschluß und den Ereignissen der letzten Jahre ergeben, die Erfahrungen und den Glauben entgegenstellen, die auf unserer unvergleichlich schweren und doch auch unvergleichlich großen Geschichte fußen.

Von diesen Voraussetzungen aus sieht Kjellén im Dreiverband eine angreifende feindliche Gegenverbindung gegen den Dreibund. Und er kommt zu dem Schluß, daß die volkstümliche Auffassung, nach der der Weltkrieg wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam, bei der Suche nach dem Sündenbock haften geblieben sei an der Fingerfertigkeit der Staatsmänner bei Eröffnung des Spiels: dabei fährt freilich nach seiner Ansicht Deutschland schlechter als England. „Der Gelehrte hingegen, der nur die Wahrheit sucht, kann nicht eine Frucht vom Baum oder einen Baum von seinen Wurzeln sondern." — „So wird das Problem zuletzt mehr ursächlich als sittlich bedingt. Die Verantwortung mehr gemeinschaftlich als persönlich, das Ganze weniger Schuld als Schicksal."

Den kriegentscheidenden Eintritt Amerikas in den Weltkrieg bezeichnet Kjellén als Antwort auf die Erklärung des unumschränkten U-Bootskrieges durch Deutschland. Aber den tieferen und eigentlichen Gründen geht er auch hier nach, wenn er an anderer Stelle sagt, daß Kapitalinteressen den Ausschlag für den Eintritt in den Krieg gaben, da Deutschlands drohender Sieg sie in Gefahr stellte, und wenn er in anderem Zusammenhang ausspricht, daß die innerste Triebkraft in der amerikanischen Kriegserklärung das Gemeinschaftsgefühl mit dem englischen Kultur- und Gesellschaftsideal war.

In seinen Betrachtungen über die Niederlage Deutschlands sieht Kjellén die äußere Ursache in der physischen Überlegenheit der Gegenseite, rückt aber die vorgetretenen heimischen Mängel in den Vordergrund. Er erblickt die entscheidende Schwäche „in der Volksseele und im nationalen Willen, die nicht die geistige Blockade und Verachtung der Feinde zu ertragen vermochten", er weist auf den Geist der Zersplitterung hin, der im deutschen Obrigkeitsstaat entstand, „während die Demokratien sich in Diktaturen umwandeln mußten, um zu bestehen," er kommt zu dem Schluß: „So ging zuletzt für Deutschland, die Hauptgestalt des Weltkrieges, durch das Zusammenwirken der feindlichen Übermacht, der Schwäche der Verbündeten und der eigenen politischen Verblendung alles verloren" und sagt bei Besprechung der Friedensverhandlungen: „Es blieb Deutschland noch die Erfahrung übrig, daß ein Volk, welches die Waffen fortgeworfen und sich selbst entmannt hatte, weder Gerechtigkeit noch Gnade zu erwarten habe." — —

Ein neues Beweisstück zur Rechtfertigung des Ubootkrieges

Von Kapitän z. See a. D. H. v. Waldeyer-Hartz

Die Verantwortung für unseren schmählichen Zusammenbruch, der uns auf Gnade oder Ungnade dem Siegerwillen der Feinde auslieferte, tragen diejenigen Kreise, die mittelbar und unmittelbar die Revolution in den Sattel gehoben haben. Hierzu müssen wir letzten Endes jedermann rechnen, der während des Weltkrieges das Wesen und Wirken unserer Wehrmacht angezweifelt und herabgesetzt hat.

Auch der Ubootkrieg, unsere schärfste Waffe gegen den Hauptfeind England, ist stumpf geworden infolge des Wirkens derer, die lange vor dem Zusammenbruch im November 1918 von hinten den Dolchstoß gegen die eigene Front führten. Mit einer Zaghaftigkeit und Scheu ist an die Ausnutzung der Ubootwaffe herangegangen worden, die von vornherein den Gegnern alle Trümpfe in die Hand spielten. Wer als Erstes, bevor er zur Tat schritt, die Neutralen fragte, wie sie sich zum Ubootkrieg stellten, durfte sich nicht wundern, wenn in jenen Ländern der Handelsgefährdung und des verminderten Geschäfts wegen eine erhebliche Erregung Platz griff. Und in dieses anfänglich nur glimmende Feuer hat England immer wieder das Öl seiner deutschfeindlichen Propaganda gegossen, bis der Brand gegen Deutschland in hellen Flammen stand und selbst die Augen unserer eigenen Politiker und Volksgenossen blendete. Da man des mangelnden Rassetriebes wegen nicht an sich selbst, sondern vornehmlich an die Auswirkung der Tat bei Feinden und Neutralen dachte, kam sehr bald zu dem Zögern in Ansetzung des Ubootkrieges das Schwanken in seiner Ausführung hinzu. Jenes unheilvolle Schwanken, das abermals der englischen Propaganda unter die Arme griff und selbst wohlwollenden Neutralen die Ansicht förmlich einhämmerte, wir selbst seien im Grunde genommen von dem Unrecht und der Gesetzwidrigkeit unseres Vorgehens überzeugt. Solcher Schluß lag nahe, er war sogar geboten, denn ein gutes Gewissen wird immer Festigkeit zur Schau tragen. Wir verrieten aber nur allzu deutlich unsere Unsicherheit. Und sie war durch nichts begründet.

Über den Ubootkrieg gab es noch keine Vorgänge. Als etwas völlig Neues trat er in Erscheinung.. Jedes Neue will aber erprobt und begutachtet sein. Alte, unter ganz anderen Voraussetzungen aufgebaute Regeln und Grundsätze lassen sich auf Neues nicht ohne weiteres übertragen. Der Ubootkrieg paßte aber in seinen Formen in das bestehende Völkerrecht nicht reibungslos hinein. Für ihn mußten Erweiterungen Platz greifen, an die man früher nicht gedacht hatte und auch nicht hatte denken können. Und daß England diese Erweiterungen für sich beansprucht haben würde, wenn es selbst nicht der leidende, sondern der angreifende Teil gewesen wäre, steht außer jedem Zweifel. Zum Beleg hierfür genügt der Hinweis, daß der sehr angesehene britische Admiral Sir Percy Scott bereits vor dem Kriege auf die Gefahren des Ubootes hingewiesen und seine Verwendbarkeit im Handelskriege als ein drohendes Gespenst für England bezeichnet hat. Damals hat sich kein Entrüstungssturm im Vereinigten Königreich erhoben. In der britischen Admiralität hat man sich vielmehr verständigerweise mit Plänen und Erwägungen

befaßt, wie dem Gespenst entgegenzutreten sein würde, wenn es sich wirklich einmal zeigen sollte. Als aber der Krieg ausgebrochen war, als in der Nordsee schon nach wenigen Wochen weit außerhalb der britischen Hoheitsgewässer Hunderte von britischen Minen lauerten und die deutsche Seekriegführung dazu zwangen, diesem Völkerrechtsbruch den Ubootbandelskrieg entgegenzusetzen, da wurde die Entrüstung künstlich und mit geschicktester Mache geschürt. Warum hat Großbritannien nicht schon vor dem Kriege die Völker zu einer Besprechung eingeladen, die die Verwendung des Ubootes als einzigen Gegenstand auf die Tagesordnung setzte, wenn das neue Kampfmittel, dessen Bau und Förderung England sich im übrigen selbst sehr angelegen sein ließ, wirklich so verabscheuungswürdig war, wie man es während des Krieges darzustellen beliebte? Die Antwort ist einfach gegeben: England hat zu keiner Zeit ernstlich daran gedacht, die Ubootwaffe auszuschalten, und zwar deshalb nicht, weil es sie selber braucht, nicht nur rein militärisch, sondern gegebenenfalls auch im Handelskriege! Der Entrüstungssturm über den gesamten Ubootkrieg, der nach Abschluß des Waffenstillstandes in der herrischen Forderung ausdröhnte, das Uboot müsse kraft zwischenstaatlicher Vereinbarungen als eine fluchbeladene Schöpfung abgeschafft werden, ist denn auch längst wieder verklungen. Der Lärm des britischen Propagandatheaters schweigt, die Wirklichkeit tritt wieder in ihre Rechte und damit auch die restlose Anerkennung, daß die Ubootwaffe in jeder Form ihre volle Berechtigung hat und weiter entwickelt werden wird.

Auch Frankreich steht auf demselben Standpunkt. Es hat uns sogar neuerdings ein Beweisstück an die Hand gegeben, das so offenherzig wie keines zuvor zugibt, daß man mit der Verurteilung des Ubootkrieges nur den dummmen Michel hat täuschen wollen. In der „Revue militaire", dem Organ des französischen Marineministeriums, haben kürzlich folgende Ausführungen gestanden: „Es ist höchste Zeit, mit allen irreführenden Meinungen über den Gebrauch der Ubootwaffe durch Deutschland aufzuräumen. **Der Ubootkrieg war vollkommen gerechtfertigt,** und das Gegenteil zu behaupten, ist nicht nur falsch, sondern schafft auch vom militärischen Standpunkt aus **ein durchaus unzutreffendes Bild. Es ist ferner an der Zeit, mit dem Glauben aufzuräumen, als sei der Gebrauch der Ubootwaffe durch die Deutschen mit den Gebräuchen des internationalen Kriegsrechts nicht zu vereinbaren gewesen.** Diese während des Krieges irrtümlich (?) verbreitete Ansicht könnte unserer nationalen Verteidigung für die Zukunft großen Schaden zufügen. **Unter diesem höheren Gesichtspunkt muß rückhaltlos anerkannt werden, daß die deutsche oberste Kriegsleitung ihr gutes Recht vertrat, wenn sie sich der Ubootwaffe als Mittel zur Erlangung des endgültigen Sieges bediente.** Es muß daher mit allem Nachdruck darauf bestanden werden, daß trotz der während des Krieges lautgewordenen Einsprüche gegen den Gebrauch der Ubootwaffe diese selbst, vom militärischen Standpunkt aus betrachtet, unanfechtbar ist. **Es ist auch vollkommen ungerechtfertigt, wie man im Anfang des Krieges immer glaubte, daß ein feindliches Handelsschiff vor der Torpedierung gewarnt werden müsse. Hier handelt es sich um grundsätzliche Fragen des Kriegsrechts, über deren Auslegung bei denen nicht der geringste Zweifel bestehen sollte, die die Verantwortung**

für die Leitung eines Krieges übernommen haben. Nach allem kann daher nur anerkannt werden, daß die Verwendung der Ubootwaffe als entscheidender Faktor im verflossenen Weltkriege in jeder Weise korrekt gehandhabt worden ist."

Es erübrigt sich, diesen Ausführungen etwas hinzuzufügen. Sie sprechen für sich selbst und sind zugleich ein Anklagematerial schwerstwiegender Art gegen alle diejenigen von unseren Volkgenossen, die während und nach dem Kriege unser Ubootwirken geflissentlich angegriffen und herabgesetzt haben. Je schwächlicher sich die Reichsleitung gebärdete, desto kecker und eigennütziger wagten sich damals die Kritiker hervor. Und ihrem unheilvollen Einfluß ist in erster Linie das Schwankende unserer Haltung in der Ubootfrage zuzuschreiben. Es hat seine nachteiligen Folgen einmal in der schon berührten Frage unseres scheinbar schlechten Gewissens dargetan, dann vor allem aber auch in der Unstetigkeit unserer Ubootbaupolitik. Ihr wurden immer wieder dadurch die größten Schwierigkeiten verursacht, daß die politische Leitung heute vom Ubootkrieg ganz abrückte, morgen ihn in der Form des Kreuzerkrieges durchgeführt sehen wollte, übermorgen nach dem Ubootminenkrieg schrie und übermorgen jede Einschränkung für die Uboote wieder aufhob. Infolge dieser Buntscheckigkeit der Entschlüsse entstand ein buntscheckiges Bauprogramm, denn für jede Art der angedeuteten Ubootverwendung war ein besonderer Bootstyp erforderlich. Wenn man sich ferner noch vergegenwärtigt, daß die Bauzeit der einzelnen Uboote Jahresfrist überschritt, so wird es selbst dem Laien klar, daß ein planmäßiges Vorausbestimmen bei diesen politischen Irrungen und Wirrungen schlechterdings kaum möglich war.

Die Würfel sind gefallen; zu unseren Ungunsten sind sie gerollt. Wo aber das deutsche Volk noch immer von einem künstlichen Nebel der Entstellung umbraut ist, vor allem in der so wichtigen und viel erörterten Ubootfrage, da ist es eines der vornehmsten politischen Gebote, immer wieder darauf hinzuweisen, wie die Verhältnisse tatsächlich lagen. Der Wahrheit muß zum Siege verholfen werden, soll unser Volk gesunden. Und die Wahrheit ist kaum jemals so entstellt worden — von Freund und Feind — wie in der Ubootfrage. Der Tag wird kommen, wo es das deutsche Volk bitter bereuen wird, daß es dem Manne nicht gefolgt ist, der ihm den Weg zur Abschüttelung seines gefährlichsten Feindes gezeigt hat. Als unsere politische Welt sich am Versöhnungszauber mit England berauschte, ist Großadmiral von Tirpitz allein und klar auf seinem Standpunkt stehen geblieben, daß es mit England einen Ausgleich der Gegensätze unter der Losung der Ebenbürtigkeit nur im Zeichen bewußt zur Schau getragener Macht geben könne. In Schaffung der Flotte hatte der Großadmiral das gegen England allein brauchbare Machtmittel erkannt. Und zwar nicht in einer Flotte kleinen Stils, die von vornherein zur Unterlegenheit verdammt gewesen wäre, sondern in einer vollwertigen Hochseeflotte. Als die technische Entwicklung das Uboot reifen ließ, hat es auch im deutschen Schiffbauprogramm seine Aufnahme gefunden. Nicht zu spät, wie uns gewisse Laien mit einem Talmiwissen in Marinefragen immer wieder weismachen wollen. Sondern in dem Augenblick, wo das Motorenproblem gelöst war, von dem die Entwicklung der ganzen Ubootfrage abhing. Wäre es nach dem Tirpitzschen Plane gelungen, den Kriegsausbruch weiterhin zu verhindern und damit Englands Macht und Kriegswillen Schritt um Schritt einzudämmen, dann hätte sich auch unsere Ubootwaffe nicht unwesentlich verstärkt, und der Risikogedanke eines Krieges mit Deutschland

wäre immer deutlicher in die Erscheinung getreten. Das Tempo der Entwicklung des Ubootbaues wäre, nachdem einmal gesunde Bahnen gefunden waren, im wesentlichen von den Etatsmitteln abhängig geblieben. Daß auch hier Geld, wenn nicht alles, so doch vieles macht, hat der Krieg bewiesen, der alles andere nur kein Knauser in Bewilligung von Mitteln war und dem Ubootbau einen ganz gewaltigen Impuls gegeben hat.

Das vollendete Flottengesetz — in diesem Jahre hätte es im wesentlichen seinen Abschluß gefunden — wäre unsere sicherste Bürgschaft zur Aufrechterhaltung des Friedens geworden. Unter den tragischen Erscheinungen des Weltkrieges ist es vielleicht die tragischste von allen, daß die Seemacht, die wir uns geschaffen hatten, und die allein imstande gewesen wäre, England zur Friedensgeneigtheit zu zwingen, nur unvollkommen ausgenutzt worden ist. Woran hat es gelegen? Nicht zum mindesten daran, daß sich das deutsche Volk in breiten Schichten von der kontinentalen Betrachtungsweise alles Weltgeschehens nicht hat freimachen können. Wir hatten es trotz aller Aufklärungsarbeit nicht begriffen, daß der Weltkrieg zwischen England und Deutschland ein Ringen um die Seeherrschaft war, das allein mit Mitteln des Landkrieges nie und nimmer zu einem für uns günstigen Abschluß hätte gebracht werden können. Wäre dem gesamten deutschen Volke die Erkenntnis aufgegangen, daß es sich in dem Riesenkampfe um die Behauptung eines Platzes auf dem Weltmarkt handelte, dann hätten wir auch die Schwerkraft unserer gesamten Kriegführung auf den Ozean verlegt, über den die Hauptstraßen der Weltwirtschaft laufen. Und die Schwerkraft hätte darin bestehen müssen, daß ohne Hin und Her und ohne Vor und Zurück mit dem rücksichtslosesten Einsatz der Ubootwaffe Englands Seehandel bis zum Untergang hätte bedroht werden müssen. Erst dann hätte es von seinem Vernichtungswillen gelassen, der ihm als einziges Ziel vor Augen stellte, den zur Zeit gefährlichsten Nebenbuhler auf dem Weltmarkte den Garaus zu machen, um sich wieder ungestört der Ausnutzung der Weltschätze hingeben zu können.

Ob England sich nicht verrechnet hat? Man darf es fast als sicher annehmen. Wenn auch der Spruch wahr bleibt, daß Blut dicker ist als Wasser, so wird doch Deutschlands Nachfolger im Überseehandel — und das sind die Vereinigten Staaten von Amerika — ohne jede Frage ein Konkurrent werden, der dem Engländer zehnmal mehr Ungelegenheiten und Sorgen bereiten wird, als wir es jemals getan haben würden. Bruder Jonathan ist es gewöhnt, mit breiten Ellenbogen durchs Leben zu wandern. Er wird bald genug mit John Bull, sei es auch nur auf handelspolitischen Bahnen, heftig zusammenprallen.

Zwei alte Jenenſer

(Karl von Haſe und Rudolf Eucken)

Von Prof. Dr. Joh. Werner, Leipzig

Als ich vor 35 Jahren in Jena ſtudierte, war die von meinem Vater ererbte Gunſt des greiſen Karl von Haſe der hellſte Glanz, der auf jener ſonnigen Jugendzeit lag. „Der alte Haſe“, wie ganz Jena die Exzellenz zu nennen pflegte, deſſen Lebensjahre mit dem Jahrhundert zählten, der als Burſchenſchafter auf dem Hohenasperg geſeſſen, der von Goethe nach Jena berufen worden war, nun der Senior der Univerſität und der Neſtor unter den Kirchengeſchichtsſchreibern, zugleich der Künſtler unter dieſen, erſchien uns wie ein Heiliger. Wenn der Greis mit ſeinem vom ſilbernen Lockenſchmuck umwallten ausdrucksvollen Kopfe durch die traulichen Gaſſen des alten Jena zu ſeinem geliebten „Berge“ wandelte, mutete er uns an wie ein Stück Vergangenheit, das in unſere Gegenwart hineinragte. Und doch war er noch lebens- und ſchaffensfreudig, voll reger Teilnahme an allen geiſtigen Intereſſen und emſig um die Drucklegung ſeiner großen Kirchengeſchichte bemüht. Daß ihm aber damals im Winter des Lebens noch eine zarte Liebe wie eine Chriſtroſe erblüht war, ahnten wir freilich nicht, obwohl ich ſelbſt mit ſeiner jungen Freundin an ſeinem Tiſche habe ſitzen dürfen. Rudolf Eucken, der Philoſoph, ſtand damals als Vierzigjähriger auf der Höhe des Lebens, eben mit der Grundlegung ſeiner eigenen Gedankenwelt beſchäftigt. Die Anregung, die von ſeiner Lehrtätigkeit ausging, und die Güte und Förderung, die er dem ehrlich Strebenden erwies, habe ich ſelbſt als junger Doktorand in reichem Maße erfahren.

Der Zufall fügte es, daß jetzt gleichzeitig Memoirenwerke der beiden alten Jenenſer erſchienen ſind.

Das Haſewerk*) iſt keine Biographie, ſondern beleuchtet nur das letzte Jahrzehnt eines 90jährigen Lebens. Es ſind 117 Briefe, geſchrieben an eine junge Freundin, ſowie 11 Antworten, die Oskar von Haſe jetzt, 30 Jahre nach dem Tode des Vaters, mit einer feinſinnigen Einführung nebſt einem Begleitwort der Adreſſatin, die ſchon vor 30 Jahren pietätvoll dieſe Briefe zuſammengeſtellt hat, und den Bildern der beiden Briefſchreiber veröffentlicht. Auf ſeiner 17. und letzten Romreiſe im Jahre 1882 hatte Haſe bei einem Feſte des Botſchafters auf dem Kapitol eine junge Dame (Jenny von der Oſten aus Gotha) kennengelernt, eine „Frühlingsprinzipeſſa“, die ihm durch ihre Anmut und weil er ſie im eifrigen Geſpräch mit dem alten Mommſen fand, auffiel. Aus dieſer Bekanntſchaft hat ſich ein Briefwechſel, aus dieſem, zumal als Haſe nach dem Tode ſeiner Lebensgefährtin vereinſamt war, eine Freundſchaft, und aus dieſer die — letzte große Liebe des im Herzen jung gebliebenen Greiſes entwickelt. Der zu einem Praeceptor Germaniae, ſagt Oskar von Haſe, gewordene Gelehrte, der als Kirchenhiſtoriker in ſeinem langen Leben manch Heiligenbild der Kirche menſchlich verſtändlich gemacht hat, erhob in ſeinem hohen Alter ein reizvoll modernes Kind antiker Bildung in einer ſtillen

*) Karl von Haſe: Dein Alter ſei wie deine Jugend. Briefe an eine Freundin. XII, 116 S. Leipzig, K. F. Koehler. 1920. Preis geb. 28 M.

Nebenkapelle seines Herzens zu seiner persönlichen Heiligen. Wie dem 70jährigen Michelangelo und dem 80jährigen Goethe, so hat sich dem nahezu Neunzigjährigen eine ehrlich und beglückend empfundene Leidenschaft entwickelt, nicht als ein kläglicher Nachsommer, sondern als ein sonniger Spätherbst, fast ein Wintermärchen. In dem hohen und vollendeten Menschentum, das diese Briefe offenbaren, liegt der eigenartige und eigentliche Reiz der Publikation; es ist unsagbar lieblich und ergreifend, das Werden und Wachsen dieses zarten „seltsamen, fast überirdischen Bundes" zu verfolgen, den erst der Tod löste. Auch inhaltlich bietet dieser Briefwechsel eines reichen, abgeklärten mit einem feinen, hochstrebenden Geiste viel Interessantes; so aus dem Jenaer Universitätsleben, von Hases vielseitigen Beziehungen zu Gelehrten, Künstlern und Fürstlichkeiten, kluge Urteile über damalige Tagesfragen, z. B. die in Gotha zuerst eingeführte Feuerbestattung und die Parsifalaufführungen. Reizvoll ist auch der feine Gegensatz zwischen der politisch auf die Barthsche „Nation" schwörenden und religiös freigesinnten, mehr noch von Kurd Laßwitz als von Otto Dreyer beeinflußten Gothanerin und der abgeklärten theologischen, religiösen und politischen Reife Hases; gerade hierbei offenbart sich oft seine köstliche Gabe, „mit irenischer Ironie" ihm wesensfremde Gedankengänge Anderer gelassen oder schalkhaft abgleiten zu lassen, wie überhaupt diese Briefe ein Spiegel seiner feinen und klugen, zarten und gütigen Art sind.

Man hat Hase öfter den Goethe unter den Theologen genannt. Insofern jedenfalls mit Recht, als auch er ein Meister harmonischer Lebenskunst war und hohe Frauenliebe sein ganzes Leben durchzieht. Als junger Dozent, noch ehe er 1830 nach Jena berufen wurde, schrieb er seine klassischen „Erinnerungen aus Italien" in „Briefen an die künftige Geliebte", die ihm dann über 50 Jahre die Lebensgefährtin war. 70 Jahre später klingt in diesen „Briefen eines Kirchenvaters an ein holdseliges Heidenmädchen", an seinen „Abendstern", sein Leben und Lieben aus. „Dein Alter sei wie deine Jugend."

Die Lektüre dieser Briefe wird jedem feinen Geiste eine auserlesene Freude bereiten. Die Eigenart ihrer Entstehung und ihres Inhalts sichert ihnen eine einzigartige Stellung in der Briefliteratur aller Zeiten.

Während die Wirkung der Hasebriefe vornehmlich auf ästhetischem Gebiete liegt, geht von Eckens Werk*) ein starker sittlicher Impuls aus. Er hat seine Lebenserinnerungen „ein Stück deutschen Lebens" benannt. Das bieten sie in der Tat durch die liebevolle und anschauliche Schilderung der Umwelt, in der Eucken im Laufe seines Lebens gestanden hat: im weltfernen Ostfriesland, wo er aufwuchs, auf der Universität Göttingen um die Mitte der 60er Jahre, als Gymnasiallehrer in den geistig bewegten Kreisen Berlins und Frankfurts, dazwischen als Episode im stillen Husum zur Zeit Theodor Storms, dann als Universitätsprofessor in Basel und Jena. Aber noch in einem höheren Sinne trifft jener Untertitel des Buches zu. In der Schilderung des Lebens Euckens von den unkomplizierten, patriarchalischen Verhältnissen seiner ostfriesischen Kindheit bis zur Revolution und Gegenwart wird zugleich ein Bild der inneren Wandlungen des deutschen Lebens gezeichnet, des Umschwungs, der sich seit den 70er Jahren unter der Einwirkung der Fort-

*) Rudolf Eucken: Lebenserinnerungen. Ein Stück deutschen Lebens. V, 127 S. Leipzig, K. F. Koehler. 1921. Preis geb. 30 M.

schritte von Industrie und Technik auf sozialem wie geistig-sittlichem Gebiete vollzogen, und in dem Maße, in dem sich das deutsche Leben zur wirtschaftlichen Blüte und steigender äußerer Kultur entwickelte, zu einer zunehmenden Veräußerlichung und geistigen Verarmung geführt hat. Diese Entwicklung des deutschen Lebens hat Eucken von jeher mit banger Sorge verfolgt; in dem Maße, in dem er ihre Gefahren immer klarer erkannte und wachsen sah, hat es sich ihm als seine Lebensaufgabe aufgedrängt, in seiner eigenen Gedankenwelt eine Philosophie der Lebenserneuerung als Schutz- und Heilmittel gegen jene Gefahren zu schaffen. So geht seine Lebensentwicklung zum geistigen Reformator parallel, aber in umgekehrter Richtung, zu der Entwicklung des deutschen geistigen Lebens; und seine schlichte Darstellung des eigenen Lebens wird somit zu der „eines Stückes des deutschen Lebens".

Das eigene Leben des nun bald 75 jährigen ist ohne besondere Krisen gleichmäßig in aufsteigender Linie verlaufen: mit 25 Jahren wurde er bereits Ordinarius in Basel, seit 1874 hat er in Jena gewirkt. Es ist, bis sich dem 60 jährigen das Wirken weit über Deutschlands Grenzen hinaus eröffnete, ein äußerlich einfaches und stilles, innerlich reiches Gelehrtenleben, das sich vor uns entfaltet. Seine Jugendentwicklung stand unter der treuen Obhut der Mutter, die ihn noch nach Basel begleitete. Ganz prächtig — ein treffliches Kulturbild — ist die ostfriesische Richter-Bild anmutende Kindes- und Knabenzeit gezeichnet. Auch die Göttinger Studentenzeit ist mit frischen Farben geschildert. Ein zweiter Abschnitt des Lebens beginnt deutlich mit Euckens Jenaer Zeit, als er sich von den bis dahin vorzugsweise gepflegten aristotelischen Studien abwendet und in der 80er Jahren mit dem Aufbau seiner eigenen Philosophie beginnt, zugleich auch den eigenen Hausstand begründet. Es ist nun eine merkwürdige, von Eucken selbst mehrfach hervorgehobene Erscheinung, daß seine Gedankenwelt und seine Bücher in Deutschland zunächst wenig Beachtung fanden. „Es war für mich ein Stück des Geschickes, daß mein Streben eine warme Teilnahme und verständnisvolle Anerkennung zunächst außerhalb Deutschlands fand; ohne Schweden, England, Amerika, Ostasien wäre ich schwerlich durchgedrungen" (S. 116). Der Lebensabschnitt, der ihn in die Weite führte, beginnt mit der Verleihung des Nobelpreises. Welch ein Gegensatz: der schlichte Knabe im stillen Aurich und der Nobelpreisträger und Austauschprofessor, dessen Worten Schweden und Holland, England und Amerika lauscht, den nicht nur Finnland und kanadische Universitäten, sondern auch Japan und China zu Vorträgen rufen, zu dem noch nach dem Kriege der chinesische Minister von den Friedensverhandlungen in Versailles nach Jena reist! Von besonderem Interesse ist der ausführliche Bericht über den amerikanischen Aufenthalt mit seinen Beobachtungen über das dortige Leben und das Deutsch-Amerikanertum. Der Weltkrieg brach Euckens Weltmission ab, er rief das Herz des Mannes, dessen Streben an sich übernational ist, der im Auslande die Anerkennung gefunden hatte, die ihm das Vaterland lange vorenthielt, zum deutschen Volke zurück und auch ihn auf seinen Posten: unermüdlich hat er in Vorträgen und Schriften für die deutsche Sache gewirkt. Die Katastrophe und unsere innere Not, die aus ihr erwuchs, hat vollends bewirkt, daß Eucken hier sein Arbeitsfeld erkannte. Man lese das tiefschürfende, ergreifende Kapitel „Erwägungen", in dem er, von dem Problem der sittlichen Ordnung, der Frage nach Glück und Glückwürdigkeit, angesichts des Kriegsendes ausgehend, die

jüngſte Vergangenheit und gegenwärtige Lage in großzügiger Weiſe sub specie aeternitatis betrachtet! Eine geiſtige Reformation allein kann uns retten. Um für ſie mit aller Kraft wirken zu können, hat Eucken im Sommer dieſes Jahres ſeine akademiſche Lehrtätigkeit eingeſtellt. Möge ſein Mahnruf offene Ohren und willige Herzen finden! Möge ihm vergönnt ſein, in voller Friſche und Kraft weiter zu wirken und die Geſundung unſeres Volkes zu erleben! Ad multos annos!

Gefährliche Literaturwiſſenſchaft

Von Hermann Mühlberg

Wäre Gundolfs „George“ als privater Sonderdruck der „Blätter für die Kunſt“ erſchienen, wir würden es ſchweigend beiſeite legen, uns ſchämend für den Mann, der ſich nicht ſchämt, derartige ſeeliſche Schamloſigkeiten auch nur für einen kleinen Kreis drucken zu laſſen. Würden es mit dem gleichen Achſelzucken abtun, wie die kürzlich anonym erſchienenen, im weſentlichen wohl nur von der „Gemeinde“ gekauften „Georgica“, den Ausdruck fanatiſcher Hirnloſigkeit des geborenen Jüngers. Wo das Buch in einem großen Verlag erſchienen und als „Werk der Wiſſenſchaft“ angezeigt iſt, halten wir es für die Pflicht der öffentlichen Perſönlichkeit, eine öffentliche Angelegenheit voll verhängnisvollſter Wirkungsmöglichkeit öffentlich zu geißeln. Und es iſt nicht bloß die Empörung deſſen, dem Jugend anvertraut iſt, es iſt auch die durch dieſes Buch aufs tiefſte verwundete Liebe zu der Dichtung Georges, die uns, faſt wider Willen, die Feder in die Hand zwingt.

Der Kreis um Stefan George hat in jahrzehntelanger Betriebſamkeit unter dem Deckmantel erlogener Unöffentlichkeit, aber mit ausgewiegter, welt- und jugendkundiger Pſychologie langſam den Boden bereitet, auf dem die jetzt in großen Schwüngen ausgeſäte Saat aufgehen ſoll. Man benutzt die Verſtörtheit der gerade aus dem Pubertätsalter herausgetretenen Jugend, ihre Empfänglichkeit für Myſtik zur Verpeſtung und Vergiftung der beſten Elemente, der geiſtigen Oberſchicht, die ſpäter mittelbar die anderen Schichten mitbeſtimmt, derjenigen Elemente, die ihren verlorenen Gott ſuchen. Die Fratze von Sendung, Jüngertum, Evangeliengebärde und Weihe, mit der bislang im weſentlichen nur die jüngſte Bluſt der akademiſchen Jugend geſchreckt, gelockt und umſtrickt wurde, wird durch das neue Georgebuch Gundolfs jetzt auch vor Primanern aufgepflanzt. So muß der Spekulation auf die Unreife der Knaben ein Damm entgegengeſetzt werden, der die eſoteriſchen Herren mit der Sotergebärde von unſeren deutſchen Jungen abdämmt.

Wollte man das Gundolfſche Buch wirklich als „Werk der Wiſſenſchaft“ werten, dann könnte man ſich die Sache leicht machen. Man ſagte: der Kritiker muß mit ſeinem Urteil warten, bis der Autor das Buch ins Deutſche überſetzt hat. Aber es handelt ſich um Wichtigeres, und der Mantel der Wiſſenſchaft iſt bei näherem Zuſehen nichts als eine Dunſthülle, hinter der ſichtbar wird ein Korpus, das die Wiſſenſchaft allerdings nötig hat — welche, ſoll ſpäter geſagt werden.

Um nicht als leerer Schwätzer zu scheinen, muß ich zunächst kurz auf das Äußere des Gundolfschen Werkes hinweisen, seine Sprache. Der Leser schlage es auf, wo er wolle: nach wenigen Sätzen schüttelt er den Kopf; denn man müßte doch annehmen, die gepriesene — auch von uns bewunderte — Kraft der Georgeschen Sprache könne auf einen so gelehrigen Jünger nicht anders als erzieherisch und in gleiche Bahnen zwingend gewirkt haben. Aber dem ist nicht so. Im Gegenteil! In der Einleitung zur Gundolfschen Auswahl der Romantikerbriefe fehlt noch der verblasene Schwulst, fehlen fast ganz die Hunderte sinnloser, pfauenhaft gespreizter, „Wortschöpfungen" dieses neuesten Buches, während die sprachliche Unlogik, die hier Orgien feiert, dort ebenfalls schon ihr Wesen treibt. Aus den „Romantikerbriefen" zwei Beispiele für viele. Einem falsch gebrauchten „Übersättigung" geht der Parallele wegen die neu und falsch geprägte „Unersättigung" voraus (S. VII), als ob „Sättigung" und „satt sein" dasselbe wäre und nicht viel mehr Aktion und Effekt, und als ob es eine Aktion des „Sich-nicht-sattmachens" gäbe. Dann: die Romantiker „reiben sich ‚durch' kleine Bosheiten aneinander" (S. IV unten), so daß man unwillkürlich erwartet: „die Mitglieder des Georgekreises schmiegen sich ‚durch' Zärtlichkeit aneinander." Aber da wir nicht wissen, ob Herr Gundolf des Deutschen mächtig genug ist, uns aufs Gebiet der Grammatik zu folgen, und dem Leser ihre Wege eintönig sind, verzichten wir, an dieser Stelle wenigstens, auf den Nachweis, welche Blüten die frühe Fähigkeit zu sprachlicher Unlogik inzwischen getrieben hat, verzichten um so leichteren Herzens, als diese grammatischen Sünden des Herrn Gundolf keine sittliche Ansteckungsgefahr für die Jugend bedeuten.

Anders liegt es mit dem mystischen Schwulst und Dunst des Stiles, der entweder Schwulst und Dunst ist, weil der Gefühlsnebel Gundolfs keine greifbareren Worte findet, oder Berechnung, die sich sagt, daß jugendliche Unreife im Alter von 17 bis 22 auf derlei reagiert wie die Motte aufs Licht. Ähnlich wie im Andersenschen Märchen „Des Kaisers neue Kleider" die beiden Brüder dem Kaiser erklären, sie verständen die schönsten Kleider zu weben, aber diese Kleider hätten die sonderbare Eigenschaft, daß sie jedem Menschen unsichtbar wären, der nicht für sein Amt tauge oder unerlaubt dumm sei, — ähnlich, aber weniger harmlos sagt Gundolf mit wohlerwogener Suggestion, einleitend und hinleitend zu dem Satze, George „vergotte den Leib und verleibe den Gott", S. 27: „Ich bin mir dabei der Schwierigkeit bewußt, Geistiges durch Worte sichtbar zu machen: keiner begreift, was er nicht sieht und keiner sieht, wovon er nichts ist." Mit diesen Worten, die, etwas variiert, öfters wiederholt werden, soll jede Kritik, jeder Zweifel von vornherein auf die Unwürdigkeit oder Dummheit des Ungläubigen zurückgeworfen, jedem jungen Leser jedesmal der Mut zur Kritik genommen werden. Nachdem so die nötige διάθεσις ψυχική erzeugt ist, wird mit überredender Selbstverständlichkeit S. 31 des Kapitels abschließend gesagt: „Die Gestaltung, die Gemeindung und — langsam stufenweise — die Volkwerdung des Ewigen Menschen, dessen letzter Ruf Nietzsche gewesen, und damit das Ende des Fortschritts, die Voll-endung des Gesamtmenschentums, das ist Georges besondere Sende. Betrachten wir nun, wie er als Person dazu ausgestattet ist." Wenige Seiten später (S. 40) taucht zum ersten Male das halbgeistreiche kokette Geschwätz von Eros und Kairos auf — von der Aidos ist nie die Rede —, dann der Kommentar von der Verleibung Gottes als

mythischer Schau der plastischen Schönheit, und das zwischen den Zeilen spielende Erotische wird langsam gesteigert bis zur Besprechung des Problems „Maximin". Nun wird der Leser endlich für hinreichend geweiht und verwirrt gehalten, um sich durch den Inhalt von S. 202—220 in das volle Verständnis für die Gestalt von Georges Geliebtem einführen zu lassen. Der Raummangel läßt leider den Abdruck dieser Linosklage in falschem Tone nicht zu. Folgende drei Stellen (aus S. 202) mögen ihre Atmosphäre wenigstens ahnen lassen: „Daß ein Mann sich in Knaben verliebt statt in Mädchen, gehört in den Bereich der natürlichen Blutreize, nicht der geistigen Lebenskräfte. Ob man es als naturwidrig verabscheut, als Natur-umweg entschuldigt oder als Naturverfeinerung billigt: an sich hat diese Verliebtheit mit Liebe so wenig zu tun wie der Geschlechtsakt." „Dieselbe Weltkraft, die sich bekundet in schönen Leibern, Eros, drängte die Männer, dies wahrgenommene Schöne zu besitzen, zu verewigen und zu verherrlichen: der schöne Männerleib regte (bei den Griechen) den geistigen Zeugungstrieb, den plastischen Formtrieb, den heroischen Tatentrieb in derselben Weise an, wie der schöne Frauenleib den natürlichen Zeugungstrieb."

„Nur wo gestaltige Schönheit entsteht aus der Anbetung männlichen Leibes, da waltet Eros, der geistig zeugende, der weltschaffende Dämon, wie nur da, wo ein Kind entsteht, die natürliche Gottheit waltet, Aphrodite."

Auf S. 209 erfahren wir: „Die Götterstufe erreicht er (George) durch das Erscheinen Maximins, und S. 214: „Der Zeitpunkt seiner (Maximins) Erscheinung gehört durchaus zu ihm und macht sie erst für George nicht nur zur Frohbotschaft, sondern zur Erlösungstatsache", S. 217 folgt eine Art Erklärung des „Zu-ihm-Gehörens": „während .... spricht George mit dem Geliebten, den er gefunden, ja erschaffen, mit dem Gott, den er durch die Stärke seiner Liebe in sein Erdenleben hereingezogen". Gleich darauf erfolgt „in ihrer (beider) Kommunion" die „Verschmelzung irdischer Fülle und himmlischer Helle". (Was man sich unter dieser Kommunion zu denken hat, erhellt aus Bethes Aufsatz „ἐμπνηλος und εἴσπνηλος" im „Rheinischen Museum".) Erotik und Mystik werden eins, und wie diese Mystik des weiteren aussieht, davon können wir uns auf Grund folgender Worte (S. 210) ein Bild machen: „Daß seit Urbeginn der Geschichte Sieben die Zahl der Vollkommenheit ist, geht aber nicht auf bloße Klügerei oder überlieferte Konvention zurück, sondern auf das „kosmische" Maßgefühl beginnlicher (sic) Menschheit, das allen ursprünglichen Menschen ohne jede Zahlenmystik gemein ist und von dem auch George, überall ein Erneurer der Ursprünge, unwillkürlich durchdrungen ist."

Wenn Herr Gundolf in dem neuesten Bande der Blätter für die Kunst auf S. 53 den Talmud in Reime bringt, wenn im selben Bande auf S. 224 der schwäbische Anonymus ein perverses Gedicht, das mit der Siebenzahl angeht, druckt, so regt uns das wenig auf. Vergewaltigt Gundolf Knabenhirne mittels dieser mystisch-homosexuellen Erotik, indem er den ἐρώμενος Maximin neben, fast über Christus setzt, einen Heiland göttlicher Art nennt (S. 215) und jedem annun ist es gnug.

Lohnt es sich noch, die Anmaßung zu brandmarken, mit der George über Wolfram und Goethe, der „Stern des Bundes", schamhaft andeutend, über die Bibel gestellt wird (S. 248), lohnt es sich noch, das Bild des schamlos retuschierten,

fürs eigene Treiben usurpierten Griechentums zu korrigieren, darauf hinzuweisen, daß die Griechen zwar lasterhaft, aber nicht pervers waren, und diese Lasterhaftigkeit auf ihren wahren Grund, das Leben der Frau in der Gynaikonitis wie der Orientalin im Harem, zurückzuführen? Nein, es lohnt sich nicht. Das Buch ist kein „Werk der Wissenschaft", es gehört als Ausdruck einer schwer kranken Gesellschaft nicht vor den Richterstuhl der philosophischen Fakultät, sondern vor den Psychiater.

Bliebe noch eins zu fragen, ein Entscheidendes: Wußte George selbst von diesem Buche, das seine privatesten Angelegenheiten prostituiert und exhibitioniert? Wir hoffen nein. Sonst rissen wir uns die jahrelang gehegte leidenschaftliche Liebe zu seinen Büchern aus dem Herzen.

Reichsspiegel

Zum Parteitag der Deutschen Volkspartei. Die Deutsche Volkspartei trat in den ersten Dezembertagen in Nürnberg zu einer großen Tagung zusammen. Es war die erste Revue nach der Wahlschlacht vom 6. Juni. Da mit dem siegreichen Ausgang jener Schlacht die Partei die bedeutsame Wendung von einer Oppositionspartei zur Regierungspartei vollzog, mußte für Außenstehende noch mehr als für Parteimitglieder die Nürnberger Tagung vom Gesichtspunkt der Rechenschaftsablegung über diese Wendung Interesse haben. Inzwischen hatten zudem die sächsischen Wahlen der Deutschen Volkspartei gegenüber dem 6. Juni einen Rückgang von etwa 70 000 Stimmen gebracht. Und dieser Umstand mußte jener Rechenschaftsablegung zugleich auch den Charakter einer Besinnung auf politische Neuorientierung verleihen.

Den Politiker hat die Tagung insofern wenig befriedigt, als keine gesamtpolitische Linie zu erkennen war. Man hatte zu sehr den Eindruck, daß die Tagung auf den momentanen Effekt berechnet wurde, deswegen auch den Zufälligkeiten der Massenstimmungen des Tagungspublikums preisgegeben war und nur in wenigen Erscheinungen den Rahmen eines reinen Agitationskongresses sprengte.

Gerade deswegen ist es vielleicht am Platze, von einer neutralen Stelle aus einige kritische Bemerkungen zum Entwicklungsstande der Deutschen Volkspartei zu machen. Denn die allgemeine Parteigärung ist so tiefgreifend, daß auch die äußerlich imposantesten Tagungen dem nachdenklichen Politiker die Tiefendinge dieser Gärung nicht verbergen können.

Die Deutsche Volkspartei hat bekanntlich in den letzten Reichstagswahlen als Sammelpartei des Bürgertums große Erfolge davongetragen. In instinktiver Gegenbewegung gegen die Revolution im allgemeinen und gegen die wilsonistisch-westlerische Politik der Demokratie, in gefühlsmäßigem Klassensolidarismus gegen das Proletariat und seinen weichen Anhang in der regierenden Mitte, versuchte damals das Bürgertum in einer neuen Mittelpartei sich zu scharen. Die Ernüchterung vom „Kappismus" hielt die bürgerlichen Massen zunächst von einer radikalen Entscheidung zugunsten der Deutsch-Nationalen Partei zurück. Es fand sich zudem fast die gesamte Unternehmerschicht Deutschlands in instinktmäßiger Reaktion gegen das Betriebsrätegesetz in der alten Interessenpartei des Unternehmertums, in der neu aufgemachten Nationalliberalen Partei zusammen. Das Herausstellen einer so gewaltigen Führerpersönlichkeit wie Hugo Stinnes war nur äußeres Symbol für diese parteipolitische Konzentration der Unternehmerschicht. Endlich hatte die Partei mit einer ganzen Reihe zugkräftiger Parolen (Sachverständigenführung, Arbeitsgemeinschaft, Kammer der Arbeit, Wiederaufbaupartei, Volksgemeinschaft) der negativen Bewegung des Bürgertums eine starke positive Richtung gegeben und damit große Werbekraft entwickelt.

Nach dem Wahlerfolg sah sich die Partei vor die schwierige Aufgabe gestellt, die auf sie gesetzten großen Erwartungen zu erfüllen. Die Revolution als Chaos und Zusammenbruchsbewegung galt es durch eine kühne Ideen- und Sachpolitik im Inneren zu überwinden. Nach außen sollte die westlerische Orientierung der loyalen und servilen Erfüllung des Friedensvertrages gebrochen werden. Zur Erfüllung beider Aufgaben mußte auf Grund der Wahlresultate eine neue Aufbauregierung realisiert werden. Die Partei selbst als siegreiche Sammelpartei des Bürgertums schien dazu berufen, die Regierungsbildung zu bestimmen. Gerade weil das Wahlresultat vom parlamentaristischen Gesichtspunkt aus größte Schwierigkeiten schuf, konnte angenommen werden, daß die Deutsche Volkspartei im antiparlamentaristischen Sinne auf Grund der neuen Ideen der Sachverständigenführung, des Wirtschaftsprimats, vor allem der Arbeitsgemeinschaftspolitik, die Frage lösen würde, wie auch zu erwarten war, daß die Deutsche Volkspartei auf Grund ihrer Wahlpolitik sofort die Frage des Umbaues der Verfassung in der Richtung des § 165 aufwerfen und mit ihren Ideen eine Verfassungsreform erzwingen würde. Mit der Entpolitisierung, d. h. im parlamentaristischen Staate mit der Entstaatlichung der Wirtschaft konnte ernsthaft begonnen werden. Vor allem galt es draußen im Volk das gesammelte Bürgertum und darüber hinaus weite Kreise der Arbeiterschaft mit den positiven Ideen der Wahlen zu durchdringen, um zwischen den zum Teil widerspruchsvollen, ja entgegengesetzten Tendenzen der eigenen Wählerschaft einen tatsächlichen Ausgleich zu schaffen.

In der Frage der Regierungsbildung trat indes Merkwürdiges zutage. Als die Partei das Mandat zur Regierungsbildung weitergab, war dies nach außen das Eingeständnis einer Ohnmacht, die in auffälligem Widerspruch zum Wahlerfolg stand. Läßt sich auch advokatorisch der Beweis erbringen, daß für die Weitergabe des Mandats allerhand Gründe vorlagen, so kann der Eindruck nicht verwischt werden, daß in jenem Verhalten eine gewisse Impotenz zum Ausdruck kam. Es gelang der Partei auch nicht, ihre Sachverständigenidee durchzusetzen. Der Hinweis auf Groener weckt bei Kennern der Dinge nur ein Schmunzeln. Nur die Wahl des Außenministers kann als Erfolg gebucht werden. Aber die Entscheidung lag auf wirtschaftlichem Gebiete. Die großen industriellen Sachverständigen entzogen sich, wie bekannt, der Aufgabe, nach einer antiparlamentaristischen Wahlkampagne in einem unverantwortlichen, parteiparlamentaristischen Kabinett Brucharbeit zu leisten und für solche Brucharbeit die lebenswichtigeren Dinge der Wirtschaft zu gefährden. Die Partei hatte nun nicht die Energie, auf Grund dieser Haltung der Wirtschaftssachverständigen ihre Vorstöße gegen den im Wahlkampf bekämpften Parteiparlamentarismus fortzusetzen und zu steigern. Im Gegenteil. Man deutete die Haltung der Wirtschaftssachverständigen sogar für den Parteiparlamentarismus! Man war eben trotz der „Ideen" der Wahlkampagne so stark parlamentaristisch, der Gesinnung nach, daß man gar nicht auf den Gedanken kam, daß die Haltung der Wirtschaftssachverständigen ein Zeugnis gegen den Parlamentarismus war. So verloren alsbald die im Wahlkampf vertretenen neuen und eigenen Ideen der Deutschen Volkspartei (Überwindung des Parlamentarismus, Primat der Wirtschaft, Sachverständigenpolitik, Kammer der Arbeit usw.) ihre Zugkraft. Und es kann nicht wundernehmen, wenn auf der Nürnberger Tagung dies dadurch zum Ausdruck kam, daß keiner dieser Ideen ein Ehrenplatz bei der Verteilung der Themata eingeräumt wurde.

Dementsprechend gestaltete sich auch die Haltung der Deutschen Volkspartei zur sogenannten „nationalen Front". Die intime Verbindung mit der Deutsch-Nationalen Partei, die an der Eigenart des von den zwei Rechtsparteien vor den Wahlen formulierten „nationalen Gedankens", wie vor allem an der Gemeinschaftsarbeit in zahllosen Volksgruppen (Industrieschicht, Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband, nationale Frauenbewegung usw.) festgeknüpft worden war, riß ab. Die Deutsche Volkspartei, die führend war, zog nicht aus dem Vorhandensein der unterirdischen Einheitsfront beider Parteien die Konsequenz. Mit den Gedanken der „Arbeitsgemeinschaft", „Notgemeinschaft", „Volksgemeinschaft" konnte

sie von der Rechtspartei bis weit in radikale Arbeiterkreise hinein die seelischen Fundamente festmauern, auf denen parlamentaristisch oder antiparlamentaristisch eine kraftvolle Regierung aufgerichtet werden mochte. Statt dessen mühte sich die Parteiführung auf Grund ihrer einseitig parlamentaristischen Zwangsvorstellungen viel zu sehr um das Scheinvolk der linksstehenden Parlamentarier, vernachlässigte die Einheitsfront rechts und brachte die Partei in Abhängigkeit von jener demokratischen Parlamentsmitte, gegen die man eben mit so großem Erfolg den Wahlkampf geführt hatte. Damit bekamen die „Negativen" in der Deutsch-Nationalen Partei mehr Gewicht, als ihnen der Tendenz der nationalen Einheitsfront nach zukam. Die starken gemeinsamen Unterbauten der beiden Rechtsparteien wurden durchlöchert und in ihrer politischen Tragkraft geschwächt. Auch hierfür war die Nürnberger Tagung charakteristisch. Die „nationale Front" der zwei Rechtsparteien wurde dort nicht ausgewertet. Und das in einem Moment, wo einerseits auf der Tagung der Gewerkschaften in Essen die „Arbeitnehmerfront" von Lambach (D.-Nat.) bis Imbusch (Zentrum) gezogen wurde, und in Dresden U. S. P. und M. S. P. die gemeinsame Regierungsfront realisierten. Da die Verbindung nach der demokratischen Seite hin ob der Sprengungsgefahr gar nicht ernsthaft erwogen werden durfte, blieb die Nürnberger Tagung für die Deutsche Volkspartei der Kongreß der splendid isolation.

Vielleicht wäre das die beste Stellung geworden, wenn die Tagung nur den „Ideen" der Partei gewidmet worden wäre. Also vor allem der „Arbeitsgemeinschaftsidee". Aber hier offenbarte sich eine überaus bedeutsame Lücke.

Der Gedanke der Arbeitsgemeinschaft war ursprünglich die bewußte politische Idealisierung der im Herbst 1918 ins Leben gerufenen tarif-politischen Arbeitsgemeinschaft der führenden Männer der Industriellenverbände und der Gewerkschaftsverbände. Generaldirektor Vögler war, vom Gesichtspunkt der Wirtschaft her, der lebendige Träger dieses Gedankens. Die Partei als solche hatte zunächst damit nichts zu tun. Die alte nationalliberale Ideologie war der Arbeitsgemeinschaftsidee sogar zuwider. Man könnte es sogar als eine Anomalie des deutschen Parteilebens bezeichnen, daß die Partei des Unternehmertums, die Partei des stärksten antisozialistischen Liberalismus, den Gedanken der Arbeitsgemeinschaft aufnahm. Das Merkwürdige fand seinen Grund zunächst in der Persönlichkeit Vöglers selbst, der als neuer Typ im Unternehmertum diesen Gedanken mit dem ganzen Schwergewicht einer in chaotischer Zeit doppelt gewichtigen Persönlichkeit seiner alten Partei aufdrückte. Ich sage: „aufdrückte", denn die merkwürdige Bereitschaft der Deutschen Volkspartei diesem Gedanken gegenüber fand ihren zweiten Grund darin, daß die Arbeitsgemeinschaft als taktischer Versuch zur Überwindung der Betriebsräte aufgefaßt wurde. Von diesem Gesichtspunkt aus schluckte mancher die „Arbeitsgemeinschaft", der sonst niemals für diese „sozialistische Idee" hätte gewonnen werden können. Hier lag eine Zweideutigkeit vor, die dem großen Taktiker Stresemann die glänzendsten Wahlchancen bot. Mit sicherem Instinkt griff er danach. In der Kampfstellung gegen das Betriebsrätegesetz und gegen die Rätebewegung konnte man fast die gesamte deutsche Unternehmerschaft parteipolitisch um die Partei konzentrieren. Mit der Idealisierung der Arbeitsgemeinschaft konnte man andererseits die von der demokratischen und sozialistischen Revolution enttäuschten „Positiven" gewinnen. Man übersah nur dabei, daß diese Zweideutigkeit die größten Gefahren in sich barg, für die Partei selbst, noch mehr für die Arbeitsgemeinschaft, wenn nicht alsbald Klarheit geschaffen wurde.

Die Arbeitsgemeinschaft war nämlich die neue politische Idee von rechts, wie der radikale Rätegedanke die neue politische Ideologie von links war. Und Ideen wollen merkwürdigerweise ernst genommen werden. Die Deutsche Volkspartei mußte es als ihre wichtigste Aufgabe empfinden, gerade weil von der latenten Zweideutigkeit der Gefahren drohten, durch ideelle Vertiefung und durch kühne praktische Politik der Arbeitsgemeinschaftsidee so viel Eroberungskraft zu verleihen, daß jede Zwei-

deutigkeit behoben und dadurch der gegenpolare Rätegedanke überwunden würde. Ansätze dazu lagen vor. Im Reichswirtschaftsrat wie in den von Stinnes und Vögler geforderten Landeswirtschaftsräten ging der Arbeitsgemeinschaftsgedanke praktisch und kühn zugleich an die Eroberung und Überwindung des Rätesystems. Auch in der Betriebsratsfrage hätte man nur durchzustoßen brauchen, wo man bereits angesetzt hatte. Denn schon im Frühjahr 1919, als Scheidemann den Rätegedanken noch als „spartakistische Schweinerei" abtat, hatten Hugo Stinnes und Vögler einen gesunden Kern in der Bewegung entdeckt. Vöglers Parteiverbundenheit hatte dann dazu geführt, daß der Kampf gegen die falschen Betriebsräte den positiven Kampf für die Arbeitsgemeinschaft überwucherte. In seinen an Stein erinnernden Reformideen hatte sich Vögler, leider hierin im Gegensatz zu Stein, zu sehr an die oberen Konstruktionen (Reichswirtschaftsrat, Landeswirtschaftsräte) geklammert. Aber gerade an diesem Punkte hätte die Deutsche Volkspartei bewahrheiten können, daß sie es tiefernst mit der Arbeitsgemeinschaftsidee meinte. Statt dessen ließ man vielfach die „Arbeitsgemeinschaft" mehr oder weniger unter den Tisch fallen. Die Nur-Taktiker verschlossen sie in den Truhen, wo Wahlerinnerungen und Wahlprogramme, zu Hunderttausenden aufgespeichert, vermodern. Sie waren ja weder die Eigenschöpfer noch die gläubigen Anhänger der Idee. Ihnen war die Idee eine glänzende Sache der Wahlkampagne gewesen. Und so kam es, daß die Nürnberger Tagung den Gedanken der Deutschen Volkspartei, die Arbeitsgemeinschaftsidee, gar nicht mehr herauszustellen wagte. Man tröstete sich mit dem Hinweis darauf, daß die Arbeiterschaft die formale Ausgestaltung der Arbeitsgemeinschaft in der sogenannten Zentralarbeitsgemeinschaft ablehne, statt an die eigene Brust zu klopfen und sich der eigenen Interessenlosigkeit gegenüber der Idee bewußt zu werden.

Damit komme ich zu der bedeutsamsten Feststellung: Wenn die Deutsche Volkspartei in einer Zeit allgemeiner geistiger Gärung nicht in grundsätzlichster Weise aus den von ihr selbst lanzierten Ideen heraus (Arbeitsgemeinschaft, Arbeitsfrieden, Sachverständigenführung, Überwindung des Parlamentarismus, von der Arbeitsgemeinschaft zur Volksgemeinschaft, Primat der Wirtschaft, Kammer der Arbeit usw.) immerfort politische Zielbilder entwirft, politische Tageswege weist und politische Schlachten siegreich durchführt, dann geht sie über kurz oder lang an diesen Ideen zugrunde.

Eine erste Warnung lag im Wahlresultat der sächsischen Wahlen. Die Parteimüdigkeit der Wähler übertrug sich nicht zuletzt auch auf die Partei, welche versprochen hatte, mehr zu sein als parlamentaristisch-spielerische Partei, die mit ihren Ideen gerade die Befreiung vom Parlamentarismus verkündet hatte. Jenes „Es ist doch nichts anders geworden", das Stresemann und Heinze vor dem Forum der 1000 Delegierten in Nürnberg dialektisch zerzausten, ist nicht das logische Resultat politisch-wissenschaftlicher Untersuchungen, sondern der einfache volkspsychologische Reflex auf das Zurückstehen der Tatpolitik der Deutschen Volkspartei bei der Führung der Regierungsgeschäfte hinter der Wortpolitik der letzten Reichstagswahlen.

Eine andere Warnung stellt das Schicksal der U. S. P. D. dar. Der Zerfall, ja die Sprengung jener Partei zeigt, von wie geringer innerer Kraft eine Sammelpartei heute ist, wenn sie dem Opportunismus verfällt und Ideen assimiliert, die nicht genügend ernst genommen werden. Die U. S. P. D. ist am Rätegedanken zugrunde gegangen, weil sie diese Revolutionsidee mechanisch übernahm, damit spielte, stolz auf den Lorbeeren eines ersten Wahlerfolges ausruhte, sich um eine Vertiefung des Gedankens gar nicht mühte und damit die Massen auf Grund der unausbleiblichen Enttäuschungen aus dem eigenen Lager verdrängte. Dasselbe Schicksal droht der Deutschen Volkspartei, wenn sie ihren eigenen Ideen noch untreuer wird, als sie im Gefühl der Massen heute schon vielfach erscheint.

Die dritte Warnung an die Partei kommt, unbewußt, von der Deutsch-demokratischen Partei her. Dort haben wir es mit einem leerstehenden Apparat zu tun, von dem einige Dutzend Parteirepräsentanten noch traditionell getragen sind. Man will in Ehren untergehen. Das kann nicht besser geschehen, als durch eine Ver-

schweißung mit der Deutschen Volkspartei. Selbstverständlich wird man auf der demnächstigen Tagung der Deutsch-demokratischen Partei (ebenfalls in Nürnberg) das Gesicht wahren. Aber der Zug dahin ist überaus stark. Zwischen dem parlamentarischen Flügel der Deutschen Volkspartei und der Demokratischen Partei besteht faktisch kein Unterschied. Da die Aufnahme alter Parteigrößen der Demokratischen Partei schon anläßlich der letzten Wahl die Wege geebnet hat, läßt sich der Strom zwischen beiden Bewegungen kaum noch aufhalten: Formaler Demokratismus, Berufspolitikertum gegen Sachverständigenführung, Parlamentarismus, Opportunismus, Politik des kleinen Tagesausgleichs, das sind die ausgesprochenen und unausgesprochenen Losungen. Das wäre praktisch die Rettung der Formaldemokratie und — Sprengung der Deutschen Volkspartei.

Und als letzte Warnung wird jeder ernste Politiker innerhalb der Deutschen Volkspartei die Essener Tagung der christlich-nationalen Gewerkschaften empfunden haben. Was der Nürnberger Tagung an politischer Bedeutung ermangelte, hatte diese Essener Tagung fast im Übermaß. Die Rede Stegerwalds war inhaltlich und politisch-taktisch eine Tat, deren Bedeutung für unsere politische Entwicklung nicht leicht überschätzt werden kann. Weniger der Umstand, daß Stegerwald sich einmal wieder zu einer programmatischen Kundgebung aufschwang, als vielmehr die Tatsache, daß die Rede wie die ganze Tagung von langer Hand als neuorientierende vorbereitet worden waren, lassen die Vermutung aufkommen, daß die Initiative zum Handeln im parteipolitischen Umbildungsprozeß von der Deutschen Volkspartei auf die christlichen Gewerkschaften übergegangen ist.

Jedenfalls wird man innerhalb der Deutschen Volkspartei diese Warnungen nicht einfach in den Wind schlagen können. Im Sturm der heutigen Zeiten hält nur der Stand, der auf Horchposten hört und das Gesetz des Handelns nur vom eigenen Wollen annimmt.

Eduard Stadtler

Weltspiegel

England und Amerika. Wie schon im vorigen Weltspiegel angedeutet, versucht man in Griechenland tatsächlich, die außenpolitische Linie festzuhalten. Wenigstens hat sich Gunaris einem Vertreter der „Times" gegenüber in diesem Sinne ausgesprochen und darauf hingewiesen, daß sich eine solche Politik jetzt besser denn je durchführen lasse, da die jetzige Regierung sich auf das Vertrauen des Volkes zu stützen in der Lage sei. Seitdem läuft zwischen Athen und Luzern, Athen und London und Paris und London Vorschlag über Vorschlag, Erwägung über Erwägung. England will den Vertrag von Sèvres unberührt wissen. Griechenland aber verlangt für Aufrechterhaltung des Vertrages und Unterstützung der englischen Politik finanzielle Kräftigung, die wieder England ohne Kontrolle nicht gewähren kann oder will. Die Franzosen möchten, abgesehen von ihrem Mißtrauen gegen Konstantin, wieder nicht, daß England allein die griechischen Finanzen kontrolliere, ohne doch andererseits den Griechen den Besitz von Smyrna garantieren zu sollen. Denn das verdürbe wieder die Annäherung an die Anatolier, die man braucht, erstens zur Balancierung des englischen Übergewichts im nahen Orient, zweitens um in Cilicien zur Ruhe zu kommen und hier Geld und Truppen zu sparen. Bekommen aber die Anatolier Smyrna, so brauchen die Griechen wieder keine finanzielle Unterstützung und brauchen auf Frankreichs Wünsche in der Königsfrage keine Rücksicht zu nehmen. Inzwischen scheint sich nach der Fassung der Ententenote an Griechenland, mehr noch nach den Äußerungen Konstantins im „Matin" zu urteilen, der englische Standpunkt in der griechischen Frage in allem Wesentlichen durchgesetzt zu haben. Die Revision des Vertrages von Sèvres wird verschoben. Die Franzosen werden um ihrer plötzlich erwachten Freundschaft für Mustapha Kemal willen noch manchen harten diplomatischen Strauß auszufechten haben, und es ist möglich, daß einer dieser Waffengänge dem französischen Ministerpräsidenten seine Stellung kostet. Für diesmal hat er sie, trotzdem man mit seinen mehr dekorativen „Erfolgen" in der griechischen Angelegenheit wenig zufrieden ist, noch gerettet, weil er außer einem Abkommen mit England in Sachen der syrisch-palästinensischen Ab-

grenzung und Zuteilung der oberen Jordanzuflüsse, in dem England (wohl um für die Zukunft die Gegensätze zwischen Syrern und Palästinensern nicht zu groß werden zu lassen) nachgab, einen anderen Erfolg mitbrachte, der gemäß seiner eigenen kürzlich im Senatsausschuß vorgebrachten Äußerung, daß eine kräftige Mittelmeerpolitik das Rückgrat von Frankreichs politischer Orientierung bilden müsse, allerdings nur ein Nebenerfolg wäre: die Alliiertennote über die Ministerreden im Rheinland. Diese Reden haben besonders das Mißfallen Poincarés erregt, der sie in der „Revue des deux Mondes" als bedrohliche Symptome wachsender deutscher Widersetzlichkeit auffaßte. Wenn der Reichskanzler, so führte er aus, heute, nach den Kautskyschen Feststellungen, noch die monstreuse Behauptung wage, die deutsche Regierung von 1914 und der Kaiser hätten den Krieg nicht gewollt, so erwecke das nicht nur Überraschung, sondern vor allem müsse man sich fragen, wie die Alliierten, die in Versailles das feierliche schriftliche Eingeständnis der Deutschen erhalten hätten, sich heute derartige unverschämte Unwahrheiten bieten lassen könnten. Wenn Reichsminister Simons den Einwohnern Cölns ankündige, daß die Besetzung ihrer Stadt spätestens am 10. Januar 1925 abliefe, so stelle er sich damit in bewußten Gegensatz zu Millerand, der wiederholt versichert habe, der Ausgangspunkt der Okkupationsfrist werde durch die Ausführung des Friedensvertrages bestimmt, wenn er die Stärke der Besatzungstruppen als übertrieben groß hinstelle oder sich über die Anlage von Flugplätzen beschwere, so mache er damit in Wirklichkeit den Versuch, die Bewohner des linken Rheinufers gegen die Alliierten aufzuhetzen, wenn er behaupte, daß die französische Industrie Kohlen hamstere und daß Deutschland Frankreich keine Kohlen mehr zu liefern habe, so verdrehe er nicht nur Tatsachen, sondern zerreiße den Friedensvertrag, der Ziffern festsetze, die bei weitem nicht erreicht würden. Absichtlich lasse er unberücksichtigt, daß Deutschland aus dem Spaa-Abkommen insofern Nutzen zöge, als es die von Frankreich für die Ernährung der Ruhrbergarbeiter vorgeschossenen Beträge zu Manövern zur Herabdrückung des Frankenkurses benutze. Wenn er schließlich erklärt, daß Deutschland das Recht habe, bei Wiederholung eines Aktes wie der Besetzung von Frankfurt diesen als feindselige Handlung zu betrachten, so erinnere das nicht nur an die heftigsten Improvisationen Wilhelms II. und die Aussprüche vom trockenen Pulver, sondern bilde wiederum eine Außerachtlassung des Friedensvertrages, der den Alliierten in einwandfreier Weise das Recht gebe, die Durchführung der von Deutschland eingegangenen Verpflichtungen durch Sicherung von Territorialpfändern zu erzwingen.

Aus solchen Gedankengängen heraus muß die Note, die an sich einen unerhörten Eingriff in die Souveränitätsrechte des Reiches darstellt, verstanden werden. Die Reden Simons' sind den Franzosen, wie fast jede Aktion des mit mißtrauischem Respekt beobachteten deutschen Außenministers, sehr unangenehm gewesen, besonders wegen der unleugbar großen und günstigen Wirkung, die sie im Rheinland getan haben, und es war der französischen Presse nur ein ziemlich geringer Trost, mit Befriedigung darauf hinweisen zu können, daß die im Rheinland viel bemerkten und unsagbar törichten Äußerungen Herrn von Falkenhayns (von der Reichsgetreidestelle), der, wenn sie (in der Kölnischen Volkszeitung vom 9. November) wirklich richtig wiedergegeben sind, sofort fliegen bzw. an eine Stelle versetzt werden müßte, wo er weniger Unheil anrichten kann, den Effekt der Ministerreden abgeschwächt und die Rheinländer aufs neue mit Mißtrauen gegen die Berliner Zentrale erfüllt hätten. Jedenfalls beweisen aber die Äußerungen Poincarés, daß man in Frankreich unentwegt an dem u. a. auch von Tardieu geteilten Standpunkt festhält, daß die Besatzungsfristen noch nicht laufen, und wenn auch eine Klärung dieser Streitfrage in der nächsten Zeit kaum zu erlangen sein wird (und wenn sie erfolgte, im Augenblick sicher gegen uns ausfallen würde), so ist es doch gut, daß der Reichsminister der deutschen Auffassung rechtzeitig und wieder einmal Ausdruck verliehen hat. Auf keinen Fall kann natürlich davon die Rede sein, daß Reisen und Reden deutscher Minister im besetzten Gebiet verboten werden, auch gegen die fortgesetzten Chikanen der Presse sollte nachdrücklich Einspruch erhoben werden.

Weniger intransigent scheint, möglicherweise infolge amerikanischer Einflüsse, der Standpunkt der französischen Regierung in der Wiedergutmachungsfrage zu sein. Allerdings sind hier und da (bei Poincaré und im „Temps") Versuche bemerkbar, die Entschädigungsansprüche der durch den Krieg geschädigten Privatleute möglichst hinaufzuschrauben (womit leider Hoffnungen erweckt werden, die sich kaum werden erfüllen lassen). Wenn aber derselbe „Temps" nicht nur eine Summe von 10 Milliarden Pfund als unrealisierbar ansieht, und erwägt, ob man die Schäden nicht nach dem Wert der zerstörten Güter zur Zeit der Zerstörung berechnen und Deutschland eine Erholungsfrist zubilligen solle, so ist, sofern nicht die Gewährung einer solchen Frist als Vorwand einer weiteren Hinausschiebung der endgültigen Fixierung der Gesamtentschädigungssumme benutzt werden soll, immerhin eine Einstellung auf reale Möglichkeiten bemerkbar, wenn auch angesichts der durchaus hypothetischen Form des „Temps"artikels und angesichts der an anderer Stelle vertretenen Forderung, Deutschland müsse unbedingt sofort den Fehlbetrag des neuen französischen Budgets von 1921 decken, zu optimistischer Auffassung keinerlei Anlaß besteht. Jedenfalls tragen aber Äußerungen, wie die Herrn von Oldenburgs, daß die Entente sich in der Entwaffnungsfrage als „ohnmächtig" erwiesen habe, Äußerungen, die von der französischen Presse sofort registriert und zweckentsprechend verwandt werden, augenblicklich nicht gerade zur Erleichterung der Verhandlungen bei.

Weltpolitisch von weitaus größerer Bedeutung als die griechische und die deutsch-französische Frage ist die an England gerichtete Note der amerikanischen Regierung vom 25. November über die mesopotamischen Ölfelder, die zum erstenmal den schon lange latent vorhandenen Gegensatz zwischen England und den Vereinigten Staaten offen zutage treten läßt (vgl. Grenzboten 1920 Heft 14). Die sehr lange (in vollem Wortlaut in der „World" vom 26. November veröffentlichte) Note erörtert in großer Ausführlichkeit den Mandatbegriff, und weist sehr nachdrücklich darauf hin, daß Amerika nicht daran denke, sich bei der Ausbeutung der von England durch das Abkommen von San Remo praktisch zu seinem eigenen Vorteil mit Beschlag belegten Ölfelder ausschalten zu lassen. England meine zwar, daß die Erörterung des Mandatbegriffs nur innerhalb des Völkerbundes statthaft sei, aber Amerika habe nicht den Krieg gewinnen helfen, um bei der Nutzbarmachung fremder, infolge des Sieges einzelnen Staaten zur Verwaltung übergebenen Gebiete diesen Staaten eine den Weltfrieden gefährdende Sonderberechtigung zu schaffen. Auch müsse das Mißverständnis, daß Amerika reichlich mit Öl versorgt sei, aus der Welt geschafft werden, die Vereinigten Staaten verfügten leider nur über ein Zwölftel der Weltproduktion. Diese Note muß gerade in diesem Augenblick, da die Franzosen Clemenceaus Nachgeben in der Mossulfrage noch immer schmerzlich empfinden, da England in Persien die Ratifizierung der Verträge der Persian Oil Compagny durch das Parlament seit Monaten vergeblich zu erzwingen sucht, da die Vereinigten Staaten durch Duldung von de Valeras Propagandatätigkeit dem irischen Aufstand mindestens indirekt Vorschub leisten, den Engländern sehr unangenehm sein, um so mehr, da die Vereinigten Staaten jetzt auch mit vollem Nachdruck dem anderen großen englischen Plan, sich mit Hilfe des Völkerbundes zur Vormacht eines geeinigten Europas zu machen, entgegenwirken. Denn die Äußerungen Hardings über eine amerikanische Konkurrenzgründung sind keineswegs nur ein sehr geschickter und notwendiger innerpolitischer Schachzug, verschiedene Anzeichen deuten klar darauf hin, daß man in den Vereinigten Staaten sehr ernsthaft daran denkt, den englischen Bund zu sprengen. Nicht nur verschanzen die Franzosen sich bei jeder Gelegenheit, wo sie ihre eigenen Ziele Völkerbundszwecken unterordnen oder auch nur anpassen sollen, hinter eine einstweilen noch ausstehende Stellungnahme Amerikas, nicht nur übernimmt in der armenischen Frage Wilson eine Rolle, die der Völkerbund, um seine Ohnmacht nicht allzu deutlich hervortreten zu lassen und mit den Einzelregierungen nicht in Konflikt zu geraten, ablehnen mußte, auch innerhalb des Völkerbundes selbst macht sich schon der Einfluß der Vereinigten Staaten geltend. Es darf nicht übersehen werden, daß der Vertreter Argentiniens, Pueyrredon, der in Genf für eine wirklich demokratische Entwicklung des Völkerbundes eintrat

und verhindern wollte, daß er ein Werkzeug zum ausschließlichen Gebrauch der Großmächte bliebe, schon vor einigen Monaten mit Oberst House verhandelt hat, und daß der amerikanische Gesandte in Buenos Aires nichts Eiligeres zu tun hatte, als die argentinische Regierung zur Stellungnahme ihres Genfer Vertreters zu beglückwünschen und der völligen Billigung von seiten der Vereinigten Staaten zu versichern. Nordamerika wird jetzt sehr energische Anstalten machen, zunächst, übrigens durchaus im Sinne der Monroedoktrin, zu der ja der Völkerbund, wie er von England konzipiert worden ist, im Widerspruch stehen soll, sämtliche Staaten des amerikanischen Kontinents zusammenzufassen, Englands Einfluß auf Südamerika, der während und infolge des Krieges sowieso abgenommen hat, zu schwächen, um dann, gestützt auf diese Autorität, alle diejenigen europäischen Staaten anzugliedern, die mit der englischen Konzeption unzufrieden sind. Daß diese Politik ganz zielbewußt in Angriff genommen wird, darauf weisen nicht nur Anzeichen, wie die Reise Colbys nach Südamerika, Äußerungen amerikanischer Senatoren über die künftige Stellung zu Deutschland, sondern vor allem auch die Verhandlungen mit Mexiko. Ganz deutlich haben nämlich die Vertreter Washingtons zu erkennen gegeben, daß sie ihre bisherigen Einmischungsmethoden aufzugeben gesonnen sind, wofern die mexikanische Regierung den Versuchen europäischer Mächte, in Mexiko ihren wirtschaftlichen Einfluß (namentlich auf die Petroleumausbeutung) zu festigen oder auszubreiten, einen Riegel vorschieben wird. Das heißt natürlich nichts anderes, als daß man Mexiko zunächst Selbständigkeit zuerkennen will, um es dann desto sicherer als ungeteiltes Ganzes überschlucken zu können, aber es scheint doch, daß Mexiko, vielleicht auch aus innerpolitischen Rücksichten auf amerikanische, ihm am nächsten liegende Hilfe angewiesen, in diesem Punkt optimistischer über seine künftige Selbständigkeit denkt als die Amerikaner. Ähnliches scheint sich in Mittelamerika zu vollziehen. Der beabsichtigte Zusammenschluß von San Salvador, Guatemala, Costarica, Honduras und Nicaragua ist zunächst sicher als ein südamerikanischer Riegel gegen den Norden gedacht, aber auch hier werden die Nordamerikaner hoffen dürfen, ein Ganzes sei letzten Endes leichter zu bewältigen als disparate Stücke. Beharrt Argentinien, dessen Auftreten in Genf von deutschen Blättern zum Teil recht ungeschickt kommentiert worden ist, auf seiner sezessionistischen Haltung, wird man über den amerikanischen Gegenbund bald neues hören.

Leider besteht für Deutschland keinerlei Anlaß, sich der hierdurch entstehenden Verlegenheiten Englands zu freuen. Auf Deutschland allein kann sich England gegen Amerika, zumal die deutsche Flotte auf dem Grunde von Scapa Flow liegt, nicht stützen, Rußland wird, auch wenn England Polen aufgibt, und trotz aller Handelsabkommen, bei deren Verhandlung die Russen neuerdings wieder, ebenso wie gegen Polen, sehr selbstbewußt auftreten, sein gefährlichster Feind bleiben. Bleibt als Rückhalt nur Frankreich, und es ist nicht unwichtig, daß Lord Derby unlängst mit viel Energie eine Lanze für ein förmliches (eventuell durch Belgien vermitteltes) englisch-französisches Bündnis gebrochen hat. Und wenn auch die alte englische Scheu, eine feste Bindung einzugehen, wahrscheinlich die Oberhand behalten wird, so wird England doch alles tun, um eine weitere französisch-amerikanische Annäherung zu verhindern, und wird diesem Bestreben auch ohne weiteres die Rücksicht auf eine kaufkräftige deutsche Kundschaft zum Opfer bringen. Die Stellungnahme Polen gegenüber ist in dieser Hinsicht lehrreich genug. England braucht den europäischen Frieden, und ein Wiederaufleben des russisch-polnischen Konfliktes wäre ihm höchst unangenehm. Aber da Frankreich die Polen für seine Politik gegen Deutschland braucht und nicht verstimmen will, läßt man es in England ruhig zu, wenn von Paris aus den Polen nahegelegt wird, sich für Mäßigung in Riga an Deutschland, in Danzig und Oberschlesien, schadlos zu halten, und dieser Gedanke war es auch, der der Abstimmungsnote zugrunde lag. Deutschland selbst sieht sich diesmal genötigt, auf dem Versailler Vertrag, dessen Milderung (man sollte in öffentlichen Erörterungen endlich aufhören, das die Franzosen stets mit neuem Schreck durchzuckende Wort Revision zu gebrauchen) es mit allen Kräften anstreben muß, zu bestehen. Vae victis!

Menenius

Börsenstimmung

Deutschland wird wieder aufgebaut,
Der Markkurs ist in die Höhe geschossen,
Wir dürfen hoffen! — „Die Börse verflaut,
Die Stimmung lustlos und verdrossen."

Durch alle Räume der Burgstraße zieht
Ein helles Gebraus von Jubelakkorden:
„Der Markkurs sinkt in Zürich rapid.
Die Stimmung der Börse ist freundlich geworden."

Dank beff'rer Valuta wird Deutschlands Krach
Vermieden. Es übt sich die Mark in Erklimmung
Des Hochstands. — „Die Börse eröffnete schwach,
Mit schweren Sorgen, in schlechter Stimmung."

Dann sinkt die Mark. Jedes Herz erbebt:
Der Hunger wird Scharen von Kindern morden! —
„Heut war das Börsengeschäft belebt.
Die Stimmung ist wieder sehr freundlich geworden."

Pandur

Offenherzigkeiten

Gleiches Unrecht für alle!

Weil ihm zwei oberfränkische Blätter nachgesagt hatten, daß in seiner geräumigen Behausung ungeheure Mengen von Lebensmitteln aufgespeichert wären, hatte der unabhängige Vorkämpfer des ausgesogenen und unterdrückten Volkes, Herr Blumentritt, die dreisten Redakteure verklagt. Der Prozeß ging für den unabhängigen Idealisten mit dem poetisch wohlriechenden Namen indessen nicht ganz wohlriechend aus. Wurde doch festgestellt, daß Blumentritt schleckerhafterweise außer 40 Pfund Mehl, 20 Pfund Speck und 50 Pfund Schweinefleisch auch noch 20 Pfund Bohnenkaffee für den eigenen Bedarf weise reserviert hatte. Dem Gericht schien diese Selbstversorgung nicht nur über die landesüblichen Rationen, sondern auch über die besonderen Verhältnisse eines Freiheitsapostels hinauszugehen, und es sprach die Beklagten in der Hauptsache frei. Blumentritt hat allerdings viel Entschuldigungen für sich. Auf der einen Seite die Herren Helphant und Sklarz, deren Vorräte nicht nur ausreichten, um in den blutigen Januarwirren ganze Ministerien üppig zu beköstigen, sondern aus denen auch heute noch feinschmeckerische Exzellenzen in Schwanenwerder ganz nach ihrem Gusto ernährt werden können. Als zweiter Nothelfer Blumentritts tritt die „Vossische Zeitung" auf, die die erstaunte Frage stellt, ob seine Schleichvorräte für fränkische Verhältnisse wirklich so viel seien. Es verdient ausdrücklich festgestellt zu sehen, daß die „Vossische Zeitung" nicht einseitig parteiisch verfährt. Was nach ihrer Meinung den großen Berliner Hotels recht ist, das ist im Falle Blumentritt billig. Sowohl die erlauchten Ententevertreter und Oberschieber, die es sich im Edenhotel und in den Betrieben der Hotelgesellschaft bei übertischtem Mahle gefallen lassen, wie die fetten Leithammel des souveränen Volkes müssen der „Vossischen Zeitung" zufolge in der Lage sein, sich besser als das gewöhnliche Pack zu ernähren. Nun bleibt auf der

Gegenseite nur noch übrig, daß die Staatsanwaltschaft ebenso unparteiisch wie die „Vossische Zeitung" vorgeht und neben den Vorratskammern der Berliner Gasthöfe auch die der hervorragenden Unabhängigen allen Kalibers einer Nachprüfung unterzieht. Es darf nicht vorkommen, daß stark links gerichtete Abgeordnete bloß von Privatleuten, windigen Redakteuren usw. angeschuldigt werden. Sie haben unbedingt dasselbe Recht auf amtliche staatsanwaltliche Behandlung wie die großen Berliner Schlemmerstätten.

Der neue bethlehemitische Kindermord

Nachdem ein Dr. Goldstein vor Jahresfrist die Berliner Frauenwelt auf die unnatürliche Verruchtheit des Kindersegens aufmerksam gemacht hatte und in zahlreichen Versammlungen gegen den Gebärzwang aufgetreten war, glaubt auch die sozialdemokratische Partei nicht länger ungestraft heilige Pflichten vernachlässigen zu dürfen. Sie brachte also im Reichstage den Antrag ein, die §§ 218 bis 220 StGB. aufzuheben. Der „Vorwärts" unterstützte diese menschenfreundlichen Bestrebungen durch eine hingerissene, öfter unwillkürlich den Reim anwendende Ode des Herrn Quessel, worin u. a. zu lesen stand:

„Milderung des Gebärzwanges, das ist die Gabe, die zahllose proletarische Frauen von der Gesetzgebung ersehnen. Sie wollen nicht zu ihren zwei oder drei Kindern, die sie kaum satt zu machen wissen, ein viertes oder fünftes hinzugebären. Dagegen erhebt sich das tiefste und edelste Gefühl des Weibes, ihr mütterliches Empfinden, ihre Liebe für die schon geborenen Kinder, deren Dasein sie durch den Zwang ruheloser Gebärens bedroht sieht.... Je früher das Ausnahmegesetz gegen Proletarierfrauen, das der Gebärzwang zweifellos darstellt, fällt, um so besser für die Arbeiterschaft und das deutsche Volk.... Die Zeit drängt, mahnend pocht die Not an unsere Türen. Helft den Müttern, die ein unsinniges Recht zwingt, die Lebensgrundlagen der schon vorhandenen Kinder durch ruheloses Weitergebären zu zerstören!"

Selbst die „Frankfurter Zeitung", die doch wahrhaftig allen modernen Gedankengängen ein frohes und empfängliches Herz entgegenbringt, kann nicht umhin, in diesem Falle von ihrem Lieblinge abzurücken. „Hier stehen sich", so ruft sie aus, „wirkliche Weltanschauungen gegenüber. Man kann verschiedene praktische Gründe für und wider anführen, aber darauf kommt es gar nicht an, und es ist schade um jedes Wort darüber. Denn man muß es schon im Gefühl haben, daß das nicht angeht. Wenn jene Paragraphen nicht bestünden, würde man sie heute schwerlich einführen, aber es bedeutet etwas ganz anderes, sie aufzuheben, und es müßte sich schon das natürliche Gefühl dagegen sträuben. Das ist christlich gedacht, aber ebenso idealistisch in dem Sinne, daß wichtiger noch als die unmittelbare Frage die Wirkung einer solchen Änderung auf die ganze geistige Verfassung eines Volkes wäre, einer Änderung, die den plattesten Nützlichkeitserwägungen die Idee der Heiligkeit werdenden Lebens operierte. Eins geht ins andere. Wer dieses Leben nicht achtet, wird Leben überhaupt nicht achten, und es möchte gerade heute wichtig sein, diese Achtung wieder wachsen zu lassen, gar nicht zu reden von der seelischen Verwüstung, die besonders in der Frauenwelt angerichtet würde."

Die Frankfurter Worte seien hier wiederholt, obgleich jede ernsthafte Widerlegung der Goldsteinerei und der Quesselei eigentlich eine Versündigung gegen die gesunde Vernunft der Masse ist, die ja doch schließlich selbst nach dem 9. November nicht gänzlich erwürgt werden kann. Deshalb bleibe auch die Frage unerörtert, ob den Frauen und Mädchen, die auf Goldstein, Quessel und die sozialdemokratische Fraktion hören, aus den massenhaft gewünschten Eingriffen nicht schlimmerer gesundheitlicher Schaden erwachsen würde, als der besonderen roten Volksgesundheit durch die Beseitigung neuen Lebens Nutzen geschähe. Wir sind augenblicklich freilich in der Stimmung, für erlaubt und schön zu erklären, was früher als niedriges

Verbrechen galt. Läßt man Mörder, Totschläger, Räuber, Brandstifter, Spitzbuben, Gauner usw. usw. gewähren, so haben schließlich die Sünder gegen die §§ 218, 220 StGB. dasselbe Recht. Von diesem Standpunkt aus sind Goldstein und Quessel auf dem richtigen Wege. Teilt ihn irgendein honoriges Mitglied der S. P. D.?

Den Schwarmgeistern entgegenzuhalten, daß der Neomathusianismus immer nur eine Spielerei überhitzter Köpfe und ausgelaugter Überbildeter sein wird, hätte wenig Zweck. Denn die Vorkämpfer des allerneuesten bethlehemitischen Kindermordes können sich darauf berufen, daß Malthus keineswegs auf schlimmere Zustände stieß als sie. Was entscheidend sein muß, ist die ungeheure, die letzten staatlichen und sittlichen Fundamente zerstörende Verwahrlosung, die die Goldsteinerei notwendig zur Folge haben wird. Eine Nation, die die Tötung werdenden Lebens jedermann frei gibt, streicht sich dadurch nicht nur mit eigener Hand aus der Liste der Lebendigen, sondern verschmutzt auch ihr feinstes Seelisches bis in die letzten Ausstrahlungen. Zur Kennzeichnung des Zeitgeistes von 1920 wird es dereinst genügen, daß solche Bestrebungen sich überhaupt ans Tageslicht wagen durften. Man scheute, von Grauen geschüttelt, vor ihnen zurück, solange sie durch die Dunkelheit schlichen; man verliert den bescheidenen Rest von Hoffnung, daß dem deutschen Volke doch noch ein neuer Aufstieg beschieden sein könnte, wenn man feststellen muß, daß sich führende Männer, führende Parteien in ergreifender Schamlosigkeit vor aller Welt zu Förderern des völkischen Verbrechens aufwerfen. Mulay Hassan

Bücherschau

Das Problem Japans. Politische Betrachtungen über Japan und seine Beziehungen zu anderen Völkern, sowie über die Weltpolitik der Pazifikländer. Von einem ehemaligen Gesandtschaftsrat im fernen Osten. Aus dem Englischen übersetzt von Prof. Joh. Sauter. Verlag K. F. Koehler, Leipzig. Preis geheftet 25,— M., gebunden 32,— M.

In dem vorliegenden Buche schildert uns ein ausgezeichneter Kenner japanischer und ostasiatischer Verhältnisse, ein klarsehender Weltpolitiker das Problem Japans. Erst im Laufe der Jahre werden wir erkennen, wie es dies Land im Weltkrieg verstanden hat, seine Bedeutung als Großmacht, seine Stellung als Beherrscherin des Ostens zu erweitern und zu festigen. In kurzsichtiger Politik hat England Japan zu dem Ziele verholfen, nach dem seine Beherrscher, eine kleine hinter dem dem Throne stehende Gruppe, seit der Restaurationsperiode 1868 streben. Unmöglich kann das riesenhafte Emporblühen Japans, das von den Vereinigten Staaten mit ängstlicher Spannung verfolgt wird, für Europa ohne Folgen sein. Welche Bündnisgruppen auch in Zukunft erstehen werden, immer wird Japan eine aktive oder passive Rolle dabei spielen.

Der uns fehlende Blick für Weltpolitik ist mit ein Hauptgrund, daß Deutschland heute am Abgrunde steht. Das vorliegende Buch wird für jeden, der den kommenden Ereignissen in der Weltgeschichte nicht blind gegenüberstehen will, eine Fundgrube reichen Wissens sein. Wir können es unseren Lesern nur aufs wärmste empfehlen.

Kriegswolken im fernen Osten. Von C. J. Wolff, Major z. D., Berlin-Steglitz. Max Weyrauch, Verlag, 8 Mark.

Das Buch beschäftigt sich auf Grund geschichtlicher Darlegungen mit der zukünftigen Politik Japans und prophezeit ein neues Bündnis zwischen Japan, Deutschland und Rußland, unter dem Eindruck der Unvermeidlichkeit einer künftigen Abrechnung zwischen Japan und Amerika.

Posadowsky, Graf von. Weltwende. Stuttgart, Walter Hädecke, Verlag.

Enthält die Zeitungsartikel des deutschnationalen Politikers aus der Zeit des Krieges, des Zusammenbruchs und des Friedensschlusses.

Schmoller, G. Zwanzig Jahre deutscher Politik. München und Leipzig, Duncker & Humblot, Verlag. Geheftet 18 Mark, gebunden 25 Mark.

Enthält die politischen Vorträge und Aufsätze des großen Nationalökonomen von 1897 bis 1915.

Brockdorff-Rantzau, Graf von. Dokumente. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Charlottenburg.

Das Buch ist die eindrucksvollste, weil authentischste Darlegung des Standpunktes der deutschen Politiker, welche die Unterzeichnung des Versailler Friedens abgelehnt haben. Es wird deshalb in späteren Zeiten, wenn unserm Volk die Augen über seine Lage mehr und mehr aufgegangen sein werden, noch stärkere Beachtung finden als in unserer müden und zersplitterten Zeit.

Der zweite Band der **Ludendorff**schen **Denkwürdigkeiten** (Berlin, E. S. Mittler & Sohn) enthält das wichtigste Urkundenmaterial, das von deutscher Seite zur Geschichte des Weltkriegs bisher veröffentlicht worden ist. Die Volksausgabe des ersten Bandes (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Preis 22 Mark) mit gekürztem, aber in sich geschlossenem Text und in annehmbarer Ausstattung bedarf keiner Empfehlung.

Stählin, Karl. Geschichte Elsaß-Lothringens. München und Berlin, R. Oldenbourg, Verlag. Geheftet 26 Mark, gebunden 30 Mark.

Das reizvolle Abschiedsbuch Martin Spahns an Elsaß-Lothringen ist seinerzeit in den „Grenzboten" gewürdigt worden. Ihm stellt sich nun die Darstellung eines zweiten deutschen Historikers zur Seite, der zugleich mit Spahn im November 1918 von der Universität Straßburg vertrieben worden ist. Keine Provinzialgeschichte im gewöhnlichen Sinn will dieses Werk bieten; sein Rahmen ist die europäische Geschichte vom frühen Mittelalter bis zur jüngsten Gegenwart. Zugleich ist der Verfasser sich bewußt, daß wir heute an einem der größten Wendepunkte der Geschichte stehen. Er wünscht, daß das Buch mit seiner Rückschau und seinem Ausblick auch Lehre und Mahnung für unser Volkstum werde.

S. M. Dubnow. Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes 1789—1914, 2 Bände. Berlin, Jüdischer Verlag.

Etwas schnell und flüssig geschrieben und nicht gerade quellenmäßig tief, wie so ziemlich alles, was über die jüdische Geschichte im Zeitalter der Emanzipationen geschrieben worden ist, bietet Dubnow immerhin umfangreiches Material, das, mit der nötigen Vorsicht und Kritik benützt, auch für das Verständnis aktueller Vorgänge und Probleme dienen kann.

Schauwecker. Weltgericht. Halle, Heinr. Diekmann Verlag. 12 Mark.

In seiner anschaulichen, menschlich vertieften Art spricht der bekannte Verfasser von „Im Todesrachen" über die Gründe und den Verlauf des deutschen Zusammenbruchs. Sowohl die, welche den Zusammenbruch wie der Verfasser von der Front her gesehen haben, wie die, welche ihn in der ganz anders gearteten Stimmung der Heimat erlebten, werden dieses nachdenkliche Buch mit Nutzen in sich aufnehmen. Es enthält viele Folgerungen, die auch für jede künftige Politik von Wert bleiben.

Reitzenstein. Die hellenistischen Mysterienreligionen. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, Verlag, geh. 9 Mark, geb. 12 Mark.

Das vor zehn Jahren bahnbrechende Buch hat den reichen Segen deutscher religionsgeschichtlicher Forschung, der sich inzwischen wesentlich unter Anregung des Verfassers selbst entwickelt hat, in der zweiten Auflage in sich aufgenommen und bewahrt damit seine führende Stellung für das Verständnis der Religionsepoche, in der das Christentum wurzelt.

Galliéni, Général, Mémoires. Défense de Paris, Collection de Mémoires, Études et Documents pour servir à l'Histoire de la Guerre mondiale. Payot, Verlag, Paris

Es wird wohl noch lange dauern, bis sich auf der Seite unserer Feinde die eigentlichen Führer im Krieg entschließen werden, ihre Denkwürdigkeiten zu veröffentlichen. Auch steht sicher heute noch nicht fest, was in diesen Büchern zu lesen sein wird. Das hängt sicher davon ab, ob Männer wie Clémenceau oder Lloyd George im Augenblick der Veröffentlichung noch Grund haben, sich ihres Sieges zu freuen oder nicht. Mittlerweile melden sich die Persönlichkeiten zum Wort, die durch erfolgreiche Episoden im Drama des Weltkrieges sich ihren günstigen Platz in der Geschichte sichergestellt haben. Zu ihnen gehört der schneidige Verteidiger von Paris, dessen Darstellung für die Marneschlacht unentbehrlich, freilich der Kritik sowohl von deutscher wie von alliierter Seite unterworfen ist.

Otto v. Stülpnagel, Die Wahrheit über die deutschen Kriegsverbrechen. Staatspolitischer Verlag, Berlin 1920. Preis 27 M.

Dem auf amtlichem Material beruhenden Buche ist eine recht weite Verbreitung zu wünschen. Man kann es als eine nationale Tat des Verfassers bezeichnen, daß er keine Mühe und Arbeit gescheut hat, um aufzudecken, mit welch unmenschlicher Grausamkeit gerade unsere Feinde gegen uns Deutsche verfahren sind. Indem er den Stoff entsprechend der Auslieferungsliste unserer Feinde ordnet, bringt er für jeden Abschnitt unwiderlegliche Beweise dafür, daß gerade die Feinde es sind, denen man diese Verbrechen vorzuwerfen voll berechtigt ist. Es wäre dringend zu wünschen, daß das Buch auch seinen Weg ins Ausland findet. Man kann es als die von nationaldenkenden Deutschen schon lange geforderte Liste feindlicher Kriegsverbrecher bezeichnen.

Volz, Wilhelm: Im Dämmer des Rimba. Sumatras Urwald und Urmensch. Mit Buchschmuck von Otto Kalina. Halbleinen 15 Mark.

Waibel, Leo.: Urwald, Veld, Wüste. Mit 20 Naturaufnahmen und einer Karte. Beide im Verlag von Ferdinand Hirt, Breslau.

Zwei hervorragende Kenner tropischer Gebiete vermitteln uns die Kenntnis afrikanischer und sumatranischer Natur und Kultur in fesselnder Darstellung. Der Breslauer Geograph bringt uns den Urwald als Erlebnis näher, während Waibel als Objekt

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis.

fünfjähriger Forscherarbeit auch das afrikanische Feld und die Wüste mit ihren eigenartigen Bewohnern in den Kreis seiner Betrachtung zieht. Die beiden schön ausgestatteten Bändchen sollten jedem Natur- und Kolonialfreund auf den Weihnachtstisch gelegt werden.

Beate. Roman von Paul Langenscheidt. Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W 15.

Überaus spannend und in schöner Sprache gibt der Autor in Tagebuchform eine Geschichte der von ihm so oft und so gern behandelten leidenschaftlichen Liebe. Diesmal ist es ein Künstler, der als Ulanenrittmeister vorm Feinde fällt und dessen Leidenschaft zur Tochter seiner zweiten Frau ihn zur Sünde fortreißt. Geschickt versucht der Autor diesen Mann durch Hervorhebung seiner inneren Werte zu entschuldigen.

Du meine Königin. Roman von Robert Heinz Brigg. Verlegt bei Dr. P. Langenscheidt, Berlin.

Auch hier die leidenschaftliche Liebe eines Mannes zu einem Mädchen, das, aus kleinen Verhältnissen zu ihm heraufgezogen, schließlich doch seiner edel empfindenden Liebe nicht würdig ist. Wie stets in solchem geistig und seelisch ungleichem Zusammenleben platzt einmal die Bombe, diesmal in Gestalt der Halskette eines Großfürsten. Immerhin eine spannende Erzählung mit feiner Detailarbeit der Charaktere.

Verantwortlich: i. V. Hans von Sodenstern in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: W. Moser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallschreiberstr. 34/35.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet

Soeben erschienen ist eine neue Schrift von

Dr. Otto Neurath:

Betriebsräte, Facharäte, Kontrollrat

und die

Vorbereitung der Vollsozialisierung

Mit 8 Tafeln. Preis 5 Mark

Die Abwendung der Wirtschaftsnot durch die Vollsozialisierung auf der Grundlage der heutigen industriellen Gliederung ist die seit Jahren erhobene Forderung Neuraths. Sie erhält dadurch besonderen Nachdruck, daß aus seinen Arbeiten der Wissenschaftler spricht, der seit langem als Gelehrter auf dem Gebiete der Wirtschaftsforschung einen angesehenen Namen besitzt.

Auf Wunsch ausführliche Prospekte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Buchverlag Rätebund,
Berlin NW 6, Luisenstraße 28

Bücherliste

Reichsabgabenordnung vom 13. Dezember 1919 mit den Gesetz über Steuernachsicht vom 3. Januar 1920. Nr. 6093 bis 6095. Verlag Philipp Reclam jun

Umsatzsteuergesetz für das Deutsche Reich vom 24. Dezember 1919. Nr. 6097. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Reichsgesetz über das Reichsnotopfer vom 31. Dezember 1919 Nr. 6096. Verlag Philipp Reclam jun.

Heyde, Ludwig. Abriß der Sozialpolitik. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1920. Preis geb. M. 5.—.

Schrempf, Christoph Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens. Verlag Fr. Frommann (H. Kurz), Stuttgart. 1920. Preis brosch. M. 11.— geb. M. 14.—.

Brandenburg, E. Die materialistische Geschichtsauffassung. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. 1920. Preis geb. M. 5.—.

Wahlik, Hans. Aus wilder Wurzel (Roman). Verlag von L. Stockmann, Leipzig.

Immanuel, Oberst a. D. Friedrich. Deutschlands Wiederaufbau und bolschewistische Lockungen. Warnung an das deutsche Volk zu ernster Stunde. Verlag der Kulturliga, G. m. b. H., Berlin. Preis M. 2.—.

Das Justizwesen der Sowjetrepublik. (Gesetze und Verordnungen.) Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus. Heft 5. Herausgegeben vom Generalsekretariat zum Studium des Bolschewismus. Verlag der Kulturliga, G. m. b. H., Berlin. 1920. M. 2.—.

Jastrow, Dr J. Die Reform der staatswissenschaftlichen Studien. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig. 1920. Preis geh. M 20.—.

Keynes, J M. Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages. Verlag Duncker & Humblot, München. 1920. Preis geh. M. 10.—.

Lubasch, Julius. Der Turm der Liebe. Roman. Verlag J. Roller & Co., Wien. 1920.

Kutzner, Dr. Oskar. Die Pädagogische Fakultät. Schulpolitik und Volksbildung. Schriftenreihe des Preußischen Lehrervereins. Heft Nr. 1. Verlag von A. W. Zickfeldt Osterwieck (Harz). 1920.

Karstädt, Dr. O. Aufbauschule und Deutsche Oberrealschule. Schulpolitik und Volksbildung. Schriftenreihe des Preußischen Lehrervereins. Heft Nr. 2. Verlag von A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz). 1920.

Tews, J. Ein einheitlicher Lehrerstand. Schulpolitik und Volksbildung. Schriftenreihe des Preußischen Lehrervereins. Heft Nr. 3. Verlag von A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz). 1920.

Grenzboten-Weihnacht 1920

Von Fritz Kern

1.

Der Geist Bismarcks ist es gewöhnt, von Unberufenen beschworen zu werden. Aber selten wurde er falscher zitiert, als in der für alle Grenzpolitik maßgebenden Angelegenheit des Botschafters der deutschen Republik in Rom. Herr von Beerenberg, der anscheinend weniger seines Könnens als seines Habens wegen zum Vertreter der Person des Herrn Ebert bei Viktor Emanuel III. ernannt worden ist, hat seine Aufgabe damit begonnen, das Grenzdeutschtum — heute gut ein Viertel unseres Volkes — im tiefsten Herzen zu verletzen. Er hat auf dem Weg über eine Trentiner italienische Behörde den Südtirolern den Rat gegeben, sich als Italiener deutscher Nationalität mit dem italienischen Staat abzufinden. Die einhellige Ablehnung seiner ebenso ungeschickten wie unwürdigen Äußerungen seitens der Tiroler wurde nun seinen Verteidigern zum Anlaß, daran zu erinnern, daß Bismarck seiner Zeit die Grenzdeutschen in den russischen Ostseeprovinzen oder in Österreich-Ungarn in Schutz zu nehmen vermieden habe. Man könnte darauf zunächst erwidern, daß, wenn Herr von Beerenberg Königgrätz und Sedan gewonnen und das Deutsche Reich geschaffen hätte, in seiner Stimme immerhin etwas Metall läge, welches zarter Stimmgebung erst den eigentlichen Reiz verleiht. Vor allem aber: Bismarck unterließ es, in die inneren Angelegenheiten Rußlands und Österreich-Ungarns dreinzureden, weil er in der heiklen diplomatischen Lage, die ein starkes, zentraleuropäisches Reich immer vorfinden wird, durch Ausschaltung aller Reibungsflächen mit den beiden östlichen Kaisermächten unserm Reich und damit dem ganzen Deutschtum auf der Erde die sicherste Grundlage gab. Demgegenüber konnten die schmerzlichen Erlebnisse der Balten nicht ins Gewicht fallen, mußten die Deutschen des Habsburgerreiches sich mit eigenen Kräften behaupten.

Heute ist alles anders. Ein heutiger deutscher Botschafter im Ausland ist der Vertreter eines geknechteten, verstümmelten und bankerotten Staates, sowie eines großen, unbesiegten und zukunftskräftigen Volkstums. Jeder Italiener hat ein schlechtes Gewissen über den ursprünglich gar nicht beabsichtigten Raub Südtirols.

Als Italien im Mai 1915 in den Krieg trat, sagte sein leitender Staatsmann, er lege auf Bozen und Meran keinen Wert, dort seien gute Deutsche, sie würden immer schlechte Italiener sein. Jeder Italiener achtet jeden Deutschen, der ihm bei jedem Gespräch mit ungezwungener Aufrichtigkeit ruhig, Auge in Auge blickend, sagt: „Über die Vergangenheit gebe es keinen Streit! Das italienische und das deutsche Volk sind in Zukunft aufeinander angewiesen. Aber ihr Italiener habt eines dürftigen Augenblicksvorteils wegen, entgegen eurer besseren politischen Überzeugung und eurem diplomatischen Gewissen, eine sonderbare Unklugheit begangen, indem ihr einen der kräftigst deutschempfindenden Teile unseres Volkes eurem Staate einverleibt habt. Das regno d'Italia steht und fällt mit dem Grundsatz der Nationalität. Ihr habt ihn verletzt, aber ihr könnt eure Unklugheit jederzeit wieder gutmachen. Ihr werdet es tun, weil ihr unseren sentimentalen Punkt noch tiefer getroffen habt als seiner Zeit Habsburg durch das Einbehalten von Trient und Triest den euren, werte Irredentisten von gestern! Ihr wißt, daß wir euch gern die Hand reichen möchten, aber dies nicht können, solange ihr das einzige Stück Erde, auf welchem seit tausend Jahren die südliche Sonne deutsches Volk bescheint, wie ein mißtrauischer Hehler in Gewahrsam behaltet. Der Raub lohnt für euch nicht. Ihr habt genug Sonne, Granitgebirge und Wein im eigenen Land. Bis auf weiteres kann leider kein Deutscher mit einem Italiener sprechen, ohne zum Abschied „Bozen und Meran" zu sagen. Sorgt ihr dafür, daß dies anders werde, damit Italien vor sich selber und vor seiner politischen Zukunft klar stehe."

Was sollte eine solche Haltung heute dem Deutschen Reich oder dem Deutschtum schaden können? Was dagegen die Fortsetzung unserer unehrlichen Verständigungsdiplomatisterei im Munde eines Beerenberg geschadet hat, braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Sie hat unehrlich gewirkt und Mißtrauen auf beiden Seiten geschaffen, den Stand der Südtiroler erschwert und das Urteil der Italiener verwirrt. Als aber in denselben Tagen, da sich Beerenberg in Rom wie in Südtirol unmöglich machte, der deutsche Reichskanzler und der Minister des Auswärtigen sich die Freiheit nahmen, in Köln und Aachen davon zu sprechen, daß dieses Land deutsch sei und deutsch bleiben wolle, wurde ihnen ein Allerhöchster Rüffel in Form einer Ententenote zu teil. Gewöhnliche Deutsche pflegen in solchen Fällen aus dem besetzten Gebiet ausgewiesen zu werden. Ein Volk, das mit dem kleinen Restbestand seines Bodens, der nicht unmittelbar von französischen, polnischen, tschechischen, italienischen usw. Soldaten besetzt gehalten wird, derartige Ententenoten entgegennehmen muß, spielt die Rolle eines politischen Hanswurstes, wenn es sich mit Bismarckischer Geste an dem Schicksal seiner unterjochten Glieder desinteressiert.

Die Grenze für die Zuständigkeit des deutschen Auswärtigen Amtes und seiner Beamten liegt heute nicht an den Grenzen des Deutschen Reiches. Das Deutsche Reich heißt wieder „deutsches Arm". Für einen ohnmächtigen Spielball der Feinde außenpolitische Verantwortung tragen zu wollen, wird leicht unehrlich, denn zu Verantwortung gehört Macht. Verantwortlich ist heute aber jeder Deutsche und insbesondere jeder amtliche Vertreter des deutschen Volkes — einerlei, ob er auf Privatkosten in Valutaländern leben kann oder nicht, ob er Geist hat oder nur Routine —, verantwortlich ist jeder in gesteigertem Grade der Idee des deutschen Volkstums und dem Volksgefühl. Niemand braucht mehr Würde, als ein ge-

schlagener Staat. Wo die Ententesoldaten zur Zeit haltzumachen belieben, das ist eine Frage zweiten Ranges, die sich zudem jeden Tag verändern kann, ohne daß deshalb unsere Ehre berührt wird, denn wir können ja doch keinen Krieg erklären. Die Grenzen Deutschlands sind heute unsichtbar; sie leben nur in den Herzen. Verschwinden sie oder verwischen sie sich auch dort, so dürfte das deutsche Volkstum selbst in jene Periode eingetreten sein, die das Griechentum zur Römerzeit erlebt hat, d. h. es wird sich verflüchtigen. Leben aber die Grenzen des deutschen Volkstums in den Herzen fort und jener Mut, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, so wird dieser „Vertrag" von Versailles eine ebenso vorübergehende Phase sein, wie der Vertrag von Sèvres infolge des türkischen Nationalgefühls, oder wie der Wiener Kongreß im Laufe eines Jahrhunderts seine sämtlichen Grenzziehungen an das Naturrecht der Völker verloren hat.

2.

Im Jahre 1920 zeigte ich meinen Kindern zum erstenmal den Rhein, „Deutschlands Grenze, nicht mehr Deutschlands Strom". Als Alfred von Musset höhnte:

„S'il est à vous, votre Rhin allemand,
Eh bien, lavez-y votre livrée",

konnten ihm damals deutsche Dichter mit der „Wacht am Rhein" und verwandten Gesängen antworten. Heute wird das Singen dieses Liedes von den Wächtern am Rhein mit Haft bestraft; stumm schlafen die Sänger ihre drei bis sechs Monate in der grauen Dietzer Burg, von deren Turm die mächtige Trikolore weit übers Lahntal leuchtet. Daneben im Schloß des Reichsfreiherrn von Stein machen sich's französische Leutnants mit deutschklingenden Namen und germanischem Aussehen neben maurischen Schergen bequem, und der alte, gepflegte Hausrat dieser nationalen Erinnerungsstätte zerfällt. In dem Turm aber, den Stein 1815 als Gedenkhalle der Befreiung einrichtete, steht im Fremdenbuch zwischen den Namen französischer Kapitäne ein stilles: „Exoriare aliquis", und von den Wänden schauen in ungewohntem, oft tragisch zwiespältig anmutendem Verein alle die (im Leben vielfach unter sich streitenden) Gestalten aus unserer zerrissenen und widerspruchsreichen deutschen Geschichte herab, welche der Reichsfreiherr weitherzig unter dem einzigen Gesichtspunkt der Freiheit und Selbstbehauptung der Nation im Bild zusammengetragen hat, mittelalterliche Kaiser und Landesherren, evangelische und katholische, preußische und österreichische Führer. Geisterhaft wirklich lebt für die heutigen Kinder wieder auf, was für unsere eigene sorglose Jugend vergangene Romantik war, der hin- und herwogende Kampf um den Rhein, Knechtschaft und Hoffnung, Demütigung und Zähneknirschen, stille Tränen, Ahnentrost und Gelübde. Die Geschichte geht weiter; was vor hundert Jahren abgeschlossen schien, liegt jetzt wieder in der Zukunft verhüllt vor unserer eigenen, zunächst noch weniger sanges-, gedanken- und glaubensstarken Generation. Die eisernen Gedenktafeln, auf welchen der Reichsfreiherr der Zeiten Lauf über Jena, Moskau, Tauroggen und Leipzig bis Belle-Alliance eingraben ließ, müssen wieder auf Fortsetzung warten. So wie es ist, kann es ja nicht bleiben. Arme, reiche Jugend, die kein Friedensbehagen mehr kennt und vom großen Deutschen Reich nur noch ein fernes Leuchten versinken sah. Opfer und Krisen, aber auch vertiefter Lebensgehalt liegen vor ihr.

Unauslöschliche Eindrücke sammelten die Kinder auf dieser deutschen Familien-

reise von 1920. In Ems, wo sie den Erklärer des Benedettigedenksteins plötzlich von einem lauschenden französischen Aufpasser mit der Verhaftung bedroht sahen. Am abendlichen Rhein, auf dem ein englisches Torpedoboot, von uns bezahlt, den Union Jack spazieren fährt, während aus dem Haus mit der Inschrift „République Française, Gendamerie nationale, Cercle de Boppard" die Marseillaise klingt, jenes Feuerlied einer Revolution, die, anders als die unsrige, nationalen Schwung entzündet hat. Endlich am Nationaldenkmal, an dessen Fuß gerade die Aßmannshäuser Schienen der bankerott gegangenen Niederwaldbahn abgebrochen wurden und dessen Symbole in ihrer ehernen Unbeweglichkeit heute wie Gestorbene leeren Blickes ins Land schauen: Germania, die sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzt, Vater Rhein, der das Wächterhorn der Mosel übergibt, der über die Generalstabskarte nach den Vogesen blickende Moltke. Alles so fürchterlich, wie zum Hohn, dieses erstarrte Glück, das doch noch fester in unseren Vorstellungen haften will als die Gegenwart, dieses bräutliche Lächeln der schon wieder verwitweten Germania, dies junge Deutsche Reich, das geschwinder als die Wellen des Stromes zerrann. Auf dem linken Rheinufer drüben fehlt die Bergkrönung, die nach Angabe des vor sieben Jahren gedruckten Reisehandbuchs zu Bismarcks hundertstem Geburtstag 1915 „errichtet wird"; sie wartet jetzt auf ein neues Geschlecht, das sie mit mehr Recht als das unserige erstehen lassen darf; und am Sockel des Niederwaldddenkmals bleibt über die Zeiten hinweg stehen der vergebliche Schwur der Väter:

„So lang ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind den deutschen Strand."

Welche von beiden Wirklichkeiten ist denn nun eigentlich der Traum, dies siegstrahlende Denkmal, u n s e r Denkmal, oder das Jahr 1920? Erst unsere Kinder werden es einmal wissen; wir finden uns heute nicht zurecht. Und nun zurück in die „neutrale" Zone! In Gießen trifft man dann wieder auf eine neue „Reichsgrenze": dort hält die am weitesten nach Westen vorgeschobene Reichswehrabteilung entwaffnete Wacht, niemand weiß wozu, ein Idyll, aber nicht von Spitzweg.

Wagen wir uns aber noch einmal durch das besetzte Gebiet, so stößt der Deutsche auf die schmerzliche Linie, die im Jahre 1920 entstanden ist, und die ihm zur Zeit zu überschreiten fast unmöglich gemacht wird. Jenseits von ihr liegt Eupen und Malmedy, „Ausland" geworden wie die Düppeler Schanzen, Bromberg und Thorn, das soeben sein Kriegerdenkmal von 1870 als Altmetall verkauft hat, und wie das herrenlos gewordene Danzig und Memel. Noch trennt die alte Grenze von 1914 im Osten innerhalb des jungen Polenstaates die glücklichere deutscherzogene Westhälfte des Landes vorläufig von dem Elend der echten Kongreßpolackei; noch trennt sie im Westen den alemannischen Eigensinn der Elsässer (mit seinem inneren Kampf zwischen entseelender Verwelschung und heimlichem Deutschgefühl) von der Gleichförmigkeit der Departements. Und so nahen wir im Geist den wirklichen Grenzen des Deutschtums tief drinnen in fremden Staatsgebilden, vom „dietschen" Vlamentum, das sich gegen die „Fransquillons" behauptet, bis zu dem Kampf der Alpendeutschen gegen die Trentiner Signori und das serbische Parvenütum, oder der Deutschböhmen gegen die immer wiederholten Hussitenzüge ihrer Bedrücker. Wir schauen hinaus zur verödeten Seegrenze, von der uns keine Schiffe mehr zu einem Übersee-Deutschland, höchstens noch zu der ostpreußischen

„Inſel", der letzten Kolonie Deutſchlands, tragen. Beſonders aber denken wir an dieſer Jahreswende an Oberſchleſien, das Glied des deutſchen Volkskörpers, das faſt am meiſten von allen ſein Gedeihen der Gemeinſchaft mit dem Ganzen verdankt und wiederum für das Gedeihen der Geſamtheit unentbehrlich iſt. Jeder Deutſche, der dort etwa aus feiger Furcht zögert, ſich ganz einzuſetzen, um das Land für das Reich zu retten, lädt nicht nur ſchwere Schuld, ſondern durch eine vorübergehende Bequemlichkeit endloſe Plagen auf ſein eigenes Haupt. Dort im äußerſten Winkel des Vaterlandes wird in nächſter Zeit um das deutſche Schickſal gekämpft. Der Sieg iſt unſer, wenn jeder mannhaft nach dem Wort „Einer für alle, alle für einen" handelt. Aber auch nur dann!

Wann wird die Grenze der deutſchen Langmut und Halbheit, wann die der deutſchen Zwietracht im Innern erreicht ſein? Die Not der Zeit und das Wirken des Feindes ringsum, das unſere Jugend in den beſetzten und annektierten Strichen Deutſchlands täglich vor Augen ſieht und auch hier in Berlin unſichtbar, aber nicht weniger ſchrecklich in ihren eigenen frierenden, hungernden und rhachitiſch verkümmerten Gliedmaßen fühlt, arbeitet wie nie zuvor an der Seele unſeres Volkes. Es beginnt wundergläubig zu werden und auf die Geburt des Erlöſers zu harren. Das Wunder, das in der deutſchen Geſchichte noch ausſteht, iſt die Geburt des einigen Willens der geſamten Nation. Nur aus ihm kann die Erlöſung kommen, und ſie wird kommen, ſicher, wenn auch ſpät.

Deutſchlands außenpolitiſche Lage 1920

Von Otto Hoetzſch

Vielleicht wird Deutſchlands außenpolitiſche Lage heute am eindringlichſten klar, wenn man ſich — Japans heutige Stellung im Konzert der Weltmächte vergegenwärtigt. Am großen japaniſch-amerikaniſchen Gegenſatz iſt kein Zweifel. Von der Erneuerung des Bündniſſes zwiſchen England und Japan hören wir nichts. Sibirien und der Norden Oſtaſiens liegt dem japaniſchen Machtehrgeiz frei, aber weder eine aktive Chinapolitik Japans iſt bemerkbar, noch nützt dieſes die Auflöſung Rußlands, um ſeine Macht bis zum Baikalſee auszudehnen. Der Krieg hat Japan wirtſchaftlich und finanziell außerordentlich geſtärkt, voll Blut ſind alle Adern ſeines Macht- und Wirtſchaftskörpers, und alle Kräfte und Nerven dieſes Imperialismus ſind geſpannt. Aber iſt es nicht, als wenn er an der Kette läge? Rußlands und Deutſchlands Zuſammenbruch hat ihm die Entlaſtung geraubt, ohne die er keinen anderen Waffengang wagen kann. Es hat jetzt, wenn es ſich rührt, allein alle auf dem Halſe, was heute in der Weltpolitik aktiv ſein kann, es iſt ohnmächtig gegen den Imperialismus der Angelſachſen und ihrer Vaſallen. Das wahre Gleichgewicht der Mächte iſt heillos zerſtört, ſeit Deutſchland aus ihrem Syſtem ausfiel, und alle Spekulation über deutſch-japaniſche Beziehungen heute iſt reine Phantaſie, ſolange Rußland nicht wieder in das Syſtem der Weltmächte eingeordnet iſt.

Die Pariser Friedensschlüsse wollten dies Verhältnis in feste und dauernde Form gießen, und der Völkerbund soll darum einen ideologischen Mantel hängen. Das Jahr 1920 war für uns nominell das erste Friedensjahr wieder; am 10. Januar wurde der Versailler Frieden ratifiziert. Und die erste Aufgabe der deutschen auswärtigen Politik war, diesen Frieden durchzuführen, besser gesagt, der Welt seine Undurchführbarkeit zu demonstrieren, indem sie versuchte, ihn durchzuführen. Auslieferung des Kaisers, Verfahren gegen die sogenannten Kriegsschuldigen, Abtretung und Abstimmung, Entwaffnung, Kohlenlieferung, Sachleistung und Kriegsentschädigung (so bezeichne man deutsch „réparation", das mit: „Wiedergutmachung" wiederzugeben gedankenlos und unwürdig ist) — die Erinnerung an eine Flut von Protesten und Konferenzen, Fehlern und Demütigungen, Reden und Noten sind im Rückblick auf das zu Ende gehende Jahr in uns wach. Da und dort eine kleine Erleichterung, mehr so, daß eine Frage von der Entente in der Fülle der ihre Staatsmänner umdrängenden Geschäfte halb liegen gelassen, als daß wirklich nachgegeben oder gar im Sinne der Verständigung eine Einigung herbeigeführt wird. Im ganzen aber, so gern die Illusion manches Deutschen das anders sehen möchte, der feste Wille der Entente, insonderheit Frankreichs, den Friedensvertrag durchzuführen, der Deutschland macht- und wehrlos machte, seine Wirtschaft in den Sklavendienst der bisherigen Feinde einstellt, und mit dem Selbstbestimmungsrechte der Völker vergewaltigend betrog.

Zwei der allerwichtigsten Fragen sind noch in der Schwebe. Trotz alles Drängens von deutscher Seite ist das Schicksal Oberschlesiens noch nicht entschieden, und erst ganz am Ende des Jahres kommt man dazu, in Sachverständigenkonferenzen beider Teile wenigstens die Frage vorzubereiten, was das bisherige Deutschland denn wirklich leisten und zahlen soll, um die Pflicht zur Kriegsentschädigung, die es übernahm, zu erfüllen. In zahlreichen Konferenzen sind die entgegenstehenden Interessen der Mächte in dieser Kardinalfrage hin und her geschoben worden. Inzwischen haben die unsinnigen Kosten der Besatzung auf dem linken Rheinufer, in Verbindung mit dem, nur vorübergehend im Frühsommer unterbrochenen, katastrophalen Sturz der deutschen Valuta den Boden für diese Diskussionen immer mehr zum Sumpf gemacht. Das Jonglieren mit Milliarden deutscher Entschädigung, das die französischen Staatsmänner ihrem Publikum vormachen, war Anfang 1920 schon Schaumschlägerei. Am Ende dieses Jahres ist es zur hoffnungslosen Lüge geworden. Männer wie Poincaré, Tardieu, Dubois, selbst Maurice Barrès können heute vor den Milliardenzahlen der deutschen Notenemission und Schulden nicht mehr im Ernst an die mechanische Forderung glauben, daß der Deutsche alles bezahlen wird. Dagegen werden sie immer noch daran glauben, daß das Ruhrgebiet, dessen Besetzung ein Ersatz für die ausgefallene Forderung an Deutschland sein soll, wirklich ein solcher sein würde, und daß ein deutsches Wirtschaftsgebiet, dem man Oberschlesien zugunsten der Polen wegnimmt, noch zu erheblichen Sachleistungen fähig sei. Auch in Frankreich gibt es indes eine Richtung, deren reeller Einfluß nach den Erfahrungen des ganzen Jahres 1920 freilich sehr gering ist, die weiß, daß es so nicht geht, daß Deutschland, um arbeitsfähig zu werden, erst wieder zahlungsfähig gemacht werden muß. In England werden die, die sich überhaupt für Deutschlands Lage interessieren und sich darüber ein Urteil bilden, sämtlich dieser Meinung sein, und in Nordamerika desgleichen. Aber für England

ist diese deutsche Frage eine und nicht einmal eine in erster Reihe unter den Dutzenden von Fragen, die die Männer des Foreign Office bedrängen, und Nordamerika hat sich gerade während des Jahres 1920 aus den europäischen Dingen bewußt herausgezogen und freiwillig-absichtlich seinen Einfluß auf sie, sein Interesse an ihnen gemindert. Von Japan wurde schon gesprochen. So hat die französische Politik, die nur in einer Richtung vorgeht und nur ein Ziel kennt — selbst Fragen, wie die syrische oder Konstantinopel, kommen ihr erst sehr in zweiter Linie —, die Hände frei. Sie will keine Revision des mühsam zustande gebrachten Versailler Werks, sie verlangt seine Realisierung, und die Erfahrung des abgelaufenen Jahres lehrte, daß im Konfliktfall die Genossen England und Italien dem französischen Verbündeten zumeist freie Hand ließen. Was Lloyd George allein durchgedrückt hat, ist, daß die französisch geführte „commission des réparations" nicht die alleinige Entscheidung, die alleinige Verfügung über Deutschlands Wirtschafts- und Finanzkräfte erhielt, die Frankreich anstrebt, sondern daß die Konferenzen der Premierminister und Botschafter, zum Ärger der Franzosen, das Heft in der Hand behielten.

Es ist kein Zweifel, daß Nordamerika nicht lange, so wie heute, den europäischen und deutschen Dingen fernbleiben wird. Die ganze Politik Wilsons, die sich schließlich in der Sackgasse verirrt hatte, ist elend gescheitert und wurde in den Neuwahlen abgelehnt. Der republikanische Präsident wird den Friedenszustand mit Deutschland wiederherstellen, Wirtschaftsbeziehungen werden die Folge sein. An sich schon konnte ja eine Macht, wie die Vereinigten Staaten, die den Krieg entschieden hatten und finanziell mindestens sich eng mit Teilen Europas verstrickt hatten, gar nicht lange Europa so fern bleiben, wie sie es 1920 getan haben. Jetzt tritt aber noch die Wirtschaftskrisis zwingend hinzu, die allmählich in Auswirkung des Krieges die ganze Welt ergreift. Nordamerika ist voll von Rohstoffen, Lebensmitteln, Waren, aber die Kaufkraft Europas ist immer weniger imstande, das abzunehmen. Auch die nichteuropäischen Mächte verschließen sich notgedrungen den nordamerikanischen Preisen, zu denen auch da die wirtschaftlichen Folgen des Krieges geführt haben. Diese sich immer stärker bemerkbar machende Weltwirtschaftskrise ist das wichtigste Symptom des zu Ende gehenden Jahres. Die wirtschaftliche Schwindelblüte der Nachkriegszeit geht für die Sieger zu Ende. Auch ihre Wirtschaft wird, nachdem die der Unterlegenen vorangegangen ist, von der Zersetzung ergriffen, zu der dieser ungeheure Krieg wirtschaftlich führen mußte. Und das muß zur Revision der Pariser Verträge führen oder — ins allgemeine Chaos.

Bestimmte Ergebnisse des Weltkrieges werden ja bleiben, wie sie in diesen Friedensschlüssen gezogen sind. Die Türkei wird die nichtosmanischen Gebiete, die sie verlor, nicht zurückerobern und das habsburgische Österreich-Ungarn wird nicht wieder entstehen. Es gibt historische Ereignisse, die man sofort als endgültig empfindet; dazu gehören der Untergang der Türkei und Österreich-Ungarns als Großmächte. Aber sonst schaffen diese Friedensschlüsse nicht eine Staatenordnung von Dauer, wie der Wiener Kongreß nach 25 Jahren Revolution und Krieg. In der Hauptsache werden sie geschichtlich in der heutigen Umwälzung keine andere Rolle spielen, als in der vor 100 Jahren die Verträge von Campo Formio oder Lunéville. Selbst wenn wir die Revision des Friedensvertrages, die heute eine Forderung des ganzen deutschen Volkes ist, nicht ein Gebot der nationalen Ehre empfänden, —

wir würden sie als eine geschichtliche Notwendigkeit empfinden, zu der die Entwicklung mit innerer Logik führen muß.

Dafür ist die weltwirtschaftliche Krisis, die jetzt die Siegerländer ergriffen hat und dadurch die neutrale Welt Europas und auch von Übersee empfindlich berührt, von bestimmender Wirkung. Sie stellt die Vereinigten Staaten im Norden Amerikas anders zu Europa, und damit zu Deutschland, und wir glauben, daß sie auch auf die Haltung der großen südamerikanischen Republiken, deren Stellung der Weltkrieg so fundamental verändert hat, einwirken wird. Aber für Deutschlands außenpolitische Lage ist am Ende des Jahres 1920 die Frage noch viel ernster und bedrohlicher als zu Anfang, ob Zeit genug sein wird, daß diese die Pariser Friedensschlüsse von innen heraus umbildende Wirkung auf Solidarität der Volkswirtschaften und gegenseitige Hilfe — darauf muß es ja hinauslaufen — eintritt. Es geht zu langsam mit dieser Einsicht, mit dieser Entwicklung! Das Gefühl hat doch jeder, der Verhandlungen wie die von Hythe und San Remo, Spa, Brüssel und Genf vergleicht, mit den schrecklichen hippokratischen Zeichen im Antlitz der deutschen Volkswirtschaft! Sie kann zusammenbrechen, ehe die internationale Hilfe zustande kommt, ohne die die Mitte, der Osten und der Südosten Europas nicht wieder zu wirtschaftlicher Gesundung kommen.

Darin aber liegt allein die wirkliche Gefahr, die der Bolschewismus für Deutschland bedeutet. Er wird auch von außen, von Rußland her nur dann uns gefährlich werden, wenn die inneren Voraussetzungen aus jenen Gründen in Deutschland da sind, wenn es einmal wirtschaftlich und finanziell einfach nicht weitergeht. Und nur wenn sie diese inneren Voraussetzungen in Deutschland für gekommen halten, werden die russischen Bolschewiki ihren Angriff auch auf Deutschland ausdehnen, den sie gegen Polen ziemlich sicher, vielleicht auch gegen Estland und Lettland und Finnland vorhaben. Denn nur dann würde ihre militärische Macht, über die ein Urteil zu beschaffen, eins der wichtigsten Ergebnisse ihres diesjährigen Angriffs gegen Polen war, überhaupt gegen Deutschland ausreichen.

Zu Beginn des Jahres 1920 rechneten weite Kreise Deutschlands mit einer planmäßigen großen Offensive des russischen Bolschewismus. Dabei wurden seine militärischen Kräfte, indem man Vorstellungen der Kriegszeit auf diese revolutionären Verhältnisse übertrug, überschätzt. Statt der Angriffe der Bolschewiki sah die Welt einen Angriff der Polen, der diese bis zum Dnjestr führte. Sowjetrußland stieß gegen und kam im August in die Nähe von Warschau; die Absicht, ins Korridorgebiet hereinzustoßen, schien klar und der Verwirklichung nahe. Aber den Bolschewiki ging der Atem aus, Polen stieß seinerseits nach, am 14. Oktober schloß es in Riga mit Sowjetrußland einen Frieden, der den polnischen Imperialismus befriedigen konnte. Auf dem Papier ist Frieden im Osten, mit Ausnahme des Streites zwischen Polen und Litauen und der Beziehungen zwischen Moskau und Rumänien. Somit ist Frieden geschlossen von Sowjetrußland mit Finnland, Estland, Lettland, Litauen und Polen, Deutschland hat Frieden mit Lettland gemacht, mit Litauen und Sowjetrußland hat es gar keinen Kriegszustand, und der Frieden mit Polen ist uns in Versailles aufgezwungen worden. Aber von Ruhe und Frieden ist der Osten Europas noch weit entfernt.

Wird das neue Jahr eine Umwälzung in Rußland bringen? Oder einen neuen Angriff des Bolschewismus nach Westen oder nach Asien herein, in Ver-

bindung mit türkischen Nationalisten und anderen Gegnern Englands? Oder Wirtschaftsabkommen und Handelsbeziehungen der europäischen Mächte mit Sowjetrußland? Das Jahr schließt ab mit einer militärisch und politisch nach außen ungemein günstigen Stellung der Sowjetregierung. Nach allen Berichten von Augenzeugen aber nimmt man an, daß es ihr vor der ungeheuren, alle Begriffe übersteigenden Erschöpfung und Zerstörung in ihrem Lande mehr darauf ankomme, in wirtschaftlich-friedliche Beziehungen mit der Außenwelt zu kommen, als neue Kriegsoperationen vorzubereiten. Doch um das zu entscheiden, müßten wir (und auch die Ententemächte!) genauere Vorstellungen von dem Verhältnis zwischen Sowjetregierung und Sowjetarmee haben, als uns zu Gebote stehen. Wer die Berichte der Augenzeugen über Rußland liest, wird immer vermissen, daß über diesen wichtigen Punkt so wenig, im Grunde eigentlich nichts gesagt wird. So bleibt nichts übrig. als heute jene Fragen zu stellen, sich innerlich auf sie einzustellen und sich nach außen auf sie zu rüsten. An aktiver Politik war und ist zunächst nicht mehr zu tun, als im Hinblick auf die absolut notwendige und als solche im ganzen deutschen Volk erkannte künftige Verbindung mit dem Rußland der Zukunft die Brücken schon zu schlagen oder den Brückenschlag wenigstens vorzubereiten. Im deutsch-lettischen Friedensvertrag und im Wirtschaftsabkommen mit der Tschecho-Slowakei und Ungarn sind 1920 wenigstens die Anfänge dazu auf sehr schwierigem Boden zu gleichfalls absolut notwendigen Beziehungen gemacht. Mit Deutsch-Österreich ist auch ein Wirtschaftsabkommen geschlossen, mit Litauen und Jugoslawien sind Verhandlungen im Gang. Die deutsch-polnischen Verhandlungen aber haben zu keinem Ziel und Abschluß geführt und können es auch nicht. Es fehlt auf beiden Seiten die Möglichkeit, sich darauf einzustellen: mit dem Imperialismus Polens, der uns die deutschen Gebiete Posens und Westpreußens entriß, Danzig zu seinem Ausfallsfort machen, Ostpreußen abschnüren und Oberschlesien an sich reißen will, sind keine Beziehungen von Tragkraft möglich. Das gleiche gilt ja von Osten her für das Verhältnis zwischen Russen und Polen.

Darum war im Sommer im deutschen Osten die Stimmung zwiespältig, als die Russen Polen über den Haufen zu werfen schienen. Der russische Bolschewismus, der heranrückte, befreite ja von der polnischen Herrschaft, aber er bedrohte zugleich Staat und Wirtschaft in Deutschland. Vielleicht stellt uns das kommende Jahr wieder vor diese Aussicht. Nach den Erfahrungen von 1920 wird dann Polen noch weniger von der Entente zu erwarten, Sowjetrußland noch weniger von einer militärischen Intervention der Entente zu fürchten haben als bisher. Und auch wir werden dann auf uns allein angewiesen sein!

Zwischen dem Imperialismus Frankreichs und der Entente und dem Bolschewismus des Ostens ist Deutschland, aufs tiefste erschöpft, eingekeilt und bedroht. Seine geographische Lage im Herzen Europas ist heute wie seit zwei Jahrtausenden sein Schicksal. Sie schreibt ihm sein innen- und sein außenpolitisches Programm vor und sie weist ihm seine große geschichtliche Mission in die Zukunft. Es ist möglich, daß wir die Lasten, Schwierigkeiten und Gefahren unserer außenpolitischen Lage nicht meistern können. Es ist auch möglich, daß unserer inneren Entwicklung, so wenig nach unserer Überzeugung die psychologischen Voraussetzungen in Deutschland dafür gegeben sind, die Umwälzung zum Bolschewismus nicht erspart bleibt. Niemandem aber gibt solche Erwägung das Recht, die Hände sinken zu

laſſen, ſo entſetzlich lähmend der außenpolitiſche Sinn unſeres Volks iſt, deſſen Politiſierung trotz Revolution und Parlamentarismus mindeſtens nur ſehr langſame Fortſchritte macht. Das gilt für die Außenpolitik noch mehr als für die Innenpolitik. Aber wir werden als Volk und Staat nicht wieder zur Höhe hinaufſteigen, wenn ſich der deutſche Menſch nicht erzieht zum außenpolitiſchen Sinn, wenn er ſich nicht erfüllt mit dem unlösbaren Zuſammenhang inner- und außenpolitiſcher Entwicklung, inner- und außenpolitiſchen Tuns, in dem feſten Bunde, dem Preußen ſeine ſchnelle Erhebung nach 1806 dankte, dem Bunde von Macht und Idee!

Deutſchlands innerpolitiſche Lage 1920

Von Dr. Karl Bernhard Ritter, Mitglied der preußiſchen Landesverſammlung

Am 9. Juni des Jahres ſchrieb ich an dieſer Stelle unter dem Eindruck der Reichstagswahlen: „Der Sinn dieſer Wahlen geht auf ein Neues. Jenſeits aller Parteien und aller Parteipolitik ſucht das Volk nach den ſachkundigen, unabhängigen Führern.... Die Demokratie als Parteiregierung ſollte in dieſen Wahlen ihr Urteil empfangen. Sie muß damit abgetan ſein.“ Man hat auf dieſe deutliche Bekundung des Volkswillens nicht gehört. Die Regierungsbildung, die den Juniwahlen folgte, war ein Schauſpiel parteitaktiſcher Mächlerei ſchlimmſter Art. Die praktiſche Leiſtung einer ſo unrühmlich zuſtande gekommenen Regierung entſpricht dieſer ihrer Entſtehungsgeſchichte. Unſicherheit und Unentſchloſſenheit in allen Maßnahmen, weitere Abhängigkeit von Strömungen heterogenſter Art iſt ihr Kennzeichen. Nur durch volles Begreifen der Aufgabe, die ſich nach dieſer Wahl für die Parteien ergab, Vermittler, nicht Organe des Volkswillens zu ſein, und darum durch einen klaren Verzicht auf Weiterführung der vom Volke abgelehnten Regierungsweiſe konnte die in der Tat „parlamentariſch“ nicht zu löſende Kriſis überwunden werden. Man hat nicht begriffen und hat dadurch die Kriſis in Permanenz erklärt. Oder iſt ein Zuſtand, wie der gegenwärtige, bei dem die Minderheitsregierung abhängig iſt von der Gnade einer Partei, die brutal, ohne auch nur das „Geſicht“ zu wahren, zu erkennen gab, daß ſie ſich lediglich von parteitaktiſchen Erwägungen leiten zu laſſen gedenke, etwas anderes als eine permanente Kriſis? Man hat uns geſagt, es ſei ſchwer, ja unmöglich geweſen, Fachmänner für die Miniſterſeſſel zu gewinnen. Können halbe Entſchlüſſe etwas anderes als halbe Ergebniſſe zeitigen?

Die völlige Abhängigkeit der Reichsregierung von der linken Oppoſition wird aber erſt dann ganz erkennbar, wenn man bedenkt, daß in faſt allen Regierungen der Länder, vor allem in der Preußenregierung, eben dieſe Oppoſition die faſt ungeſchmälerte Herrſchaft ausübt. Der Verwaltungsapparat des weitaus größten Teils des Reichsgebiets iſt in ſozialdemokratiſcher Hand. Es bedurfte nicht erſt der agitatoriſchen Leiſtung des Abgeordneten und Miniſterpräſidenten Braun, um die ganze Unmöglichkeit dieſes Zuſtandes kraß zu beleuchten.

Inzwiſchen bringt abermals die Stimme eines unverkennbaren Volksurteils über unſer derzeitiges Syſtem an das Ohr der Verantwortlichen. 30 bis 40 % der

eingeschriebenen Wähler sind am 14. November im roten Freistaat zu Haus geblieben. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Alle Entrüstungsstürme der Parteipresse aller Richtungen wird an der Tatsache eines unbezwinglichen Mißtrauens der Massen gegen das Glück demokratischer Freiheit nichts zu ändern vermögen. Die Aussichten für die Wahlbeteiligung in zukünftigen Fällen sind für alle Unentwegten geradezu vernichtend.

Doch ist es nicht nur das System, das mit erstaunlicher Schnelligkeit abwirtschaftet. Auch innerhalb der Parteien bereitet sich die große Götzendämmerung vor. Von der Demokratie ist nicht viel mehr zu sagen. Kaum daß sie, infolge der völligen Ermattung, ja Verzweiflung des Volksgeistes an sich selbst, zu einem ihr selbst überraschenden vollständigen Sieg auf der ganzen Linie gelangt ist, muß sie schon erleben, daß sie in einer neuen Zeit bald nur noch als Übergangserscheinung, als letztes Überbleibsel einer versinkenden Welt empfunden wird. Wen rührte nicht die komische Entrüstung, mit der die demokratische Presse in der neugebackenen Republik nach den dazu gehörigen Republikanern sucht und im Tone väterlicher Belehrung dem deutschen Volke klarzumachen sucht, daß es nicht genüge, eine demokratische Verfassung zu haben, es gelte, sich nun auch die entsprechende Gesinnung anzuschaffen. Erstaunlicher ist eigentlich das Tempo, in dem der Sozialismus Marxscher Rechtgläubigkeit seinem Ende zueilt. Seine imponierende Geschlossenheit, seine Sicherheit hat sich als Schein herausgestellt. Es war die Geschlossenheit der hoffnungslosen Opposition, die es wagen kann, jenseits aller positiven Verantwortung der Neigung der Massen zu dogmatischer Gläubigkeit zu huldigen. Wie sehr das der Grund war für die Parteierfolge dieses Sozialismus, zeigt heute die geradezu tragische Lage ihrer einsichtigen, nüchternen und ernsten Köpfe, die sich vergeblich abmühen, den Nurschreiern Boden abzugewinnen, und die mit ihrer Einsicht in die politische Unzulänglichkeit des Dogmas scheitern an der reichen taktischen Erfahrung derer, die das Ressentiment als stärkste politische Triebkraft des deutschen Spießers, auch des proletarischen Spießers, zu schätzen lernten und darum auch heute noch, freilich mit immer krampfhafteren Mitteln und Mittelchen, diese so schätzenswerte Stimmung auszunützen sich bemühen. Kann eigentlich außen- und innenpolitische Torheit und Armseligkeit eindrucksvoller illustriert werden, als durch die „Hohenzollerntage" des Vorwinters in Reichstag und Landtag? Freilich zeigt die Art, wie man auf der Gegenseite zum Teil diese minderwertigen Versuche, die kommenden Preußenwahlen vorzubereiten, aufgriff und sie nun im entgegengesetzten Sinn „auswertete", daß man auch da sich nicht freihält von der Spekulation auf menschlich gewiß sympathische, politisch jedoch unfruchtbare Stimmung. Mit die bedauerlichste, ja schmerzlichste unter diesen Erscheinungen eines hoffnungslosen Rückfalls in öde Taktik ist aber doch der Anblick, wie ein Hue, der in Spaa großen Sinn für gemeindeutsche Notwendigkeiten bewies, jetzt einem echten Gefühl dafür, daß es so nicht weitergeht, wie es geht, und etwas Grundlegendes geschehen muß, nur die Forderung der Vollsozialisierung, also eine heute doch dem sachlich Denkenden längst nur zu leere Phrase in den Mund zu legen weiß.

Man hat es übel vermerkt, daß in Hannover von der Überflüssigkeit einer „liberalen" Volkspartei gesprochen worden ist. Und doch zeigt vielleicht kein Beispiel so sehr wie das dieser Partei, was ihre Entstehungsgeschichte und ihre Sonderideologie angeht, wie stark unser gesamtes Parteiwesen noch bestimmt ist von

politischen Einstellungen der Vorkriegszeit, wie sehr wir immer noch beherrscht sind von Gefühlen, Vorstellungen, die mit den Aufgaben unserer Gegenwart wenig genug zu tun haben. Die Erkenntnis bricht sich unaufhaltsam Bahn, daß wir in veralteten Schützengräben kämpfen, daß wir uns innerpolitisch in Fronten gegenüberstehen, die den wahren Kampf, das echte Ringen um Zukunftsgestaltung nicht widerspiegeln. Eine der bedeutungsvollsten Äußerungen dieser Erkenntnis scheint mir in der Essener Rede Stegerwalds vorzuliegen. Man möchte es seinen ehrlichen und offenen Worten nur zu gern glauben, daß sich in der christlich-nationalen Arbeiterbewegung der Wille zu nationaler, verantwortlicher Politik großen Stils regt. Vielleicht wächst uns da in der Tat eine Möglichkeit, die letzte Möglichkeit vielleicht, zu, den Zusammenschluß aller derer herbeizuführen, die, vom Willen zum Aufbau getrieben, ihre Richtung durch das Ziel der innerlich gegründeten, gewachsenen, nicht gemachten Volksgemeinschaft erhalten. Freilich muß an die Führer der christlich nationalen Gewerkschaften die ernste Frage gerichtet werden, ob sie entschlossen sind, in ihrer Bewegung mit aller Angleichung an die Klassenkampfideologie zu brechen und einer organischen Wirtschaftsauffassung den Boden zu bereiten. In der Richtung auf die Volksgemeinschaft liegt unserer festen Überzeugung nach die einzig fruchtbare Quelle politischer Kraftentfaltung nach außen und innen. Bejaht man diese Richtung, so muß man auch ohne Scheu alte Bahnen verlassen und es wagen, ganz neu zu denken über Fragen, die unter dem Druck der bisherigen krankhaften Entwicklung agitatorisch beantwortet wurden. Das Vorwärtsdrängen in der bezeichneten Richtung war es auch, das den Parteitag der Deutschnationalen in Hannover über die nackte und leere Stimmung der anderen Parteitage dieser letzten Monate hinaushob. Man spürte es, daß sich da die Bereitschaft regte, über sich selbst hinauszukommen, Bahnbrecher eines zukunftstüchtigen, völkischen Gemeinwillens zu werden. In dieser Bereitschaft fanden sich in Hannover gerade die Vertreter der Arbeiterschaft mit denen der Jugend zusammen.

Auch damit hat Stegerwald recht, daß er es als die Aufgabe nationaler Politik bezeichnet, nicht nur mit der Revolution „fertig zu werden", sondern in positiver Würdigung der Ursachen, die zu dieser Katastrophe geführt haben, eine Überwindung der ganzen Entwicklung der letzten Jahrzehnte anzubahnen, einer Entwicklung, die in der Abkehr von den irrationalen geistigen Grundkräften völkischen Gemeinschaftslebens zu einer Entseelung, einer Aushöhlung und dementsprechend zu einer Mechanisierung aller Lebensformen geführt hat. Diese Überwindung der Folgen der so verhängnisvollen Entwicklung kann darum grundlegend auch nur in einer Erneuerung der Gesinnung gefunden werden, einer Belebung des Gemeinschaftsgedankens von innen heraus durch die Kräfte eindringlicher Selbstbefreiung, durch die Kräfte der Religion.

Die Geschichte erleidet nur scheinbar Brüche ihrer kontinuierlichen Entwicklung. Die inneren Zusammenhänge zwischen unserem Heute und dem Gestern der wilhelminischen Ära werden uns immer erkennbarer. Und damit wächst die Einsicht, daß unser Leiden nicht nur der Krieg mit seinen Folgen ist, daß wir leiden an einer Krankheit, einer lebensgefährlichen Krankheit seit langer Zeit. Machen wir uns an einem Bilde klar, was uns fehlt. Ich war vor kurzem in Köln. Und wie immer, so ergriff mich auch diesmal der Anblick des „Hohen Hauses". Wir wissen keinen Namen, wir spüren nur, da hat Geschlecht nach Geschlecht gebaut, Bogen über Bogen

aufgeschwungen, Wölbung über Wölbung kühn getürmt und bis zur letzten Blume und dem obersten Knauf atmet der Stein, beseelt von einem Leben. Denn vom Meister bis zum letzten Gesellen erfüllte sie alle, die dies Werk schufen, derselbe Volksgeist und belebte sie in seinem Dienst mit gleichem Schöpferdrang. So steht der Dom da, ein Denkmal und Sinnbild lebendiger Volksgemeinschaft. Und dann schaue man sich das Bahnhofsviertel einer beliebigen Stadt an, das in den Jahren seit der Reichsgründung entstanden ist. Dies Sammelsurium von Nachahmungen der Stile aller Zeiten und Völker, diese Häufung von Willkür und Laune ist ein getreues Abbild einer Zeit, in der die Volksgemeinschaft zerfiel, in der alle gemeinsamen, die Volksgenossen bindenden und so verbindenden Werte verloren gingen, in der das Individuum sich selbst zum obersten Ziel und letzten Wert wurde. Und nun spüren wir, wie diese Zeit des schrankenlosen Individualismus, der Auflösung aller Gemeinschaft, der Zersetzung aller Bindungen seelischer Art sich erschöpft hat. Ihre Mittel der Organisation sind verbraucht. Die mechanisierenden Ordnungen haben keine Kraft mehr und werden von den Strömen des erwachenden Lebens zerbrochen, eines Lebens, das sich zunächst nur dumpf und ziellos aufbäumt gegen seine Vergewaltigung durch erstarrte Formen, durch Gebilde des bloßen Verstandes und der ihn bestimmenden bloß materiellen Interessen.

Auch Marxismus und Demokratismus gehören zu diesen Formen. Es kennzeichnet die Lage wie kaum etwas anderes, daß die der politischen Phrase überdrüssigen Massen sich religiösen Stimmungen und Erwartungen zuwenden. Der politische Theaterdonner der Linksradikalen, ihre übersteigerten Gesten sind nur ein Zeichen dafür, daß die Massen nicht mehr mitbeben. Der psychologische Moment für den Sieg politischer Utopien ist verpaßt und kommt nicht wieder. Nur unter einem anderen Zeichen könnte der Radikalismus noch siegen, und das ist das Zeichen des religiösen Chiliasmus.

Es ist eine unleugbare geschichtliche Tatsache, daß die metaphysischen Grundkräfte des religiösen Lebens immer nur in einer Verbindung mit irdischeren Formkräften zur geschichtlichen Auswirkung kommen. Drei Möglichkeiten solcher Bindung scheinen mir heute vorzuliegen. Die erste ist der übernationale Kirchengedanke des Katholizismus. Die zweite ist eine innige Verbindung des Gehalts christlicher Religiosität mit dem Gedanken der Volksgemeinschaft als der irdischen, geschichtlichen Erscheinungsform des Ewigen, also eine Lebensform der Religion, wie sie als Gedanke am klarsten vom deutschen Idealismus ausgesprochen worden ist. Die dritte Möglichkeit ist die bereits angedeutete Verschmelzung mit chaotischen Urtrieben und grenzenlosen Sehnsüchten chiliastischer Art. Dahin gehört zuletzt alles, was sich heute als „Täufertum", ekstatisch gearteter religiöser Sozialismus u. a., regt. Ob es überhaupt zu einem Entweder-Oder dieser Möglichkeiten kommen wird, ist mehr als zweifelhaft. Auch darüber, welche dieser drei Möglichkeiten die stärkste Wirkung ausüben wird, ist schwer vorauszusagen. So viel dürfte sicher sein, daß heute auch im deutschen Katholizismus gewisse Möglichkeiten und auch Neigungen, der zweiten Form sich zu nähern, bestehen. Auch in dieser Hinsicht scheint mir gerade die Einstellung der christlichen Arbeiterbewegung bedeutungsvoll. Möchte auf der anderen Seite die evangelische Kirche oder besser die in ihr vorhandenen Kräfte religiösen Lebens endlich die unfruchtbare Haltung einer Defensive im Stil

des evangelischen Bundes mit der Sammlung zu positiver Wirkung vertauschten und entschlossen den zweiten der gekennzeichneten Wege einschlagen.

Wir sprachen von der Kraftlosigkeit der mechanisierenden Ordnung aller Dinge, die sich in und nach der Revolution herausgestellt habe. Das deutlichste Zeichen für diese mehr und mehr erlahmende Kraft scheint mir gerade das Überwuchern der Organisation zu sein. Bismarck hat es als ein Zeichen staatsmännischer Fähigkeiten bezeichnet, mit möglichst wenig Gesetzen bei der Regierung eines Landes auszukommen. Wir ersticken heute in der Flut der Gesetze. Gewiß hat der Staat diese Fülle der Aufgaben nicht gesucht, sie sind ihm durch die Entwicklung aufgedrängt worden. Aber gerade darum scheint es mir völlig im Einklang mit dem Willen zur entschlossenen Abkehr von der bisherigen Entwicklung zu stehen und die notwendige Konsequenz einer Besinnung auf die Grundkräfte staatlichen Lebens zu sein, wenn der einzige Staatsmann, der zur Zeit an leitenden Stellen in Deutschland steht, wenn der bayerische Ministerpräsident von Kahr in seiner sehr bedeutungsvollen Rede vom 10. November von der Notwendigkeit spricht, die Grenzen staatlicher Wirksamkeit neu abzustecken und auf die Beseitigung der hypertrophischen Ausweitung des staatlichen Aufgabenbereichs hinzuwirken. Als vornehmstes Mittel hierfür nennt er den Ausbau der Selbstverwaltung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Da liegt in der Tat der Weg der Leibwerdung deutscher Volksgemeinschaft in dem Wachstum von unten auf, bei dem der Gemeinsinn geweckt und durch solchen Gemeinsinn in korporativer Gestaltung des wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Lebens erst wieder die tragenden Grundsteine für die Kuppelbögen des gesamtstaatlichen Aufbaus gelegt werden. Freilich führt auch dieser Weg einer Wiederaufrichtung staatlicher Macht und damit einer gesicherten Ordnung des Lebens — im Gegensatz zu dem papiernen, nicht im Volksleben selbst verwurzelten Scheindasein des augenblicklichen Staatswesens — nur dann zum Ziel, wenn er von erneuerter Gesinnung beschritten wird. Solange z. B. die Arbeitsgemeinschaften ihr Ziel nur im Ausgleich der Interessengegensätze sehen, solange nicht in ihren Mitgliedern und den hinter ihnen stehenden Organisationen der Wille zur verantwortlichen Gemeinschaftsarbeit für die Aufrichtung der deutschen Volkswirtschaft erwacht und so die Arbeitsgemeinschaft nicht in unfruchtbaren Kompromissen stecken bleiben läßt, sondern weitertreibt zu schöpferischer Gestaltung, so lange haben sie ihre Zukunftsaufgabe verfehlt. Auch auf dem Gebiet der Wirtschaft hilft nur der ehrliche Entschluß, die Methoden der alten Zeit aufzugeben und willig und vorurteilslos an die Lösung der Aufgabe heranzugehen, die sich mit dem einen Satz umschreiben läßt: Wie verhelfe ich dem Menschen, seiner Sehnsucht nach Gemeinschaft, in der allein seine Würde ruht, zu seinem Recht gegenüber der erstickenden Macht der Dinge, der Mittel, des toten Mechanismus, wie, so lautet die Frage insbesondere für den Arbeiter, gewinnt der einzelne wieder ein verantwortliches, inneres Verhältnis zu seiner Arbeit. Die Frage ist keine andere, als die entsprechende auf kulturellem Gebiet und dem Gebiet des im engeren Sinne politischen Lebens.

Solange freilich diese Gestaltung der Dinge, die wir für die Zukunft erhoffen, noch nicht wirksam in die Erscheinung tritt, ist irgendeine Nothilfe erforderlich, um unter den unvermeidlichen Stürmen und Erschütterungen des politischen und wirtschaftlichen Lebens, die uns die Übergangszeit noch in reichem Maße bringen wird, uns die einfachsten Existenzgrundlagen zu retten und das von Osten drohende

Chaos abzuwehren. Es ist darum nicht mehr als der einfachste Selbsterhaltungstrieb, wenn die Bevölkerung in dieser Lage zum Selbstschutz greift, und der bayerische Ministerpräsident hat ganz recht, wenn er den Entwaffnungsvorlagen der Entente gegenüber am 10. November darauf hinwies, daß Selbstaufgabe keinem Staat durch keinen irgendwie geordneten Friedensschluß zugemutet werden könne. Um so verwerflicher erscheint die parteiblinde Verfolgungssucht des preußischen Innenministers, der sich bemüht, der ihm anvertrauten Bevölkerung die Wiederherstellung gesicherter Zustände zu verbieten. Seine gesetzwidrigen Bemühungen werden ihm nichts helfen. Immerhin erscheint gerade sein Vorgehen geeignet, dem Preußenvolk die Aufgabe der kommenden Wahlen eindringlich zu Gemüte zu führen. Sie müssen die Rettung bringen für all das, was von preußischer Verwaltung noch vorhanden ist und damit für die stärkste Stütze auch einer jeden Reichsregierung der nächsten Jahre.

Damit sind wir bei der Frage Preußen und Reich und haben zugleich angedeutet, warum uns in der gegenwärtigen politischen Situation jeder Versuch einer Auflösung der staatlichen Einheit Preußens eine unverzeihliche Torheit zu sein scheint. Denn diese Auflösung Preußens würde mit der tatsächlichen praktischen Handlungsunfähigkeit der Reichsregierung gleichbedeutend sein. Das eine Beispiel der Erzbergerischen Umgestaltung der Finanzverwaltungen der Länder in die große Reichsfinanzverwaltung sollte uns hinlänglich darüber belehrt haben, was es in diesen mit ganz unmittelbar drängenden Aufgaben überlasteten und mühevollen Zeiten mit der Umstellung einer Verwaltungsorganisation auf sich hat. Was wir jetzt brauchen, ist die Erhaltung und sorgfältige Ausnutzung alles dessen, was an realen Wirkungsmöglichkeiten des Staates noch vorhanden ist und noch funktioniert. Allzuviel ist es wahrhaftig nicht mehr. Was die Zukunft bringt, soll man ihr überlassen. Mir scheint freilich die Geschichte eine sehr deutliche Sprache zu reden und das Problem Preußen-Deutschland hinlänglich geklärt zu haben. Aber wie man darüber auch urteilen möge, man schütze uns vor der schnellen Klugheit der Leute, die eine Weimarer Verfassung zusammengeschrieben haben und denen es selbstverständlich ein leichtes ist, auf der Karte neue Grenzen einzutragen. Nur zu leicht könnte man dabei dem deutschen Kantönligeist die letzten politischen Zukunftsmöglichkeiten zum Opfer bringen. Frankfurter Bundestagungen schrecken. Und ein Bismarck konnte nur über sie hinausführen, weil er einen Großstaat Preußen hinter sich hatte. Man regiere Preußen gut und der Ruf: los von Berlin wird verstummen. Außerdem hat das alte Wort immer noch seine Berechtigung: timeo Danaos et dona ferentes! Der Gegner weiß, warum er so brennend an dem Verschwinden des preußisch geeinten Norddeutschland interessiert ist. Gewiß bieten heute die wirtschaftlichen Zusammenhänge eine starke Gewähr der Reichseinheit, aber die schweifende deutsche Seele wird auch in Zukunft den stählernen Einschlag kolonialdeutscher, staatenbildender Kraft nicht entbehren können. Im Preußengeist liegt doch irgendwie die Gewähr der deutschen Zukunft Man gebe ihm die Möglichkeit, zu sich selbst zu kommen und Preußen in einer neuen Zeit in neuer Weise und doch in der schöpferischen Auswertung des so verpflichtenden Erbes wieder zu dem zu machen, was es allezeit gewesen ist, zum Hüter der deutschen Einheit.

Reichswehr und Reichsheer

Von Oberst Frhr. v. Kreß

Die Jahreswende 1920/21 ist von besonderer Bedeutung für die Geschichte des deutschen Heerwesens und damit auch für die Geschichte unseres Vaterlandes. Mit ihr ist die Wehrmacht des Deutschen Reiches auf das durch den Friedensvertrag von Versailles vorgeschriebene Heer von 100 000 Mann zurückgeführt.

Die große Tragödie der Selbstentmannung, die sich Deutschland durch die Annahme des Waffenstillstandsvertrages auferlegt hat, ist beendet; an die Stelle des Übergangsheeres, der sogenannten Reichswehr, tritt das neue Reichsheer mit seinen 100 000 auf lange Frist verpflichteten Berufssoldaten. Die Geschichte hat erlebt, daß große Heere aus dem Boden gestampft und daß große Heere im Kampfe vernichtet und aufgerieben wurden, aber sie kennt kein Beispiel dafür, daß sich ein 70-Millionen-Volk selbst entwaffnet und wehrlos seinen Feinden auf Gnade und Ungnade ausgeliefert hat.

Während das Jahr 1919 unter dem Zeichen der Demobilmachung, der Zurückführung des mobilen Millionenheeres auf ein Friedensheer von rund 400 000 Mann stand, brachte das Jahr 1920 die Überführung des auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht aufgebauten Volksheeres in unsere künftige, nach den Bestimmungen des Vertrages von Versailles aufgebaute Armee von Berufssoldaten. Spätere Geschlechter werden staunen, wie glatt und mit verhältnismäßig wie geringen Erschütterungen sich dieser Übergang vollzogen hat. Es wird ein dauerndes Ruhmesblatt in der Geschichte der kaiserlichen Armee bleiben, daß sie ihre Offiziere und Kapitulanten zu einem so hohen Grad von Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe erzogen hat, daß man viele Tausende dieser Männer verabschieden konnte, ohne daß es zu ernsten Schwierigkeiten kam. Spätere Zeiten werden auch die maßvolle Energie, den sicheren Takt und die zielbewußte Klugheit zu würdigen wissen, mit der die Minister Noske und Dr. Geßler und die Generale Reinhardt und von Seeckt die Überführung des mobilen Heeres in das Übergangsheer und des Übergangsheeres in das neue Reichsheer geleitet und durchgeführt haben.

Man hat es diesen Männern nicht leicht gemacht, ihre Aufgabe zu lösen. Erinnern wir uns an die schweren Rückschläge, die der Kapp-Putsch zur Folge hatte, an das mit elementarer Gewalt erfolgende Wiederaufleben des mühsam bekämpften Argwohns und Mißtrauens großer Teile der Nation gegen die Offiziere und die Armee, an die tiefgehenden, gefährlichen Gegensätze, die durch den Staatsstreich in die bewaffnete Macht selbst hineingetragen wurden, an den Ausbruch der Unruhen im Gefolge des Kapp-Putsches, durch die die organisatorische Entwicklung des Heeres um Wochen und Monate zurückgeworfen wurde. Erinnern wir uns an die außerordentlichen Schwierigkeiten der Auflösung der Freikorps-Formationen, die sich in Zeiten der höchsten Not große Verdienste um das Vaterland erworben hatten, deren große Mehrzahl, vom rein militärischen Standpunkt aus betrachtet, als erstklassige Truppe anzusprechen war, die sich aber nicht in den Rahmen der uns von unseren Feinden diktierten Heeresorganisation einfügten. Ihrer politischen Gesinnung nach bildeten diese Freikorps in den Augen der Mehrheit des Volkes

eine Gefahr für den Bestand der Republik; dank ihrer Geschlossenheit und ihrer guten Bewaffnung waren sie aber ein Machtfaktor, über den man nicht mit papierenen Verfügungen zur Tagesordnung übergehen konnte. Trotzdem ist es gelungen, sie restlos aufzulösen, ohne daß es dabei zu ernsteren Zwischenfällen gekommen wäre.

Die dauernde Verschiebung der Ratifizierung des Friedensvertrages durch unsere Feinde und damit auch der im Vertrage festgesetzten Fristen, sowie das Scheitern der auf die Verhandlungen in Spa gesetzten Hoffnungen hatte zahlreiche und ernste Schwierigkeiten in der technischen Durchführung der Heeresverminderung zur Folge. Sie wurden verstärkt durch die daneben laufende Durchführung der vom Friedensvertrag vorgesehenen und von unseren Feinden in der rigorosesten Weise kontrollierten Ablieferung und Zerstörung unseres Kriegsmaterials.

Mit der Reichsregierung waren der Reichswehrminister und die führenden militärischen Persönlichkeiten vom festen Willen durchdrungen, den einmal ratifizierten Friedensvertrag in den Grenzen des Möglichen mit unbedingter Loyalität auszuführen. Sie gingen dabei von der Voraussetzung aus, daß es für die Zukunft und im Interesse des Vaterlandes wichtiger sei, die Entente von unserem ehrlichen Willen zu überzeugen, als Teile unseres Kriegsmaterials vorübergehend dem feindlichen Zugriff zu entziehen. Die Erscheinung, daß dieser Auffassung nicht überall das nötige Verständnis entgegengebracht, sondern teilweise sogar eine in falsch verstandenem Patriotismus begründete passive Resistenz entgegengesetzt wurde, ist verständlich und entschuldbar, bedeutete aber in ihren teilweise verhängnisvollen Folgen doch eine überaus empfindliche Erschwerung der zu lösenden Aufgabe.

Daneben vollzog sich nur langsam und begreiflicherweise nicht ohne mancherlei Reibungen die Rückentwicklung von der Kriegswirtschaft zur Friedenswirtschaft. Für Führer und Truppe war es nicht leicht, nach mehrjähriger Gewöhnung an die Verhältnisse des Krieges den Weg zur altpreußischen Sparsamkeit zurückzufinden. Nicht weniger schwer war für Offiziere und Unteroffiziere der Verzicht auf die verhältnismäßig große Selbständigkeit während des Krieges und in der Nachkriegszeit, die Umstellung auf den Friedensdienst, die Rückkehr zur Einzelausbildung auf dem Exerzierplatz und Schießstand. Für viele unserer jüngeren, im Kriege auf dem Gefechtsfelde bewährten Führer galt es, von vorn anzufangen und zunächst sich selbst zum Exerziermeister und Lehrer auszubilden.

Vor allem aber die Einstellung auf die neuen politischen Verhältnisse! Sie wurde uns Soldaten weiß Gott nicht erleichtert. Daß wir im Kriege unsere Schuldigkeit getan, daß wir Gesundheit und Leben eingesetzt und mitgeholfen hatten, deutsches Land vor den Schrecken einer feindlichen Invasion zu bewahren, wurde völlig vergessen. Was wir verloren hatten, was wir aufgeben mußten, daran dachte man nicht. Die Fehler und Verfehlungen einzelner wurden verallgemeinert und dem ganzen Stande zur Last gelegt; mit einer Flut von Schmutz und Beschimpfungen wurden wir überschüttet. Wie hat man es uns erschwert, uns zu der Überzeugung durchzuringen, daß vor der Not des Vaterlandes die Frage nach der Staatsform in den Hintergrund treten muß! Welch kränkendes Mißtrauen bringt man unserer Versicherung entgegen, daß wir bereit und imstande sind, im Interesse des Vaterlandes der verfassungsmäßigen Regierung treu zu dienen!

Zwei Waffen, die schwere Artillerie und die Fliegerei, durften nach den Bestimmungen des Friedensvertrages nicht mit in das neue Friedensheer übernommen werden. Im Herzen des deutschen Volkes werden sie weiterleben; ihre Ruhmestaten im Kriege machen sie unvergeßlich.

Als wichtigsten Posten mußten wir aber auf dem Verlustkonto des Jahres 1920 die endgültige gesetzliche Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht buchen. Noch ist weiten Kreisen der Nation das Verständnis für die Tragweite dieser Maßnahme verschlossen. Noch immer gibt es Deutsche, die die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht als einen Fortschritt begrüßen, weil sie in ihr lediglich eine Einrichtung sehen, die vom Einzelnen schwere Opfer fordert und der Allgemeinheit Arbeitskräfte entzieht. Die Erkenntnis, daß die Aufhebung der Wehrpflicht für uns Deutsche nicht nur einen schweren Verlust an Wehrkraft, sondern vor allem einen noch viel empfindlicheren Verlust an Volkskraft bedeutet, wird leider nicht lange auf sich warten lassen. Nicht nur auf militärischem Gebiete, sondern im ganzen öffentlichen Leben und im Wirtschaftsleben wird sich nur allzu bald der durch den Wegfall der allgemeinen Wehrpflicht bedingte Rückgang an körperlicher Leistungsfähigkeit und an Disziplinierung des Körpers und des Willens fühlbar machen, vielleicht beim deutschen Volke mehr, als dies bei einer anderen Nation der Fall wäre. Die Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht als Schule für die deutsche Nation wird erst dann voll erkannt und gewürdigt werden, wenn sich die Folgen ihrer Abschaffung fühlbar machen.

Die bange Frage nach dem, was nun an Stelle des im Frieden und Kriege bewährten Volksheeres treten soll, wird jeden guten, für die Sicherheit der Grenzen und die Ruhe im Innern des Reiches besorgten Deutschen bewegen. Wir sind heute noch nicht imstande, die Frage endgültig zu beantworten.

Der ungeheuere Umfang und die Mannigfaltigkeit der Geschäfte, die seit dem Zusammenbruch auf Regierung und gesetzgebenden Körperschaften lasten, haben dazu geführt, daß trotz des dauernden Drängens des Reichswehrministers am 1. Januar 1921 das neue Heer ohne genügende gesetzliche Grundlagen und ohne endgültigen Haushalt ins Leben treten muß. Ganz abgesehen von den sachlichen Erschwerungen und Unzuträglichkeiten, die dieser Zustand zur Folge hat, bedeutet er eine neue schwere Belastung des Opfermutes und des Patriotismus der Soldaten aller Dienstgrade. Man bedenke, was es heißt, eine unkündbare Verpflichtung auf 12 oder 25 Jahre eingehen zu müssen, ohne die Rechte und Pflichten zu kennen, die aus diesem Dienstverhältnisse entspringen. Aber es gibt keinen anderen Ausweg: auf der einen Seite das Gebot des Feindbundes, daß es vom 1. Januar 1921 ab nur noch langfristig verpflichtete Soldaten in Deutschland geben darf, auf der anderen Seite die technische Unmöglichkeit einer rechtzeitigen Erledigung der Gesetzesvorlagen. Der deutsche Soldat wird auch diese neue Belastung tragen, aber er hat Anspruch darauf, daß die Nation sich darüber klar ist, welche Anforderungen sie an die Opferfreudigkeit ihrer Soldaten stellt.

Wir kennen wohl den äußeren Rahmen unseres künftigen Reichsheeres, wie er uns durch die Verfassung und den Friedensvertrag von Versailles vorgeschrieben ist, aber zu einem Urteil über die wichtigste Frage, die Frage nach der Leistungsfähigkeit und nach dem inneren Wert des künftigen Heeres, fehlen uns zur Zeit noch alle Grundlagen.

In der Presse und im Parlament hört man mehrfach die durchaus irrige Anschauung vertreten, daß das 100 000-Mann-Heer infolge seiner Schwäche und infolge des Mangels an personellen und materiellen Reserven überhaupt nicht befähigt sei, militärische Aufgaben irgendwelcher Art zu lösen und infolgedessen lediglich als Polizeireserve bewertet werden müsse. Diese Auffassung ist falsch und muß auf das entschiedenste bekämpft werden.

Wir Berufssoldaten, die wir am eigenen Leibe die feindliche Überlegenheit an Munition und Material und den Einfluß der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Heimat auf die moderne Kriegsführung kennengelernt haben, sind wohl die letzten, die mit dem Gedanken an einen Revanchekrieg oder Angriffskrieg spielen oder auch nur an die Möglichkeit glauben, dem Angriff einer europäischen Großmacht mit ihren gut geführten, vortrefflich ausgebildeten und mit dem modernsten Kriegsmaterial überreich ausgestatteten Armeen bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen.

Wir haben aber auch Nachbarn, bei denen diese Voraussetzungen nicht zutreffen und in deren friedliche und freundschaftliche Gesinnungen gegen uns wir leider genötigt sind, ernste Zweifel zu setzen. Vielleicht sind wir nicht imstande, gegen diese Nachbarn einen lange dauernden Verteidigungskrieg zu führen, aber unter allen Umständen werden 100 000 friedensmäßig ausgebildete und gut ausgerüstete deutsche Soldaten unter der Führung geschulter Offiziere und unter der Leitung straff organisierter Stäbe imstande sein, unsere Grenzgebiete solange gegen einen feindlichen Einfall von dieser Seite zu verteidigen, bis eine Lösung auf diplomatischem Wege herbeigeführt werden kann. Wir schulden unseren im Kriege zum Teil schon so schwer heimgesuchten Grenzgebieten, daß wir alles tun, was in unseren Kräften steht, um sie vor den Greueln einer neuen feindlichen Invasion zu schützen. Außerdem muß unserem Heere die Verteidigung des Vaterlandes und seiner Grenzen Ziel und vornehmste Pflicht sein, wenn anders wir ihm die besten Elemente des Volkes zuführen, seine Leistungen auf das höchste steigern und unserem Vaterlande die unerfreulichen Erscheinungen ersparen wollen, die sonst nur allzu leicht mit einem Heere aus lange dienenden Berufssoldaten verknüpft sind.

Allerdings ist die Befähigung des Heeres zur Lösung dieser Aufgabe an gewisse Voraussetzungen geknüpft: es muß sich aus den besten Elementen des Landes rekrutieren, es muß in echt soldatischem Geiste erzogen sein, es muß so gut ausgerüstet sein, als es im Rahmen der Bestimmungen des Friedensvertrages möglich ist, es muß die bestmögliche Ausbildung erhalten und beweglich sein, es muß straff organisiert und gut und einheitlich geführt werden. Ob und in welchem Grade diese Voraussetzungen bei unserem künftigen Heere zutreffen werden, hängt in erster Linie ab von der Form, in der das Reichswehrgesetz und das Wehrmachtversorgungsgesetz die gesetzgebenden Körperschaften verlassen und von den Mitteln, die Reichsrat und Reichstag für das Heer bewilligen werden.

Je kleiner das Heer ist, um so straffer muß es organisiert, um so einheitlicher muß es ausgebildet und geführt werden, um zur möglichen Höchstleistung befähigt zu sein. Den Luxus, sein Heer im Bedarfsfalle aus verschiedenen mehr oder minder

selbständigen Kontingenten zusammenzustellen, kann sich das neue Deutsche Reich nicht mehr leisten; dazu ist das Heer, das uns unsere Feinde gelassen haben, zu klein. Formell haben die Länder ja in der Verfassung auf ihre Militärhoheit verzichtet, tatsächlich strebt man aber — wenigstens in einzelnen Ländern —, gestützt auf den Wortlaut und nicht auf den Sinn der Vereinbarungen von Weimar, die die vollkommene Einheitlichkeit des deutschen Heeres gewährleisten wollen — zur Zeit noch Rechte an, die den Verzicht auf die Militärhoheit mehr oder minder illusorisch machen, die die Einheitlichkeit und damit auch die Leistungsfähigkeit des Heeres stark beeinträchtigen und seine Eignung zur Lösung der ihm übertragenen Aufgabe in hohem Maße in Frage stellen. Das kleine 100 000-Mann-Heer ist zu den Leistungen, die das deutsche Volk von ihm mit Recht erwartet und erwarten soll, nur dann befähigt, wenn seine Leitung entsprechend der Verfassung einzig und allein in den Händen des Reichspräsidenten liegt, wenn außer diesem niemand das Recht hat, auch nur über einen einzigen Soldaten zu verfügen.

Neben der Vereinheitlichung der Armee und ihrer tatsächlichen Unterstellung unter einheitlichen Oberbefehl ist für den Grad ihrer künftigen Leistungsfähigkeit von ausschlaggebender Bedeutung, in welcher Weise das Problem der Entpolitisierung der Armee und die Beschränkung der Koalitionsfreiheit ihrer Angehörigen gelöst wird. Es erübrigt sich, auf die ungeheueren Gefahren hinzuweisen, die eine politisierende Armee für jede Regierung, welcher politischen Richtung sie auch angehören möge, bedeutet. Eine politisierende Armee ist nicht eine Stütze, sondern eine Gefahr für die Staatsautorität. Sie wird nicht mehr eine unbedingt verlässige Waffe in der Hand der verfassungsmäßigen Regierung sein, sondern — in sich gespalten und uneins, zerwühlt und in ihrem inneren Halt erschüttert durch den Kampf der politischen Parteien — wird sie im entscheidenden Moment versagen. Den berechtigten Interessen des Staates und eines 60-Millionen-Volkes gegenüber spielt die „politische Entrechtung" von 100 000 deutschen Männern keine Rolle; sie werden dadurch ebensowenig zu Staatsbürgern 2. Klasse degradiert, wie seiner Zeit die Offiziere und Kapitulanten des alten Heeres, sondern sie ehren sich selbst, indem sie dem Staate ein selbstverständliches, in der Eigenart des von ihnen freiwillig erwählten Berufes begründetes Opfer bringen.

Würde man dem Heere unbeschränkte Koalitionsfreiheit zugestehen, so würde es sich in kürzester Zeit in eine bewaffnete Gewerkschaft verwandeln, die Streikrecht u. dgl. für sich beanspruchen und in der neben den militärischen Vorgesetzten die Gewerkschaftsfunktionäre regieren würden. Es wäre nur eine Frage der Zeit, wann eine solche Gewerkschaft sich der meistbietenden politischen Partei in die Arme werfen würde.

Wozu es führt, wenn die Armee nicht dem politischen und wirtschaftlichen Kampfe der Parteien ferngehalten wird, zeigen uns die gegenwärtigen Zustände in Österreich und Tschechien. Die sozialdemokratische Regierung und die sozialdemokratische Mehrheit im Parlament des letzteren Landes sah sich infolge der unhaltbaren Zustände in der Armee gezwungen, ihre Entpolitisierung anzuordnen.

Die Bedingungen des Friedensvertrages über die Verpflichtung des Soldaten zu einer ununterbrochenen 12jährigen und des Offiziers zu einer ununterbrochenen 25jährigen Dienstzeit werden selbstverständlich nicht ohne Einfluß sein auf die Quantität und Qualität des Angebotes an Rekruten und an Anwärtern für den

Offizierberuf. Für das Ansehen und für die Leistungsfähigkeit des neuen Heeres ist es von allergrößter Bedeutung, daß ihm die besten Elemente der Nation zugeführt werden. Unter allen Umständen muß vermieden werden, daß das Heer die Zufluchtsstätte für solche Leute wird, die in anderen Berufen gescheitert sind, die nichts gelernt haben und die nicht arbeiten wollen.

Die Ansprüche, die wir künftig an die körperlichen, geistigen und sittlichen Qualitäten der Offiziere stellen müssen, sind weit höher, als dies im alten Heere der Fall war. Je kleiner das Heer ist, um so allgemeiner und umfassender muß die berufliche Ausbildung der Führer und Soldaten sein, um so höher sind die Anforderungen, die an die Lehrtätigkeit der Offiziere gestellt werden müssen. Der Offizier hat nicht mehr wie früher junge Leute einseitig für ihren militärischen Beruf auszubilden, sondern er arbeitet mit gereiften, diensterfahrenen Männern, die ihm kritisch gegenüberstehen und ihn innerlich nur dann als Führer anerkennen werden, wenn sie von seinem überlegenen Können und Wissen überzeugt sind und die überlegene Persönlichkeit in ihm fühlen. Mehr noch als früher wird der Offizier bestrebt sein müssen, auf jedem Gebiete durch sein Beispiel und durch vorbildliche Leistung seinen Einfluß und sein Ansehen zu stärken. Er muß lernen, den Dienst so vielseitig, so anregend und abwechslungsreich zu gestalten, daß das Interesse am Dienst bei seinen Untergebenen während der langen zwölfjährigen Dienstzeit nicht erlischt. Im Verein mit Lehrkräften aus dem Zivilstande obliegt ihm endlich die völlig neue und ganz besonders wichtige Aufgabe, seine Untergebenen für den Übergang in den Zivilberuf und das Erwerbsleben vorzubereiten.

Nur dann werden wir dem Heere Rekruten und Anwärter für den Offizierberuf, die sittlich, geistig und körperlich ihrer Aufgabe gewachsen sind, in genügender Zahl zuführen können, wenn die Nation im Soldaten wieder den Mann ehrt, der bereit ist, Leben und Gesundheit für das Vaterland zu opfern, wenn durch erträgliche Besoldungs- und Beförderungsverhältnisse und die Aussicht, bei guten Leistungen in nicht zu vorgeschrittenem Alter gehobene Stellungen zu erreichen, dem gesunden Ehrgeiz Entwicklungsmöglichkeiten geschaffen werden, wenn der Offizieranwärter die Hoffnung haben darf, in Stellungen vorzurücken, die nach Wirkungskreis, Rang und Einkommen etwa den Stellungen gleichkommen, die seine gleichaltrigen Schulkameraden in annähernd gleich langer Dienstzeit im Zivilberuf erreichen können.

Für die Qualität des Zuganges an Mannschaften wird es von ausschlaggebender Bedeutung sein, wie der Soldat während seiner Dienstzeit verpflegt, gekleidet und untergebracht wird, vor allem aber, in welcher Weise ihm nach Ablauf seiner 12jährigen Dienstzeit der Übergang in das bürgerliche Leben erleichtert wird. In weit höherem Maße als bisher müssen Reich, Länder und Kommunen Beamtenstellen für gediente Soldaten zur Verfügung stellen. Vor allem aber muß die Ausbildung des Mannes je nach Veranlagung, Vorkenntnissen und Neigung für den Beamtenberuf, für Handel und Gewerbe oder für die Landwirtschaft planmäßig und systematisch durch erstklassige Lehrkräfte gefördert werden.

Diese Maßnahmen erfordern, ebenso wie die militärische Ausbildung, sehr große Mittel, die infolge der Entwertung unseres Geldes die Forderungen des Haushaltes für das Heer zu erschreckend hohen Ziffern anwachsen ließen.

Die trostlose Finanzlage des Reiches macht es begreiflich, daß den gesetzgebenden Körperschaften die Bewilligung der für das 100 000-Mann-Heer geforderten Mittel nicht leicht fällt. Möge ihnen ihr verantwortungsvoller Entschluß erleichtert werden durch die Erkenntnis, daß ohne die Möglichkeit, sich auf eine verlässige, gute und zufriedene Armee zu stützen, keine Regierung — welcher politischen Partei oder Parteigruppierung sie auch angehören möge — in der Lage sein wird, unserem armen gequälten Vaterland jenes Maß von Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu schaffen, dessen es zum Überwinden der schwersten Krise, die jemals ein großes Volk durchzukämpfen hatte, unter allen Umständen bedarf.

Drei deutsche Christgeschenke

Von Hans Schimmelpfeng

Wenn der Kerzen leises Knistern
Von dem Tannenbaum dich grüßt,
Und der Christnacht heiliges Flüstern
Um die herben Nadeln fließt:
Dann versäume nicht zu lauschen
Süßem Trost aus seliger Zeit,
Laß der dunklen Glocken Rauschen
Lindern deiner Seele Leid.
Beug' dich vor dem Glauben nieder
Aus der Kindheit frommem Land,
Richte auf die Hoffnung wieder,
Deren Licht in Nacht entschwand!
Ach, wie wenig ist geblieben
Von dem Traum der Jugendblüt;
„Lerne lieben, lerne lieben!"
Mahnt ein altes, ernstes Lied,
Dessen traute milde Weise
Schmeichelnd um die Zweige weht;
Feiert deutsche Weihnacht leise,
Heute ist's noch nicht zu spät! — — — —
Glaube an des Schmerzes Ende,
Der das Volk in Ketten bannt;
Bete, daß sich fleiß'ge Hände
Rühren für das Vaterland.
Und wenn müd' des Herzens Schlagen
Keine Zuversicht dir bringt;
Reiß dich los aus dem Verzagen,
Das dich so in Fesseln zwingt.
Demut treibt dich in die Knie,
Und dein Leib zerbricht daran;

Glaube trotzig spät und frühe,
Glaube wieder, deutscher Mann,
Daß aus dem, was schön gewesen,
Was zertreten unser Fuß,
Neugeboren das Genesen
Wie ein Samkorn keimen muß.
Edle Saat harrt unverdrossen,
Bis der Erntetag erwacht;
Heldenblut, das dir geflossen,
Führt dich aus des Daseins Nacht,
Wird die Finsternis erhellen,
Deren Schatten uns umwehn.
Aus dem Tod der Besten quellen
Soll ein junges Auferstehn.
Ihres Sterbens heiliger Trauer
Bleib' andächt'gen Geist's gedenk!
Und des Glaubens feste Mauer
Sei — dein erstes Christgeschenk! — — — —
Töte die verhaßten Sorgen,
Die wohl zu begreifen sind;
Mit dem weißen Weihnachtsmorgen
Steigt die Hoffnung auf geschwind.
Klammre dich an ihre Flügel,
Sie sind stark, sie halten's aus;
Greife mutig in die Zügel,
Lenke durch der Nöte Graus
Dein Gefährt, das jetzt so schwankend
Auf zerstörten Straßen treibt,
Daß es nie vom Ziele wankend
In des Weges Mitte bleibt.
Hoffnung heilt dich vom Verzagen
Wie der Gott des Himmelslichts;
Willst du solchem Trost entsagen,
Bleibt das Grab, — sonst bleibt dir nichts.
Hoffnung, süße Himmelsblume,
Die du goldne Bilder malst,
Und in Deinem Heiligtume
Heller als die Sonne strahlst,
Hebe deine Rosenschwingen
Auf zu der geweihten Nacht,
Wenn die Kinderlieder klingen,
Die auch uns einst froh gemacht.
Flüstre kosend um der Kerzen
Festlich frohen Lichterschein,
Ziehe sieghaft in die Herzen
Stark mit stolzem Troste ein!

Folge diesem Wink und Worte
Von der Erde dumpf und eng,
Denn der Hoffnung grüne Pforte
Sei dein zweites Christgeschenk. — — — —
Neue Liebe, heißumworben,
Steige aus der Weihnacht Schoß;
Jetzt bist du fast ausgestorben
Und in Deutschland heimatlos.
Konnt'st nicht mit zwei Söhnen wandern,
Wo des einen Seele glüht
Für die Scholle, — doch des andern
Hand dies Kleinod feig verriet.
Der grollt abseits noch verbissen,
Nicht vom Fluch der Schuld erwacht;
Rede du ihm in's Gewissen
Heiliger Liebe Zaubermacht;
Finden sich die deutschen Brüder
Nicht in dem, was Männer eint,
Lacht die Freiheit niemals wieder;
Aber einer lacht; — der Feind! — — — —
„Lieben soll ich schnöde Sünder?"
Schreist du auf; — — Was hilft's? — Du mußt!
Denn sie nährte doch als Kinder
Einer deutschen Mutter Brust.
Und ihr fandet beim Gesange
Euch in gleichem Weihnachtslied,
Als des Hasses gelbe Schlange
Eure Herzen noch nicht schied.
Schwert an Schwert trugt ihr die Nöte
In dem Riesenweltenkrieg;
Vor euch nur die Morgenröte,
Und das war: der Deutschen Sieg! — — —
Weihnachtsliebe, laß nichts fehlen;
Ist's doch selbst Dein größter Schmerz!
Deine Allmacht zwingt die Seelen
An Dein pochend Mutterherz.
Liebe, flamme um die Kerzen,
Wie ein goldnes Wehrgehenk;
Neig' dich allen kranken Herzen
Als das dritte Christgeschenk! —
Glaubt und hofft; in Leid und Nöten
Siegt die Liebe heut wie einst.
Viele deutsche Lippen beten,
Daß du dieser Weihnacht scheinst.

Weihnachtsbetrachtungen eines deutschen Demokraten

Aus meinem Geheimtagebuch

Weihnachten 1913. Es ist nicht zu leugnen, daß sich das seit 1850 ohne und gegen unsere Partei regierte Preußisch-Deutsche Reich in einem unglaublichen Aufstieg an Wohlstand, Bevölkerungszahl und Weltmöglichkeiten befindet. Aber der Fall Zabern, anläßlich dessen ich von vielen englischen und amerikanischen Freunden warme Zustimmungsschreiben zu unserer Entrüstungsrede im Reichstag erhalten habe, zeigt doch, wie sehr sich dieser Junkerstaat mit seiner Verachtung demokratischer Grundsätze die einstimmige Verurteilung aller Demokraten in der ganzen Welt zugezogen hat. Ich konnte meinem Freund C. W. P. Davis auf seine Behauptung, die deutsche Militärkaste bereite einen Krieg vor, glücklicherweise erwidern, die deutsche Demokratie wüßte den deutschen Militarismus genügend zu fesseln. Haben wir doch im vorigen Jahr durch den Finanzgrundsatz „keine Ausgabe ohne Deckung" die übermäßige Verstärkung des deutschen Heeres zu Fall gebracht. Allerdings haben die Franzosen stärker gerüstet als wir, und mein konservativer Landsmann und Reichstagskollege Y. behauptet, gerade unsere Abstriche an den Armeeforderungen erhöhten nur die Kriegsgefahr. Ich bin aber überzeugt, daß die durch die Einschränkung unserer Rüstungen tatkräftig bekundete Friedensliebe des deutschen Volkes mit Hilfe unserer demokratischen Freunde in Frankreich und England die allgemeine Entspannung fördern wird, und ich sehe in Bethmann Hollwegs Verständigung mit England ein diplomatisches Meisterstück und die eigentliche Lösung unserer Schwierigkeiten. Die zweite weltgeschichtliche Tat Bethmann Hollwegs soll dann sein, daß er in das starre und schroffe Junkerregiment, das neben der äußeren Wohlfahrt uns so viel Verärgerung gebracht hat, einen frischen Luftzug, neue Männer und neue Ideen hereinbringt. Freilich im stillsten frage ich mich: Welche Männer und welche Ideen haben wir Epigonen der achtundvierziger Freiheitsmänner heute noch anzubieten, die wirklich einen in sich blühenden Staat noch weiter fördern?

Weihnachten 1914. Ein furchtbares Geheimnis, das man nicht laut sagen darf: Der Abstrich vom März 1912 hat uns die drei entscheidenden Armeekorps an der Marne fehlen lassen. Aber auf militärische Siege kommt es ja gar nicht an. Ein Volk von achtzig Millionen, das so einig ist wie das unserige, ist nicht zu besiegen, und der demokratische Gedanke wird sich mit der Länge des Krieges in allen Ländern, auch bei den Meuchelmördern von Belgrad und ihren Helfeshelfern an der Themse, Seine und Newa, durchsetzen und auf den Trümmern des alten Europa die wahre Völkerverständigung herbeiführen. Die Aufgabe von uns deutschen Demokraten ist es, zunächst einmal bei uns zu Haus der Vernunft zum Durchbruch zu verhelfen. Kollege Y. behauptet allerdings, bestimmt zu wissen, daß das Kriegsziel Belgien kein alter Plan unserer Annexionisten wäre, und daß es insofern gar keine Rolle spielte, als die feindlichen Regierungen doch bis zur Vernichtung des Deutschen Reiches kämpfen wollten. Ich setze dagegen meine Hoffnung auf die liberale Regierung in England und auf Bethmann Hollweg. Ich verstehe nicht, wie mir Noske neulich sagen konnte, er mißbillige, daß Bethmann Hollweg die Flotte zurückhalte. Ein deutscher Seesieg über England würde ja den Frieden nur hinausschieben, ja unmöglich machen. Wir dürfen England nicht weiter reizen. Allerdings muß ich zugeben, daß Tirpitz' Flottenbau die Verständigung mit England bis zum Juli 1914 nicht gestört hat, wie wir damals glaubten. Haben doch die Engländer, die 1905 und 1911, als wir noch keine starke Flotte besaßen, zum Kriege drängten und nur durch das furchtsame Frankreich gebremst worden sind, im Juli 1914 angesichts unserer inzwischen so stark gewordenen Flotte die Verständigung mit uns gewünscht und die Weltherrschaft in Vorderasien und Afrika mit uns teilen wollen. Die furchtbaren diplomatischen Fehler unseres Auswärtigen Amtes haben aber dann den Engländern eine so verlockende Gelegenheit zum Losschlagen geboten, daß die Kriegspartei in England zum Überwiegen kam. Jetzt aber müssen wir die verständigungsbereiten englischen Politiker moralisch stützen, und deshalb ist es Zeit,

daß wir auf den Machtgedanken zur See entschlossen verzichten. Wenn wir dafür im Innern dem demokratischen Gedanken zum Siege verhelfen, so fällt jeder Grund zum Mißtrauen gegen Deutschland bei unseren Feinden weg. Unser einziges Kriegsziel muß sein, den russischen Zarismus zu zertrümmern. Freilich macht mir das Kriegsziel gegen Osten schlaflose Nächte. Wir können doch Polen nicht befreien! Die frühere polenfreundliche Politik unserer demokratischen Presse bedeutet eine gewisse Verlegenheit, und mit Schrecken sehe ich als Ostmärker, wie meine Fraktionskollegen aus dem Westen und Süden nicht das mindeste Verständnis für die Gefahr einer Auflösung des russischen Reiches zu haben scheinen. Ich darf diese Gefahr auch nicht zu sehr betonen, sonst verliere ich meinen ganzen Einfluß in der Partei und störe die notwendige Einheitlichkeit und Stoßkraft zur Erlangung unserer inneren Kriegsziele.

Weihnachten 1915. Unsere Lage nach außen ist besser, als es den Anschein hat. Der immer wiederholte vergebliche Anprall der Feinde wird sie zur Vernunft bringen, und länger als bis zum Herbst 1916 hält es finanziell und moralisch keiner der Kriegführenden aus. Mehr Sorge macht mir die innere Lage. Die fabelhafte Kraft und Gesundheit unseres Volkskörpers, die unerschöpflichen Leistungen unserer Wirtschaft und das Ansehen der militaristischen Kreise infolge der letzten Siege und der unbestreitbaren Überlegenheit des deutschen Heeres über alle feindlichen Heere läßt die Notwendigkeit gründlicher Reformen im Innern dem breiten Volksbewußtsein immer noch nicht deutlich genug werden.

Weihnachten 1916. Das Friedensangebot im Zusammenhang mit der Polenbefreiung ist ein moralischer Sieg, der schwerer wiegt, als unsere so fruchtlosen Siege auf dem Schlachtfeld. Einerlei, ob das Friedensangebot angenommen wird oder nicht, so hat Deutschland doch jetzt moralisch die Führung des Weltgewissens übernommen. Ich habe meine Bedenken gegen die Polenbefreiung niedergekämpft und finde das Bedauern von Y. über die versäumte Möglichkeit eines Sonderfriedens mit dem Zaren recht charakteristisch für diese Kreise, die offenbar eine Verewigung des zaristischen Regimes in Rußland mit Rücksicht auf ihre eigene Machtstellung in Preußen ersehnen. Die Zukunft der Welt kann nur darin liegen, daß die beiden stärksten und aufgeklärtesten Völker, Deutschland und England, gemeinsam führen. Das dekadente Frankreich und der vom Zarenjoch befreite Osten werden uns dann nie mehr gefährlich werden. Meine kürzliche Reise nach der Schweiz war eine wahre Befreiung für mich. Endlich einmal wieder aus der Kriegspsychose heraus, sich als Europäer zu fühlen und mit edlen Menschen aus den feindlichen Staaten Blick und Händedruck zu tauschen! Der Amerikaner D. wie der Engländer M. waren merkwürdig einig in dem Vorwurf, daß die deutsche Demokratie es sich zu geduldig gefallen ließe, von der Regierung ausgeschlossen zu bleiben. Sie meinten, wir müßten den Verständigungsfrieden nach außen durch entschlossenen Kampf und Sieg im Innern erringen. Ich sehe jetzt ganz klar, daß wir einen guten Frieden nur erreichen, wenn Deutschland sich rot oder mindestens rosa umfärbt. Die Demokratisierung Deutschlands wird damit zum wichtigsten, auch außenpolitischen Kriegsziel. Ich werde im nächsten Jahr meine ganze Kraft daran setzen, die Demobilisierung der Geister in Deutschland zu betreiben, die verrückt gewordene Kriegsleidenschaft zu dämpfen und Männer und Ideen an die Spitze der Nation zu bringen, die das Vertrauen des Auslandes genießen. Die Mitteilungen meiner ausländischen Freunde haben mir den moralischen Rückhalt gegeben, den ich brauchte, und ich schäme mich jetzt meiner Schwäche, daß ich, im Wahn, während des Krieges die inneren Kämpfe zurückstellen zu müssen, so lange zu dem Unrecht geschwiegen habe, daß man uns von der Regierung fernhält.

Weihnachten 1917. Das einzig erfreuliche Ereignis dieses schweren Jahres war unsere Friedensresolution. Man kann gegen Erzberger sagen, was man will, er hat doch weit mehr auswärtige Politik in den Fingerspitzen, als die ganze alte Schule. Leider ist die Wirkung unserer befreienden Tat durch das nervöse Gekreisch

der Vaterlandsparteiler zerstört worden. Ich erhalte jetzt dank den für uns Pazifisten endlich verbesserten Verbindungen mit dem Ausland beinahe täglich Bestätigungen aus England und vereinzelt sogar aus Frankreich, daß ein Verständigungsfriede in demselben Augenblick da sein werde, da wir deutsche Demokraten das Heft in die Hand bekommen. Aber welche harten Kämpfe gegen innen und außen liegen im kommenden Jahr noch vor uns!

— — — — —

Weihnachten 1919. Ich greife wieder zur Feder. Die Welt um uns ist eine andere geworden. Unsere Ideale liegen, wie die der Annexionisten, am Boden. Hätte ich vorige Weihnachten das infolge der Besetzung meines Hauses durch die Polen und meiner abenteuerlichen Flucht vorübergehend abhanden gekommene Tagebuch bei mir gehabt, so würde ich wohl noch von Hoffnungen auf Wilson und seine 14 Punkte, den Völkerbund und die Vernunft der Feinde geschrieben haben. Heute weiß ich, daß unser Vertrauen schmählich getäuscht worden ist. Es nützt nichts, sich das zu verheimlichen. Am 30. September 1918 hatte ich Y. auf seinen Vorschlag eines nationalen Sammelkabinetts aus allen Parteien, geschrieben: „Wie soll ich mich mit Tirpitz und Ludendorff auf eine Bank setzen! Es kommt jetzt einzig darauf an, das Vertrauen des Auslandes zu gewinnen." Ich wünschte diesen Brief heute ungeschrieben. — Unsere demokratischen Forderungen sind durch die wüste Sturmflut der Pöbelherrschaft hinweggeschwemmt, und gegen unseren Willen finden wir uns heute nach rechts abgedrängt, wie die Gironde durch den Berg oder die Kerenski-Revolutionäre durch die Bolschewisten. Es war vielleicht doch nicht richtig, mit Rücksicht auf die Verständigung mit England unsere Kriegsenergie nach Westen zu dämpfen, nach Osten zu übersteigern und den Bürgerzwist im Innern gewähren zu lassen, ja zu schüren. Altweibersommer! Ich ziehe mich aus der Politik zurück.

Weihnachten 1920. Der Rückgang unserer Partei bei den letzten Wahlen war die Quittung dafür, daß unsere Illusionen so wenig wie die der Annexionisten Deutschland helfen konnten. Die große Müdigkeit unseres Volkes und der langsame Fluß der politischen Ereignisse dämpft die Leidenschaften. Wir haben heute keine großen Spannungen mehr in der inneren Politik. Man weiß nicht recht, für welche demokratischen Forderungen man noch kämpfen sollte. Aber gerade deshalb müssen wir auf der Hut sein. Auf der Hut gegen die nur zu begreiflichen, überall und namentlich im besetzten Gebiet und bei unseren unterjochten Brüdern jenseits der verschandelten Grenzen aufkeimenden Revanchehoffnungen; auf der Hut gegen die Reaktion der Monarchisten und Militaristen. Gerade heute, da man in Deutschland kaum mehr einer deutschen Uniform, dafür um so mehr uns aussaugenden feindlichen Militärs begegnet, muß man gegen die Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit ankämpfen. Es sieht sehr faul aus mit dem demokratischen und völkerversöhnenden Gedanken in Frankreich und England. Meine dortigen Freunde schreiben mir nicht mehr. Ich bedeute offenbar für sie nichts mehr. Man interessiert sich dort viel zu wenig für uns deutsche Demokraten. Schließlich waren wir anscheinend doch nur etwas, solange Deutschland eine Macht gewesen ist, und man hat uns benützen wollen, diese Macht zu untergraben. So etwas mache ich nicht mit. Aber wenn meine ausländischen Freunde mir einmal wieder schreiben sollten, so werde ich ihnen eine warme Rechte entgegenstrecken und bis zum letzten Atemzug ein guter Europäer bleiben. Vorerst gilt es, Kleinarbeit zu leisten. Ich freue mich, daß es mir gelungen ist, auf dem Etat der Reichswehr drei vollkommen überflüssige Generäle zur Streichung zu bringen. Und sollte man in München es wagen, noch einmal ein Schützenfest abzuhalten, so werde ich nicht zögern, das von meinem sauberen „Kollegen" Y. versteckte Maschinengewehr vor das Parlament zu bringen.

Kinder in Not!

Mit einer ganz neuen Eindringlichkeit werden jetzt in der Weihnachtszeit von Tausenden von Menschen die Worte gelesen und gesprochen: Kinder in Not. Es ist, als ob ganz plötzlich der Schleier gefallen ist, der ihren Augen bisher das furchtbare Elend der Kinder verhüllte, und sie nun sehend sind. Schmerzhaft sehend! Zahlen wie: Berlin hat von 485 000 Kindern 29 000 tuberkulöse und über 200 000 schwer kranke und unterernährte Kinder — werden ihnen zu lebendigen Vorstellungen, die in ihrer Furchtbarkeit das Gewissen aufpeitschen. Zum erstenmal empfinden viele Eltern ihre gesunden und glücklichen Kinder als einen Besitz, der verpflichtet, dazu beizutragen, das riesengroße Heer der kranken und glücklosen Kinder zu verringern.

Wie kann dies geschehen? Es soll ein Weg gezeigt werden:

Auf jedem für den Heiligen Abend festlich geschmückten Tisch muß als größte Freude für die Schenkenden und für die Beschenkten eine Anweisung zugunsten der Volkssammlung für das notleidende Kind liegen — unabhängig davon, ob schon vorher hierfür Beträge gespendet worden sind. Nirgends, wo Weihnachten gefeiert wird, darf dieses Geschenk fehlen. Wenn die Mittel beschränkt sind, müssen die zu Beschenkenden freiwillig auf Gaben verzichten, um ihre Pflicht den notleidenden Kindern Deutschlands gegenüber zu erfüllen.

Wenn viele, sehr viele diesen Weg gehen, dann wird nicht nur ein großer materieller Erfolg erzielt, sondern es wird — was unvergleichlich wertvoller ist — Weihnachten 1920 ein wirkliches Volksfest, da es auf dem Gefühl innerer Verbundenheit und auf dem Geist der Verantwortung des einzelnen für die Gemeinschaft beruht.

Dieser Weg, jetzt unter einsichtiger Führung beschritten auch von unseren Kindern, wird dazu führen, daß in der heranwachsenden Jugend allmählich die Gefühle von Haß und Unversöhnlichkeit abklingen, deren rasendes Tönen jetzt die Welt erschüttert. Auf dem freigewordenen Gefühlsacker wird dann der Samen, der zu Weihnachten 1920 in die Kinderherzen gesät ist, aufkeimen und zum Blühen bringen: Güte, Achtung und Liebe für alle Menschen.

Deutsche Väter und Mütter! Führt eure Kinder diesen Weg!

In jeder Stadt nehmen die Banken, Sparkassen und Postämter Spenden für die Deutsche Kinderhilfe entgegen. Sonst Postscheckkonto Berlin 89 900 Deutsche Kinderhilfe.

Bücherschau

Platzhoff, Walter. Bismarcks Bündnispolitik. Verlag von Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig. 1920.

Wahl, Adalbert. Vom Bismarck der 70er Jahre. Tübingen 1920. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Plehn, Hans. Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin. 1920. Preis geh. 28.— Mark, geb. 32.— Mark.

Platzhoff faßt auf Grund der jüngsten Memoirenliteratur die Grundzüge der Bismarckschen Politik gegenüber Österreich-Ungarn, Rußland, Italien, Rumänien usw., auch seine Versuche, mit England in ein engeres Verhältnis zu kommen, zusammen. Er ist der Auffassung, daß Bismarcks Bündnispolitik stets „Doppel-Politik" war und den Gegensatz zwischen östlicher und westlicher Orientierung, mit dem heute so viel doktrinärer Mißbrauch getrieben wird

nicht gekannt hat. Es war eben wirkliche Realpolitik, die ihr Ziel, Aufrechterhaltung des Friedens und der deutschen Großmacht, auch erreichte. Die Schwäche des neuen Kurses sieht Platzhoff nicht darin, daß er mit Bismarcks Politik brach, sondern im Gegenteil epigonenhaft an ihr festhielt, auch unter Verhältnissen, zu denen sie nicht mehr paßte.

Die Wahlschen Studien behandeln den Kulturkampf von der inner- und außenpolitischen Seite, sowie den „Krieg in Sicht"-Artikel von 1875.

Hans Plehns Buch ist vorerst das Klügste und Beste, was zusammenfassend über Bismarcks Außenpolitik geschrieben worden ist. Für deutsche Verhältnisse ist bezeichnend, daß Plehn, der als Engländer zweifellos ein Journalist von großem Rang und Gewicht geworden wäre, nach der Revolution freiwillig aus dem Leben geschieden ist, weil das Vaterland keine Verwendung für diesen feinen Historiker-Politiker gehabt hat.

Kämpfer, Dr. Aug. Herm. War Bismarck ein Genie oder nicht? Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. Halle a. d. S. 1920.

Kämpfer wendet sich gegen die Bismarckherabsetzer, die mit den Deutschtumsverkleinerern und Selbstbezichtigern zumeist eine Zunft bilden.

Lange, Hermann. Erinnerungen an den Alten und seinen Sachsenwald. Richard Mühlmann, Verlagsbuchhandlung (Max Große). Halle a. S. 1920.

Die zuerst 1908 erschienenen treuen Gedenkblätter aus dem Forsthaus von Friedrichsruh werden auch in der neuen Auflage zahlreiche Deutsche erfreuen, denen die letzte große Gestalt unserer politischen Geschichte bis zur Kenntnis seiner Alltäglichkeit hin teuer ist.

Hedwig von Bismarck. Erinnerungen aus dem Leben einer 95jährigen. Verlagsbuchhandlung Richard Mühlmann. Halle (Saale). 19. Auflage.

Diese Erinnerungen einer 95jährigen, von der Otto von Bismarck einst sagte: „Vor Cousine Hedwig nehme ich den Hut ab!", schaffen uns die Begegnung mit einem Menschen, der sich tapfer und bescheiden, pflichttreu und hilfsbereit, klug und liebevoll, mit hellem Blick für das Echte und Schöne und zugleich mit köstlich frischem Humor kernhaft durch ein langes Leben kämpfte. Es ist ein wundervolles Buch, das nur Freude macht und das zu besitzen noch mehr bedeutet.

Marcks, Erich. Ostdeutschland in der deutschen Geschichte. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag. Geheftet 4,50 Mark.

Unsere Ostmark ist auf der Karte nicht mehr, aber sie bildet sich neu im Herzen unseres Volkes. Dieses geschichtliche Bewußtsein, vorzubilden und zu vertiefen, ist nun auch einem der bedeutendsten lebenden Geschichtschreiber, dem bekannten Bismarckbiographen, Bedürfnis geworden. Seine Gedanken verdienen allgemeine Beachtung.

Ottmar v. Mohl. Fünfzig Jahre Reichsdienst. Lebenserinnerungen. Verlag Paul List, Leipzig.

Ein Sohn Roberts v. Mohl, der vom Vater die Einschätzung des eigenen Gewichts geerbt und in verschiedenen hohen, aber mehr dekorativen Stellen des Berliner Hof- und Auswärtigen Dienstes unter Wilhelm I. und II. viel repräsentativen Vordergrund der Politik gesehen hat, veröffentlicht Tagebücher, die als Geschichtsdokument am besten durch Mohls Stellung als Kabinettsekretär der Kaiserin Augusta und seine dreijährige Tätigkeit als Zeremonienmeister am kaiserlich japanischen Hof charakterisiert werden.

Unsere Marine im Weltkriege und ihr Zusammenbruch. Von Vizeadmiral z. D. **Behncke.** Verlag Karl Curtius, Berlin.

Behncke hat als Nachfolger des durch den Kapp-Putsch unnötigerweise gestürzten Admiral v. Trotha die Leitung der Marine in der gegenwärtigen schweren Zeit übernommen. Wenn man nicht aus dem Ruf, den sich Behncke früher im Krieg wie im Frieden erworben hat, wüßte, daß er der richtige Mann an dieser Stelle ist, so würde diese schöne Schrift es beweisen. Sie ist ein objektives, doch mit warmem Gefühl geschriebenes Vademecum „na See to", die für die „Grenzboten" immer mit die wichtigste Grenze bleiben wird. Behncke beantwortet knapp und doch vollständig die Fragen: War es notwendig, die Flotte zu bauen? Hat sie uns

den Krieg gebracht? Welche Wirkung hat diese Risikoflotte im Kriege ausgeübt? War es richtig, den Unterseebootskrieg zu erklären? Hat er uns die Feindschaft Amerikas gebracht? Ist er richtig geführt worden? Hat die Marine uns die Revolution gebracht? Was hat zu ihrem Zusammenbruch geführt?

Die Pariser Völkerbundakte nebst den Urkunden über die Pariser Verhandlungen, dem Haager Schiedsgerichtsabkommen usw. Mit einer historischen Einleitung versehen und erläutert von Dr. **Hans Wehberg.** Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co. Berlin und Leipzig. 1919.

Der Text des Vertrages, handlich vereinigt mit den Urkunden der Pariser Versammlungen von 1919 und einer Übersicht über die offiziellen und privaten Völkerbundsentwürfe.

Friedrich Nicolai. Reise durch Deutschland 1781. Regensburg—Passau—Linz—Wien. Leonhardt Verlag. Leipzig-Wien. 1921.

Das alte lustige Wien, durch die nüchternen Augen eines gescheiten zopfigen Berliners gesehen, wirkt in einer Zeit, da Wien untergeht und Berlin seinen Charakter abstreift, als eigentümlich anregende Lektüre.

Aus Natur und Geisteswelt. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin.

Von den neueren Erscheinungen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erwähnen wir hier: M. Stimmings Gute Deutsche Verfassungsgeschichte vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. W. Stammlers Geschichte der niederdeutschen Literatur, die bis Gorch Fock herabreicht und die vorzügliche K. Bethsche Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte.

Verantwortlich: i. V. Hans von Sodenstern in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallschreiberstr. 34/35.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis.

Die Grenzboten

79. Jahrgang. Drittes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

79. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Berlin

K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten

1920

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1920. Drittes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär.

Artikel, Ein — mit einem Nachwort, von Fritz Kern 30, 81
Asiatische Problem, Das —, von Friedrich von Bötticher 30, 90
Aufruf zur inneren Erneuerung, von Karl Gerhardt 28/29, 45
Auslandsdeutsche, von Oskar Scholz . . 39, 362
Außenpolitik, Über die Orientierung der deutschen — von Graf Bernstorff . . . 36, 251
Außenpolitische Neuorientierung, Über unsere —, von Großadmiral von Tirpitz 31/32, 113
Auswanderung, Betrachtungen zur Frage der deutschen —, besonders nach Südamerika, von Dr. jur. Hartwig . . 37/38, 298
Bayrische Partikularismus. Der — und Frankreich, von M. 37/38, 325
Canossagang, Der — der deutschen Sozialdemokratie, von Dr. Friedrich Thimme 34/35, 220
Den Deutschen ins Stammbuch, von M. 37/38, 297
Dreihundert, Die — und der Eine, von Priscus 28/29, 38
Englisch-deutschen Bündnisverhandlungen, Die — von 1898—1901 im weltpolitischen Zusammenhang, von Prof. Dr. Felix Salomon. 34/35, 200
Europäische Kultur? Europäische Politik? von Fritz Kern. 28/29, 89
Frankreich auf dem Sprung 39, 332
Frankreich und Rußland, von Menenius 34/35, 233
Französisch-belgische Militärabkommen, Das — von Prof. K. Hampe 39, 340
Führerlos 34/35, 241
Gedichte, von Pandur 28/29, 38; 30, 90; 31/32, 125, 148; 33, 186; 34/35, 239; 36, 274; 37/38, 321; 39, 357
Geheimberichten, Aus — an den Grafen Hertling (1915—1917), von Franz von Stockhammern, Ministerialdirektor . . 27, 8; 28/29, 46; 30, 95; 31/32, 133; 33, 172; 34/35, 214; 36, 257
Grausame Komödie in endloser Wiederholung, von K. 28/29, 64
„Grenzboten", von Priscus. 36, 249
Grenzdeutschen, Minderheitsschutz bei den —, von Dr. Gottfried Fittbogen 31/32, 125
Hölle — Weg — Erde, von Priscus . . 27, 1

Heft Seite

Jugend und Politik, von Walter Dankwerth 37/38, 326
Kärnten, Zur Abstimmung in — 39, 360
L'âme belge 30, 105
Land der Mitte, Das, von Priscus . . 33, 161
Luzern, von Menenius 37/38, 318
Marine, Die — eine Notwendigkeit für das deutsche Reich, von Admiral a. D. Bachmann 37/38, 304
Marneschlacht, Das Rätsel der —, von Oberst a. D. Servaes 37/38, 308
Offenherzigkeiten, von Zibo und Mulay Hassan 27, 24; 28/29, 35, 68; 30, 103; 31/32, 149; 33, 186; 34/35, 239; 36, 274; 37/38, 321; 39, 358
Parlamentarismus, Die Segnungen des —, von Priscus 39, 329
Petljura und wir, von Major G. Frantz 39, 344
Polnische Nationalitätenfrage, Die —, von Dr. Walter Schätzel 33, 168
Praktischen Bolschewismus, Die Probleme des —, von Andreews Needra . . . 37/38, 283
Rad der Geschichte, Das —, von Fritz Kern 34/35, 193
Ratlosen, Die —, von M. 28/29, 67
Rheinischen Frage, Zur —, von Linksrheiner 39, 337
Schantung, Die Liquidation der deutschen Interessen in —, von Waldemar Vollerthun 28/29, 60
Seeschlacht, Die —, von Graf Felix Luckner 39, 351
Sowjetrußland, Briefe aus —, von * * * 27, 12
Sozialdemokraten, Die —, von K. . . . 27, 21
Spa, Von — bis Warschau, von Menenius 31/32, 143
Spa, Die Deutschen in — 30, 87
Studenten, Politische Bildung der —, von Prof. Dr. Fr. Tobler 31/32, 122
Tiroler Frage, Die —, von G. von Tschurtschenthaler. 28/29, 53
Verantwortlichkeit am Kriege, Die —. von M. 28/29, 74
Wallonei, Von der preußischen —, von Prof. Dr. O. Deuerling 27, 3

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen.

Arbeiterbewegung, Die deutsche — in der Gegenwart, von Paul Rüffer . . . 31/32, 130

Heft Seite

Berufsständische Gedanke, Der — und die Landwirtschaft, von P. v. Broecker . . 33, 163
Chemischen Industrie, Rückblicke und Ausblicke der —, von Oskar Neuß . . 34/35, 226
Deutschlands wirtschaftliche Zukunft, von Friedrich Edler v. Braun 36, 263
Ernährungswirtschaft, Deutsche — 33, 178
Zusammenbruch Deutschlands, Der wirtschaftliche — 33, 183

Literatur, Kunst, Philosophie.

Bühnenelend, Das Berliner —, von Richard Nordhausen 30, 99
Film und Deutschtum, von R. 28/29, 72
Hafisübersetzung, Das Problem einer —, von Georg Jacob 27, 20
Kantgesellschaft, Die Tagung der — in Halle, von Dr. Paul Feldkeller . . . 28/29, 73
Musikverständnisses, Zur Psychologie des wirklichen und des scheinbaren —, von Dr. R. Hohenemser 31/32, 137
Neue Lyrik, von Hans Heinrich Schaeder 34/35, 231
Orth, Elisabeth von —, von Paula Modersohn 36, 269
Politische Dichter, Der — vom 9. November, von Eduard Reimers 37/38, 313
Russischen Religiosität, Zur Beurteilung der —, von Hans Heinrich Schaeder 28/29, 56

Bücherbesprechung.

Ein B an Stelle der Seitenzahl bedeutet Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes

Amend, Curt, Das alte System 39, 365
Bang, Der Friede 39, 364
Biram, Else, Die Industriestadt als Boden neuer Kulturentwicklung (B.) . . . 31/32, 156
Borchard, Rudolf, Jugendgedichte (H. H. Schaeder) 34/35, 233
Braun, Fritz, Die Ostmark . . . . . 31/32, B
Briefs, Goetz, Untergang des Abendlandes, Christentum und Sozialismus (H. H.) 31/32 152
Bülow, General von, Mein Bericht zur Marneschlacht (Oberst Servaes) . . 37/38, 308
Classen, Walther, Wie der deutsche Osten entstanden ist . . . . . 31/32, B
Cleinow, Franz, Das kommende Europa (Hans Brettner) 30, 107
Delbrück, Hans, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, 4. Teil (Dr. Max von Szczepanski) 28/29, 76
Diederichs, Eugen, Politik des Geistes (B.) 31/32, 155
Droem, Ernst, Gesänge (Hans Heinrich Schaeder) 34/35, 231
Eckardstein, Freiherr von, Erinnerungen und Denkwürdigkeiten (F. Salomon) 34/35, 201
Edda, 2. Bd., herausg. von A. Heusler (B.) 31/32, 156
Groos, Karl, Bismarck im eigenen Urteil (K.) 31/32, 155
Hammann, Otto, Der neue Kurs (F. Salomon) 34/35, 201
Hausen, General von, Erinnerungen an den Marnefeldzug (Oberst Servaes) 37/38, 309
Hofmann, Albert von, Das deutsche Land und die Geschichte (B.) 31/32, 156
Inneren Politik, Schriften zur —, von M. H. B. 34/35, 242
Kluck, General von, Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht (Oberst Servaes) 37/38, 308
Kritik des Weltkrieges, von einem Generalstäbler (Oberst Servaes) . . . 37/38, 309
Kühn, Lenore, Das Buch Eros (B.) . 31/32, 156
Küntzel, G., und M. Haß, Das politische Testament der Hohenzollern (B.) . . 31/32, 155
Luther, Arthur, Alt-Dorpat und das russische Geistesleben (B.) 31/32, 156
Meray, C. H., Weltmutation . . . . 31/32, B

Heft Seite

Mereschkowski, Dmitri, Gogol, sein Leben, sein Werk und seine Religion (Hans Heinrich Schaeder) 28/29, 58
Meyer, Dr. Hermann, Das politische Schriftwesen im Deutschen Auswärtigen Dienst (B.) 31/32, 155
Mitscherlich, Waldemar, Der Nationalismus Westeuropas . . . . . 31/32, B
Plenge, Die Zukunft Deutschlands und die Zukunft der Staatswissenschaft (B.) 31/32 155
Raschdau, L., Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris (K.) 31/32, 155
Rausse, Hubert, Geschichte des deutschen Mittelalters . . . . . 31/32, B
Rosenstock, Eduard, Die Hochzeit des Krieges und der Revolution (H. H.) 31/32, 152
Scholz, Heinrich, Zum Untergang des Abendlandes (H. H.) 31/32, 152
Tagore, Rabindranath, Nationalismus 31/32, B
Uexküll, J. v., Staatsbiologie . . . . 31/32, B

Mitarbeiterverzeichnis.

Bachmann, Admiral z. D., Die Marine eine Notwendigkeit für das Deutsche Reich 37/38, 304
Bernstorff, Graf, über die Orientierung der deutschen Außenpolitik 36, 251
Böttticher, Friedrich von, Das asiatische Problem 30, 90
Braun, Friedrich Edler von, Deutschlands wirtschaftliche Zukunft 36, 263
Brettner, Hans, „Das kommende Europa" von Franz Cleinow 30, 107
Broecker, P. von, Der berufsständische Gedanke und die Landwirtschaft . . . 33, 163
Dankwerth, Walter, Jugend und Politik 37/38, 326
Deuerling, Prof. Dr. Oswald, Von der preußischen Wallonei 27, 3
Feldheller, Dr. Paul, Die Tagung der Kantgesellschaft in Halle 28/29, 73
Fittbogen, Dr. Gottfried, Minderheitsschutz bei den Grenzdeutschen 31/32, 125
Frantz, Major G., Petljura und wir . . 39, 344
Gerhardt, Karl, Aufruf zur inneren Erneuerung 28/29, 45
Hampe, K., Das französisch-belgische Militärabkommen 39, 340
Hartmann, O. v., „Das alte System" von Curt Amend 39, 365
Hohenemser, Dr. R., Zur Psychologie des wirklichen und des scheinbaren Musikverständnisses 31/32, 137
H. H., „Untergang des Abendlandes, Christentum und Sozialismus", von Goetz Briefs
—, „Zum Untergang des Abendlandes", von Heinrich Scholz
—, „Die Hochzeit des Krieges und der Revolution", von Eduard Rosenstock 31/32, 152
Jacob, Georg, Das Problem einer Hafisübersetzung 17, 20
Kern, Fritz, Europäische Kultur? Europäische Politik? 28/29, 39
—, Ein Artikel, mit einem Nachwort . . 30, 81
—, Das Rad der Geschichte 34/35, 193
K., Die Sozialdemokraten 27, 21
—, Grausame Komödie in endloser Wiederholung 28/29, 64
—, „Bismarck im eigenen Urteil", von Karl Groos
—, „Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris", von L. Raschdau 31/32, 155
Linksrheiner, Zur rheinischen Frage . . 39, 337
Luckner, Graf Felix, Die Seeschlacht . . 39, 351
Menenius, von Spa bis Warschau . . 31/32, 143
—, Frankreich und Rußland 34/35, 233
—, Luzern 37/38, 318
Mulay Hassan, Offenherzigkeiten . . . 27, 24
28/29, 70; 30, 103; 31/32, 150; 33, 187; 34/35, 239; 37/38, 321; 39, 358

	Heft	Seite
M. H. B., Schriften zur inneren Politik	34/35,	242
M., Den Deutschen ins Stammbuch	37/38,	297
M., Der bayrische Partikularismus und Frankreich	37/38,	325
Needra, Andreews, Das Problem des praktischen Bolschewismus	37/38,	283
Neuß, Oskar, Rückblicke und Ausblicke der chemischen Industrie	34/35,	226
Nordhausen, Richard, Das Berliner Bühnenelend	30,	99
N., Die Ratlosen	28/29,	67
Pandur, Gedichte	28/29,	38; 30, 90; 31/32, 125, 148; 33, 186; 34/35, 239; 36, 274; 37/38, 321; 39, 357
Priscus, Hölle — Weg — Erde	27,	1
—, Die Dreihundert und der Eine	28/29,	33
—, Das Land der Mitte	33,	161
—, „Grenzboten"	36,	249
—, Die Segnungen des Parlamentarismus	39,	329
Reimers, Eduard, Der politische Dichter vom 9. November	37/38,	313
Rüffer, Paul, Die deutsche Arbeiterbewegung in der Gegenwart	31/32,	130
R., Film und Deutschtum	28/29,	72
Salomon, Dr. F., Die englisch-deutschen Bündnisverhandlungen von 1898 — 1901 im weltpolitischen Zusammenhang	34/35,	200
Schaeder, Hans Heinrich, Neue Lyrik	34/35,	231
Schaeder, Hans Heinrich, Zur Beurteilung der russischen Religiosität	28/29,	56
Schätzel, Dr. Walter, Die polnische Nationalitätenfrage	35,	178
Scholz, Oskar, Auslandsdeutsche	39,	362
Servaes, Oberst a. D., Das Rätsel der Marneschlacht	37/38,	308
Stockhammern, Ministerialdirektor Franz von, Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling (1915—1917)	27,	8; 28/29, 46; 30, 95; 31/32, 133; 33, 172; 34/35, 214; 36, 257
Szczevanski, Dr. Max von, „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, 4. Teil", von Hans Delbrück	28/29,	76
Thimme, Dr. Friedrich, Der Canossagang der deutschen Sozialdemokratie	34/35,	220
Tirpitz, Großadmiral von, Über unsere außenpolitische Neuorientierung	31/32,	113
Tobler, Prof. Dr. Fr., Politische Bildung der Studenten	31/32,	122
Tschurtschenthaler, G. von, Die Tiroler Frage	28/29,	53
Vollerthun, Waldemar, Die Liquidation der deutschen Interessen in Schantung	28/29,	60
Zibo, Offenherzigkeiten	28/29, 35,	68; 30, 105; 31/32, 149; 36, 274; 37/38, 321; 39, 358
* * *, Briefe aus Sowjetrußland	37,	12

Die Segnungen des Parlamentarismus

Dankbarkeit und Treue vom Mitmenſchen zu verlangen, heißt ihm die entrüſtete Frage aufzwingen: Bin ich ein Hund? Übermenſchliche Tugenden ſind unmenſchliche Laſter. Es darf alſo auf Erkenntlichkeit nicht rechnen, wer ſeine Geſchäfte ſo betreibt, daß ſie ausſchließlich den Nebenbuhlern Nutzen bringen, und wer auf dem eigenen Hofe Einrichtungen trifft, die den ſchleunigen Übergang des Anweſens in nachbarlichen Beſitz notwendig zur Folge haben. Deutſchland wird deshalb auch künftighin darauf verzichten müſſen, die Anerkennung des Auslandes für ſeinen Parlamentarismus zu ernten. Wie große Verdienſte ſich dieſe Inſtitution immer um die europäiſche Kultur, den Völkerbund und die Völkerverſöhnung erworben hat, auf eine öffentliche Anerkennung ihrer Leiſtungen dürfen wir heute ſo wenig rechnen wie im Oktober und November 1918, wo wir Wilſons Schieberevangelium gläubig annahmen. Glücklicherweiſe genügt es dem Deutſchen, wenn ihn nach jeder begangenen abgrundtiefen Eſelei die Stimme in der eigenen Bruſt, ſein internationales Gewiſſen, belobt. Wenn des Liedes Stimmen ſchweigen von dem überwundenen Mann und ſeinen vertrauensvollen Reinfällen, dann zeugt er für ſich ſelber und ſteht ſofort groß da!

Durch den deutſchen Parlamentarismus, einzig und allein durch ihn, iſt die Welt vor der preußiſchen Überflutung bewahrt worden. Dieſe geſchichtliche Wahrheit war in Neuyork und London und Paris unterdrückt worden, weil perſönliche Eitelkeiten, der Stolz auf die noch nie beſiegte Yankeeſtreitmacht, auf die eigene Tatkraft und Boxerzähigkeit, auf Preſtige und Gloire jede Objektivität verhindert. Weil man, mit einem Wort geſagt, in Neuyork und London und Paris nicht echt deutſch zu empfinden vermag. Unbeſtreitbar bleibt die Tatſache deshalb doch, und vorm Richterſtuhl Klios, dem ſo häufig und ſtets ſo wirkungsvoll in Leitartikeln zitierten, werden als die Erretter dieſes Planeten einſt nicht Perſhing und Haig und Foch, noch weit weniger der ſtark angepuffte Wilſon oder die unbeſchwerten Quadratſchädel Clemenceau und Lloyd George daſtehen, ſondern vielmehr unſere deutſchen Parlamentsgrößen ſeit 1890 und die von Gottes Gnaden eingeſetzten Regierungen ihres Vertrauens.

Ein sicherer Scharnhorst hat nach der Niederlage von Jena, nebenbei bemerkt einer an heutigen Verhältnissen jahrzehntelang maßlos aufgebauschten Zwerghaftigkeit, Preußens Friedensheer auf 1 v. H. der Bevölkerungszahl zu bringen verstanden. Mit Recht wies kürzlich der Demokrat Freiherr von Richthofen darauf hin, daß nur der Mangel an Parlamentarismus diesen mörderischen Schlag gegen den Weltfrieden ermöglicht hätte. Wäre damals ein Reichstag oder Landtag auf dem Plan gewesen, Scharnhorst hätte mit Schwefelgestank im selben Augenblick in die Versenkung fahren müssen, wo er seinen Teufelsgedanken auch nur andeutungsweise kundgab. Unterstützt von der aufgeklärten und freiheitlichen Weltstadtpresse, hätte die antimilitaristische Opposition ihn und seine reaktionären Umtriebe bei der Neuwahl für immer unmöglich gemacht und den friedliebenden Steuerzahlern Millionen erspart. Man stelle sich nur vor, was ohne Parlament in den Jahren nach 1900 geschehen wäre, vielleicht sogar ohne einen Bismarck und ohne eine bismarckwürdige Monarchie geschehen wäre, wenn wir damals mittelalterlich noch auf Reichstag und Reichstagsfraktionen hätten verzichten müssen! Wenn es nicht gesetzlich vorgeschrieben gewesen wäre, jede Änderung im Heeresetat sofort ausführlich dem Auslande mitzuteilen!

Die unmittelbare Lebensnot für Deutschland lag auf der Hand. Nachdem der einfache und schlichte Naturmensch Caprivi, dem alles Komplizierte, überhaupt alle Diplomatie ein Greuel war, und der sich gerade deshalb so wunderbar zum Chef der deutschen Diplomatie eignete, nachdem Caprivi den verwickelten Rückversicherungsvertrag mit Rußland aufgehoben hatte, gewann Frankreich endlich den lang entbehrten Bundesgenossen. Caprivi hatte einen gesegneten Schlaf; der cauchemar des coalitions bedrückte ihn ganz und gar nicht. Durch den Burenkrieg und die an geistvollen Widersprüchen reiche Haltung Marschalls wurde England veranlaßt, der Idee des kordialen Einverständnisses näherzutreten und ernsthaft darauf zu sinnen, ein unbequem gewordenes, dabei auf seiltänzerisch schmaler Grundlage errichtetes Karthago abzuwürgen. Jedes neue Jahr klärte die Lage weiter. Nach der ersten Marokkokrise erkannten nur die amtierenden deutschen Staatsmänner und die ihnen befreundeten Fraktionsführer nicht, wohin der Weg ging. Erkannten es auch nach dem Panthersprung und Algeciras nicht, wo Italien demonstrativ von uns abschwenkte.

Bei alledem, ohne richtigen Parlamentarismus waren diese politischen Verdrießlichkeiten und diplomatischen Schlappen leicht zu überwinden, vielleicht sogar zum wertvollen Anlaß entschlossener Besserungsversuche zu benutzen. Land und Volk in Not! Selbst unbeträchtliche Nachfolger Scharnhorsts mußten nun, wo die Wetterwand täglich näher rückte und vernichtungdrohend den Erdteil überschattete, die 1 v. H. auf die Beine bringen und äußerste Vorkehrungen für den äußersten Fall treffen. Ohne den Parlamentarismus würde jeder preußische Kriegsminister seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit getan haben. Und dann hätten wir am Entscheidungstage nicht bloß die drei Armeekorps gehabt, deren Fehlen — „macht mir nur ja den rechten Flügel stark!“ — den Triumph an der Marne verhinderte, sondern acht bis neun darüber hinaus für die flandrisch-französische Küste und den Osten. In längstens einem halben Jahre wäre der Krieg zu Ende gewesen; ein neuer Fontane hätte dem alten Fritz den vierten Einzug durchs Brandenburger Tor gezeigt. Welche Gefahr für Kultur und Zivilisation! Der

verhaßte Militarismus, den doch just deutsche Parteimänner und deutsche Blätter in all seiner Scheußlichkeit entlarvt hatten, war auf dem Sprunge, die Welt zu gewinnen: Deutschland über alles — das dreiste Wort schickte sich an, den Sinn zu bekommen, den man ihm draußen angstvoll und haßerfüllt unterlegte. Zum Glück war der Parlamentarismus auf dem Posten. Vor diesem Sankt Georg und seiner Lanze knickten die soldatenlüsternen Bocheregierungen in die Knie. Sie vermieden es sogar, militärische Vorlagen von Belang auch nur einzubringen, um das Parlament und die gedrückte öffentliche Meinung zu reizen. So konnte später im Verlegenheitsaugenblick der Reichstag mit Recht behaupten, keine Schuld am Soldatenmangel zu haben. Ihm sei ja keine entscheidende Forderung gestellt worden.

Von tückischen Verfassungsfeinden hört man zuweilen die Frage nach den Vorteilen des parlamentarischen Systems für das deutsche Volk aufwerfen. Damit vierhundert sinn- und methodelos zusammengetriebene Herrschaften gesetzkräftige Beschlüsse über Dinge fassen können, von denen sie grundsätzlich nichts verstehen; damit diese Vierhundert die eigentliche Entscheidung in die Hände ihrer Führer legen können, deren letzte Eigenschaft, wie im Falle Erzberger, starrer Fleiß zu sein pflegt, so daß die übrigen höchst unfleißigen Franktionsmitglieder ihnen folgen müssen, ob sie wollen oder nicht; damit wir dauernd von widerwärtigen Radauauftritten im Reichstag lesen können, von empörenden Beschimpfungen Abwesender oder doch Geistesabwesender, zu diesem Ende wird das deutsche Volk unaufhörlich verhetzt und auseinandergebracht, in sogenannten Wahlkämpfen zu wahnwitziger Bruderfeindschaft aufgepeitscht. Künstlich freilich hat die Gemeinheit dieser Wahlkämpfe, die an Verseuchung der Volksseele das letzte leisten, gleichzeitig offenbar den Zweck, alle anständigen, gegen Verleumdungen und Kotwürfe nicht abgebrühten Leute aus der Politik herauszuschrecken. So werden Sachverständige und starke Intelligenzen, deren Kraft ja bekanntlich nicht im Maulaufreißen zu liegen pflegt, der angeblichen Volksvertretung in der Regel mit Sicherheit ferngehalten. Diesen Segnungen des Parlamentarismus, die Deutschland genießt, stehen beträchtlich größere für das Ausland gegenüber. Er hat uns dem Feindbunde auf Gnade und Ungnade in die Hände geliefert, hat die Nation, an deren Wesen ja wohl die Welt genesen sollte, zur machtlosesten, einflußlosesten und verachtetsten gemacht; er sorgt schließlich dafür, daß wir aus dem vergiftenden inneren Haß und Hader nie auch nur minutenlang herauskommen, hindert jedes Zusammenballen der völkischen Kräfte und jede völkische Erneuerung. Durch die Verabschiedung des Zwangsgesetzes, das die militärische Wehrpflicht aufhebt, hat er sein Jahrzehntewerk glorreich gekrönt.

Seine Segnungen werden, das sagen schon heute hundert Stimmen, zum schrillen Fluche geworden sein, ehe ein weiteres Jahrzehnt verflossen ist; verflucht sein werden sie alle, verworfen vor Gott und der Nation, die an ihm und der Novemberumwälzung teilgenommen haben. Unerträglich brennt das importierte Nessushemd. Aber was immer wir, töricht-ahnungslos oder bewußt-verderberisch, dem englischen Parlamentarismus entlehnt haben, es wird abgestreift werden bis auf ein gewandeltes Zitat aus der Unterhausgeschichte: „Remember, remember the ninth of November!“ Priscus

Frankreich auf dem Sprung!

Aus Paris erhalten wir von durchaus vertrauenswürdiger Seite die nachfolgenden bemerkenswerten Ausführungen. Der Verfasser verfügt über zuverlässige Beziehungen zu maßgebenden Pariser Stellen, so daß wir annehmen dürfen, daß unser Artikel diesmal von der Regierung ernsthaft beachtet wird, bevor es zu spät ist und der von unserem Gewährsmann für die allernächste Zeit vorausgesagte französische Plan zur Verwirklichung gereift ist. Die Schriftleitung.

Ein altes, arabisches Märchen berichtet: In Bagdad wohnten Haus an Haus zwei Kaufleute, Ali und Hasan. Während ersterer durch Fleiß seine Habe mehrte und ein vermögender Mann geworden war, brachte es Hasan zu nichts. Denn er trug seinen Erwerb in die Häuser der Dirnen und sein lasterhaftes Leben nagte an seiner Arbeitskraft. Wenn er dann seinen Nachbarn vorüberschreiten sah mit dem Abglanz innerer Zufriedenheit auf dem Antlitz, wie sie ein Allah wohlgefälliges Dasein verleiht, dann verzerrten Haß und Neid sein verlebtes Gesicht. Und er sann auf Alis Schaden. Da es ihm allein an Mut gebrach, so sammelte er noch andere Neider seines Nachbarn um sich, und als letzterer von seiner Reise nach Basra zurückerwartet wurde, legten sie sich vor den Toren Bagdads auf die Lauer. Aus dem Hinterhalt überfielen sie den nichtsahnenden Ali, allein sie hatten sich in seiner Stärke getäuscht und um ein Haar wäre er Sieger geblieben. Erst als einer ihm tückisch von hinten eine Schlinge über den Hals werfen konnte, wurden sie seiner Herr. Sie beraubten den Wehrlosen und schlugen und traten ihn, daß er für tot liegen blieb. Dann gingen sie mit ihrer Beute. Als letzter ging Hasan zögernden Schritts. Der Zweifel würgte ihn, ob Ali auch wirklich tot sei. Vielleicht war er nur ohnmächtig geworden, er würde erwachen und sich an ihm rächen. Bei diesem Gedanken flogen seine Glieder vor Furcht, sein Herz klopfte in wilder Angst und das Blut stieg ihm siedendheiß in den Kopf. In sinnloser Angst stürzte er zurück zum Ort seiner Tat. Leise, denn er fürchtete jeden Augenblick, der Totgeglaubte schlüge die Augen auf und fände seine Kräfte wieder, schlich er heran, einen Dolch in den bebenden Fingern, das Herz dunkel von schlechtem Gewissen. Mit dem Mut der Angst stieß er den Dolch in seines gefürchteten Feindes Herz. Nun war jener tot und er konnte sich sorgenlos seines Raubes freuen. Aber aus dem Munde Alis spritzte ihm ein Blutstropfen ins Gesicht und er erblindete auf der Stelle. Zehrendes Fieber stürzte mit Flammengluten über seinen Leib, seine verdorrende Zunge wehrte ihm den letzten Angstschrei. Taumelnden Schrittes irrte er in die pfadlose Wüste hinaus, bis er sterbend zusammenbrach, eine Beute der Hyänen und Schakale.

* * *

Die französische Politik von heute heißt Angst vor dem wiedererwachenden Deutschland. Die heute in Frankreich maßgebenden Kreise sind von der Rachsucht Deutschlands felsenfest überzeugt. Das Wort ihres eigenen Staatsmannes „pensons y toujours, n'en parlons jamais" ist ihrem nationalistischen Ideenkreis eine Selbstverständlichkeit. Nun steht ihnen aber das unaufhaltsame Schwinden der eigenen Volkskraft vor Augen, daneben der bereits recht greif-

bare Formen annehmende Auflösungsprozeß innerhalb der Entente. Dies alles läßt das vereinsamende Frankreich von einer Wiedererstarkung Deutschlands den rettungslosen eigenen Untergang besorgen. Der Gedanke einer friedlichen Verständigung, der dem vergebungsfreudigen und anbiederungsbeflissenen Deutschen ja so nahe liegt, hat absolut keinen Platz in der Gedankenwelt des Romanen, dem kein Streben selbstverständlicher erscheint als das, für erlittene Unbill Rache zu nehmen. So suggeriert sich Frankreich in das ohnmächtige deutsche Volk die eigene Seele hinein, glaubt es nur von dem einen Sehnen erfüllt: „Auge um Auge, Zahn um Zahn". In diese Auffassung trägt die Erinnerung an den August 1914, an das Frühjahr 1918 die Schrecken des Bewußtseins eigener Unterlegenheit hinein.

Somit ist die ganze französische Politik eigentlich kristallisiert um das Problem der dauernden Niederhaltung Deutschlands. Dies mußte Frankreichs Augen auf Rußland lenken. Vom Weltverkehr abgeschnitten, muß Deutschland zunächst seine wirtschaftliche Neuerstarkung bei seinen Nachbarn suchen.

Und da kommt ja Rußland mit seinem großen Warenhunger und Reichtum an Rohstoffen in erster Linie in Frage. Und das wirtschaftliche Band kann zum politischen werden, gemeinsames Elend ist ein gutes Bindemittel. Wie leicht könnte eine Liga der im Weltkrieg betrogenen und vergewaltigten Völker entstehen. Die russischen Menschenmassen von deutschen Technikern ausgerüstet, vom deutschen Generalstab geführt! Entsetzlich Gesicht! Kein Wunder denn, wenn Frankreich mit größter Sorgfalt bemüht war, auch schon die kleinsten Anfänge einer solchen Entwicklung frühzeitig und gründlichst im Keim zu ersticken. Die Not der Eile gebar Polen als vorläufige Wasserscheide, die Randstaaten verlängerten die ceinture sanitaire. Auf die Dauer würde natürlich Polen einem sowohl in Rußland wie in Deutschland wirksamen Zusammenstreben nicht Widerstand leisten können. Deshalb müssen, um die Gewähr für Dauer der französischen Politik zu bieten, die Wurzeln solcher Triebkräfte unterbunden werden. Die französische Politik ist unterrichtet darüber, daß der Bolschewismus in einer ernsten Krise steht und daß man ihm wohl keine lange Lebensdauer mehr wird geben dürfen. Also gilt es für Frankreich, beizeiten die Fäden zu knüpfen, in deren Netz das zukünftige Rußland für die französischen Interessen gefangen gehalten werden soll. Der sicherste Weg dazu ist natürlich die Unterstützung der kommenden Männer Rußlands; dadurch, daß man ihrer Aktion die Wege ebnet, werden sie Frankreich zu ewigem Danke verpflichtet, wird gleichzeitig die französische Politik für ihre Unterstützung noch realere Werte in Form von bindenden Abmachungen für sich herausschlagen können. So ist die Regierung Wrangel heute bereits fest an der Kandare. Das Donezgebiet hat sie für 300 Millionen Goldfranken, die sie erhielt, als Pfand Frankreich zusichern müssen. Auf Häfen im Schwarzen Meer will Frankreich Einfluß gewinnen. (Wie wird sich England an den Dardanellen dazu stellen?) Neben Wrangel sind weitere Mitglieder der russischen Emigranten Vasallen Frankreichs geworden, um nur Gutschkow, Ssawinkow und vor allem Burzew zu nennen. Ihre zu Deutschland neigenden Landsleute müssen sie auf Befehl Frankreichs bis aufs Messer bekämpfen. Mögen sie in Wirklichkeit der extremen Rechten angehören,

der Verdacht der Deutschfreundlichkeit genügt, sie mit dem Kainszeichen des Bolschewisten zu brandmarken.

Trotz aller Sicherungen scheinen aber den Franzosen doch schon Zweifel an der Beständigkeit dieser von ihnen erzwungenen Gefolgschaft des werdenden Rußlands zu kommen. Das ziemlich anmaßende Gebaren französischer Delegierter bei Wrangel hat den russischen Nationalstolz schon empfindlich verletzt und die Bande, die die südrussische Regierung an Frankreich noch ketten, entspringen überwiegend dem Zwang materieller Notwendigkeiten. Von wahrer Sympathie ist nicht mehr viel zu reden. Dessen dürften sich die Franzosen wohl bewußt sein. Auch die Erkenntnis, daß wirtschaftliche Notwendigkeiten Rußland und Deutschland späterhin doch zusammenführen müssen und daß solche, in wirtschaftlichen Momenten begründete Entwicklungen durch künstliche Schranken meist nicht aufzuhalten sind, mag dabei mitsprechen. Und vielleicht genügt die Abschnürung nach Osten immer noch nicht, um Deutschland dauernd auf das Siechbett zu fesseln. Die Leistungsfähigkeit und Spannkraft des deutschen Volkes im Kriege und seiner Wirtschaft, die sich trotz aller Beschränkungen und Hemmungen immer wieder einen Ausweg zu erzwingen wußte, haben in den französischen Ideen aus Deutschland ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten und unberechenbaren Überraschungen gemacht.

Also, um ganz sicher zu gehen, empfiehlt es sich, den direkten Weg zu gehen. Die Absperrung von Rußland ist ja nur ein Umweg. Der gerade Weg ist, Deutschland vollends zu vernichten, solange Frankreich noch Zeit dazu hat. Das heißt, die Einheit des Deutschen Reiches zu zerstören, um sie nie wieder zuzulassen. In einzelne, hemmungslos dem historischen deutschen Erbübel der Zwietracht und des Bruderzwistes verfallene Staaten zerrissen, hat das deutsche Volk aufgehört, ein Faktor der großen Politik zu sein. In allen Tonarten ist dieses Lied schon im französischen Blätterwald seit Abschluß des Waffenstillstandes erklungen. Unverhohlen wurde festgestellt, daß der Vertrag von Versailles Stückwerk bleibe, solange er die deutsche Einheit nicht zu sprengen vermöge, die die vornehmste Grundlage einer Wiedererstarkung Deutschlands bilde. Wer sie vermeiden wolle, müsse den Baum mit der Wurzel ausgraben, nicht nur Äste beschneiden und in kunstvolle Schlingen fesseln, die einmal doch sich lösen müßten. Alle vielfältigen Sicherungen des Versaillers Vertrages hätten gegenüber der unberechenbaren Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes nur bedingten Wert. Die Auflösung des Reichsganzen allein könne dem französischen Volke den Alpdruck der deutschen Revanche nehmen, ihm den ruhigen Schlaf wieder schenken. Neben diese offen die französischen Gedankengänge wiedergebenden Äußerungen treten auch andere mehr verschleierte Vorwände. So führte neulich ein Blatt in einem gleisnerischen Artikel aus, daß das deutsche Volk sich nie wohler gefühlt hätte als in der Zeit vor 1870. Das Biedermeiertum der Kleinstaaterei, von dem heute noch zahlreiche Geschichten aus der „guten alten Zeit", ja sogar Kunstwerke wie die eines Schwindt u. a. mit wehmütiger Sehnsucht erzählten, dieses Dahinschlendern im kleinen vertrauten Kreise sei dem eigentlichen Volkscharakter des Deutschen in Wahrheit entsprechend.

Das Zusammenpressen der in ihrer Stammeseigenart auseinander-

strebenden Teile sei etwas Widernatürliches. Die Alliierten würden sich als wahre Freunde des wahren deutschen Volkes, das nicht das von 1914 sei, zeigen, wenn sie ihm behilflich wären, den seiner Struktur angepaßten Zustand von einst wiederzugewinnen, sich herauszufinden aus dem unnatürlichen Rahmen, in den es das Machtgelüst der Hohenzollern gepreßt, in dem es die Suggestion einer erlogenen geschichtlichen Aufgabe erhalten habe. Alle diese Stimmen legen Zeugnis ab von der französischen Auffassung, die nur in einer Balkanisierung Deutschlands, wobei der Süden mit Deutsch-Österreich eine französische Kolonie unter dem Namen „Donauföderation" und möglichst unter dem Zepter eines Habsburgers werden dürfte, die Gewähr für den ungestörten Besitz des 1918 Gewonnenen erblicken kann und will.

Je mehr das Verhältnis zu den bisherigen Verbündeten, namentlich zu England, sich abkühlt, desto intensiver mahnen diese Gedanken die französische Politik zur Tat, ehe es zu spät geworden ist.

Um nun dem deutschen Volke nach Frankreichs Lebensinteressen seine Zukunft zu diktieren, ist nicht etwa, wie harmlose Leute in Deutschland meinen, die Besetzung des ganzen Deutschen Reiches notwendig. Oberschlesien in polnischen, das Saargebiet in französischen Händen, genügt es, *auch noch das Ruhrgebiet zu besetzen*, um Deutschland in die Willenlosigkeit eines Hypnotisierten zu versetzen. Wer nicht gehorcht, bekommt Kohlensperre, das bedeutet lawinenhaftes Anwachsen der Arbeitslosigkeit, Stocken des Verkehrs, der Lebensmittelbelieferung der Städte, Hungersnot, Krawalle, Chaos.

Nun ist es aber, um diesen letzten Schritt zu tun, der Frankreich noch von seinem Ziele trennt, notwendig, *einen äußerlich unanfechtbaren Anlaß* hierfür zu haben. Nicht nur vor dem Weltforum im allgemeinen, sondern vor dem Bundesbruder England im besonderen. Die Art, in der England seinerzeit die Besetzung Frankfurts mißbilligte, läßt für die französischen Pläne hinsichtlich des Ruhrgebiets wenig Wohlwollen erwarten. Im deutschen Besitz ist die Ruhrkohle ein vom Friedensvertrag beschlagnahmtes Objekt, in französischem ein Konkurrent der Cardifkohle, die ja zur Zeit nicht eben billig ist. Also muß schon ein recht gewichtiger Grund geschaffen werden, um England, wenn man es nochmals vor ein fait accompli stellen muß — denn das ist natürlich Voraussetzung —, mit einer Sensation die Widerrede von vorherein abzuschneiden.

Der Friedensvertrag von Versailles böte hierfür ja zahlreiche, mit Liebe ersonnene Möglichkeiten. Nun ist aber sehr störend, daß Dr. Simons immer wieder im letzten Moment die fein angelegten Pläne durchkreuzt. Da hat man mit viel Aufwand die oberschlesische Kohlenförderung in Unordnung bringen lassen, um Deutschland Vertragsbruch der Kohlenlieferung aufzunötigen. Schon wird festgestellt, daß ja Herr Lloyd George Störungen in Oberschlesien als vis maior anerkannt habe. Überhaupt macht es nervös, daß in England Herr Simons nicht ungern gesehen ist. Die Stellung Englands Deutschland gegenüber geht nach französischer Auffassung viel zu weit über das hinaus, was Herr Millerand unter „wohlwollender Mäßigung" versteht. Diese Entwicklung muß abgeschnitten werden, und zwar baldigst. Wer weiß, wie lange die Möglichkeit zur Realisierung der geschilderten vitalen Projekte noch besteht. *Spätestens im November 1920 soll das Ruhrgebiet besetzt sein, das sei der äußerste Ter-*

min, munkeln Eingeweihte in Paris. Um aber nicht in letzter Stunde wieder plötzlich über einen unerwarteten Knüppel zu stolpern, muß erst „die Schlange Simons" weg.

Herrn Burzew ist der ehrenvolle Auftrag zuteil geworden, diesen Ministersturz durchzuführen. Einmal ist es günstig, einen Nichtfranzosen vorzuschieben, und dann muß natürlich der wirksamste Strick, der für Herrn Simons gedreht werden kann, der sein, ihn als verkappten Bolschewisten zu entlarven. Dem gilt ja schon seit Wochen und Monaten das heiße Bemühen der französischen Militärmission in Berlin. Leider ohne Erfolg, trotzdem man so tüchtige Kräfte dorthin geschickt hat und den Franken rollen ließ. Aber es muß gelingen, denn dann muß auch England verstummen, wenn man womöglich nachweisen könnte, daß Herr Simons Enver Pascha nach Moskau geschmuggelt hat, um die Brandfackel nach Indien zu schleudern! Was der eigenen Militärmission bisher nicht gelang, sollte nun Herr Burzew versuchen. Er kann sich vielleicht leichter anbiedern, kann sich je nach Lage als Bolschewist oder als Monarchist einführen.

Mitte September ist Herr Burzew triumphierend nach Paris zurückgekommen und hat Dokumente mitgebracht, die er durch Bestechung von einer deutschen Behörde erhalten hat und die die verbrecherischen Pläne Deutschlands und Sowjetrußlands entlarven. Hoffentlich hat Herr Burzew keine ad usum Delplimi angefertigten Akten erwischt! Auch eine sehr bekannte Berliner bürgerliche Zeitung ist durch Burzew mit gewichtigen Mitteln zum Sprachrohr gewonnen für die nunmehr einsetzende Fehde gegen den Gleißner Simons. Hauptsache ist, daß England nicht hinter die Kulissen kommt. Dann geht es hoffentlich in zwölfter Stunde noch nach Wunsch. Der Besetzungsplan für das Ruhrgebiet ist fix und fertig. Alles, vom General bis zum Rat der Ruhrarbeiter in Mainz, der Streikbrecherorganisationen schaffen soll, ist archiprêt. Der Marsch kann beginnen, der Frankreich endlich in die gebührende Stellung der kontinentalen Vormacht führen soll, der die französische Macht über Ruhrgebiet, Süddeutschland, die Tschecho-Slovakei, Polen, Deutsch-Österreich, Ungarn, Rumänien und das Schwarze Meer in lückenlosem Zusammenhang ausdehnt, die Donau und den Rhein zu französischen Schiffahrtstraßen, die Kohlen- und Erzlager, die Ölquellen und Getreidekammern des Kontinents zu Kraftquellen Frankreichs macht. — Nur auf England blickt man hier in Paris mit mißtrauischer Sorge.

* * *

Soweit unser Gewährsmann. Unsere Ausführungen werden gewissen Kreisen nicht passen. Wir sind aber bereit, mit weiteren Angaben zu dienen, wenn es nötig ist. Zum deutsch-französischen Problem geben wir zunächst auch in den beiden folgenden Artikeln zwei ausgezeichneten Kennern das Wort.

Die Schriftleitung der „Grenzboten".

Zur rheiniſchen Frage

Von Linksrheiner

leine Ereigniſſe, Schulfragen oder Streiks, Übergriffe der ſchwarzen und weißen Franzoſen oder ein beſonderes Entgegenkommen franzöſiſcher Theater und Orcheſter lenken wohl ab und zu die Aufmerkſamkeit im Reich und im Rheinland ſelbſt auf die großen weltgeſchichtlichen Ereigniſſe, in deren Bann wir alleſamt ſeit bald zwei Jahren ſchon im Rheintal ſtehen. Wie überall, ſo bedarf eben auch hier der Menſch eines Anſtoßes von außen, um ſich ſelbſt zur Rechenſchaft darüber zu zwingen, wo wir weltpolitiſch auch in der rheiniſchen Frage ſtehen: Vor allem, wohin der Weg führt, den wir unter dem Druck des Weltfriedens zur Zeit beſchreiten. Als weltpolitiſcher Richtpunkt lenkt zugleich die Tagung von Spa den Blick zurück auf die Tage, als im November 1918 Deutſchland zuſammenbrach, als Frankreich Straßburg und Metz wieder in Beſitz nahm und zugleich freien Durchgang durch die belgiſche Barriere erhielt. In doppelſeitigem Angriff von Norden und Süden her dringen ſeitdem aufs neue die fremden Scharen in Deutſchland ein. Zwei Jahre hindurch tobt in der Stille der Kampf um das rheiniſche Vorwerk, das wie ein Felsvorſprung aufs linke Ufer des deutſchen Stromes hinüberragt. Fremde Beſatzung erleichtert dabei dem Feinde den Zugang zu Herz und Verſtand der Einwohner in bisher unerhörter Weiſe. Planmäßig und gewandt treiben große franzöſiſche Propagandageſellſchaften, die das Erbe und zugleich die Führer der Ligue d'Alsace und der Patriotenliga, des Souvenir français und der Alliance française übernommen haben, die Keile in das zerriſſene Rheinland hinein.

In logiſcher, furchtbarer Folge haben dann die letzten Julitage die große Kette der Ereigniſſe vollendet, die im Friedensvertrag und im Rheinlandsabkommen bereits vorgezeichnet waren. Das Kohlenabkommen, das mit unerträglicher Schwere auf unſerem Induſtriegebiet und damit auf dem Herzen Deutſchlands laſtet, verlängert ſozuſagen die Vormarſchſtraße und Angriffsfront, die bisher im Norden des Rheinlandes ſelbſt endete. Weit hinübergreifend über das von Briten und Belgiern beſetzte Gebiet legt Frankreich ſeine Hand bereits auf das linke Rheinufer und droht mit Zwangsverwaltung des wichtigſten Beſitzes, den Deutſchland als Induſtrieſtaat aufzuweiſen hat. Auf der anderen Seite greift gleichzeitig über Straßburg hinweg die Ernennung der franzöſiſchen Geſandten in München und Wien tief hinüber ins Herz Süddeutſchlands. Alte, ſcheinbar längſt verklungene Erinnerungen aus den Zeiten des erſten Rheinbundes von 1658 und aus der Zeit, da Napoleon I. mit Bayerns Hilfe den zweiten größeren Rheinbund ſchuf, tauchen auf, wenn wir hören, wie faſt ſelbſtverſtändlich Frankreichs Geſandter ſein Beglaubigungsſchreiben in München überreichen durfte. Daß juſt zur ſelben Zeit die Geſandten der Alliierten auch in Wien einrücken und dort voll Freuden empfangen werden, erſcheint in dieſem größeren Zuſammenhange nicht mehr als Zufall. Von Norden und von Süden dehnen ſich die großen Zangen der Wirtſchaftskunſt und der Diplomatie, die Deutſchland in doppelſeitigem Druck umklammern und zu zerbrechen drohen. Im Beſitz des Ruhrgebiets, ſo müſſen wir befürchten, wird Frankreich die ſcheinbar ſo unbedeutende Stellung des franzöſiſchen Geſandten in München zu unerhörter Bedeutung heben. Im Beſitze der Kohlenſchätze Deutſchlands hat es zugleich die

Entscheidung über die Industrie Süddeutschlands und damit über das Wirtschaftsleben aller deutschen Bundesstaaten in der Hand. Skrupellos wird es seine Macht ausnutzen, um die dazwischen liegenden Gebiete endgültig vom deutschen Wirtschaftskörper und weiter auch vom deutschen Staatswesen abzutrennen. Der wichtigste Schritt zur Balkanisierung Deutschlands, zur Zertrümmerung des Deutschen Reichs in kleine, leicht zu regierende, leicht gegeneinander auszuspielende Einzelkörper ist erreicht, wenn das Kohlenabkommen von Spa in der Tat nicht erfüllt werden kann.

Über diese Erfüllung selbst bestehen heute im Ruhrkohlengebiet selbst Zweifel und Sorge. Die Regierung und mit ihr die Führer der Gewerkschaften und der Großindustrie hoffen, die geforderten zwei Millionen Tonnen monatlich fördern und an Frankreich abliefern zu können, ohne die deutsche Industrie selbst wesentlich stärker lahm zu legen, als dies bisher schon geschehen ist. Die Umstellung auf Braunkohle, die in Mitteldeutschland zur Zeit vor sich geht, macht sich dort in der Tat bereits deutlich bemerkbar, während man von neuen Entdeckungen und Förderungen auf dem Gebiete der Kohlenveredelung — Erfindungen, die heute noch geheim und im Stadium der Entwicklung sind — eine wesentliche Erleichterung unserer Lage erwartet. Auf der anderen Seite aber, auch das darf nicht vergessen werden, mehren sich die Zeichen, daß aus politischen Gründen in der Arbeiterschaft selbst sich Widerstände gegen die restlose Erfüllung des Kohlenabkommens erheben. Den offiziellen Gewerkschaften gegenüber arbeitet die Freie Arbeiter-Union sehr stark mit der Anreizung zum Generalstreik und zur Sabotage, um dies häßliche französische Wort auch für diese häßliche Forderung einzusetzen. Die Hauptschreier erhalten wertvolle Unterstützung bis weit in die Kreise der Unabhängigen Sozialdemokratie hinein, und es scheint nicht nur möglich, sondern leider auch wahrscheinlich, daß es in absehbarer Zeit zu neuen Unruhen im Ruhrgebiet selbst kommen wird. Erfolgreiche Vorstöße der Kommunisten im Regierungsbezirk Düsseldorf sind Zeichen hochgesteigerter Spannung, die unmittelbar ins besetzte Gebiet hinüberreicht.

In diesem schweren Zwiespalt, in dem das Ruhrgebiet als Ausläufer des Rheinlandes selbst zwischen der Charybdis sozialer Kämpfe und der Scylla französischer Auspowerung mitten inneſteht, kommt es vor allem darauf an, ob es gelingt, die starken positiven Kräfte, die trotz alledem im deutschen Staatskörper leben, so kräftig und nachhaltig im Ruhrgebiet und damit auch im Rheinland selbst zu gestalten, daß sie wirklich imstande sind, das entlegene Land vor völliger Vernichtung zu bewahren. Mit solchen Aussichten aber sieht es zur Zeit recht trübe aus. Die separatistische Bewegung alter Art — auch das muß an dieser Stelle hervorgehoben werden — ist zur Zeit verebbt und arbeitet nur mit geringem Erfolg unter der Oberfläche weiter. Auf der anderen Seite aber erscheint es außerordentlich bedeutsam, und gefährlich, daß alle bisher in dieser Richtung tätigen Kräfte sich seit Wochen und Monaten langsam zur Überlieferung des deutschen Föderalismus „bekehrt" haben. Charakteristisch dafür ist die Stellung, die der bekannte Staatsanwalt a. D. Dr. Dorten heute einnimmt. Die Christliche Volkspartei, die kurz vor der Reichstagswahl aus Zentrumskreisen erstand, um ihre Abneigung gegen den Reichsterrorismus Erzbergers offen zum Ausdruck zu bringen, ist zum größten Teil in das Lager der sogenannten Aktivisten übergegangen. Eine solche Feststellung erscheint um so nötiger, als eine weitverbreitete Meinung in Nord- und Mitteldeutschland diese Neugründung als einen Bundesgenossen gegen die Allmacht

des Zentrums begrüßt und unterstützt hat. Jede Hilfe auch nur moralischer Art, die heute der „Rheinische Herold", die ausgesprochene Tageszeitung des um Dorten gescharten Kreises erfährt, stützt zugleich die Führer derselben Bewegung, die vor wenig mehr als Jahresfrist offen mit französischen Generälen über die Ausrufung der rheinischen Republik verhandelten.

Wohl ist das Sonderbündlertum am Rhein selbst nicht mehr die Macht, die es damals darstellte. Gerade in der Frage der Lostrennungsbestrebungen ist die Christliche Volkspartei in sich gespalten. Mitte Juli erklärte die Kölner Ortsgruppe entschieden, daß sie mit der Rheinischen Volksvereinigung, der Kampftruppe Dortens, nichts zu tun habe. „Unabhängig und unbeeinflußt vom Auslande wolle der Deutsche die Fragen der Beibehaltung oder Neugründung der Länder in gesetzmäßiger Freiheit ordnen. Sollte in Zukunft ein Staat die deutsche Not zur Aufrichtung von neuen deutschen Einzelländern — seien es Rand- oder Pufferstaaten — benutzen wollen, so werden wir uns diesem Unterfangen mit allen Mitteln des Rechtes widersetzen." Dem „Rheinischen Herold", dem bisherigen Organ gerade der Christlichen Volkspartei in Köln, wurde zugleich der Charakter als Parteiblatt aberkannt, als die Hintermänner der Wiesbadener Aktivisten ihre unerschöpflichen Mittel auch zum Ankauf dieser Zeitung verwandten. Auf der anderen Seite aber haben sich ebenfalls vor wenigen Wochen Vertreter der Christlichen Volkspartei in Aachen, Trier, Koblenz und Wiesbaden, die angeblich acht Zehntel der Gesamtwählerschaft vertreten, um so enger um Dorten geschart und ein eigenes Generalsekretariat in Koblenz errichtet. Der Riß, der ursprünglich das rheinische Zentrum spaltete und diesem bei den letzten Reichstagswahlen nicht weniger als viermalhunderttausend Stimmen entzog, geht also auch durch diese Neubildung, ohne jedoch hier wie dort das enge Zusammengehörigkeitsgefühl aller Teile zu trüben. Hier wie dort läßt sich die Scheidelinie zwischen unitarischem Zentrum, föderalistischer Volkspartei und Aktivisten nie und nirgends scharf ziehen. Verbindend tritt immer wieder die Abneigung gegen ein längst entschlafenes „Preußentum" hervor, die die Christliche Volkspartei, die Bayerische Volkspartei, die Welfen, die Hessische Rechtspartei und eine ganze Anzahl kleinerer Gruppen im Deutschen Reich in gemeinsamem Haß zusammenhält.

Diese Entwicklung muß heute scharf ins Auge gefaßt werden, denn es ist nicht anders: Jeder Fortschritt des deutschen Föderalismus in der Reichsverfassung und im Staatsleben, der im Innern des Reiches unverfänglich, vielleicht sogar nützlich erscheint, kommt in der Tat in der Westmark des Reiches vor allem doch den rheinischen Absonderungsbestrebungen zugute und stärkt dadurch in ganz besonderem Maße die Rheingelüste Frankreichs. Nicht mehr als Separatisten, sondern schlechthin als ehrliche deutsche Föderalisten öffnet der Kreis, der sich seiner Zeit unter dem Namen Dorten zusammenfand und durch diesen auch nach außen am besten gekennzeichnet wird, den Feinden die Pforten zum Einmarsch ins Reich. Der Kampf um die preußische Verfassung, dessen entscheidende Phasen in den nächsten Wochen schon zu erwarten sind, greift tief hinein auch in dies Außengebilde des deutschen Staats. Sein Ausgang wird ganz wesentlich hemmend oder fördernd die Auswirkung der großen Ziele unterstützen, die Frankreich durch die doppelseitige Umklammerung im Süden und Westen sich selbst und seinem Ehrgeiz gesteckt hat.

Das französisch-belgische Militärabkommen

Von K. Hampe, ord. Professor a. d. Universität Heidelberg

urch die Unterzeichnung des strategischen Defensivbündnisses mit Frankreich ist Belgien endgültig aus der Stellung eines dauernd neutralisierten Staates, die es von 1831—1914 innegehabt hat, ausgeschieden. Wer den Wandel der belgischen Stimmungen vor und in dem Weltkriege aufmerksam verfolgt hat, dem konnte diese neue Schwenkung nicht überraschend kommen. Im Grunde hat die von den Großmächten vertragsmäßig garantierte Neutralität von dem Augenblick an für die Belgier ihren Hauptwert verloren, in dem England, das bis dahin zu der europäischen Spaltung eine unabhängige Außenstellung eingenommen hatte, aus dieser Isolierung heraustrat, also etwa seit 1903. Solange die europäischen Nebenbuhler sich sagen mußten, daß ein Angriff auf Belgien das Schwergewicht der englischen Macht in die gegnerische Wagschale fallen lassen würde, war das in der Tat ein erheblicher Schutz für das Land; 1870 ist das bekanntlich nicht ohne Einfluß geblieben. Diese Sicherung ging zum guten Teil verloren, sobald England Partei nahm und daher mit seinem Eingreifen in einen großen europäischen Konflikt ohnehin zu rechnen war. Seitdem ist in Belgien jene Strömung immer mehr gewachsen, die einmal auf Verstärkung der eigenen Verteidigung, dann aber zu deren Ergänzung auf Abschüttelung der unfreiwilligen Neutralität und eine selbständige Bündnispolitik hinausging. Die Ereignisse von 1914 haben den Wert der Neutralitätsbürgschaft vollends erschüttert. Eine so große Rolle sie auch in der nach außen wirkenden Propaganda gespielt hat, und so erheblich sie dazu beigetragen hat, die öffentliche Meinung in England geschlossen für das aus ganz anderen Erwägungen erfolgende Eintreten in den Weltkrieg zu gewinnen, — im Grunde wären die Dinge ohne Bestehen der belgischen Verträge von 1839 doch nicht viel anders gelaufen, als sie sich tatsächlich gestaltet haben.

Während des Krieges konnte man mit Sicherheit vorhersagen, und ich habe das z. B. in meinem 1918 erschienenen Buche „Das belgische Bollwerk" näher ausgeführt, daß allenfalls nur bei einem aus beiderseitiger Erschöpfung geborenen Verständigungsfrieden eine weitere Neutralitätsgarantie für Belgien in Frage kommen könnte, während ein voller Sieg auf der einen oder anderen Seite in dem zwiegespaltenen Europa keinen Raum mehr dafür lassen würde. Vielmehr würde man alsdann zum Bündnis mit dem Sieger gedrängt werden, dem Anschein nach mit mehr oder weniger großer Selbständigkeit, in Wirklichkeit jedoch in der Art, wie Kleine mit Großen nach den Grundsätzen der im Westen noch heute völlig ungebrochen gehandhabten Machtpolitik nun einmal Bündnisse zu schließen pflegen: „Man glaubt an Verbündete und wird nur Gebieter haben."

Auf diesem Wege ist das jüngst abgeschlossene französisch-belgische Militärabkommen ein erster bedeutsamer Schritt. Nach dem, was über seinen Inhalt in der Presse verlautet, sollen im Frieden zwar die Armeen der beiden Staaten von einander unabhängige Körper unter Kontrolle der Parlamente und Kriegsministerien bleiben, wenn auch die belgische im engsten Zusammenwirken mit dem französischen Generalstab und auf einen festen strategischen Plan hin organisiert, ausgerüstet und ausgebildetet werden soll. Tritt aber der Vertragsfall ein, —

und Belgien soll sich das Recht vorbehalten haben, zu bestimmen, wann das der Fall ist, — so werden die beiden Heere zusammengeworfen, das belgische bildet automatisch den linken Flügel der Gesamtarmee. Diese steht unter dem Oberbefehl eines Franzosen, dem die belgischen Generale zu gehorchen haben. Diese französisch-belgische Verteidigungslinie soll die jetzige längs des Rheines ersetzen, sobald nach den Bestimmungen des Versailler Friedens die Besetzung des linken Rheinufers ein Ende gefunden haben wird. Als vertragsmäßiger Niederschlag von bestehenden Verhältnissen, mit deren Fortdauer für die Zukunft ohnehin gerechnet werden mußte, braucht das Abkommen, soweit es wirklich nur defensive Ziele verfolgt, das nach friedlicher Gerechtigkeit strebende Deutschland nicht gerade zu beunruhigen. Indessen die unverhohlene Genugtuung, mit der es in der französischen Tagespresse begrüßt worden ist, und die allenthalben zum Ausdruck gebrachte Hoffnung, daß diesem ersten Schritt bald weitere in der gleichen Richtung zu einer engeren Verkettung der beiden Schwesternationen folgen möchten, verdienen doch auch bei uns die sorgfältigste Beachtung. Insonderheit werden wir dem auch hier, wie so vielfältig in der Welt des Versailler Friedens, sich kreuzenden Spiel der französischen und britischen Politik alle Aufmerksamkeit zu schenken haben.

An sich wäre eine militärische Anlehnung Belgiens an den anderen Ententesieger ebensowohl möglich gewesen, und das hätte der überlieferten Politik Großbritanniens in der Tat ungleich besser entsprochen. Wer die europäische Geschichte der letzten Jahrhunderte nur einigermaßen kennt, der weiß, daß die Fernhaltung jeder anderen Großmacht von der Scheldemündung und der flandrischen Küste, jener „Contrescarpe" Englands, zum mindesten seit den Tagen Ludwigs XIV. — falls man nicht ins Mittelalter bis zum 13. Jahrhundert zurückgehen will — einen Hauptprogrammpunkt der englischen Politik gebildet hat. Diesem Bestreben entsprang das holländische Barrieresystem des 18. Jahrhunderts ebenso wie 1814 das Königreich der Vereinigten Niederlande mit dem Aachener Militärprotokoll von 1818 zur Sicherung seiner vornehmlich mit englischem Gelde nach Wellingtons Plan erbauten Festungskette. Aber auch die nach der Erhebung Belgiens 1831 von der Londoner Konferenz festgesetzte Neutralisation des neuen Staatsgebildes war als „moralische Barriere" gegen französische Übergriffe gedacht und wurde von den maßgebenden Großmächten unter Mitwirkung Englands mit einem gegen Frankreich gerichteten geheimen Festungsvertrage für vereinbar gehalten. Gegen die Zollunionswünsche Ludwig Philipps in den vierziger Jahren, gegen die verkappten oder unverhohlenen Annexionsgelüste Napoleons III. hat England abwehrend in der ersten Reihe gestanden. Dort vor allem flammte die öffentliche Meinung auf, als Bismarck 1870 den auf Belgien gerichteten Kompensationsplan nach Benedettis Niederschrift bekannt machte. Zeitweilig haben das Bewußtsein militärischer Schwäche oder andere Rücksichten der hohen Politik England wohl Zurückhaltung in der Auslegung seiner Garantieverpflichtung auferlegt. Bei der Kriegsgefahr von 1887 wäre es bereit gewesen, einen Durchmarsch deutscher Truppen durch Südbelgien zu dulden; freilich nur als vorübergehende Inanspruchnahme eines Wegerechtes, eine dauernde Beeinträchtigung der belgischen Unabhängigkeit hätte auch damals das britische Eingreifen nach sich gezogen. Später betonte man bei der wachsenden Spannung zu Deutschland das englische Interesse an der Unverletzlichkeit Belgiens wieder schärfer und suchte der Möglichkeit einer

Beeinträchtigung von deutscher Seite her durch militärische Vereinbarungen, die bekannten anglo-belgischen Konventionen von 1906 und 1912, die übrigens schon während der kriegerischen Spannung des Jahres 1875 ein weniger beachtetes Vorspiel gehabt haben, entgegenzuwirken. Bei Ausbruch des Weltkrieges endlich konnte man sich in der Betonung der heiligen Vertragspflichten kaum genug tun und hätte in der Tat aus eigenstem Interesse eine Festsetzung der deutschen Macht an der flandrischen Küste sozusagen bis zum letzten Atemzuge bekämpft.

Ich erinnere an alles das nur, um darauf hinzuweisen, daß mit dieser zähen Überlieferung der britischen Politik das französisch-belgische Militärabkommen in scharfem Widerspruch steht. Man hat es englischerseits zu verhindern gesucht, indem man sich bereit erklärte, auf fünf Jahre die Garantie einer erneuten belgischen Neutralität zu übernehmen. Eine derartige Garantie hätte an die historische Überlieferung angeknüpft und für die Zukunft immer noch die Möglichkeit der Rückkehr zu einer internationalen Verbürgung der belgischen Neutralität, etwa durch den bis dahin erstarkten Völkerbund, offengehalten. Freilich wäre auch diese englische Garantie nicht mehr die gleiche wie die von 1831 gewesen. Von einer einzigen, in die europäischen Händel auf das tiefste verwickelten Macht ausgesprochen, hätte sie in gewissem Sinne ebenfalls den Charakter eines Militärabkommens gehabt: allerdings einseitig, ohne Belgien andere Verpflichtungen als eben die der dauernden Neutralität aufzuerlegen; aber auch für England nicht so bindend wie eine Militärkonvention, da es sich die Auslegung der Garantieverpflichtung wohl ähnlich wie in früherer Zeit vorbehalten hätte. Eben deshalb wird auch England nicht von sich aus ein Militärabkommen angeboten haben, da es in festländischen Angelegenheiten nach Möglichkeit stets die Politik der freien Hand bevorzugt hat. Aus dem gleichen Grunde verstehen wir aber auch, weshalb die belgische Regierung den Abschluß mit Frankreich der englischen Garantie vorgezogen hat, denn jenes mit der näheren und stärkeren Landmacht vereinbarte Abkommen bot neben größerer Sicherheit, die nicht subjektiver Auslegung unterworfen war, wenigstens den Schein der freien Selbständigkeit und Gleichberechtigung eines restlos souveränen Staates, ganz abgesehen davon, daß eine starke Strömung im Lande schon vor dem Weltkriege und seitdem noch in erhöhtem Maße auf eine engere Verbindung mit Frankreich drängte.

England wird diese politische Schlappe zunächst, solange es selbst der Verbündete Frankreichs ist, vielleicht nicht allzu tragisch nehmen, zumal es zur Teilnahme an der Konvention eingeladen worden ist und ihr noch jetzt jederzeit beitreten könnte. Aber wenn es seine Vergangenheit nicht gänzlich verleugnen will, dürfte es doch darauf bedacht sein, aus diesem ersten Keim einer dauernden französisch-belgischen Vereinigung nicht noch weiteres erwachsen zu lassen, was dann doch den britischen Interessen geradezu zuwiderlaufen würde. Eben in dieser Hinsicht könnten es die Besprechungen Pariser Blätter stutzig machen. So schreibt der „Eclair": „Das Bündnis, das soeben abgeschlossen worden ist, ist, genau gesprochen, nicht ein eigentliches Bündnis, aber es ist so gut wie ein Bündnis, und es besteht aller Grund zur Annahme, daß es enger und immer enger werden wird." „Die öffentliche Meinung Frankreichs," schreibt „l'Avenir", „begrüßt den Abschluß des Übereinkommens mit warmer Genugtuung. Sie sieht

darin das Vorspiel für politische und ökonomische Abkommen, die aus dieser strategischen Allianz ein wahrhaftes Bündnis machen werden." Deutlicher noch führt Gustave Hervé in der „Victoire" aus: „Es handle sich jetzt darum, dieses defensive Militärbündnis durch eine wirtschaftliche Entente zu ergänzen, ohne die das Militärbündnis Gefahr laufen würde, zerbrechlich zu sein. Es gelte nun, die verschiedenartigen Zollsysteme der beiden Länder einander derart anzunähern, daß eine Zollunion möglich werde, in die auch Luxemburg einzubeziehen sei. Wenn diese wirtschaftliche und diese Zollunion zustande komme, dann könnte man sagen, daß Frankreich und Belgien die Verträge von 1815 zerrissen haben, welche die beiden Länder, die die Natur aufeinander angewiesen hat, in brutaler Weise voneinander getrennt haben." Man beachte dabei wohl, daß es vornehmlich England war, das jene Verträge von 1815 in seinem eignen und Europas Interesse gegen die französische Begehrlichkeit errichtet hat. Am offenherzigsten betont im „Journal" Saint Brice die Gegensätzlichkeit der englischen und französisch-belgischen Politik. „England habe," so führt er des weiteren aus, „im Grunde seines Herzens die Wiederherstellung der belgischen Neutralität gewünscht, jener Neutralität, die einstmals im Londoner Vertrage dem belgischen Staate auferlegt worden sei, um jedes direkte oder indirekte Vorrücken Frankreichs in den Niederlanden zu verhindern. Viele Engländer glaubten heute, die alten Zeiten seien wiedergekommen, Hamburg sei erledigt; jetzt werde Antwerpen wieder der große Konkurrent von London. Daher verweigere man Belgien die freie Scheldemündung und unterstütze die Ansprüche Hollands auf Limburg. In der militärischen Frage habe die englische Diplomatie nichts weiter angeboten als eine fünfjährige Garantie der belgischen Neutralität. Wenn gewisse furchtsame Leute den Abschluß des Bündnisses verzögert hätten, so hätte doch die Macht der Tatsachen sich schließlich durchgesetzt."

Die Hemmungen, die sich in Belgien selbst, namentlich im vlämischen Lager, aber auch darüber hinaus, bei ehrlichen Verteidigern der belgischen Unabhängigkeit, wohl auch bei zahlreichen Interessenten der wirtschaftlichen Selbständigkeit und des autonomen Zolltarifs den weitergehenden sanguinischen Hoffnungen der Franzosen entgegenstellen, sind der britischen Diplomatie natürlich nicht unbekannt und werden von ihr gebührend in Rechnung gestellt werden. Vielleicht glaubt sie dadurch trotz des militärischen Anfangserfolges der Gegenpartei das Spiel dauernd in der Hand behalten zu können, ohne daß es darüber zum Bruche mit Frankreich zu kommen brauchte, ähnlich wie in den ersten Zeiten Napoleons III. der englisch-französische Zusammenschluß gegenüber Rußland durch die notwendige Rücksicht, die der Kaiser auf seinen Verbündeten zu nehmen hatte, Belgien längere Zeit mehr als alles andre vor seiner Begehrlichkeit geschützt hat.

Petljura und wir im Winter 1918/19

Von Major G. Frantz.

Dem Soldatenrat Nikolajew, an General Gillhausen, dem Kommandeur der 15. Landwehr-Division, General Sack usw.

„Ich, Ataman Grigorjew, erkläre im Namen der mir unterstellten Arbeitertruppen und des gegen die Bourgeoisie aufständigen Volkes, daß Ihr hier in der Ukraina das blinde Werkzeug in den Händen unserer Bourgeoisie, daß Ihr keine Demokraten, sondern Verräter des europäischen Rußlands seid. Wenn Ihr nicht innerhalb von vier Tagen Nikolajew und Dolinskaja verlassen habt, wird kein einziger von Euch seine Heimat wiedersehen und Ihr werdet bei der ersten Bewegung unnachsichtlich wie die Fliegen vernichtet. Transportmittel geben wir Euch nicht; Ihr hattet genügend Zeit, ohne Lebewohl abzufahren. Wir betrachten Euch als Erbfeinde, aber aus Menschenfreundlichkeit geben wir Euch vier Tage Zeit, Eure Behausung zu Fuß zu verlassen. Nach Ablauf dieser vier Tage wird jeder deutsche Soldat, der bei dem Standort seines Truppenteils bleibt, vernichtet. Wisset, daß unser Volk sich vor Euch nicht mehr fürchtet und daß Ihr nichts seid als unsere Gefangenen. Wenn wir Euch erlauben, mit der Waffe in der Hand in die Heimat zurückzukehren, so verdankt Ihr das nur unserer Großmütigkeit. Wir wollen Euch nicht die Schande zumuten, unter Bewachung unserer Weiber nach Hause zurückzukehren. Wir sind alle solidarisch: Bolschewiken, Menschewiken und alle, die fähig sind, Waffen zu tragen. Ich bitte, diesen Brief ernstlich zu nehmen. Unsere Geduld ist zu Ende. Euch kann keiner retten. Ein Volk von 40 Millionen kann selbst sein Schicksal bestimmen und braucht keine fremde Vormundschaft.

Wodopoi, 31. 12. 1918. Grigorjew."

Das war der Ton, in dem Ataman Grigorjew, der von Petljura bestellte Befehlshaber der ukrainischen Truppen in der südlichen Ukraina mit dem deutschen Truppenkommando in Nikolajew verkehrte, ein Ton, auf den nicht nur Grigorjew, sondern auch Petljuras Direktorium stolz war. Denn Abschriften dieses Pamphlets waren in den ersten Januartagen zur Kenntnis für jeden, der es lesen wollte, in der Post und im Telegraphenamt in Kiew öffentlich ausgehängt und wurden erst auf dringliche Vorstellungen des Oberkommandos beseitigt. Daß es sich aber nicht um einmalige Entgleisung und inhaltlose Drohungen handelte, beweisen die weiteren Noten Grigorjews:

An die Bahnhofskommandanten Dolinskaja, Snamenka, Wodopoi usw.

„Auf keinen Fall dürfen deutsche Truppentransporte durchgelassen werden. Gleise und Drahtleitungen sind zu vernichten. Alle Transportmittel sind beim Erscheinen der deutschen Truppentransporte zeitweilig unbrauchbar zu machen. Die Angestellten auf den Stationen haben diese vorübergehend zu verlassen, nachdem sie rollendes Material und Drahtleitungen zeitweilig unbrauchbar gemacht haben. Ataman Grigorjew."

Oder:

An den Stadtkommandanten von Snamenka.

„Den Deutschen ist von mir völlig verboten worden, die Eisenbahn zu benutzen; nicht ein einziger deutscher Transportzug, nicht ein einziger deutscher Soldat darf die Bahnstrecke passieren. Wenn die Bahnleitung in Snamenka auch nur einen deutschen Transportzug durchläßt, ist sie sofort zu verhaften und mir zuzusenden. Wenn Sie es aber selbst veranlassen, so schießen Sie sich ohne Gericht selbst eine Kugel vor den Kopf. Gestattet ist den Deutschen der Durchmarsch nur zu Fuß und ohne Waffen. Sammelt alle bewaffneten Kräfte und begegnet den Deutschen mit Eröffnung des Feuers. Bolbatschan mit zwei Divisionen und einem Kavallerieregiment ist im Anrücken und wir werden diese deutschen Hunde vernichten.

Ataman Grigorjew."

Ferner:

Dem deutschen Soldatenrat und dem bourgeoistischen deutschen Kommando in Nikolajew.

„Studiert ordentlich die Karte, da werdet Ihr die Überzeugung gewinnen, daß Ihr „kaput" seid. Ich werde meinen Standpunkt wahren, solange Ihr bourgeoistische Offizierselemente habt, die alles vor den Soldaten verheimlichen. Der einzige Ausweg für Euch ist, mit gesenktem Haupte zu Fuß nach Hause zu gehen.

Ataman Grigorjew."

Auch der Seeweg sollte den deutschen Truppen in Nikolajew verschlossen bleiben.

Dem Soldatenrat in Nikolajew.

„Ich teile Euch mit, daß kein Schiff Berechtigung hat, Nikolajew zu verlassen, um nach dem Meere zu fahren. Alle aus Nikolajew in See gehenden Schiffe werden mit Artillerie, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer beschossen werden. Auf der Strecke von Bohajawlenskoje bis Stanislew sind Batterien am Ufer versteckt aufgestellt. Außerdem habe ich Maßnahmen getroffen, um aus Nikolajew kein Schiff mit Ausnahme englischer und französischer Kriegsschiffe herauszulassen.

Ataman Grigorjew."

Die sehr bedenkliche Lage der Garnison von Nikolajew war dem Oberkommando in Kiew bekannt, sie war eine Folge der fortgesetzten Überfälle, denen auf der Strecke Nikolajew-Snamenka, und namentlich an letzterem Knotenpunkt, den auch alle Transporte aus der Gegend von Jekaterinoslaw und von der Küste des Asowschen Meeres durchlaufen mußten, sämtliche deutschen Transporte zum Opfer fielen.

Die planmäßig vorbereiteten Fallen bei Snamenka wurden mit der Zeit so berüchtigt, daß die Truppe dem längeren Seetransport von Nikolajew aus den Vorzug gab vor dem zweifelhaften, aber vielleicht schnelleren Bahntransport. Es handelte sich hierbei vornehmlich um Truppen, die aus dem Kaukasus und von der Krim zur Entlastung der Bahn zu Schiff nach Nikolajew transportiert waren. Aber auch Garnisonen aus dem Gebiet östlich des Dnjepr mußten vor Snamenka umkehren und Anschluß an die Garnison in Nikolajew suchen. Dies

geschah häufig erst nach schweren und verlustreichen Kämpfen; hierbei waren die deutschen Truppen, eingeschlossen in lange Transportzüge, aus denen sie sich angesichts ausgebauter Stellungen mit feuerbereiten Maschinengewehren und Geschützen erst zum Gefecht entwickeln mußten, taktisch von vornherein erheblich im Nachteil.

Dem stand das Oberkommando in Kiew völlig machtlos gegenüber, nachdem es den Petljuraleuten gelungen war, sämtliche Bahnlinien mit Drahtleitungen und rollendem Material in die Hand zu bekommen. Die Heeresgruppe war auf Grund dieser Bahnlage seit Anfang Dezember völlig auf den guten Willen des Direktoriums für den Heimtransport angewiesen. Energische Proteste bei den Vertretern des Direktoriums in Kiew gegen die zahlreichen Überfälle und Beraubungen deutscher Truppen konnten, selbst guten Willen der Zentralstelle vorausgesetzt, eben deshalb nicht immer, und leider meist nicht, den gewünschten Erfolg haben, da das Direktorium selbst nicht über die Machtmittel verfügte, dem vertragswidrigen Verhalten der unbotmäßigen Unterführer Petljuras Einhalt zu tun. Wie Grekow, Grigorjew und Machno, so spottete auch Bolbatschan in Charkow der Anordnungen des Direktoriums. Seiner Eigenmächtigkeit und Feigheit ist es zuzuschreiben, wenn Teile der Garnison Charkow mit dem Generalkommando des I. Armeekorps von den Bolschewiken gefangengenommen wurden und erst auf dem Umwege über Sowjetrußland die Heimat erreichten.

Diese Hilflosigkeit des Oberkommandos war eine Folge der von Deutschland ausgehenden revolutionären Bewegung, die bei dem Besatzungsheer der Ukraina in einem planlosen Drängen nach der Heimat zur Auswirkung kam. Dieser Drang nach Hause war so kurz vor Weihnachten und dicht vor dem russischen Winter psychologisch um so verständlicher, als man nunmehr, nach Abschluß des Waffenstillstandes, die Westtruppen bald in der Heimat wußte, hier aber, in der Ukraina, noch einer ganz ungewissen Zukunft entgegenging. Bezeichnend für die damals im Heere herrschende, von der revolutionären Verseuchung hervorgerufene Psyche ist es, daß alle diese Einflüsse eine ganz andere Wirkung auslösten, als vernunftmäßig zu erwarten war. In der Lage, in der wir uns nun einmal zwischen den beiden sich bekämpfenden Parteien der Ukraina befanden, gab es doch nur einen Weg der Hilfe: straffste Führung und unbedingte Disziplin, nicht nur in der Truppe von Offizier und Mann, sondern ganz besonders in der Befolgung der vom Oberkommando für den sehr komplizierten und diffizilen Abtransport gegebenen Weisungen. Statt dessen aber trat zunächst eine Auflösung und Zersetzung in der Truppe ein, die alle wohl überlegten Anordungen des Oberkommandos illusorisch machte. Sonderinteressen einzelner Verbände sollten berücksichtigt werden, trotzdem sie dem Gesamtinteresse zuwiderliefen. Gefühl für Kameradschaft, Verständnis für die Gesamtlage der Heeresgruppe, Pflichtgefühl und vernunftmäßige Bewertung der Opfer, die der einzelne der Gesamtheit zu bringen hatte, mußten immer wieder vor dem einen Gedanken zurücktreten: umgehend nach Hause! Und so geschah es, daß allmählich sämtliche Truppen westlich des Dnjepr, gerade diejenigen, deren Verbleiben zum Schutz des Abtransports am notwendigsten war, ihren Posten verließen und nach Hause fuhren. Denn nun, nachdem kein deutscher Bahnschutz westlich des Dnjepr mehr bestand, waren die Petljuraleute Herren der Bahnen, die sie zum Aufmarsch gegen Kiew und gegen Polen brauchten. Damit

war aber auch das gesamte Besatzungsheer, soweit es noch in der Ukraina stand, auf die gutwillige Hilfe des Direktoriums angewiesen, ein Zustand, den man in richtiger Erkenntnis der damit verbundenen Schwierigkeiten von vornherein vermeiden wollte und mußte, wenn überhaupt die Hoffnung erhalten bleiben sollte, einen nach taktischen und eisenbahntechnischen Gesichtspunkten aufgebauten Abtransport planvoll durchzuführen. Die Notwendigkeit dieser Forderung anzuerkennen, war die von Soldatenräten in revolutionärer Richtung geleitete und mit Mißtrauen gegen Offiziere und Stäbe erfüllte Truppe nicht mehr einsichtsvoll genug. So blieb der große leitende Gesichtspunkt des Abtransports: Abbau von Osten durch den Bahnschutz der Mitte und des Westens, nur noch für das Gebiet östlich des Dnjepr wirksam, aber auch hier, wie oben ausgeführt, zumeist gestört durch die gewaltsamen, eigenmächtigen Eingriffe von Petljuras Unterorganen.

Als der Petljuraaufstand Anfang November 1918 ausbrach, war vom Oberkommando die Bedeutung des ungestörten Verkehrs auf der Bahn, namentlich westlich des Dnjepr, voll erkannt. Diese Bahnen aber führten gerade durch den Aufstandsherd und waren für die Truppenbewegungen Petljuras gegen Kiew und Polen von größter strategischer Bedeutung. Ihr Besitz entschied die günstige Entwicklung der revolutionären Bewegung und war deshalb erstes und wichtigstes Ziel der Aufständischen. Damit waren aber die Aufständischen unsere Gegner; nicht weil sie Sozialisten, Revolutionäre oder Feinde der bisher von uns gestützten Hetmanregierung waren, sondern weil sie uns die Benutzung des für uns lebenswichtigsten Betriebes streitig machten. Dieser Standpunkt, daß die Petljuraleute nicht politisch als Gegner anzusehen seien, kommt deutlich und klar in dem Befehl des Oberkommandos vom 16. November zum Ausdruck: „wir stehen den innerpolitischen Verhältnissen in der Ukraina neutral gegenüber; Ruhe und Ordnung im Lande muß jedoch, nötigenfalls mit Waffengewalt, durch uns aufrechterhalten werden, damit keine Störung im Abtransport unserer Truppen eintritt. Insbesondere sind die Bahnen fest in der Hand zu behalten." Wie schwer die Durchführung dieses Befehls in der Praxis war, ergab sich sehr bald aus zahlreichen Anfragen aus der Truppe über Verhaltungsmaßregeln in recht kritischen Situationen, in die sie vielerorts durch die lokalen Kämpfe der Petljuraleute gegen Hetmanorgane gebracht waren. Denn die Aufgabe der Wachen an den Bahnen und großen Depots im Sinne obiger Direktive des Oberkommandos mußte zum Eingreifen mit Waffengewalt führen, sobald die Nationalukrainer sich gewaltsam in Besitz der Bahnen und Depots zu setzen versuchten. Das entsprach aber keineswegs den Neigungen der Truppe, die einmal überhaupt nicht mehr kämpfen wollte, nachdem im Westen Waffenruhe eingetreten war, und andererseits tatsächlich mit den Aufständischen sympathisierte. Der auf solche Gründe zurückzuführenden Tatenlosigkeit der Truppe ist es denn zuzuschreiben, wenn schließlich die Bahnen nach Polen mit den anliegenden Magazinen und Depots in der Gewalt der Aufständischen waren. Fälle aber, wo die Truppen ihrer Pflicht nachkamen und mit Gewalt Magazine, Depots und Bahnhöfe gegen die Petljuraleute schützten, wurden agitatorisch als planmäßige politische Parteinahme für den Hetman und Bekämpfung des Aufstandes ausgeschlachtet. In der praktischen Durchführung war eben Neutralität mit der Sicherung der Bahnen nicht vereinbar, solange die Aufständischen planmäßig und mit Gewalt auf Besetzung der für sie so wichtigen Bahnlinien ausgingen.

Zur Änderung seines Standpunktes wurde Ende November das Oberkommando gezwungen, als nach völligem Versagen der deutschen im Bahnschutz verwendet gewesenen Truppen durch die Aufständischen jeder Verkehr nach Polen unterbunden, die Versorgung Kiews, sowohl der Stadtbevölkerung als auch der deutschen Garnison, abgeschnitten und der ganze Abtransport in Frage gestellt war. Die Selbsterhaltung erforderte es nunmehr, im Interesse des ganzen Besatzungsheeres die Bahn nach Polen für die Abtransporte wieder frei zu machen; von dieser Notwendigkeit waren auch Truppen und Soldatenräte überzeugt. Keinen anderen Zweck hatte der Vorstoß einer aus der Garnison Kiew gebildeten gemischten Abteilung auf Fastow, der nach kurzem Gefecht bei Bjelgorodka westlich Kiew mit einer vorläufigen Waffenruhe endete. In dem dann folgenden Vertrage vom 2. Dezember heißt es:

„Die Truppen des Direktoriums stellen bis zum Eintreffen des Vertreters der Entente in Kiew und von Ententetruppen in der Ukraina und bis zur Kündigung dieses Abkommens jede operative Tätigkeit gegen die von ihnen bei Inkrafttreten dieses Vertrages noch nicht besetzten Teile der Ukraina, insbesondere jede weitere Annäherung an Kiew ein.

Seitens des Direktoriums wird alles geschehen, um die deutsche Eisenbahn-Zentralstelle bei Regelung des Betriebes auf den Eisenbahnen zu unterstützen. Dem deutschen Abtransport dürfen in dem von Truppen des Direktoriums besetzten Gebiet keine Schwierigkeiten gemacht werden; er ist vielmehr in jeder Weise zu fördern.

Kämpfe an den Eisenbahnen und Unterbrechung des Betriebes werden durch die deutschen Truppen nicht zugelassen werden.

Deutsche Drahtleitungen und alle Bahnleitungen dürfen weder unterbrochen noch zerstört werden.

Die Lebensmittelversorgung für die deutschen Truppen wird in keiner Weise gehindert werden. Ebenso wird die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung der Stadt Kiew entsprechend den Anforderungen des Oberkommandos und der deutschen Kommandantur nicht gehindert." —

Es war von vornherein zu erwarten, daß diese Bestimmungen nur provisorische Bedeutung haben würden. Tatsächlich ergriff die von Truppen getragene revolutionäre Bewegung dauernd neue, bisher von Kämpfen noch nicht berührte Gebiete, namentlich auch auf dem östlichen Dnjeprufer in der Gegend von Poltawa, Tscherkassy und Krementschug.

Trotz des Vertrages trat eine Besserung der Lage nicht ein. Östlich und westlich des Dnjepr gingen die Aufständischen unter dem Vorwande, die lokalen Organe der Hetmanregierung zu beseitigen, ganz systematisch darauf aus, die Bahnen in die Hand zu bekommen, deutsche Truppen zu entwaffnen und aus dem Gebiete zwischen Dnjepr und Polen nach Deutschland abzuschieben, mit Gewalt da, wo gütliche Beeinflussung ihr Ziel nicht erreichte. In Anbetracht dieser Lage blieb dem Oberkommando nichts anderes übrig, als erneut durch Verhandlungen Garantien für schnelle Durchführung des Abtransportes zu erlangen. Der Preis, der dafür gezahlt werden mußte, war Kiew.

Bei den am 11. Dezember erfolgten Verhandlungen in Kasatin erklärten die Bevollmächtigten des Direktoriums:

„Im gegebenen Moment betrachten wir als unsere Hauptaufgabe die Besetzung der Hauptstadt Kiew, und zwar sofort, um die Ordnung und Ruhe im ganzen Lande zu erhalten. Die Lage der Dinge gestattet es nicht, die Operationen gegen Kiew weiter zu verschieben. Darum hält es das Direktorium nicht für möglich, irgendeine Verzögerung der Antwort zuzulassen, die durch die Entsendung von deutschen Vertretern zur Entente entstehen würde, wie sie von den deutschen Bevollmächtigten gewünscht wurde. Die ukrainisch-republikanische Regierung verhandelt mit den bevollmächtigten Vertretern der Entente und auf dieser Grundlage kann sie erklären, daß die deutsche Armee keine Veranlassung hat, den Einmarsch der ukrainisch-republikanischen Truppen in Kiew zu verhindern.

Wir legen Wert darauf, daß die deutschen Truppenabteilungen möglichst schnell die Ukraina räumen; deshalb sichern wir den deutschen Soldaten freien Abtransport und nötige Lebensmittel zu, wenn die deutschen Soldaten gegen die ukrainisch-republikanischen Truppen, speziell bei Kiew, nicht kämpfen werden.

Sofern die Erklärung abgegeben wird, daß die deutschen Truppen einem Einmarsch von Truppen der ukrainischen Volksrepublik in Kiew keinen bewaffneten Widerstand leisten werden, treten folgende Vereinbarungen in Kraft:

Das Direktorium wird mit allen Mitteln den Abtransport der deutschen Truppen fördern und beschleunigen. Die deutschen Militäreisenbahnbehörden sollen ihren Dienst für die Durchführung der deutschen Transporte ungehindert weiter versehen. Die telegraphischen und telephonischen Verbindungen der deutschen Truppen werden wiederhergestellt und bis zum Abtransport aufrechterhalten werden."

Auf den drei nach Polen führenden Strecken über Pinsk, Sarny und Kasatin wurden ferner in diesem Vertrage insgesamt mindestens 10 Transportzüge zugebilligt. Über das freundschaftliche Zusammenarbeiten der deutschen Behörden mit den Organen des Direktoriums, besonders in Kiew, wurden eingehende Bestimmungen vereinbart. —

Der Vertrag wurde am 13. Dezember von beiden Parteien unterzeichnet; am 14. Dezember besetzten die Aufständischen nach unbedeutenden Kämpfen die Stadt Kiew. Ihr neuer ukrainischer Kommandant Oberst Konowalez, ehemaliger Angehöriger des österreichischen Heeres, war offensichtlich bemüht, den Vertrag loyal durchzuführen, wofür er sich den Vorwurf der unberechtigten Deutschfreundlichkeit gefallen lassen mußte. Ganz anders aber sah es im Lande aus; hier trat die vertraglich zugesicherte Besserung der Lage im Laufe des Dezember nirgends ein. Wie im Süden Petljuras Organe wirkten, ist zu Anfang geschildert. Auch fernerhin wurden noch sämtliche Transporte nach Polen entwaffnet und beraubt. Sämtliche Drahtleitungen waren und blieben gestört; der Postverkehr mit Etappe und Heimat blieb unterbunden. Nur an der bolschewistischen Grenze wurden die deutschen Truppen, teils mit List und Gewalt, festgehalten. Erst als die Truppe erkannte, daß ihre bisherige Taktik des Verhandelns zu keinem günstigen Ende führen würde und sich fest entschlossen zeigte, ihr Recht mit Waffengewalt zu verteidigen und durchzusetzen, als bei verschiedenen Zusammenstößen die Ukrainer sich blutige Köpfe geholt hatten, erst dann änderte sich die Lage und glückte es von Anfang Januar ab den Transporten, unbehelligt die Grenze zu erreichen.

Petljura ließ es auf einen ernsten Kampf seinerseits mit den Bolschewiken nicht ankommen. Er räumte im Januar 1919 vor den dem deutschen Besatzungs-

heere nachdrückenden Bolschewiken die Ukraina, seine Unterführer Bolbatschan und Gregorjew gingen in das bolschewistische Lager über. Im ersten Halbjahr 1919 kämpfte Petljura in Wolhynien und Ostgalizien gegen die Polen, dann Schulter an Schulter mit den Bolschewiken gegen Denikin; dessen Niederlage brachte auch ihm erneut den Verlust der Ukraina. Jetzt steht er erneut im Kampfe gegen die Bolschewiken, aber an der Seite der Polen. In der Wahl der Bundesgenossen nicht von Vorurteilen beherrscht, hat er diesmal als Helfer für die Ukraina ihre Todfeinde, die Polen, gefunden. Der Preis war Galizien, der völkisch wertvollste Teil ukrainischen Landes. Ein weiterer Faktor zur Stärkung der polnischen Vorherrschaft in der künftigen Ukraina sollte die Sonderbegünstigung des polnischen Großgrundbesitzes sein, der von einer Aufteilung unter die ukrainischen Bauern ausgeschlossen bleiben soll. Dieser Politik Petljuras mußte das ukrainische Volk seine Gefolgschaft versagen.

Wir haben keine Veranlassung, mit Petljura zu sympathisieren oder seine Politik zu unterstützen, eine Politik, die ohne Gewissen und Verantwortungsgefühl das Land in immer neue Unruhen führt. Wir hatten im Herbst 1918 nur ein Ziel und das war der Abtransport des Besatzungsheeres nach Deutschland. Zahlreiche Todesopfer, Verluste an Gut und Eigentum deutscher Heeresangehöriger, Entbehrungen und Leiden gehen auf Konto Petljuras. Er trägt die Verantwortung als Führer des Direktoriums, wenn seine Unterführer allen Verträgen zum Hohn deutsche Garnisonen belagerten und ihnen den Heimweg verlegten; günstigstenfalls können wir annehmen, daß ihm trotz guten Willens die Machtmittel fehlten, Befolgung der vom Direktorium erlassenen Anordnungen zu erzwingen. Schon damals zeigte sich eben, daß Petljura nicht die Masse des Volkes hinter sich hatte und nicht befähigt war, die Rolle zu spielen, die ihm heute noch eine umfangreiche Propaganda sichern will. Die vom Oberkommando befohlene Neutralität deutscher Truppen war angesichts der Lage im November 1918 die einzige Maßnahme, die einen ungestörten Abtransport des Besatzungsheeres zu gewährleisten geeignet war, sofern beim Direktorium und seinen Organen der ehrliche Wille vorhanden war, die Räumung der Ukraina auf friedlichem Wege zu ermöglichen. Aber der ruhmlose Abbau des österreichischen Besatzungsheeres, der den Banden mühelos wertvolles Heeresgut in die Hände gespielt hatte, reizte um so mehr zur Nachahmung gegen die deutschen Truppen, als man die Wehrlosigkeit der Truppe, deren Führung zumeist in Händen der stets verhandlungsbereiten Soldatenräte lag, sehr wohl kannte. Notwehr war es gegen die systematischen und planmäßig vorbereiteten Beraubungen und Überfälle, wenn schließlich die Truppe mit Waffengewalt ihren Besitz verteidigte oder die Hindernisse beiseite räumte, die ihr für ihre Heimkehr in den Weg gelegt wurden. Der Marsch einer Abteilung vom Schwarzen Meer bis zur polnischen Grenze, im eisigen Winter und umschwärmt von beutegierigen Banden, beweist, daß es einer Truppe immer am besten geht, wenn sie ihrem Führer folgt; dieser Wintermarsch durch das aufständische Gebiet war eine glänzende militärische Leistung, die immer wieder anerkannt zu werden verdient und Zeugnis dafür ablegt, daß auch am Ende des Krieges noch nicht überall wahre Soldatentugenden erstorben waren.

Wenn Petljura im Sommer vorigen Jahres um militärische Instruktoren gebeten hat, so ist es eigentlich selbstverständlich, daß diesem Verlangen von der deutschen Regierung nicht Rechnung getragen wurde, und zu begrüßen, wenn es

Heeresangehörige ablehnten, auf eigene Verantwortung ihr Schickſal in den Dienſt einer ſo zweifelhaften Politik zu ſtellen. Die Abneigung gegen Petljura und ſeine Politik braucht deshalb aber nicht mit einem Mangel an Verſtändnis für die Intereſſen des ukrainiſchen Volkes gepaart ſein oder Sympathien zerſtören, die dieſes Volk deutſcherſeits durchaus verdient.

Die Seeſchlacht

Von Graf Felix von Luckner

Auf unſere Bitte hat ſich Graf Felix von Luckner, der Kommandant des „Seeadler", derzeit noch aktiver Offizier der Reichskriegsmarine, entſchloſſen, ausgewählte Abſchnitte ſeiner berühmt gewordenen „Vorträge" in den „Grenzboten" zu veröffentlichen. Wir freuen uns, heute mit ſeinem ungemein anſchaulichen Bericht der Seeſchlacht am Skagerrak beginnen zu können.

Die Schriftleitung.

Am 2. Auguſt Mobilmachung. Das war eine Begeiſterung für die Marine! Wir ſelber waren zuerſt recht enttäuſcht, daß wir keinen würdigen Gegner zur See hätten, zumal unſere Regierung bei den erſten Verhandlungen mit England garantieren mußte, den engliſchen Kanal nicht als Kriegsſchauplatz gegen Frankreich zu benützen. „Die große Armee nimmt uns wieder alle Ausſicht" war das allgemeine Thema in der Marine. Aber es war doch ein wundervolles Bild, als das dritte Geſchwader in Kiel von der Boje wegging. Acht Tage vorher war die „Kaiſerin" als erſtes Schiff durch den erweiterten Kanal gegangen. Welcher Schwung lebte auf den großen Schiffen! Auf dem „Panther" dagegen herrſchte etwas gedrückte Stimmung. Was blieb uns zu tun übrig mit unſerer ſchwachen Armierung, unſeren zwei kleinen Kanonen, auf dem Fahrzeug, das zur Hälfte aus Holz beſtand? Unſere erſte Aufgabe war, die bei Langeland ausgelegte Minenſperre zu verteidigen. Es war doch wenigſtens eine Aufgabe, und man gab ſich zufrieden. Man hoffte auch, gelegentlich etwas zu tun zu bekommen. Man erwartete, daß der Ruſſe einen Vorſtoß gegen Kiel machen würde und wir ein kleines Gefechtsbild erleben dürften.

Von Langeland aus kamen wir ſpäter zur Verteidigung von Aroe im kleinen Belt, der damaligen Nordgrenze des ſchleswigſchen Oſtſeegebietes. Vormittags und nachmittags fuhren wir je dreimal um die Inſel, alſo Karouſſelfahren. Ich ſetzte mich ſchließlich mit dem Doktor in Verbindung. Meine eigentliche Krankheit konnte er allerdings nicht heilen, denn die beſtand in der heißen Sehnſucht, auf ein großes Kriegsſchiff zu kommen. Ich erkundigte mich aber nach entbehrlichen Körperteilen. Die Wahl fiel auf den Blinddarm. Die Symptome einer Blinddarmentzündung begannen ſich bald zu melden, ſo daß der Arzt mich nach Kiel ſchickte zur Operation. Ich wurde ins Lazarett geſteckt, und ſelbſt der Chirurg meinte, als er die Stelle befühlte und ich meine Empfindlichkeit äußerte, es wäre Blinddarmreizung. Am nächſtfolgenden Tage wurde ich operiert, und da nach der Operation ein längerer

Erholungsurlaub nötig war, wurde ich abkommandiert von „Panther". Das Opfer des überflüssigen Eingeweidezipfels hatte sich gelohnt: ich war den Blinddarm und „Panther" los und kam auf das neueste Schlachtschiff „Kronprinz". Mein heißester Wunsch war erfüllt.

„Kronprinz" war das zuletzt in Dienst gestellte Schiff der Königsklasse. Welch ungeheure Arbeit ist nötig, bis ein neues Schiff mit seiner ganz frischen Besatzung gefechtsklar geworden und als gleichwertige Einheit dem Geschwaderverbande eingereiht werden kann! Es wird gleichsam als rohes Material von der Werft übernommen. Die Werft hat das Schiff aufgebaut, aber das lebende Element ist noch nicht darin. Es gilt, den rohen Stoff nun erst einzuspielen. Acht Wochen dauern die vorbereitenden Indienststellungsarbeiten. Kein Offizier, kein Mann findet sich zunächst auf einem solchen Schiff zurecht, das etwa 800 wasserdichte Räume in sich birgt. Die Mannschaft muß mit ihm vertraut gemacht werden, daß sie sich heimisch fühlt; die Heizer und Maschinisten müssen die Maschinen kennen lernen und ausprobieren, die Mannschaften sind an den Geschützen und verschiedenen Gefechtsapparaten einzuexerzieren; die Flut- und Lenzvorrichtungen müssen aufs genaueste beherrscht werden. Später kommen die Artillerie- und Torpedoschießübungen, sowie das Fahrtexerzieren hinzu. Wenn Mannschaft und Offiziere mit allen diesen Funktionen vertraut sind, ist das Schiff gefechtsbereit und wird dem Geschwaderverbande angegliedert. Das Kriegsschiff ist die stärkste Krafteinheit, die es gibt. Es birgt an Gefechtskraft so viel in sich wie die ganze Festung Metz. Die zum Betrieb des Schiffes erforderliche elektrische Energie ist so groß wie die einer größeren Stadtzentrale, etwa von Kiel.

Während meiner ersten eineinhalb Jahre auf „Kronprinz" bis zum Mai 1916 war unsere Haupttätigkeit in der Flotte: Verbandsübung, Kriegswache auf der Jade, Artillerie- und Torpedoschießübungen, sowie die üblichen Vorstöße nach der englischen Küste und in die Nordsee. Wir hatten immer gehofft, daß der Feind einmal die deutsche Küste bombardieren würde als Revanche; wir hatten doch oft genug an seine Tore geklopft mit der Beschießung seiner Küste; sie war Herausforderung genug. Doch immer nur Kriegswachegehen unter den gewaltigen Gefechtsaparaten, den riesigen Kanonen! Wie oft fragt man sich auf einsamer Wache: „Wann schießen sie? Wann kann man die Geschützmündung von der Scheibe reißen? Können wir unsere Kolosse nicht gegen den Feind probieren? Nicht sehen, wer es besser kann?" Wir hatten doch geübt im Frieden, wir wußten, jeder einzelne Mann ist ein Kerl. Wenn auch unsere Flotte zahlenmäßig den Engländern unterlegen war und im Durchschnitt auch nicht so schwere Kaliber besaß, so wußten wir doch, daß wir viele andere Vorteile hatten: zunächst unsere Mittelartillerie und die Torpedowaffe, ferner die Unterwassereinteilung. Die höhere Geschwindigkeit seiner Schiffe hatte der Engländer auf Kosten ihrer Sicherheit ermöglicht durch die Ölfeuerung. Uns boten außer dem Panzer noch die fünf Meter breiten Schutzbunker gegen etwaige den Panzer durchschlagende Geschosse Schutz. Tirpitz' Werk war gut. Und so hofften wir immer: „Wann kommt der Gewaltmensch, der den wunderbaren Geist in der Flotte ausnützt und uns an den Feind bringt?"

Wenn ich nun die Seeschlacht am Skagerrak schildere, so übernehme ich selbstverständlich manches aus den Berichten von Kameraden, die auf die verschiedenen Gefechtsabschnitte verteilt waren. Mir liegt vor allem daran, eine Darstellung der See-

[illegible] bringen, die sich nicht als ein trockener Admiralstabsbericht gibt, sondern dem Laien die lebendige Vorstellung erweckt von der herrlichen, historischen Tat unserer Flotte, wie wir Mitkämpfenden sie empfunden haben. Ich selbst habe aus dem Sehschlitz des von mir befehligten Geschützturmes auf S. M. S. „Kronprinz" die Kampfvorgänge beobachtet.

Es war am 30. Mai. Das dritte Geschwader lag auf Kriegswache auf der Unterjade. Es war ein diesiger Nachmittag, als plötzlich auf dem Flottenflaggschiff das Signal hochgeht: „Sämtliche Kommandanten zur Besprechung auf das Flottenflaggschiff!"

„Das hat etwas zu bedeuten", hört man aus dem Mund der Kameraden und den Unterhaltungen der Matrosen. Von allen Schiffen werden die kleinen Dampf- und Motorbarkassen ausgesetzt; sie umwimmeln das Flottenflaggschiff. „Was ist los?", neugierig fragt einer den anderen. Gerüchte tauchen bereits auf. Der eine hat gehört, das Geschwader solle nach Kiel zum Torpedoschießen; es ist so der Lieblingswunsch derjenigen, die zur Ostsee gehören. Dort taucht wieder ein Gerücht auf, wir sollten von jetzt ab nach der Unterelbe verlegt werden, kurz und gut, willkommene und unwillkommene Nachrichten fegen durch das Schiff. Jeder glaubt das, was er im stillen hofft.

Nach etwa einer Stunde ist die Sitzung beendet. Jeder ist gespannt auf die Rückkehr des Kommandanten. Die Boote kommen längsseit, der wachthabende Offizier springt ans Fallreep, der erste Offizier eilt ebenfalls heran in der Hoffnung, etwas über das Ergebnis der Sitzung zu erfahren. Ernst und schweigend kommt der Kommandant an Bord und geht in seine Kajüte. Nichts wird bekannt. Die Spannung legt sich allmählich, man denkt: „Es ist wieder nichts."

Die Schiffe liegen klar für halbe Fahrt, wie bei Kriegswache üblich. Die Backbordwache geht abends auf Kriegswachstation, die Steuerbordwache schläft auf Hängematte. Da plötzlich morgens um zwei Uhr Trommel und Horn: „Klar Schiff zum Gefecht!" Man fegt wie der Teufel aus der Koje: „Was ist los?" Halb angezogen stürmt man an Deck auf seine Gefechtsstation. Man mutmaßt den Feind dicht an unseren Küsten, fragt den ersten Matrosen oder Unteroffizier von der Backbordwache: „Was ist los?" Kopfschütteln, keiner hat eine Ahnung. Die Gefechtsstation wird klar gemacht, die Munitionsaufzüge probiert, die hydraulischen Einrichtungen der Höhenrichtmaschinen untersucht, die elektrische Abfeuerung wird nachgesehen, die Bereitschaftsmunition, die schweren Granaten, werden in den Turm gefördert, und endlich geht die Meldung nach der Kommandozentrale: „Turm Dora klar zum Gefecht." Immer dabei die Frage: „Was ist los? Sind feindliche Streitkräfte gemeldet?" Niemand weiß etwas; so unvorbereitet war noch nie der Befehl „Klar zum Gefecht" gekommen. Nachdem die Gefechtsstation klar gemeldet, geht man an Deck. Da bietet sich im Grau der Morgendämmerung ein überwältigendes Bild: die Zerstörer kommen flottillenweise aus der Reede von Wilhelmshaven hervor, die „Schwarzen Husaren", mächtig qualmend. Drei bis vier Flottillen, jede zu zehn Booten, haben uns schon passiert. Die kleinen Kreuzer setzen sich langsam in Bewegung; weit draußen auf Schilligreede sieht man die Schlachtkreuzer Anker lichten und sich entwickeln in breiter Formation, umschwärmt von den schnellen Torpedobooten. Langsam und bedächtig kurbelt das Schlachtschiffgeschwader an und mahlt sich in Kiellinie wuchtig aus der Jade heraus: S. M. S. „König",

„Kurfürst", „Markgraf" und „Kronprinz", die neuesten und stärksten Schlachtschiffe. Sie bilden den Kern der Flotte. Rechts und links gruppieren sich die Zerstörer als U-Bootsicherung; die kleinen Kreuzer, gleichsam die äußere Schale, geben seitliche und achterliche Deckung, damit der Kern der Flotte nicht überraschend angegriffen werden kann. Auf der Höhe von Cuxhaven stößt das zweite Geschwader heraus und hängt sich dem Gros an. Mit großer Fahrt durchwühlt die Schlachtflotte die Nordsee gen Norden. Die Panzerkreuzer verschwinden fern am Horizont. Es sind die Einheiten, die zuerst an den Feind herankommen und die Aufgabe haben, sich vermöge ihrer Geschwindigkeit und schweren Artillerie an dem Feind festzubeißen und ihn auf das Gros zu ziehen. Sie gehen mit äußerster Kraft voran, um den Feind aufzustöbern, begleitet von den schnellsten kleinen Kreuzern. Niemand ahnt, wohin es geht. Diesig und grau ist die Nordseeluft, die verdickt wird durch die gewaltigen Rauchschwaden. Längs der deutschen, längs der jütländischen Küste geht es immer weiter gen Norden in 15 Kilometer langer Schlachtlinie. Niemals ist solch weiter Vorstoß unternommen worden. Es ist vier Uhr nachmittags; da meldet ein kleiner Kreuzer feindliche Streitkräfte. Endlich etwas vom Feind! Vor allem aber wartet man gespannt auf die drahtlosen Telegramme von den Panzerkreuzern, deren Meldung die maßgebendste ist. Nur ein kleiner Bruchteil von den 1200 bis 1300 Menschen der Besatzung des Schiffes, höchstens 25—30, haben Gelegenheit, den Feind mit Augen zu schauen, die anderen sind im Schiffsinnern auf ihren Gefechtsstationen und warten nur gespannt ihrer Aufgabe und der Nachrichten, die von oben kommen. Man muß sich vergegenwärtigen, was der einzelne Mann zu tun hat, z. B. der Mann in der Munitionskammer, die weit unter der Wasserlinie liegt; er hat nicht nur seine Munition zu fördern; wenn eine Granate einschlägt und Brand entsteht, hat er die Flut- und die Feuerlöscheinrichtungen in Tätigkeit zu setzen, die Schotten zu schließen und vor allem auch die Lüfter anzustellen gegen giftige Gase. Alle diese Gedanken bewegen den Mann in dem Augenblick, in dem die Meldung kommt: Kampf! Er überlegt sich: „Was hast du zu tun, wenn eine Störung kommt, wenn so und soviele von deinen Kameraden tot oder verwundet liegen? Dann gilt es zunächst für die Sicherheit des Schiffes zu sorgen. Erst das Schiff! und dann die Krankenträger rufen, dem verwundeten Freund helfen, Wiederbelebungsversuche anstellen." Nicht Kommandos können ihm sein Handeln vorschreiben, sondern eigener Entschlußkraft bedarf es. Jeder Mann ist eine Persönlichkeit, wenn seine Station in Frage kommt. Der Gedanke an ihre Aufgabe durchzieht die Gemüter derjenigen, die den Feind nicht sehen, sondern nur die Begeisterung durchleben können. Sie sehen nicht das Kampfbild, auf das jeder doch am meisten begierig ist, und jeder weiß sich doch abhängig von der Sicherheit des Schiffes. Sie haben auszuhalten auf ihrer Gefechtsstation, in jedem Augenblick gewärtig, durch einen Treffer erledigt zu werden.

Um ½5 Uhr kommt der Funkspruch: „Deutsche Panzerkreuzer im Kampf mit englischen!" Die Stimmung im Schiff wogt auf, und die Meldung geht von der Gefechtsstation hinunter bis zum Heizer und Trimmer im dunkelsten Bunker.

Jetzt kam's darauf an für die Flotte, ihr Äußerstes herzugeben, um den Panzerkreuzern zu Hilfe zu kommen. Der Heizer jagt die Schaufel bis an den Ellbogen in die Kohlen, schmeißt sie in die Feuer und schürt die Glut auf. Der Trimmer im Bunker schleift bergeweise das Brennmaterial heran. Alles geht auf äußerste

Kraft. Feuersäulen steigen aus den Schornsteinen von den überhitzten Rauchkammern auf, die Sicherheitsventile der Kessel öffnen sich und blasen. Niemals haben die Maschinen auf Probefahrten das geleistet wie heute; das Schiff fängt an zu beben infolge der erhöhten Schraubenumdrehungen. Alles ist voller Begeisterung, der langersehnte Wunsch ist erfüllt: „Jung, nu geit't los, nu kamt wi an den Fiend, ditmal krigt wi em to faten!" Die Ausguckleute spähen scharf aus, ob sie Rauchwolken sehen.

Unsere Schlachtkreuzer drehen nach Süden, um den Feind auf das deutsche Gros zu ziehen; Admiral Beatty dreht auf gleichen Kurs. Die Geschütze sind geladen, die Torpedos im Rohr, die Entfernungsmesser stehen an ihren Apparaten, der Artillerieoffizier im Kommandoturm wartet auf den Augenblick, wo er Entfernungen geben und die Geschütze auf den Gegner richten kann. Mit wilder Fahrt nähern sich die Kolosse, und es beginnt ein laufendes Gefecht. Mit höchster Feuergeschwindigkeit sucht einer den anderen niederzukämpfen. Was an Eisen auf den Gegner geschleudert werden kann, wird aus den Geschützen herausgefeuert. Mit 50 000 bis 60 000 Kilo Stahl in der Minute behämmert sich Geschwader gegen Geschwader. Beide Kreuzergruppen sind eingehüllt in Fontänenwälder. „Lützow", auf dem die Flagge des Admirals Hipper weht, hat die Führung unserer Kreuzer. Rechts und links von ihm stehen 150 bis 200 Meter hohe Wassersäulen. Nur der Steven und der schneeweiße Gischt der weit vorgeschobenen Bugwelle ist sichtbar, aufgewühlt durch fast 100 000 pferdige Maschinenkräfte. Stichflammenartige Mündungsfeuer, doppelt so lang wie die Geschütze, blitzen bei ihm auf; es sind die vollen Breitseiten, die er schleudert. Hinter ihm jagen „Derfflinger", „Seydlitz", „Moltke" und „Von der Tann".

Auch die grauen englischen Kolosse „Lion", „Princeß Royal", „Queen Mary", „Tiger", „New-Zealand" und „Indefatigable" werfen an Eisen heraus, was mit höchster Feuergeschwindigkeit möglich ist. Stahl prallt auf Stahl; ein dumpfes Rollen dröhnt unaufhörlich über das Meer. Da, was ist das? Bei dem grauen Koloß vom Feind, dem „Indefatigable", dem letzten Schiff der feindlichen Schlachtkreuzerlinie? Zwei Salven von S. M. S. „Von der Tann" schlagen kurz hintereinander ein. Dann läuft eine Feuerschlange längs der Bordwand. Kurz darauf steigen zwei Feuerarme steil aus dem Schiffskörper, in eine schwarze Rauchwolke übergehend. Man begreift noch nicht, was es bedeutet, man hat ja noch keine Schlacht mitgemacht, noch kein Kriegsschiff untergehen sehen. Da erkennt man, wie dieser gepanzerte Körper stückweise auseinander gerissen wird, wie alles, was bisher von ihm über Wasser war, in der Luft wirbelt. 300 000 Kilo Pulver, die das Schiff in sich barg, haben die Explosion hervorgerufen. Alles, was an Menschen und Material an Bord ist, wird mit hochgeschleudert, Granaten, Maschinen, Kanonen. Die Geschütze, die noch geladen sind, ihre vollen Breitseiten auf uns abzufeuern, überschlagen sich in der Luft. Der gewaltige Ölinhalt des Schiffes bluwwert nach oben und breitet sich in Brand gesetzt über der Wasserfläche aus. In dieses brennende Meer schlagen die hochgeschleuderten, weißglühenden Eisenteile, die letzten Reste des Schiffes zischend hinein; die Nordsee brennt und kocht.... Über der Trümmerstätte steht unbeweglich noch lange Zeit ein ungeheuerer Rauchkegel wie nach dem Ausbruch eines Vulkans.

Im Anblick dieses Schaurigen wird der Kampf mit rücksichtsloser Heftigkeit

fortgesetzt. Die noch eben gewesene Lücke füllt der Hintermann aus und „Von der Tann" sucht neues Ziel. Salve auf Salve rollt, und eine zweite Katastrophe befällt die britische Linie. Mit einer gewaltigen Explosion, von einer deutschen Salve getroffen, fliegt die „Queen Mary" in die Luft. Als ihr Hintermann, der „Tiger", im Kielwasser aufschließt, regnet es Eisenteile auf sein Deck; das war alles, was von der „Queen Mary" übrig war.

In diesem schweren Artillerieduell setzen von beiden Seiten die Torpedoboote ein. Der kleine Kreuzer „Regensburg" bricht vor dem deutschen Flaggschiff mit zwei Flottillen mit äußerster Kraft durch, ein unbeschreibliches Bild von Kraft und Schneid. Ein neuer Kampf der Torpedoboote entwickelt sich zwischen den Linien der großen Kreuzer und tobt mit gleicher Heftigkeit.

Gegen sieben Uhr abends stoßen unsere Panzerkreuzer auf unsere Schlachtflotte und setzen sich vor deren Spitze. Auch die deutschen Linienschiffe sichten jetzt feindliche Panzerkreuzer an Backbord. „Alles klar auf Gefechtsstation!" Wie durchzuckt das die Gemüter! Alles rennt, stürzt, jeder gibt's begeistert von Mund zu Mund: „Habt Ihr gehört? Minsch, Jung, dat givt hüt wat!" Alles wird noch einmal geprüft, jedem noch eine Warnung gegeben: „Ruhe behalten! Keine Störung an den Sachen! Die Fahrstühle der Geschosse nicht verfahren!"

Die englische Absicht, unsere Schlachtkreuzer vom Gros abzuschneiden, ist nicht gelungen, Hipper und Scheer vereinigen sich. Beim Sichten der deutschen Flotte drehen die englischen Panzerkreuzer ab und Scheer gibt Befehl: „Alles zur Jagd nach Norden ansetzen." Schnell erfolgt die Zielverteilung, und in wenigen Sekunden krachen die ersten Salven der „König"- und „Kaiser"-Schiffe. Ein furchtbares Kanonengebrüll dröhnt über das Meer. Da plötzlich schieben sich vier graue Kolosse an Backbordseite der bisher von uns beschossenen Schlachtkreuzer hervor, um ihren Rückzug zu decken. Es sind die stärksten und schnellsten Linienschiffe der feindlichen Flotte, die „Queen Elisabeths", die schnelle Division, dem Kreuzergeschwader Beatty zugeteilt. Jetzt gab's Feuer. Prasselnd und mit furchtbaren Explosionen schlugen ihre gewaltigen 38-Ztm.-Geschosse von fast 1000 Kilo Gewicht bei uns ein. Vorne, hinten, rechts und links von uns standen die turmhohen Wassersäulen, es war, als wenn das Wasser gen Himmel gesogen würde und wir als Einziges zurückblieben. Sauste eine volle Salve dieser Stahlriesen über das Schiff, so entstand ein derartig ohrenbetäubendes Surren, als wenn Staffeln von Flugzeugen dicht über unsere Köpfe flögen. Zuweilen fuhr „Kronprinz" durch dicht vor dem Bug einschlagende Salven. Einem gigantischen Wasserfall gleich strömten die Wassermassen unter dröhnendem Getöse über das Schiff. Es bebte ununterbrochen durch die Explosionen der in das Wasser einschlagenden Granaten.

Der Feind, begünstigt durch seine überlegene Geschwindigkeit, hält sich in Entfernungen außerhalb unserer Reichweiten und strebt die vorliche Stellung an; wir drängen mit allen Mitteln heran. „Warspite" läuft aus dem Ruder und wird mit Treffern überschüttet; man beobachtet, wie eine weiße Stichflamme aus dem Achterschiff hervorschießt: das Schiff muß die Linie verlassen. Die unserige schwenkt langsam auf Ostkurs. Der Artilleriekampf rast jetzt wie ein Orkan. Es ist kein Zweifel, weitere englische Geschwader müssen eingegriffen haben, denn auch von Osten her erhalten wir jetzt Feuer. Infolge der Unsichtigkeit der Luft hatten wir von der

Stellung des Feindes kein genaues Bild. Hier Rauchschwaden von Explosionen, dort Qualm aus den unzähligen Schornsteinen aller Größen, gleich einer riesigen Fabrikstadt, da künstliche Nebelbänke von Zerstörern und kleinen Kreuzern, all dieses, untermischt mit dem Wasserstaub von ununterbrochenen Geschoßeinschlägen, verhüllte die Bewegungen der Geschwader mit dichten Schleiern. Nur für Augenblicke taucht aus dem Dunst das Wrack der „Invincible" auf. Unsere Spitze liegt unter schwerstem Geschützfeuer. „Lützow" hat starke Schlagseite, sein Bug ist tief eingetaucht. Weitab ist „Wiesbaden" sichtbar, manövrierunfähig auf der Stelle liegend, stark in Rauch gehüllt; nur das Hinterschiff ist zu erkennen, von wo noch ein Geschütz feuert, das einzige, das unbeschädigt war. Ununterbrochen wird sie vom Feind unter konzentrisches Feuer genommen. Man sieht, wie aus der „Wiesbaden" ganze Teile von den vielen einschlagenden Geschossen gerissen werden, aber trotz alledem, ihr Geschütz schweigt nicht. (Forts. folgt.)

Der Bürger

Wenn Untergangstoben das Land durchgellt,
Sind wir zu erwachen verpflichtet?
„O rühret nicht an den Schlaf der Welt!"
Hat Hebbel schon gedichtet.

Mit Politik und so was verplefft
Bloß Narrenvolk seine Gaben;
Wir wollen, nach gelung'nem Geschäft,
Vor allem Ruhe haben.

Was diese Regierung immer versiebt,
Und was sie immer forder' —
So lange es noch Ordres gibt,
Solange parieren wir Ordre.

Der Bürger, dem nach altem Brauch
Schlafrock und Mütze gehören,
Läßt sich in seiner Nachtruhe auch
Nicht gern bei Tage stören.

Wohl gähnt ihn die Vernichtung an,
Die Sterne sind verglommen —
Da muß doch auch den Bürgersmann
Ein Gähnen überkommen.

Zeigt fünf Minuten vor zwölf die Uhr,
So preßt er gähnend aufs Mündchen
Das annoch fleischige Händlein: „Nur
Ein kleines Viertelstündchen!" Pandur

Offenherzigkeiten

Noch ein Kandidat

Vor etwas mehr als 11 Jahren, als mit der Berufung Bethmann-Hollwegs der eigentliche Niedergang Deutschlands begann, zog ein fleißiger Finanzbeamter die Augen seiner Vorgesetzten dadurch auf sich, daß er morgens um acht schon im Amt war und die Schreiberärmel, die er zur Schonung seines Anzuges übergestreift trug, bis in den späten Nachmittag nicht mehr ablegte. Bethmann erhob den Strebsamen und Gefügigen zum Reichsschatzsekretär. Bald danach konnte man in den Amtern die Offenbarung Johannis zitieren hören: „Es fiel ein großer Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel, und fiel auf das dritte Teil der Wasserströme und über die Wasserbrunnen. Und der Name des Sterns heißt Wermuth, und das dritte Teil der Wasser ward Wermuth, und viele Menschen starben von den Wassern." Es war damals, verglichen mit heute, ein wahrer Charitentanz, deutscher Finanzminister zu sein. Aber Wermuth sah seine Aufgabe darin, Bethmann in der Sparsamkeit an den Lebensnotwendigkeiten der Nation zu unterstützen. Ja, er war es, der den schwachen Kanzler vor allem auf die Bahn drängte, 1912 die notwendigen Aufwendungen für die Wehrmacht zu verkürzen. Nicht der Reichstag ist schuld an jenen Abstrichen, die uns den Krieg haben verlieren lassen durch den bekannten Ausfall in der Marneschlacht. Der Reichstag war bereit, zu bewilligen, das Geld war auch da und in einem Umfang da, der heute bittere Erinnerungen weckt. Um ein paar Dutzend Millionen zu sparen, hat damals Wermuth innerhalb der Behörde selbst, bevor die Forderung an den Reichstag kam, die lebensnotwendigen Forderungen von Heer und Marine erstickt. „Wer Mut hat, nehme Wermuth," hieß es. Im Zusammenhang mit der Taktik, die er damals anwandte, um das Vorhandensein von bereitstehenden Mitteln als möglichst gering hinzustellen, mußte Wermuth bald ruhmlos aus dem Reichsamt scheiden; er hatte sich für das demokratische Heldenstück, die Nation um ihre Rüstung gebracht und einen führenden Anteil an unserer Katastrophe erworben zu haben, inzwischen den besser bezahlten Posten als Berliner Stadthaupt besorgt. Als solches prägte er im November 1918 das geschichtlich gewordene Wort vom „fluchbeladenen alten Regiment". Er hat die heimkehrenden Truppen als Vertreter des segensreichen neuen Regiments am Brandenburger Tor empfangen mit Eselstritten auf das Kaiserreich, zu dessen devotesten und zugleich schuld- und unglückbeladenen Trägern gerade er selbst gehört hatte, er, der die Wehrmacht und damit das Fundament des alten Staats von innen her unterhöhlte. Als Oberbürgermeister der Revolutionstage erwarb er sich das ungeteilte Vertrauen der „Unabhängigen", indem er seinen früheren bureaukratischen Byzantinismus in einen jakobinischen leicht umwandelte, und errang die ungeteilte Mißachtung aller bürgerlichen Parteien. Als Kandidat der Unabhängigen ist er soeben wieder zum Oberbürgermeister gewählt worden, während die Bürgerlichen ihm einstimmig ihr Mißtrauen aussprachen. Der Zentrumsabgeordnete Dr. Salzgeber sagte am Tag der Wahl in der Berliner Stadtverordnetenversammlung: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt schwankt sein Charakterbild in der Geschichte? Nein, hier schwankt das Bild nicht mehr, es steht schon fest. Und es ist auch nicht einmal ein Charakterbild, denn ein Mann weder warm noch kalt, weder Fisch noch Fleisch, ist kein Charakter." Der volksparteiliche Abgeordnete Eynern erklärte: „Er, der stets engsten Ressortpartikularismus betrieben und seine Person in den Vordergrund geschoben hat, er, der so kleinlich denkt, ist klein. Dieser große Mann ist ein kleiner Berliner. Die Presse hat er aber stets gut mit Nachrichten über und für sich versorgt." Auch mich, Zibo, hat dieser ganz und gar Triste, dessen Schuld an Deutschland ein andrer gar nicht zu tragen vermöchte, mit seinen häßlichen Augen süß angeblickt. Aber das Gesicht war mir unausstehlich wie ein Aktenzeichen, das ein lyrisches Gedicht, wie ein Bureausitzkissen, das eine Seele vorstellen möchte. So tief ist dieser

strebende Bureaukrat gesunken, daß ihm sogar die „Vossische Zeitung" in einem Artikel „Oberbürgermeister-Dämmerung" sagt: „daß er die ihm jetzt attestierte Popularität dem Umstand verdankt, daß er die Weisungen der unabhängigen Führer nicht nur ohne Widerspruch, sondern auch mit der nötigen Überzeugungskraft befolgte". Höher hinauf, höher hinauf: Der „unabhängige" und überzeugungstreue Mann will jetzt auf seine alten Tage noch Reichspräsident werden. Er wäre der schwarzrotgoldenen Republik vielleicht zu gönnen. Aber der Kelch unseres Leidens ist schon zum Rande voll, es bedarf des Wermuthstropfes nicht zum Überlaufen. Zibo

Dirnen und Lakaien

Den 82 Fällen schwarzer Schmach, die die streng pazifistische und völkerversöhnende Gruppe um Hans Delbrück anklagend festgestellt hat, können demokratische, also hinreichend unverdächtige Blätter „dicke Aktenstücke" über beinahe vier Dutzend weiterer Gewalttaten gesellen. Die Feder sollte sich, wie das leider fast immer zu geschehen pflegt, nicht sträuben, die ruchlosen Schändlichkeiten eingehend zu schildern; aber schließlich, was hilft ihr Sträuben, solange die Nation sich nicht mit Händen und Füßen gegen Bestialisierung und Bestien sträubt, sondern dies allein den unglücklichen Opfern der farbigen und weißen Verbrecherfranzosen überläßt? Und außerdem — die erforderliche flammende Entrüstung bringt nicht ganz leicht auf, wer z. B. in der Deutschen Tageszeitung liest:

„Nachmittags, im Rummelplatz am (Kölner) Zoologischen konnte man Hunderte von englischen Soldaten im traulichsten Gemenge mit deutschen Mädchen erblicken. — Andern Tags, bei einer Fahrt über Land, kamen wir in ein Dorf, das war von schwarzen Truppen besetzt, Marokkanern. Die saßen (und lagen) abends mit deutschen Bauernmädchen hinter den Hecken herum, an offener Straße. Wie nie zuvor mit deutschen Burschen, solange deutsche Zucht und Ordnung in der Rheinprovinz waren. Ja, in Köln gibt's sogar eine besondere Entbindungsanstalt für uneheliche Soldatenkinder: weiße, gelbe, bräunliche und schwärzliche! Der Stempel der Schande, den der Sieger unserer Frauenwelt aufdrückt."

Über allzu galante deutsche Weiber, die sich den westlichen Helden in die Arme warfen, haben schon die Ehrbaren von 1806 gestöhnt. Wir sind in der Entwicklung insofern vorgeschritten, als der Damenflor sich damals mit den weißen Siegern begnügen mußte, während ihm heute die Sensation der bunten Seladons blüht. Melchior de Vogüé, der vom sittlichen Niedergang des kaiserlichen Deutschlands die Revanche erhoffte, hat allzu sehr recht behalten. Nachdem es jahrzehntelang den Verderbern erlaubt war, unterm Schutze der Preß- und Theaterfreiheit das deutsche Volk bis ins Mark zu verwahrlosen, Anstand und Zucht zum Feuilletongespött zu machen, wie dürfen wir da vom Normalfrauenzimmer Haltung erwarten? Es schleudert seine weibliche Ehre in den Schmutz, wie der Normalbürger seine männliche. Wenn die Engländer auf dem Kölner Domplatz Parade abhalten, drängen sich Tausende von Deutschen, den Hut in der Hand, hochachtungsvoll-neugierig hinzu; landesverräterische Zeitungen und Bücher, deren Verbreitung nach § 81 RStGB. mit lebenslänglichem Zuchthaus bedroht wird, liegen in den Läden aus: „Geschäft ist Geschäft", lächeln die Inhaber und berufen sich auf den englischen Schutz. Unsere bedeutsamsten Errungenschaften der verflossenen Epoche, Profitsucht und ungehemmte Amüsiersucht, entfalten jetzt ihre üppigsten Blüten. Können wir uns über hundert Vergewaltigungen entsetzen, wenn hunderttausendfach die freiwillige, weibliche und männliche Prostitution wuchert?

„So schluckte ich Tag für Tag meine bitteren Pillen, suchte vergebens nach meinem alten Vaterland, nach Gesinnungsgenossen! Was ich fand, war völligste Abgebrühtheit, vollständige Abwesenheit nationalen Empfindens, gar kein Verständnis dafür, daß man ein Sklavenleben führte, nur den Ausdruck der Befriedigung, daß man nicht die Franzosen oder Belgier als Besatzung habe.

„Ihr seid alle in einer Art Narkose,' sagte ich bei meinem Abschied zu meinen alten Bekannten, ‚ihr seid in einem Dämmerzustand und habt gar kein Gefühl für eure Erniedrigung! Euch fehlt eins: Ganz Deutschland muß vom Feinde besetzt werden, und zwar möglichst nicht von den scheinheiligen Engländern, die ihre Gefühle zu verbergen verstehen, sondern von den Franzosen, den Belgiern, den Polen, damit ihr endlich wach werdet, damit der Geist Scharnhorsts und Blüchers wieder bei euch einzieht, ihr euch aufrafft und eurer Kraft bewußt werdet. Nehmt euch ein Beispiel an den Russen, den Türken, den Irländern! Die kämpfen um ihre Freiheit. Ihr gefallt euch in eurer Sklaverei!'"

Mulay Hassan

Was war, wird wieder sein, sonst wär' es nie gewesen

Die Erinnerung an die Vorzeit sollte dazu dienen, den Glauben aufrechtzuerhalten, daß auch uns das Glück wieder lächeln kann. Wären wir eine stolze Nation, wir würden jetzt Jubiläumsfeiern, nicht nur für den 2. September, sondern auch für den 18. Oktober allerorten einrichten. Aber es soll dagegen in Deutschland Leute geben, die gar nicht wissen, was der 18. Oktober bedeutet! Wir sind nicht stolz, aber gute Kerle im Grunde. Wir pflegen die Gräber der toten Franzosen — selbst die Überwachungskommission muß uns das bescheinigen —, während die Franzmänner die Gräber unsrer Krieger sogar im Elsaß dem Erdboden gleichmachen, die Grüfte aufreißen und die Schädel deutscher Krieger für Museen und Raritätenjäger sammeln. Die französische Nation hat wirklich bis zum letzten Atemzug ihre Volkskraft dem einen Ziel des Sieges gewidmet. Hätte sie nun das Wunder vollbracht, die Fehler ihrer Tugenden abzulegen und Maß zu halten im Erfolg, so würde ihre Zukunft gesichert sein. Jetzt aber gräbt sie sich langsam ihr eigen Grab, und die deutsche Nation wird auferstehen. Ihr fragt mich, wie? Arbeitet, ohne zu fragen! Jetzt schläft der Kaiser zum zweitenmal im Kyffhäuser, dessen Schlüssel Marschall Foch behütet, und krächzende Parteiraben umflattern ihn. Die Zukunft, die uns Alten noch zu leben übrig bleibt, ist so unerträglich, führt in solche dunklen Abgründe und Schluchten, daß das deutsche Volk von neuem an das Wunder glauben und darauf hoffen wird. Die Franzosen sprechen vom „Wunder der Marne" und errichten der heiligen Jungfrau von Orleans die Denkmäler, die ihr noch fehlten, als Schiller sie besang. Friedrich der Große verkündete einige Tage nach Kunersdorf seinem Bruder das „Mirakel des Hauses Brandenburg". Größer war unser Fall. Das Wunder kann nicht kleiner sein.

Verrina

Drinnen und draußen

Zur Volksabstimmung in Kärnten wird uns geschrieben: Die Frage über das Schicksal Kärntens steht vor ihrer Entscheidung. Die endliche Ratifizierung des Friedensvertrages von St. Germain bedeutet auch den Anfall jener dreimonatigen Frist, innerhalb deren die Volksabstimmung über die umstrittenen Gebietsteile Kärntens durchgeführt sein muß.

Ohne der letzten Endes beim Volke allein liegenden Entscheidung vorzugreifen, kann heute doch schon gesagt werden, daß, wenn die Lösung der Kärntner Frage sich logisch nach den tatsächlichen, von Natur aus gegebenen Verhältnissen und infolge richtigen Abschlusses ihrer bisherigen Entwicklung vollzieht, sie auch im Sinne der natürlichen Einheit und Geschlossenheit des Landes, also seiner politischen und wirtschaftlichen Unteilbarkeit erfolgen kann.

Auch hier wird die Natur und der in den Verhältnissen des Landes selbst liegende Sinn, also die innere Wahrheit der Dinge,

jenen äußerlichen, künstlich und fälschlich darüber gelegten Schein zerstören, der im Drange gewaltsamer Aneignung fremden Staatsgutes die landfremden Politiker in Paris und Umgebung zu täuschen bestimmt war.

Schon der Gedanke, durch die Stimme des Volkes selbst die Entscheidung über das Schicksal eines Landes herbeizuführen, ist kein von Hause aus in einer Friedenskonferenz liegendes Prinzip, keine primäre Lösung einer einfach nach dem Willen des Siegers zu bestimmenden Frage, sondern er ist selbst schon ein Kompromiß zwischen Anspruch und Gegenspruch, eine sekundäre Maßregel zur Schlichtung von Dingen, die eben nicht eindeutig klar, sondern von zwei Parteien bestritten sind.

Man weiß, wie es zur Bewilligung der Volksabstimmung in Kärnten kam. Sie ist nur die Folge des entschlossenen Abwehrkampfes der Kärntner, die zur Umsturzzeit den widerrechtlich das Land überfallenden Südslawen mit den Waffen in der Hand entgegentraten. Schon der erste feindliche Einbruch im Herbst 1918 wurde durch den Sieg der deutschen Waffen Kärntens bei Grafenstein niedergeschlagen. Das um seine Existenz ringende Land — denn jede politische Auseinandersetzung Kärntens hebt den bisherigen Begriff des Landes Kärnten überhaupt auf — erregte die Aufmerksamkeit der sich bereits getäuscht sehenden und von den Südslawen irregeführten Entente; die Amerikaner vermittelten den Waffenstillstand vom Januar 1919, schufen nach dem damaligen Besetzungsstand eine vorläufige Abgrenzungslinie und bereisten, um zu eigener Anschauung der Verhältnisse zu gelangen, kommissionell das Land. Eine damals probeweise durchgeführte Volksabstimmung ergab, daß 84,6 Prozent der Wählerschaft, das sind 81451 Personen, für ein ungeteiltes Kärnten und nicht einmal 1 Prozent, das sind 771 Wähler, für den Anschluß an Südslawien stimmte.

Um der Gefahr, ihre Sache in Paris zu verlieren, durch einen tatsächlichen Besitztitel zu begegnen, versuchten die Jugoslawen am 29. April 1919 unter Bruch des Waffenstillstandabkommens einen Überfall an der Grenzlinie.

Neuerdings trat Kärnten in den Kampf um die Heimat, wiederum warf es den Feind, diesmal sogar über die Landesgrenze, zurück, in dem benachbarten, ebenfalls besetzten Südsteiermark wurde Windisch-Graz besetzt, Cilli und Marburg bereits von den Jugoslawen geräumt, als plötzlich die Wiener Regierung den Kärntner Vormarsch ins steirische Unterland und den gelungenen Anstoß zur Erschütterung des SHS-Staates aufhielt. Die Unterhandlungen aber zerschlugen sich, die Südslawen, besonders Serben, rückten aufs neue und diesmal mit Übermacht an, drängten die Kärntner zurück, bedrohten Villach, das nur der italienische General Segrè rettete, und zogen am 6. Juni 1919 in der Landeshauptstadt Klagenfurt ein, die sie — während über 15000 Kärntner aus den besetzten Gebieten im eigenen Lande als Flüchtlinge herumirrten — bis Ende Juli 1919 besetzt hielten.

Auf Grund dieser Erfolge arbeiteten nun die Jugoslawen mit neuem Hochdruck beim Viererrat in Paris. Sie erreichten eine Änderung des bereits Ende Mai 1919 fertiggestellten Friedensvertrages, der Kärnten bis zu den Karawanken (mit Ausnahme des Mießtales) den Kärntnern zusprach. Die Verhandlungen wurden mit Wilson selbst geführt und ihnen das neue Prinzip der Teilung des Klagenfurter Beckens zugrunde gelegt.

So erhielt der Friedensvertrag die heutige Gestalt, in der er das Klagenfurter Becken in zwei Zonen A und B teilt, über die getrennt eine Volksabstimmung abzuhalten ist. Die südlichere Zone A stimmt zuerst; fällt ihr Spruch für den Anschluß an Südslawien aus, so stimmt 3 Wochen später die nördlichere Zone B, die Klagenfurt, St. Veit und Umgebung umfaßt; erklärt sich die Zone A für den Verbleib bei Österreich, dann entfällt die Abstimmung in der Zone B von selbst.

Bis zu diesem Ziel sind die Südslawen durch ungerechten Waffenkampf und diplomatischen Krieg gekommen. Nun aber, bei der Abstimmung, soll die innere Wahrheit der Dinge, die Macht der tatsächlichen Verhältnisse sprechen. In Wahrheit steht es so, daß die Ansprüche der Südslawen auf das Gebiet der beiden strittigen Zonen Kärntens geographisch, ethnographisch, wirtschaftlich, kulturell und politisch nicht nur anmaßend ungerecht, sondern auch haltlos sind.

Denn geographisch ist Kärnten eine von

Natur aus unteilbare Einheit, deren südliche Grenzlinien im kartographischen wie im wirklichen Landschaftsbilde vor jedem Auge klar daliegen.

Ethnographisch ist es im Sinne des durchaus landsmannschaftlichen Zusammengehörigkeitsgefühls aller Kärntner, der Deutschen wie der „Windischen", eine Einheit, weil auch der mehr als einem Jahrtausend innerhalb der Kärntner Landesgrenzen eingesprengte slawische Zweig der „Windischen" sich nur als Kärntner fühlt und, durch Geschichte, Wirtschaft und kulturelles Leben seit jeher mit dem Deutschen in Frieden und Eintracht verbunden mit den „Bruderstämmen" jenseits der Karawanken in Krain und am Balkan nichts zu tun haben will.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse aber weisen auch diesen windischen Teil Kärntens mit zwingender Notwendigkeit nach Norden, da ihm die Felsenmauer der schwer gehbaren Karawanken Handel und Verkehr mit dem Süden erschwert, während ihm nach Norden hin das ebene Becken Klagenfurts alle Wege für Ein- und Ausfuhr öffnet. Für Oberkärnten mit Klagenfurt aber bedeutet das Ausscheiden des Südens und des Südostwinkels seines Landes den Wegfall seiner ergiebigsten Kornkammer, ohne deren Einfuhr jene Gebiete nicht leben könnten.

Die kulturelle, geschichtliche und politische Einheit des Landes aber ist darin begründet und in beiden Volksstämmen Kärntens dadurch seelisch verankert, daß sie auf ein mehr als tausendjähriges, in Not und Gefahr (Türkenkriege! Franzosen- und Italienkriege! Slawennot!), in Glück und Frieden gemeinsames völkisches und staatliches Erleben zurücksehen, in dem Bewußtsein einer unzerreißbaren, geistigen und natürlichen Landsmannschaft, die sich bisher für alle Teile vorteilhaft bewährt hat, während ein Anfall an den Süden einen Wechsel der westeuropäischen altösterreichischen Kultur und Gesittung mit der des Balkans, ein Aufgeben wohlbegründeter Sicherheit gegen die Ungewißheit eines neuen staatlichen Gebildes, eine Umstellung aus der deutsch-christlichen in die serbisch-orthodoxe Gedankenwelt bedeuten würde.

Die Volksabstimmung in Kärnten wird demnach eine Probe auf die Kraft solcher, nach Maß und Gewicht unwägbarer Momente abgeben, die in die Wagschale der vollen Verhältnisse noch sittlich-geistige Werte legen.

„Auslandsdeutsche." In Nummer 16/17 der „Grenzboten" wurde von Moeller van den Bruck in ernster und wohlwollender Weise eine Schilderung des „Auslandsdeutschen" gegeben, die jeden Auslandsdeutschen, der sich in dem dort geschilderten Typus wiedererkennt, mit Stolz erfüllen muß. Leider kann das nicht für jeden Auslandsdeutschen gelten, namentlich nicht für diejenigen, die der Verfasser durch besondere Bemerkungen in seiner Schilderung (S. 88) selbst ausscheidet: die Konsularvertretungen, die Kunstgelehrten und die Vergnügungsreisenden.

Es ist nicht mein Beruf und meine Absicht, die deutschen Vergnügungsreisenden im Auslande, die dem Verfasser durch lärmendes Wesen unangenehm auffielen, in Schutz zu nehmen. Wer nach solcher Art Reisender das deutsche Volk beurteilt, begeht denselben Fehler, den man in Deutschland beging, wenn man das englische Volk nur nach dem Benehmen gewisser „Globetrotter", die wir am Rhein oder in der Schweiz sahen, beurteilt.

Nicht so offenbar ist die Unrichtigkeit und Ungerechtigkeit, die in der Ausnahmebehandlung der Konsularvertretungen liegt.

Die amtlichen Vertretungen des Deutschen Reiches im Ausland sind ja gewöhnt, daß der mit ihrer Amtsführung irgendwie unzufriedene Landsmann seine Unzufriedenheit in die Öffentlichkeit hinausruft und ihnen dabei auch manche Unzufriedenheit anhängt, die mit ihrer Amtsführung nichts zu tun hat, — übrigens eine Erscheinung, unter der auch Englands und anderer Länder Konsuln zu leiden haben. So war es schon immer.

Die Konsularvertretung des Deutschen Reiches ist keine leichte Aufgabe. Ein Amt von ähnlicher Bedeutung im Inlande ist bei weitem nicht so allgemeiner Beachtung, Anforderung und Kritik ausgesetzt wie ein Konsularamt, das weit und breit die einzige und höchste deutsche Amtsstelle darstellt und der Kritik einer Gemeinde ausgesetzt ist, die weit selbständiger, unterrichteter und anspruchs-

voller zu sein pflegt als inländische Amtsgemeinden. Darum wurde die Auswahl der Konsularbeamten seitens des Auswärtigen Amtes von jeher mit besonderer Sorgfalt gehandhabt. Um das recht beurteilen zu können, muß man wissen, wie im Auswärtigen Amt vor der Annahme eines Bewerbers für den höheren Konsulardienst seine Persönlichkeit nach Herkunft, Begabung, Leistung, Gesundheit, Charakter und Auftreten geprüft wurde; die Anwärter hatten sodann als Assessoren im Auswärtigen Amt eine strenge Lehrzeit durchzumachen, bei der noch mancher, der sich in Gerichts- oder Verwaltungspraxis schon bewährt hatte, versagte und wieder abgegeben wurde; auch bei der Auslandspraxis als Vizekonsul ist noch mancher, der bis dahin die Probezeit bestanden hatte, an den eigenartigen Verhältnissen des Auslandes, die ihm nicht behagten oder denen er nicht gewachsen war, in der Laufbahn gescheitert. Diese Vorzüge des alten Konsulardienstes sollten neben seinen Mängeln, von dem neuen Konsulatsdienst, wie er sich jetzt entwickelt, nicht vergessen werden.

Daß sich im alten Konsulardienst auch Versager zeigten, soll nicht geleugnet werden, war aber keine Eigentümlichkeit weder dieses Berufs noch unseres Volkes. Die Klagen der Kaufmannschaft oder Industrie, daß sie von den Konsularbehörden zu wenig Nutzen hätten, verkennen häufig die Aufgabe der Konsularbehörden, die nicht die Agenten einzelner deutscher Geschäfte, nicht die Vertreter einzelner deutscher Firmen oder Einzelpersonen, sondern Vertreter des Deutschen Reiches und Agenten für die Interessen des gesamten deutschen Volkes sein sollen; sie werden auch von der englischen Geschäftswelt immer wieder gegen die englischen Konsularvertretungen — denen dabei vor dem Kriege die deutschen Vertretungen als Muster vorgehalten wurden — in ganz ähnlicher Weise erhoben. Die Hauptfehler, die unserer alten Diplomatie vielfach mit Recht vorgeworfen werden konnten: Auswahl der Beförderung nach Rücksichten persönlicher Beziehungen, statt nach Befähigung, fühlungslose Abschließung gegenüber dem fremden Volke und gegenüber den eigenen Landsleuten im Auslande, das sind Fehler, vor denen die Konsuln — denen solche Diplomaten ja auch meist fremd gegenüberstanden — im allgemeinen bewahrt waren. Ganz unverständlich ist mir aber nach meinen 15jährigen Auslandserfahrungen die Behauptung jenes oben angeführten Artikels, daß, wo sich im Auslande ein Deutscher mit den schlechten nationalen Gewohnheiten der Auslandsnachahmung breit machte, er am ehesten den Konsularvertretungen angehörte.

Ich weiß nicht, ob der Verfasser dabei vielleicht an Wahlkonsuln gedacht hat, die früher einmal deutsche Reichsangehörige waren und später die Staatsangehörigkeit des Landes, in dem sie sich niedergelassen hatten, angenommen hatten. Unter den Berufskonsuln sind mir solche Erscheinungen nicht begegnet, und ich kenne ganz gut den deutschen Konsulardienst in Rußland und in Asien. Wohl aber weiß ich von Konsuln, die in Fragen der nationalen Haltung in Gegensatz zu anderen Auslandsdeutschen geraten sind, insbesondere auch zu kaufmännischen Angehörigen ihrer Kolonie; zu Kaufleuten, die nicht verstehen konnten, wozu deutsche Zeitungen nötig seien (da sie mit ihrer Kundschaft doch englisch verkehrten), zu Kaufleuten, die ihren Familiennamen ins Englische übersetzten, zu Kaufleuten, die ihren eigenen deutschen Landsleuten Rechnungen und Briefe in englischer Sprache schrieben, zu Kaufleuten, die nicht mehr „nein" statt „no" zu sagen vermochten, zu Kaufleuten, die den englischen oder internationalen Klubs den Vorzug vor den kleineren deutschen gaben, und so könnte ich noch viele Beispiele aufzählen, aber ich will nicht angreifen, und ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als wüßte ich den Wert des deutschen Überseekaufmanns, seinen Weitblick und Scharfblick, seine Tatkraft, seine Großzügigkeit nicht zu würdigen, oder als wüßte ich nicht, welchen Wandel in der nationalen Haltung das letzte Jahrzehnt vor dem Kriege gerade in der jüngeren deutschen Kaufmannschaft des Auslandes gebracht hat, mit wie anderen, von der älteren Kaufmannschaft häufig sehr verschiedenen Auffassungen vom Deutschtum die jüngeren Jahrgänge schon hinauskamen und eine wie verschiedene Stellung dieses junge

Deutschtum dem Ausländer gegenüber einnahm.

Offenbar hat Herr Moeller van den Bruck bei der von ihm gegebenen Schilderung des im Auslande ansässigen Auslandsdeutschen nur den Kaufmann im Auge, da er von anderen nicht spricht, außer von den Konsularvertretungen in der schon geschilderten Weise und von einem deutschen Gelehrten, von dem er eine das Deutschtum verleugnende Äußerung wiedergibt, die nach seiner Meinung ein deutscher Kaufmann niemals getan haben würde. Der sich hieraus leicht ergebenden Auffassung, daß im allgemeinen der deutsche Gelehrte im Ausland ein schlechterer Deutscher gewesen sei als der deutsche Kaufmann, muß ich nach meinen Erfahrungen widersprechen. Die Zahl deutscher Gelehrter im weitesten Sinne — Ärzte, Missionare, Lehrer, Anwälte, Ingenieure, Regierungsratgeber oder -sachverständige — ist ja wohl überall geringer gewesen als die der deutschen Kaufleute; zum Teil waren sie von der fremden Regierung angestellt und daher weniger unabhängig als der Kaufmann, aber ich habe (obwohl auch da unerfreuliche Ausnahmen vorkamen) im allgemeinen nicht gefunden, daß der deutsche Arzt oder der deutsche Lehrer usw. in nationalen Fragen sich weniger zuverlässig gezeigt habe als der deutsche Kaufmann, und ich habe oft bedauert, daß an den Gemeinaufgaben der deutschen Auslandskolonien gerade diese studierte Intelligenz so viel weniger beteiligt war als die kaufmännische. Gerade aus jener Intelligenz wird sich aber in Zukunft das Aulandsdeutschtum stark zusammensetzen. Und damit komme ich zu den in dem Artikel von Moeller van den Bruck ausgesprochenen Zukunftsgedanken, die ich in dem Satz zusammengefaßt finde: „Es wird kein Auslandsdeutschtum mehr geben."

Der Friedensvertrag hat das im Auslande bestehende Deutschtum in den meisten Ländern der Welt ziemlich zugrunde gerichtet und er ist voller Bestimmungen, die ein Wiederaufleben des Deutschtums verhindern sollen. Grund und Ursache für dieses Vorgehen ist der Neid der feindlichen Kaufmannschaft, die sich durch Beseitigung des deutschen Wettbewerbes ihre eigenen Geschäfte zu vermehren und zu erleichtern sucht. Aber wir wissen auch, daß auf anderen Seiten der lebhafte Wunsch besteht, mit dem Deutschtum wieder Fühlung zu bekommen und von dem Zwang befreit zu werden, das, was Deutschland Gutes und Nützliches bieten kann, entbehren zu müssen. Dann werden freilich diejenigen Auslandsdeutschen, die bisher den Kern des Deutschtums im Auslande ausmachten, gerade die ältesten und eingesessensten, verschwinden; und sie werden Lücken hinterlassen, die ihre Landsleute tief empfinden und bedauern werden. Aber nicht verschwinden wird „der Auslandsdeutsche". Millionen von Deutschen warten auf die Gelegenheit, ins Ausland gehen zu können und zu dürfen. Sie werden sich einer anderen Umgebung und anderen Aufgaben gegenübersehen als bisher die Deutschen im Auslande. Sie werden von der Heimat eine andere Führung und andere Unterstützung erwarten und bedürfen. Ist die Heimat dazu imstande, so wird sich ein Auslandsdeutschtum entwickeln, das von stärkerer und höherer Bedeutung sein wird als das frühere und in hohem Maße dazu beitragen wird, aus dem verlorenen Krieg einen gewonnenen zu machen. Oskar Scholz

---

Bücherschau

Der Friede. Kurze und übersichtliche Bearbeitung der Friedensbedingungen und nachfolgenden Verträge von Oberfinanzrat **Dr. Bang.** Verlag Deutsche Zeitung, Berlin SW 11.

Wie sieht er aus, der Friede? Bei der geradezu lebensgefährlichen Gleichgültigkeit der Deutschen dürfte es nur sehr wenige geben, die dieses Schanddokument mit seiner katastrophalen Wirkung für das deutsche Wirtschaftsleben kennen. Es ist daher eine zu begrüßende Arbeit des Verfassers, die die sogenannten Friedensbedingungen zum Handgebrauche für jedermann zusammenstellt. Die Zusammenstellung beruht auf den Verabredungen von Versailles und von Spa und

den sonstigen Vereinbarungen, wie sie nunmehr in Wirksamkeit sind. Sie stützt sich durchweg auf amtliches Material und enthält sich jeder Entstellung, Färbung, Verschleierung oder Beschönigung. Mit Parteipolitik und dergleichen hat diese Arbeit nichts zu tun. Sie gibt einfach die Tatsachen, wie sie sind. Die Schrift eignet sich nicht nur zum Einzelgebrauch, sondern vor allen Dingen zur Aufklärung der Massen. Der Preis beträgt für das Einzelexemplar (16 Seiten) 50 Pf., bei 100 bis 1000 Stück 40 Pf., darüber 35 Pf. und ist unmittelbar zu beziehen von der Deutschen Zeitung, Berlin SW 11, Hedemannstraße 12.

Das alte System. Ein politisches Volksbuch von Curt Amend. Karlsruhe, Kommission der G. Braunschen Hofbuchdruckerei. 20 M.

Wenn ein Buch in dieser gewitterschwangeren Zeit, in der der Bürgerkrieg aller gegen alle jeden Tag aufflammen kann, sich ein „politisches Volksbuch" nennt, dann wird man es daraufhin ansehen, ob der Verfasser in möglichster Objektivität über den Parteien steht und dem Volke nicht Gelegenheit zu neuem Haß gibt. Dies Buch aber trägt allein die Tendenz, das „alte System" in jeder Beziehung herabzusetzen. Der Verfasser ist von dem größten Haß gegen den „Geist des Kapitalismus, dem Geiste hochmütigen Eigennutzes", dem schließlich auch das Beamtentum und diejenigen Schichten des Adels, die sich unter dem alten Kaiser noch durch Schlichtheit und soziale Aufopferungsfreudigkeit ausgezeichnet haben, verfallen seien, erfüllt. Das alte System nennt er „eine furchtbare Krankheit am Körper des deutschen Volkes".

Der Verfasser fühlt die Verpflichtung, auch die Schuldfrage, die er von einem internationalen und einem innerpolitisch nationalen Gesichtspunkt aus beantworten will, näher zu erörtern. Unser ganzes Elend wird dem Verhalten Wilhelms II. zugeschrieben. Jeder unserer Feinde wird mit Wonne ein Buch lesen, das ihren Krieg gegen eine so verbrecherische Tyrannei zur heiligen Sache stempelt. Und der Verfasser erblickt in seiner Arbeit eine vaterländische Pflicht, hält es sogar für moralisch verwerflich, sich derselben zu entziehen. Auch die Nichtlösung der sozialen Frage wird

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee.

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis.

dem Kaiser in die Schuhe geschoben, obgleich zugegeben wird, daß „der moderne Staat" im allgemeinen sich nicht der Verantwortlichkeit der Arbeiterschaft gegenüber bewußt geworden sei. In seiner englisch orientierten Auffassung, die in einem Bündnis mit England, wie es z. B. Lord Salisbury 1895 mit dem Vorschlag einer Aufteilung der Türkei unter England, Deutschland und Österreich-Ungarn vorschlug, das alleinige Heil für unser Land erblickte, übersieht er ganz, daß England damit uns sofort in einen Krieg mit Rußland und Frankreich verwickelt hätte, dem es von seiner Insel aus gelassen zugesehen hätte, froh, daß seine beiden mächtigsten Gegner sich gegenseitig zerfleischten. Der Verfasser weiß offenbar nichts von dem Buche John Morels „Marocco in Diplomacy", das die Politik Deutschlands in dieser Periode, wo es nicht der herausfordernde, sondern stets nur der herausgeforderte Teil gewesen sei, als würdig und loyal gegenüber den Signaturmächten hinstellt, dagegen die Politik Englands und Frankreichs als schamlos die öffentliche Meinung irreführend verdammt. Es wäre für die Demokraten und Pazifisten besser und ehrenvoller, wenn sie sich weniger mit der Beschmutzung des eigenen Volkes als mit den soviel größeren verbrecherischen Absichten unserer Feinde beschäftigten. Wenn Amend die Knebelung der öffentlichen Meinung durch die Zensur während des Krieges beklagt, so wird diese Zensur nachträglich geradezu gerechtfertigt durch Bücher, denen in solchem Grade jede nationale Würde und politische Selbstzensur fehlt. A. v. Hartmann

Verantwortlich: i. V. **Hans von Sodenstern** in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallschreiberstr. 34/35.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet

Zur kommenden Umformung der Großstadt

Fritz Schumacher
Kulturpolitik

Neue Streifzüge eines Architekten

Brosch. Mk. 10,—. Geb. Mk. 15.— und 20% Sortimentszuschlag.

Inhalt: Zur Erziehung des neuen Menschen / Mittel der Volkskultur: Das Kino, Die Kirche, Der Friedhof, Die Schule, Das Gerät, Der Garten, Die Straße / Vorbedingungen der Wohnungskultur / Kulturproblem der Großstadt / Mechanisierung und Architektur / Expressionismus und Architektur / Unser künstlerisches Verhältnis zum Auslande.

Der Verfasser ist der bekannte Hamburger Stadtbaumeister.

Kölnische Zeitung: Ein Buch, das sich nicht mit Nebenergebnissen begnügt, sondern das Grundlagen schafft. Darüber hinaus der Spiegel einer Persönlichkeit, die das Neue sucht ohne die Überlieferung nach heute marktgängiger Weise zu verachten, die frei und unbefangen sich allen fremden Einflüssen öffnet und doch vor allem die deutsche Eigenart schaffen möchte, die nach dem Zusammenbruch unserer Weltpolitik unverzagt und frisch an den Aufbau durch Kulturpolitik geht.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below,
or on the date to which renewed. Renewals only:
Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days prior to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.

UCLA
INTERLIBRARY LOAN

THREE WEEKS AFTER RECEIPT
NON-RENEWABLE

6315

JUN 16 1989

LD21A-10m-8,'73
(R1902s10)476—A-31

General Library
University of California
Berkeley

YD 11455
U.C. BERKELEY LIBRARIES
C006097626

485433

Grenzboten
847c
G8
v.79:4

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY, CALIFORNIA